

20 1/2 1049

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 1

Düsseldorf, 6. Januar

1917.



Volkstypen aus der eroberten Walachei.

Phot. Kripp.-Press.-Büro.

HD. 4. 635

Majestät Pflicht.

Roman von Hans Forsten.

Copyright 1916 by
Carl Duncker, Berlin.

Rammerherr Graf Eddal ging unruhig in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf die Tür und auf die Fenster, schüttelte den Kopf und murmelte ein paar unverständliche Worte vor sich hin. Der sonst so formvollendete und durchaus korrekte Hofmann war nicht wiederzuerkennen in seiner Erregung und Unrast. Es mußten ganz besondere Dinge gewesen sein, die ihn in diese Situation gebracht hatten, und wenn ein Mann wie der Kammerherr Eddal seine Fassung verlieren konnte, dann war eins gegen zehn zu wetten, daß die Ursache seiner Aufregung drüben im Schlosse des Herzogs zu finden sein würde, denn alles, was sich außerhalb des Hoftreises ereignete, ignorierte Graf Eddal seit Jahren, für ihn gab es nur den Dienst bei seinem allerhöchsten Herrn, und in diesem Dienste ging er mit Leib und Seele auf; dieser Dienst regelte sozusagen sein ganzes Leben, und dieser Dienst drückte allen Gedanken und allen Handlungen des Grafen seinen Stempel auf. Er beurteilte Dinge und Menschen nur im Vergleiche oder im Verhältnisse zu seinem Dienst, und daher kam es auch, daß es für ihn außerhalb des Hoftreises nichts gab, was seine distinguierte Ruhe und seine hochvornehme Gelassenheit hätte aus dem Gleichgewicht bringen können. Und in der Tat, das was den Grafen Eddal in diese Erregung versetzt hatte, war ein Ereignis, das den ganzen Hof erschüttern mußte. Nichts anderes als das, daß sich der Erbprinz Günter weigerte, ja, sich ganz energisch sogar weigerte, sich mit der ihm infolge politischer Notwendigkeiten zur Gattin bestimmten Prinzessin Adelaide von Battinghausen zu verloben. Graf Eddal war als Werber nach Battinghausen gereist, hatte das Jawort des Fürsten Ernst von Battinghausen erhalten und war triumphierend mit dem Battinghausenschen Abgesandten, Baron Kundenberg, zu seinem hocherzauerten allerhöchsten Herrn zurückgekehrt. Die diplomatische Mission war somit glänzend verlaufen, aber durch die ganz unerklärliche Weigerung des Erbprinzen, die ihm zugedachte Braut zu heiraten, dann plötzlich im letzten Augenblicke ergebnislos geblieben. Das ging dem Grafen Eddal um so mehr auf die Nerven, als er vergeblich nach dem Grunde der Weigerung des Erbprinzen geforscht hatte. Der Erbprinz mochte ihn überhaupt nicht. Das wußte er. So gut er mit dem Herzog stand, so reichlich dieser seine Huld und Gnade über ihn ausgoß, so kühl und zurückhaltend war Erbprinz Günter zu ihm. Er verstand das nicht, da er es doch nie hatte daran fehlen lassen, sich dem Erbprinzen im besten Lichte zu zeigen. Der Erbprinz war aber so ganz anders als sein Vater. Gerade das Gegenteil. Er wollte nichts von dem zeremoniellen Leben

* Dieser in englischer Fassung vorgeschriebene Vermerk ist unverständlich, um den unbefugten Nachdruck unseres Romans in den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu verhindern. Die Redaktion.

wissen, das die Hofbeamten mit peinlichster und ängstlicher Beobachtung aller möglichen Vorschriften aus den ältesten Zeiten um die allerhöchsten Herrschaften spannen. Er spottete darüber wann und wo er nur konnte, und die Erzellenzen und Hofkavaliere sagten sich seufzend und mit flehend zum Himmel gerichteten Blicken, daß der Erbprinz, wenn er dereinst zur Regierung gelangen würde, wohl mit all dem höfischen Schnickschnad kurzerhand Schluß machen würde, der heute noch das Alpha und Omega ihrer Weisheit und ihres Daseins war.

„Entsetzlich,“ murmelten die Lippen des Kammerherrn, als ihm bei seiner rastlosen Zimmerpromenade das wieder einfiel, „entsetzlich! Ein Hof ohne Zeremoniell! Ver! Dann lieber gleich Republik, und ich gehe nach Australien oder noch weiter fort! — Wo nur der Baron bleibt? In einer halben Stunde wollte er zurück sein. — Jetzt sind bereits zwei vergangen!“

Noch ein paarmal ging er auf und ab, dann wurde aber seine grenzenlose Ungeduld endlich behoben; ein Diener meldete den Baron Kundenberg. „Bitte! Bitte!“ rief Eddal und betonte das zweite „Bitte“ so stark, daß der Diener, der ebenso korrekt als Lakai war, wie sein Herr als Höfling, ganz erschrocken den Grafen anstarrte, dann aber schleunigst machte, daß er fort kam.

Baron Kundenberg stürmte in das Zimmer.

„Alles aus, bester Graf,“ rief er schon unter der Tür, „alles aus!“

„Was denn?“ fragte Eddal, sich breit vor Kundenberg hinstellend, „was ist denn aus?“

„Alles!“
„Baron, ich verstehe Sie nicht. Erklären Sie mir doch!“

„Was gibt es da viel zu erklären? Der Erbprinz reißt morgen fort.“

Graf Eddal konnte ob dieser Nachricht nichts anderes über die Lippen bringen als ein „Da!“, das so klang wie ein Pistolen schuß. Dann sagte er sich aber und rief: „Fort? Ja — wohin denn?“

„Weiß ich nicht,“ entgegnete Baron Kundenberg, „ganz geheimnisvolle Sache.“

Ich war drüben im prinzipalen Palais und wollte mit der Hoheit noch einmal eindringlich sprechen, wurde aber nach zweifelhaftem Warten heimgeschickt. „Hoheit sind nicht in der Lage zu empfangen.“ hieß es. So muß ich also nach Battinghausen zurückreisen und meinem Fürsten die Erklärung Ihres Erbprinzen überbringen. Am besten wär's, ich wäre telegraphisch um meinen Abschied ein. Eine solche Diamant!“

„Wieso, lieber Baron, was können Sie und ich dafür?“

„An wem bleibt's denn hängen? Ha? Wir beide sind die schlechten Diplomaten, die Nichtstömmen, die Ungeschickten — was weiß ich noch alles — und ich sehe schon das perfekte Lächeln unserer jüngsten Hofdame; die hat's überhaupt mit der Koketterie, und ich höre schon



Hans Forsten, Verfasser unseres Originalromans: „Majestät Pflicht“.

Schreib' uns über seinen Lebensgang. Geboren wurde ich am 26. Mai 1870 in Chemnitz. Ich studierte in Berlin Kunst- und Musikgeschichte und trieb 1894—1895 in italienischen Klosterbibliotheken musikgeschichtliche Forschungen. Hierauf war ich in verschiedenen Berliner Redaktionen tätig; 1897—1898 weilte ich in Rom. 1898 begleitete ich als Vertreter deutscher Zeitungen unser Kaiserpaar auf der Palästina-Reise. Von Ende 1898 bis Anfang 1900 war ich Korrespondent in Konstantinopel und machte Reisen nach Palästina, Arabien und Ägypten. Dann wirkte ich bis 1901 in Paris für deutsche Zeitungen und ging hierauf nach Berlin als Redakteur. Seit 10 Jahren lebe ich in München als Redakteur und Schriftsteller.

das sarkastische „Ei! Ei!“ unseres Hofmarschalls und das höhnische „Gut amüsiert in Geroldingen, lieber Baron?“ unseres Hausministers. Heiliger Pantkratus! — Ich desertiere!“

Jetzt ging der Baron, wie vordem der Graf, ruhelos und aufgeregter im Zimmer auf und ab. Eddal verfolgte ihn eine Zeitlang mit den Blicken, dann aber trat er zu einem der hohen Fenster und schaute hinaus. Nach und nach wurden die Schritte des Barons länger und langsamer, schließlich blieb er hinter dem Grafen stehen, tippte leicht mit der Spitze seines rechten Zeigefingers auf dessen Schulter und sagte: „Noch einmal mit dem Herzog oder der Herzogin sprechen? Was meinen Sie, Graf Eddal?“

Eddal fuhr herum.

„Unsinn! Ganz überflüssig,“ brummte er, „die allerhöchsten Herrschaften sind außer sich über die Weigerung des Erbprinzen. Anseinerseits verliert in einem solchen Falle jeden Einfluß. Wenigstens jetzt, gleich nach dem Geschehnis. Später, wenn der Aeger etwas verkümmert ist, da könnte man es risikieren, aber wenn der Erbprinz nicht will, dann vermögen auch der Herzog und die Herzogin nichts daran zu ändern.“

„Arme Prinzessin Adelaide!“ seufzte Baron Kundenberg, und dieser Seufzer fand sein Echo beim Grafen Eddal.

„Wie wird sie's aufnehmen?“ fragte er.

Baron Kundenberg zuckte die Achseln. „Wer weiß es? Prinzessin Adelaide ist unberechenbar. Keiner von uns kann sich rühmen, sie genau zu kennen. Ebenjogut wie sie über die Ablehnung des Erbprinzen todtraurig oder tiefverletzt in ihrem Stolge sein kann, ebenjogut ist es möglich, daß sie herzlich darüber lacht und wie ein Kind die Hände zusammenpatscht vor Freude. Qui so lä?“

„Na, na,“ rief Eddal aus. „Freude! Ich meine, dazu ist doch kein Anlaß vorhanden! Sie bekommt doch nun mal — hm — man darf es ja sagen — einen regelrechten Korb. Ärgert so ein Korb schon einen Mann, wieviel mehr eine Dame. Nein, nein, lieber Baron, von Freude wird da bei der Prinzessin nichts zu spüren sein, wenn sie hört, wie unsere Mission verlaufen ist.“

Nach diesen Worten trat eine lange Pause ein. Jeder der beiden Höflinge hing seinen Gedanken nach, jeder schien nach einem neuen Weg zu suchen, der doch noch zu einem Erfolge führen könnte, aber

die beiden Gesichter verrieten nur zu deutlich, daß sie diesen Weg nicht entdeckten. Da trat der Diener ein und meldete, daß das zweite Frühstück serviert sei, und Graf Eddal lud den Baron durch eine Handbewegung ein, sich mit ihm in das Speisezimmer zu begeben.

II.

Während die beiden Hofkavaliere dem Dürheimer des Grafen Eddal und den auserlesenen Delikatessen zusprachen, die in fast feierlicher Weise dazu serviert wurden, sah im roten Salon, einem hohen und weiten Gemach des Residenzschlosses, der Herzog Franz Ferdinand von Geroldingen mit seinem ältesten Sohn, dem Erbprinzen Günter. Der Vater, groß, stattlich, vom Kopf bis zum Fuß Aristokrat, mit einem Gesicht, das Güte und Milde verriet, mit Augen aber, die von Zeit zu Zeit so scharf und willensstark aufblitzten, daß man sich wohl hütete, diesen Mann in Zorn zu versetzen. Der Sohn, ebenso schlant wie der Vater, aber nicht so breit, eleganter und elastischer, ein vornehmes Aristokratengesicht mit einem energischen Zug um den feingeschnittenen Mund, den ein kleiner, englisch gestukter Schnurrbart überwölkte, ein Paar strahlende blaue Augen, aus denen in Momenten des tiefen Nachdenkens oder des Beobachtens stahlharte Blicke sprangen, die von großer Willenskraft zeugten, und die verrieten, daß es für den Prinzen keine Hindernisse gab, wenn er sich vorgenommen hatte, etwas zu erreichen. Die beiden Männer schienen ganz ähnlich in den Charakteren zu sein, woraus man schließen konnte, daß sie nicht sehr gut miteinander standen. Und in der Tat, das Einvernehmen zwischen Vater und Sohn war nicht das denkbar beste. Der Erbprinz war dreißig Jahre alt geworden und war im großen ganzen dem Vater fremd geblieben. Das lag hauptsächlich an den Geboten des Hofzeremoniells, die dem Erbprinzen eine eigene Hofhaltung aufzwangen und ihn so seit seinem vierundzwanzigsten Jahre vom Familienleben beinahe ganz ausschlossen. Seine beiden jüngeren Brüder und seine Schwester waren viel öfter und länger mit den Eltern zusammen als er, schon deshalb, weil sie im Residenzschloß wohnten und regelmäßig bei den Familientafeln erschienen und nach der Aufhebung derselben im engeren Kreise mit dem Herzog und der Herzogin zusammenblieben. Der Erbprinz residierte in einem Palais, das sich ein paar Straßenzüge von der Residenz entfernt befand, und um sein Erscheinen im Kreise seiner Familie zu ermöglichen, mußten, so wollte



Deutsche Fürsorge für die Bevölkerung besetzter Gebiete: Armenspeisung in Bialystok.

Phot. Voedeker.

es das Zeremoniell, immer erst besondere Einladungen an ihn ergehen, wie er auch nicht ohne weiteres mit seinem Vater und mit seiner Mutter an einem dritten Orte zusammentreffen konnte. Er empfand diese Vorschriften als etwas ungemein Lästiges, da aber der Herzog nicht zu bewegen war, sich von ihnen zu emanzipieren, so mußte Prinz Günter sie ertragen, und er tat es, indem er so wenig wie möglich in der Residenz erschien und es vermied, mit dem Vater oder der Mutter anders als bei unumgänglichen Gelegenheiten zusammenzutreffen. Schon in der frühesten Jugend hatte Erbprinz Günter eine große Abneigung gegen das Hofzeremoniell empfunden, und er war der glücklichste Mensch an dem Tage, an dem er die Universität beziehen und, nur von einem Adjutanten begleitet, fern von der Residenz leben durfte. Mit einem gewaltigen Eifer, der bei Prinzen sonst gewöhnlich nicht zu finden ist, warf er sich auf sein Studium, und er nahm es so ernst damit, daß er sich, was man in Geroldingen gar nicht gewünscht hatte und worüber die Köpfe der Hofgesellschaft arg ins Wadeln gerieten, den Dokortitel der juristischen und der philosophischen Fakultät errang. Und als er dann in die Armee eingetreten war und eines Tages ganz freimütig geäußert hatte, daß er mehr Genugtuung darüber empfände, Doktor zweier Fakultäten zu sein, als Oberst eines Regiments, da wurden die Hoffstrahlen von einem geradezu panischen Schrecken erfaßt. So etwas hatten sie und ihre im Hofleben ergrauten Eltern und Großeltern ja noch nie erlebt, das ging ja gegen alle Tradition und gegen alles, was ihnen als heilig und als unantastbar galt. Der Erbprinz war für sie von da an ein Sonderling, und im verschwiegenen Kämmerlein nannten ihn die Erzellenzherren und deren Damen noch ganz anders; das heißt, um gerecht zu sein, nur die älteren Damen. Die jüngeren fanden es sehr nett und außerordentlich interessant, daß Prinz Günter den Mut hatte, anders zu sein, als Prinzen für gewöhnlich sind, und so kam es, daß der Erbprinz zunächst bei Hofe die Jugend für sich und das Alter

gegen sich hatte, und später schied sich im Volke in gleicher Weise zwei Parteien voneinander. Die Jungen schwärmten für den Erbprinzen und bereiteten ihm begeisterte Ovationen, wenn sie ihn sahen, und die Älteren schüttelten den Kopf und zuckten die Achseln über ihn. Dem Erbprinzen war beides gleichgültig. Er buhlte nicht um die Gunst der Menschen, und er hatte kein Interesse an ihnen. Wenn er nicht vom militärischen Dienst allzusehr in Anspruch genommen wurde, widmete er sich seinen Studien, namentlich solchen auf kunstgeschichtlichem Gebiete, und in diesen Stunden fühlte er sich überaus glücklich und zufrieden.

Dieses durchaus unprinzliche Leben bekam aber noch einen absonderlicheren Anstrich dadurch, daß sich Erbprinz Günter nicht, wie es Prinzen und besonders die Thronerben gewöhnlich tun, mit vierundzwanzig Jahren verheiratet hatte, und dadurch, daß sich Erbprinz Günter nicht, wie es Prinzen und die Thronerben gewöhnlich tun, mit dem weiblichen Geschlechte in Gestalt von Liaisons beschäftigte. Aber Prinz Günter war auch hierin anders als die andern Prinzen auf Erden, denn er verehrte die Frauen, er schwärmte für sie, aber er hielt es eines Mannes und besonders eines Fürsten unwürdig, mit Frauenherzen zu spielen. Er war sich vollauf bewußt, daß auch ihn eines Tages der Zauber der Liebe ergreifen würde, aber er wollte erst als gereifter Mann in die Fesseln der Leidenschaften schlüpfen, ihn dünkte es viel köstlicher, in voller Reife, im Bewußtsein einer starken Männlichkeit Liebe zu genießen, und



Kaiser Karl auf der Fahrt nach Budapest zur Krönung.

Kilophor Ges. m. b. H., Wien.

niemals dachte er daran, anders dem Zuge des Herzens zu folgen, als in freier selbständiger Wahl, ohne Beeinflussungen, ohne Rücksichtnahme, ohne das Drum und Dran der höfischen Interessenpolitik. Und so war in ihm der Plan gereift, sich dereinst dem Weibe, das er lieben würde, unerkannt zu nähern. Es sollte nicht wissen, welchen Rang er einnahm, nur als Menschen sollte es ihn kennen, nur als Menschen achten und schätzen lernen, dann erst, wenn er die Gewißheit gewonnen hatte, daß ihn die Auserwählte um seiner selbst willen liebe, dann wollte er sich ihr offenbaren. So wollte er sich ein Liebesglück



Die Matthiaskirche in Budapest, die Stätte der ungarischen Königskrönung.

Phot. Klapoth, G. m. b. H.

erzählen, das Prinzen sonst nicht beschieden war. Und Prinz Günter hatte bereits einmal in seinem Leben ein Mädchen getroffen, das einen großen Eindruck auf ihn gemacht hatte, und zu dem es ihn noch jetzt hinzog mit den Gewalten der aufsteigenden Liebe. Es war vor drei Jahren gewesen, als er ganz allein als Tourist durch Tirol gewandert war. Auf einem Gipfel in der Nähe von Matrei hatte er damals rastet und just, als er sich zum Abstieg gerüstet, war jenes Mädchen erschienen. Es war blond wie die reifen Weizenähren im August, und seine Augen waren braun wie die des Rehes, ein fröhliches Lächeln hatte auf seinem Gesicht geschwebt, und die brennend roten Lippen waren ein wenig geschürzt gewesen, so daß die blühenden Perlenzähne sichtbar geworden waren, das reizendste aber in seinem schönen Antlitz waren zwei Strähchen, die sich in die von der Anstrengung

allein weitergehen zu dürfen, da sie sonst, wie sie mit einem Seufzer hinzugefügt hatte, sich vielleicht die Erlaubnis ihrer Eltern verschert haben würde, noch einmal allein in den Bergen herumwandern zu dürfen. Die Eltern waren nämlich in Matrei zurückgeblieben. Prinz Günter hatte diesen Wunsch verstanden und daher ohne Widerpruch erfüllt. Aber ihm war so traurig zumute gewesen, als sie dann davongegangen war und wie sie sich gar noch ein paarmal, ihm einen Gruß zuwinkend, umgedreht hatte, da war eine tiefe Wehmut in sein Herz gezogen, und von dieser Stunde an hatte er das Mädchen nicht vergessen können, und so trug er die aufsteigende Liebe noch immer in der Brust und sehnte sich danach, daß sie sich zur Blüte entfalte. Er wußte nichts Näheres von der jungen Dame. Den Namen, den sie ihm genannt hatte, als er sich als Dr. Günter vorgestellt, hatte



Prunkvase. Geburtstagsgeschenk des Kaisers an den Reichskanzler.
 Vorderseite mit dem Bilde des Kaisers. Rückseite mit Abbildung des Königl. Schlosses zu Berlin.

Phot. u. Groß.

des Bergsteigens flammend geröteten Wangen senten. Obwohl von schlankem Wuchse, schien der Körper dieser jungen Bergsteigerin fehnige Kraft zu bergen, und ihre ganze Erscheinung ließ dem geschärften Blick Günters sofort erkennen, daß sie eine Dame der besten Gesellschaft sein mußte, die vielleicht wie er mit voller Absichtlichkeit einsam ihres Weges ging und das Zusammensein mit Menschen mied. Er war von ihr nicht gleich bemerkt worden, erst als er bei ihr vorüber-schreiten wollte, um den Pfad einzuschlagen, auf dem sie gekommen war, hatte sie ihn gesehen. Die Blicke der beiden hatten sich dann getroffen und waren sekundenlang aneinander gefesselt geblieben. Er hatte sie begrüßt, und als sie mit einem Neigen des Kopfes gedankt hatte, war es ihm möglich geworden, ein paar Worte an sie zu richten. Und aus diesen lapidaren Höflichkeitsworten war eine anregende, lebhaft Unterhaltung geworden. Gemeinsam waren sie dann nach Matrei hinuntergegangen, aber vor dem Orte hatte die Dame gebeten,

er längst vergessen. Er hatte nicht auf ihn geachtet, weil er ja der festen Überzeugung gewesen war, daß dieser Name nicht der richtige sei, daß auch sie sich anders genannt habe, als sie in Wirklichkeit hieß, genau so wie er es getan. Nur das eine war ihm noch in der Erinnerung geblieben, daß sie ihm erzählt hatte, sie ginge in jedem Jahre mit ihren Eltern nach Tirol und an den Gardasee, weil ihr diese Gegenden am besten gefielen. Mit solchen dürftigen Anhaltspunkten war es natürlich schwer, jemanden wiederzufinden, und so mußte es Erbprinz Günter einem Zufall überlassen, um wieder mit der Unbekannten zusammentreffen zu können.

Es konnte also nach alledem gewiß nicht wundernehmen, wenn sich Prinz Günter weigerte, sich mit der Prinzessin Adelaide von Batinghausen zu verloben oder, richtiger ausgedrückt, sich im Staatsinteresse verloben zu lassen. Wenn die Unterhändler bei dieser Affäre den Prinzen besser gekannt hätten, dann hätten sie wohl den Auftrag,

eine Verlobung herbeizuführen, schon gar nicht erst übernommen. So aber waren sowohl dem Grafen Edal wie dem Baron Rundenberg der wahre Charakter und die Denkmalsart des Erbprinzen so fremd geblieben, daß sie sogar ganz fest davon überzeugt waren, er würde nicht einen Augenblick zögern, den traditionellen Gepflogenheiten nachzukommen und sich mit einer Prinzessin zu verloben, die er nie im Leben gesehen hatte, und die er nur vom Hörensagen kannte. So wie es ja Brauch in Fürstentümern seit alters her war.

Die Weigerung des Prinzen hatte aber den Herzog veranlaßt, seinen ältesten Sohn zu sich kommen zu lassen, und so finden wir die beiden im roten Salon des Residenzschlosses.

Nachdem sich der Prinz vor seinem Vater tief verneigt hatte, war ihm durch eine Handbewegung des Herzogs ein Stuhl angeboten worden. Den nahm er aber erst, nachdem sich sein Vater an einem kleinen, zierlichen Notizschreibtisch niedergelassen hatte, der vor dem Stuhle stand. So saßen sie sich Auge in Auge gegenüber, nur die Blide, die sie wechselten, verrieten, daß sie wußten, daß es eine harte Auseinandersetzung geben würde. Das geschah nicht zum ersten Male. In diesem Salon, der weitab von den Gemächern lag, in denen sich die Kammerherren, die Audienzsuchenden und die große Menge der zum Hofe gehörenden Persönlichkeiten aufhielten, hatten schon einige heftige Unterredungen zwischen Vater und Sohn stattgefunden, und deshalb nannten die Hofleute auch den roten Salon den „Kriegsschauplatz“. Nachdem sich die Blide des Herzogs und des Erbprinzen eine Zeitlang gekreuzt hatten wie scharfe Damaszener Klingen, ergriß der Herzog das Wort und sagte in seiner kurzen Art, die jedes Wort, jeden Satz wie ein Kommando erscheinen ließ: „Also du weigerst dich, Prinzessin Adelaide zu heiraten, trotzdem du wissen mußt, daß eine Verbindung unserer beiden Häuser von größter Wichtigkeit für unser Land ist. Ich bitte um eine Erklärung.“

Der Prinz atmete ein paarmal tief, dann sagte er seinen Vater noch schärfer ins Auge, und mit einer Stimme, deren Festigkeit an den ehernen Klang einer Glocke erinnerte, erwiderte er: „Ich habe nichts Besonderes zu erklären. Ich nehme für mich das Recht jedes Menschen in Anspruch, sich nach freier Wahl zu vermählen.“

„Jedes Menschen! Du bist der Erbprinz von Geroldingen!“ rief der Herzog. „Deine Pflichten stehen vor den Menschenrechten.“

„Ich wünsche nicht aus Pflicht zu heiraten, sondern aus Liebe, denn ich vermag nicht einzusehen, weshalb Fürsten in der Ehe nicht glücklich sein dürfen.“

„Meinst du, daß Liebesheiraten die glücklichsten sind? Der allerbeste Kitt der Ehe ist Interessengemeinschaft.“

„Verzeihung,“ entgegnete Günter, indem eine leichte Röte seine Wangen überflog, „ich habe ganz andere Ansichten über die Ehe. Ich will als Gattin eine aufopferungsfähige Gefährtin haben, die mit mir Freud und Leid teilt, und das, Vater, kann nur eine liebende und eine sich geliebt wissende Frau. Eine liebende Frau hat doch ungleich mehr für alles das übrig, was den Mann interessiert als eine, die ihn nur aus Vernunftgründen heiratet, denn die Liebe nimmt ja mehr mit dem Herzen Anteil an den Schicksalen und Bestrebungen des Gatten als mit dem Verstande.“

„Du hast also noch Ideale!“ sagte der Herzog. „Ich beneide dich nicht darum, denn Ideale sind Wechsel, die auf Enttäuschungen gezogen werden. Deine Ansichten wurden fernab von der Welt geschmiedet. In deinem Studierzimmer. Dort

mögen sie Geltung haben, draußen im wirklichen Leben nicht. Ich möchte dir zu bedenken geben, daß du dein Leben ganz dem Wohle des Vaterlandes zu widmen hast, hierzu gehört auch das Unterdrücken der eigenen Wünsche zugunsten der Interessen des Staates. Wir Fürsten müssen das schon von frühester Jugend auf lernen, um es im Alter gut zu können. Ich bedauere, daß du es nicht gelernt hast. Immerhin bist du noch nicht alt genug, um das Versäumte nicht noch nachholen zu können.“ Die leichte Ironie, die in diesen letzten Worten lag, trieb dem Erbprinzen das Blut in die Wangen, und er hatte Mühe, ruhig zu bleiben, dennoch klang es erregter, als zu Beginn der Unterredung, da er nun erwiderte: „Warum soll es denn nicht Fürsten geben, die auf andere Weise ihrem Volke dienen, als es die Tradition erfordert? Sind denn die Regierenden bei ihren Entschlüssen an unveränderliche und erstarrte Gesetze gebunden? Darf denn in den Höhen der menschlichen Gesellschaft kein fortschrittlicher Wind wehen? Muß denn dort immer der konservative Geist herrschen, der in der großen Masse des Volkes immer mehr und mehr schwindet?“

„Deine Studien, lieber Günter, scheinen dich auf Irrwege geführt zu haben,“ entgegnete der Herzog, und auf seiner Stirne zeigte sich eine tiefe Falte, „sonst müßtest du wissen, daß wir Fürsten kein Recht haben an dem zu rütteln, was durch die göttliche Vorsehung geschaffen wurde. Wohin wir gestellt wurden, dort müssen wir stehen bleiben, was uns übergeben wurde, das müssen wir treu hüten, und verlieren wir die Erkenntnis, daß wir die einzigen ruhenden Pole in dem Gewoge des politischen Lebens sind, dann verlieren wir zugleich unsere Macht und unser Ansehen. Ich bitte, darüber einmal nachzudenken, und du wirst mir recht geben.“

Prinz Günter schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht, Vater,“ sagte er, „denn meine Meinung entsprang schon einem tiefen Denken über diese Fragen.“

„Lassen wir das,“ sagte der Herzog, ein wenig ungeduldig werdend, „zum Glück wird es ja Männer in deiner Umgebung geben, die dich vor unbesonnenen Schritten zu bewahren wissen werden, wenn dir einstmals die Krone zufällt. Ich will jetzt noch einmal zugleich im Namen deiner Mutter die Bitte an dich richten, auf deiner Weigerung, die Prinzessin Adelaide zu heiraten, nicht zu beharren!“

„Vergeblich, Vater!“ rief der Erbprinz aus. „Vergeblich! Ich kann nicht! Und sollte ich mir dadurch für alle Zeiten deine Gnade verschert haben, — ich kann nicht anders!“

Des Herzogs Augen flammten auf. „Und der Grund deiner Weigerung?“ sagte er dann.

„Den nannte ich bereits. Ich will frei wählen und nur diejenige zur Gattin nehmen, die ich liebe, und die mich liebt.“

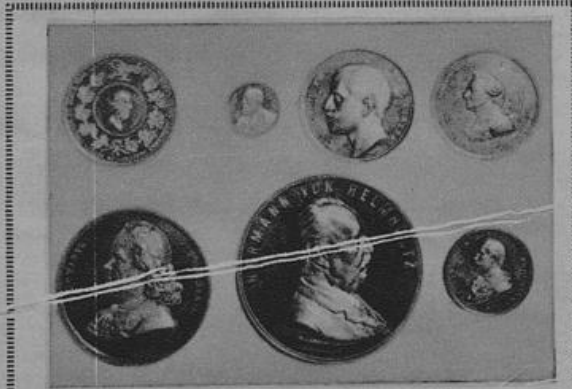
„Kein anderer Grund?“

„Ich sprach doch ganz verständlich, Vater.“

„Ich meine — hm — vielleicht eine Liebelei —“

Der Erbprinz lächelte. „Wie kennst du mich schlecht,“ sagte er dann, „wie wenig weißt du von mir, um das denken zu können.“

„Nun ja,“ erwiderte der Herzog, ein wenig verlegen durch die Art, in der ihn sein Sohn darauf aufmerksam gemacht, daß er sich eigentlich um ihn nicht allzuviel gekümmert hatte, „man kann es ja annehmen. In deinem Alter, bei deinem Rang — hm — das wäre doch nicht so unmöglich.“ Der Erbprinz schüttelte den Kopf. „Es gibt hundert Menschen, Vater, die nicht gerne ausgetretene Wege wandeln.“



Don der vaterländischen Goldsammlung: Die in die Sammlung abgelieferten Virchow-Gedenkmünzen im Berliner Rathaus.

Die Erben des berühmten Gelehrten Geh. Medizinalrats Professor Dr. Rud. Virchow (gest. 1902) liefereten an die Goldmünzstelle im Berliner Rathaus 2 große Denkmünzen von reinem Mängelgelde ab. Diese besitzen ein Gesamtgewicht von 1200 Gramm und einen Goldwert von 2800 Mark. Die Münzen sind Virchow von wissenschaftlichen Körperchaften verschiedener Kulturstaaten verliehen worden. In der Mitte des Bildes die große belgische Münze. Phot. Verl. Müller-Verl.

Der Herzog erhob sich und trat zum Fenster, blickte eine Zeitlang hinaus, drehte sich dann um und sagte: „Du hast um Urlaub gebeten, Günter, du willst morgen fortreisen?“

Der Erbprinz erhob sich und verneigte sich tief.

„Wohin?“

„Planlos und ziellos soll die Reise sein.“

„Hm!“

Wieder trat eine Pause ein.

„Wie lange?“ fragte dann der Herzog.

„So lange als möglich. Wie viele Monate würde ich Urlaub bekommen?“

„Monate gar?“

„Ich bitte darum. Ich habe vor, Studien zu machen, die viel Zeit kosten werden.“

„Du reifest intognito?“

„Selbstverständlich, Vater!“

„Ohne Begleitung?“

„Sanz allein!“

„Was sind das für Sachen! Was sind das für Sachen!“ Der Herzog begann auf und ab zu gehen, dann blieb er plötzlich vor seinem Sohne stehen und rief: „Was soll ich denn für eine Erklärung abgeben über deine Reise? Ich kann doch nicht sagen, daß du vor der Prinzessin, die du doch gar nicht kennst, flichst.“

Der Erbprinz lächelte und sagte dann: „Wie kommst du nur zu der Annahme, Vater, daß ich vor der Prinzessin Adelaide fliehen möchte?“

„Na, was soll denn deine Reise anders sein? Lerne die Prinzessin

doch erst einmal kennen! Du hast sie ja nur einmal als sechsjähriges Kind gesehen, als sie sich mit ihren Eltern hier ein paar Tage auf der Durchreise aufhielt, und ich glaube, du hast noch nicht einmal ein Bild der Prinzessin Adelaide in der Hand gehabt.“

„Nein, das habe ich in der Tat nicht,“ erwiderte Günter noch immer lächelnd, „und ich werde auch keines ansehen. Es interessiert mich nicht. Was die Erklärung über meine Reise anbelangt, so erlaube ich mir, den Vorschlag zu machen, als Grund meine Studien anzugeben. Damit würde die Wahrheit gesagt.“

„Studien? Wozu eine Ausrede. Glaubst kein Mensch. Erfolg wäre allgemeines Kopfschütteln und Wischen. Nein, Günter! Den Urlaub muß ich dir ja nolens volens bewilligen, aber dafür mußt du mir eine plausible Erklärung für deine Reise geben.“

„Warum muß denn immer erklärt werden, Vater? Kann nicht einmal die Bekanntgabe der vollendeten Tatsache genügen? Bin ich denn außer dir jemandem Rechenschaft schuldig für mein Tun und Lassen?“

„Freilich bist du das. Das Volk verlangt sie.“

„Von seinem Fürsten könnte das Volk diese Rechenschaft verlangen, vom Erbprinzen wohl kaum.“

„Das sind wieder solche neumodischen Ideen. Ich bitte dich, doch ein wenig auf mich Rücksicht zu nehmen und auf meine festgewurzelten Anschauungen. So lange ich lebe, bleibt es beim alten, Günter, und ich lasse daran nicht rütteln. Wenn du mir keine Erklärung für deine Reise geben willst, so werde ich eine solche von meinem Kabinettschef formulieren lassen.“

(Fortsetzung folgt.)



Einweihung des Ehrenfriedhofes auf dem Truppenübungsplatz Beverloo (Belgien) in Gegenwart des Generalgouverneurs Generaloberst Freiherrn von Bissing, Gz. (x).

Außer diesen waren anwesend: Der Verwaltungschef beim Generalgouvernement in Belgien, Ezzellenz Dr. von Sandt (1), Gouverneur der Provinz Limburg, Ezzellenz Klein (2), der Lagerkommandant Ezzellenz Generalleutnant Wentscher (3), Generalmajor von Wurmb (4) und andere Ehrengäste, unter denen sich auch Vertreter von sechs neutralen Staaten befanden. Der Ehrenfriedhof ist vollständig von Handwerkern der Besatzungstruppen nach dem Entwürfe des Regierungsbaumeisters Kellermann erbaut.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 2.

Düsseldorf, 15. Januar

1917.



Der bulgarische Oberst Simow (x) beobachtet mit Major Pasow (xx) ein Gefecht in der Dobrudtscha.

Phot. Coll. 1917. 2017.

Majestät Pflicht.

Copyright 1915 by
Carl Duncker, Berlin.

Roman von Hans Forsten.

1. Fortsetzung.

Der Erbprinz preßte die Lippen aufeinander und blickte auf den Fußboden, dann schlug er die Augen auf, und daraus zuckte nun ein flammender Blick zu seinem Vater hinüber; hierauf sagte er, sich verneigend: „Ich überlasse dir alles, Vater, und ich bin überzeugt davon, daß dein Kabinettschef das Richtige finden wird.“ Der Herzog sah seinen Sohn scharf an. Er wußte nicht recht, wie die lezten Worte gemeint waren, ernsthaft oder ironisch. Als er aber auf dem Gesichte Günsters keine Erklärung dafür herauslesen konnte, zuckte er nur die Achseln und schwieg.

Der Erbprinz glaubte, daß die Unterredung nun zu Ende wäre, und deshalb fragte er, indem er einen Schritt näher zum Herzog trat: „Ich darf mich wohl jetzt verabschieden, Vater?“

Der Herzog antwortete nicht auf diese Frage. Er begann wieder auf und ab zu gehen, dann blieb er plötzlich vor seinem Sohne stehen und sagte: „Wäre es ganz ausgeschlossen, dich dazu zu bewegen, daß du deine Abreise um acht Tage verschieben würdest?“

„Ich verstehe,“ erwiderte der Erbprinz, „man will die Verhandlungen mit dem Hofe von Batinghausen noch nicht abbrechen. Man will Zeit gewinnen und hofft vielleicht, auch mich umzustimmen. Vergeblich, Vater, ganz vergeblich. Mein Entschluß ist unabänderlich.“

„Vielleicht würdest du anders sprechen, wenn du Prinzessin Adelaide kennen würdest. Sie ist schön und klug. Ich war entzückt von ihr, als ich sie im vorigen Jahre sah. Es ist schade, daß sich bisher keine Gelegenheit geboten hat, bei der du mit ihr hättest zusammenkommen können.“

„Vater, du wiederholst dich! Und so muß ich auch noch einmal aussprechen, was ich bereits sagte, ich interessiere mich nicht für die Prinzessin.“

Der Herzog wurde jetzt ungeduldig. Seine Hand zitterte ein paarmal erregt über seine Stirn, dann sagte er stolz und ganz kühl: „Ich danke dir und wünsche dir eine gute Reise. Ich bitte, mir fortgesetzt deine Aufenthaltsorte mitzuteilen.“

Der Erbprinz gab keine Anstalten, dem Sohne die Hand zu reichen. Seine Augen blickten zornig. Günsters verneigte sich korrekt, sagte: „Lebewohl, Vater!“ und ging.

Eine Zeilang starrte der Herzog finster auf die Thür, die sich hinter seinem Sohne geschlossen hatte, dann strich er sich wieder mit der Hand über die Stirn und drückte auf den Knopf einer elektrischen Glöde. Ein Lakai trat ein. „Ich lasse den Kammerherren Graf Edbal bitten,“ sagte der Herzog. Der Lakai verneigte sich tief und trat ab. Herzog Ferdinand setzte sich an den zierlichen Nototischschreibtisch, stützte den Kopf in die Hände und hing seinen Gedanken nach, die nichts weniger als freundlich waren.

III.

Das Münchener Oktoberfest hatte begonnen. Die riesige Ebereszenwiese zu Füßen der Kolossalstatue der „Bavaria“ war mit Hunderten von Zelten, Buden und mächtigen Holzbauten bedeckt, in denen es lustig, laut und feuchtsfröhlich zuging. Die Attraktionen in Gestalt von zusammengewachsenen Zwillingen, Damen ohne Unterleib, Miniaturpferden und Schlingenspielen erfreuten sich keines großen Zuspruchs, dafür waren die Karusselle, die Russischen und das Hippodrom, das Teufelsrad und die Bierpauke stets überfüllt. Auch die Menagerie fand großes Gefallen, und man konnte aus dieser Verteilung des Besuches des großen Volksfestes seine Schärfe auf den Geschmack des Publikums ziehen. In den breiten Straßen zwischen den Schaubuden lag eine ungeheure Menschenmenge auf und nieder, vorbei an den Tausenden, die vor den Buden stehen geblieben waren und beiläufig die Reden und Einladungen der drallenden Reklamehandlanger lauften. Die Dochpauke der Karusselle und die großen Musikautomaten des Kinetheaters, Hunderte

von Kindertrompeten und die Orchester in den Bierhallen machten einen so gewaltigen Lärm, daß man schreien mußte, um sich bei einer Unterhaltung verständlich machen zu können. Ein den Münchener so ungemein sympathischer Duft von gebratenen Hühnern und Fischen von frischen Waffeln und Bratwürsteln, von Bier und Tabak durchzogen die Budenstadt, und in den Gärten bei den Hauptbierquellen saßen Familien und verzehrten das auf der Festwiese erklandene Abendbrot in Gestalt von Würst, Käse und Rettich. Wohlhabendere hatten sich Bratbühner geleistet und aßen sie nun mit trübendem Behagen gleich mit den Fingern natürlich, die vom Bratenfett glänzten, mit ihrer Mund und ihre Wangen. Andere wieder schmelzten im Genuß von gebratenen Schweinswürsteln und beneideten dabei keine Dollartönig um sein achtgängiges Souper. Bescheidener aßen nur Rettich und Radieschen und tranken ihre Lieblingsbier dazu, von Zeit zu Zeit erzählend, daß „die Maß“ vor zehn Jahren noch um die Hälfte billiger gewesen wäre als jetzt. Auf allen Gesichtern lag Festesfreude, und je länger die Schatten wurden, desto heller leuchteten die Augen. Die Lustigkeit nahm immer mehr und mehr zu, und nachdem der Magen seinen Tribut bekommen hatte, kam der Humor an die Reihe und der Gesang. Was die Musikkapellen spielten, wurde mitgeklungelt, und bei den Gassenbauern stellten sich Studenten auf die Stühle und taktierten mit ihren Stöcken. Hier und da kam es zu Reibereien, aber die gewichtigen Ordnungsmänner stifteten schnell wieder Ruhe. Das Publikum setzte sich aus allen Schichten der Bevölkerung zusammen und es gibt wohl kein Fest, bei dem sich so ungezwungen Reiche und Arme, Große und Niedere, Vornehme und Bödelhafte durcheinander bewegen, wie beim Münchener Oktoberfest. Neben dem Scheintraum aus dem Ministerium verzehrt der Trambahnschaffner mit Frau und Kind sein „Schnitzes“, neben der brillantengeschmückten Sattin eines Bankiers sitzt eine kleine Schneiderin in einfacher weißer Wollebluse und trinkt in großen Zügen ihr Märzenbier, der schneidige Korporal student nimmt an einem Tische Platz, an dem Arbeiter sitzen, und unterhält sich mit ihnen, der Leutnant in Zivil läßt sich von einem Sechserleitner Geschichten aus der guten alten Zeit erzählen, in denen das goldene Münchener Herz eine große Rolle spielt, und Volksmenschen bitten Hochstapler, die von weit her nach München zu diesem Feste kommen, und die sie noch nicht kennen, um Feuer für ihre Virginia, die man mit Vorliebe auf der Wiese raucht. Von Zeit zu Zeit kommen die Schützen von den Schießständen herüber und erzählen, was sie für Beute gehabt hätten, und Frauen mit Brot, Brezeln, Bierstangen, Nüssen, Zuckerwaren, Bratfischen, Luftballons, Ansichtskarten und wahrzählenden Vögeln schwirren durch die Menge, tauen ihre Waren anbietend. Bettler kommen und gehen, Arme werden herumgeführt, und keiner wird vergessen, denn der Münchner ist gerne wohlthätig und besonders dann, wenn er im Wohlbehagen schwelgt und bei einem guten Bier und einem delikaten Essen „seine Ruh“ gefunden hat.

In einem der letzten Eische im Garten des „Wingerer Fährndel“, eines beliebten Bierpalastes auf der Wiese, saßen zwei junge Leute, denen man es schon von weitem ansah, daß sie Künstler waren. Nicht daß sie an die berühmten „Schwabinger“ in ihrem Auftreten gemahnten, nicht, daß sie lange Haare und flatternde Kravatten, Anichosen und Samtjadelts trugen, nein, sie waren sogar bei aller Einfachheit elegant gekleidet, und wenn man erkannte, daß sie Jünger der Kunst waren, so geschah das dadurch, daß sie mit scharf beobachtenden Blicken umhersahen und von Zeit zu Zeit in kleinen Skizzenbüchern flüchtige Eindrücke mit dem Bleistift festhielten, die sie sich dann lachend zeigten und trübten. Sie mochten beide etwa dreißig Jahre alt sein. Der eine schien etwas älter und gefechter, weil er einen braunen Spitzbart trug, der andere mit seinem kleinen blonden Schnurrbart dagegen jünger, weil seine Wangen auffallend frisch und rot waren, und weil er ungemein lebhaft war.

* Dieser in englischer Fassung vorliegende Vermerk ist eine Hülfsziffer, um den Verfasser des Romans in den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu identifizieren.

„Heiliger Apoll,“ rief der Blonde, „Walter, schau dir doch den biedern Landmann dort an! Ist er nicht eine köstliche Gestalt? Schreibtafel her, daß ich es niederschreibe!“

Und mit slinker Hand zeichnete er in seinem Skizzenbuch, während sein Freund leicht lächelnd das seine zuklappte. „Meine Ausbeute ist groß genug,“ sagte er dabei, „Stoff für ein Duzend Zeichnungen.“

„Ja, du hast's leicht! — Du haust am Tage zwei Skizzen für deine Zeitschriften hin und hast deine zweihundert Martel in der Tasche! Inseerins braucht Monate, bis er ein Bild fertig hat, das verkaufsfähig ist und in den seltensten Fällen verkauft wird.“

„Geb, geb, Hansjörg! — Dir ist in den letzten zwei Jahren kein einziges Bildtel hängen geblieben, schon auf der Staffelei hast du sie verkauft,“ erwiderte sein Freund lachend.

„Weil ich ein so guter Kerl bin und nicht mit anhören kann, wenn so ein Kunsthändler jammert, daß er so schlechte Geschäfte mache, und da gebe ich ihm halt meine Bilder und billig dazu.“

Sie lachten beide und Hansjörg zeigte dem Freunde die Skizze, die er soeben vollendet hatte. „Gut,“ sagte Walter Beerenzen, „ganz vortrefflich aufgefaßt.“

„Dieses Oktoberfest ist eine wahre Fundgrube für originelle Typen, und es paßt alles so gut zusammen,“ erwiderte Hansjörg Kellermann, „Milieu und Gestalten, und den, der nicht hierher gehört, erkennt man auf hundert Meter.“

„Wie zum Beispiel der schlanke Herr dort, der mit erstaunten Blicken und getümpfter Nase sich durch der Fische fürchterliche Enge drängt. Der gehört nicht hierher. Der ist ein anderes Milieu und eine andere Luft gewöhnt.“

„Er sieht sehr vornehm aus und scheint ein Fremdling zu sein. Vielleicht ist er zum ersten Male beim Oktoberfest und kennt die Sache noch nicht und weiß noch nicht, daß man hier mit den Wölfen heulen muß, um nicht unliebsam aufzufallen. Man sollte ihn informieren,“ meinte Hansjörg.

„Kannst du ja, denn er steuert direkt auf unsern Tisch los, weil es der einzige ist, an dem noch ein leerer Stuhl steht.“

Der Fremde kam tatsächlich an den Tisch der beiden Künstler, zog den Hut und fragte höflich, ob noch ein Platz frei wäre. Die beiden Künstler lächelten, grüßten, und Hansjörg sagte: „Bitte, bitte, nehmen Sie nur Platz, mein Herr! Aber ich rate Ihnen, wenn Sie öfter das Oktoberfest besuchen wollen, sich abzugewöhnen, erst nach einem Platz zu fragen. Hier ist es nämlich Sitte, gleich von einem leeren Stuhl ohne viele Rederei Besitz zu ergreifen.“

Der Fremde, kein anderer als Prinz Günter, der am Vormittage in München, der ersten Station auf seiner Reise, angekommen war, verneigte sich lachend und schien überaus erfreut darüber zu sein, daß man ihm diesen guten Rat erteilt hatte.

„Ich bin fremd hier,“ sagte er dann.

„Das wissen wir. Man erkennt den Fremden auf der Wiese sofort an seinem Wohlgeffittetsein,“ entgegnete Hansjörg, „aber der Fremde hat's nicht gut hier, er nimmt keine ehrsüchtgebietende Stellung ein, im Gegenteil, man betrachtet ihn als bösen Eindringling und als feindliches Element, und deshalb sollte sich jeder Fremde bemühen, so rasch als möglich die Sitten und Gebräuche der Wiesenvölker anzunehmen. Vor allem ihre Sprache erlernen oder wenigstens die Hauptphrasen, wie: 'A Mah mag i,' oder, 'Dan Rabi geb'ts her!' oder, 'Eins, zwei, drei, g'suffa!' damit können Sie schon durch; für ganz Ruhland brauchen Sie ja auch nur das Wörtchen: 'Nitschewo!'“

Günter amüsierte sich königlich über diese Rede, und er ging sofort auf den Scherz ein, indem er erwiderte: „Ich bin Ihnen außerordentlich zu Dank verpflichtet, mein Herr! Ohne Ihre weisen Rat schläge wäre ich wirklich verkauft und verraten, denn dieses Leben und Treiben ist mir ganz neu, und den Dialekt verstehe ich auch nur stellenweise.“

„Um den zu erlernen, brauchen Sie sich nur eine Viertelstunde an ein Karussell zu stellen und den lieblichen Wechselreden zuzuhören,



Seldygraue machen auf der Pferdebahn eine Vergnügungsfahrt durch das eroberte Bukarest.

Phot. M. S. & S.

die da zwischen den fahrenden jungen Damen und ihren auf sie wartenden Herren Eltern, Brüdern, Onkeln oder G'spusis ausgetauscht werden!"

"G'spusis? Was ist denn das?"

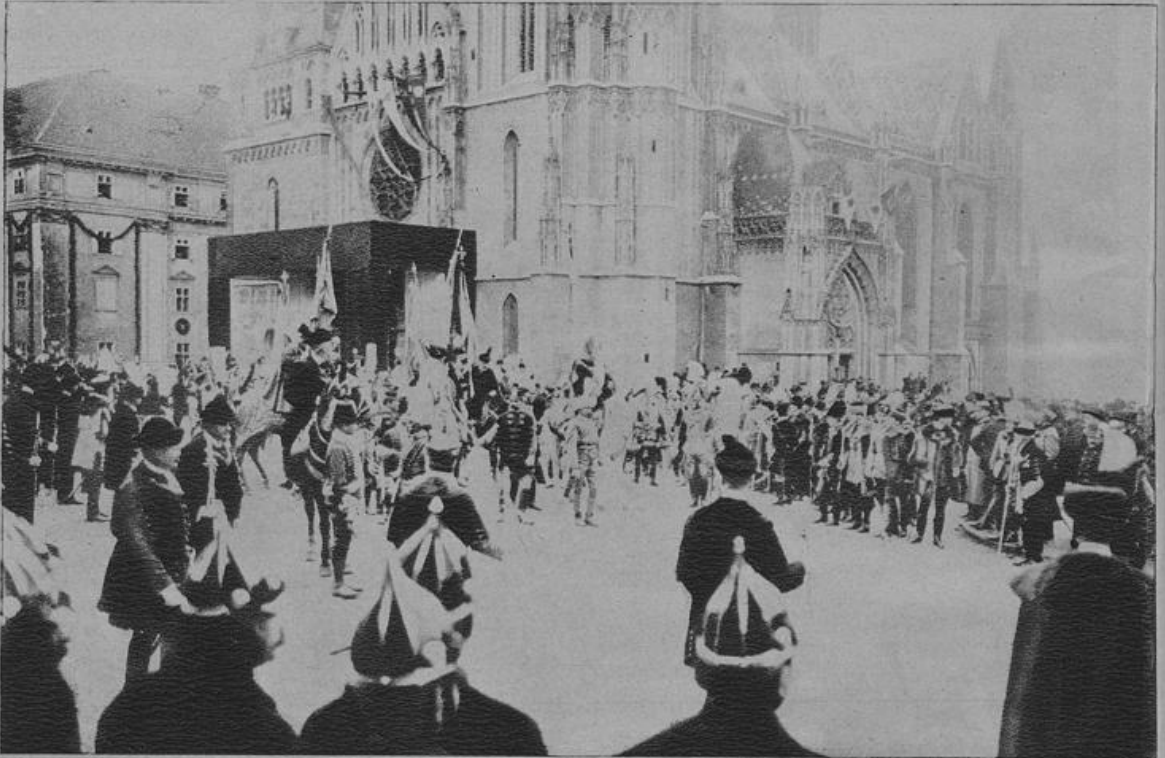
"Ein Wort, das von dem italienischen Sposa, die Braut, herkommt, in München aber Verhältnis bedeutet. Sie müssen sich aber nicht gleich was Schlimmes darunter vorstellen. Meistens ist so ein G'spusi recht harmlos, so etwa wie der „Flirt“, und die lieben Münchener Mädels wären mit Recht sehr böse, wenn man ihnen ihre G'spusis verübeln würde."

Prinz Günter lachte und betrachtete dabei die beiden Tischgenossen. Auch er hatte es schnell herausgefunden, daß sie Künstler sein mußten, und freute sich, daß ihn der Zufall mit den beiden zusammengeführt hatte. „Die Herren sind gewiß hier, um Studien zu machen," sagte er dann, auf die Skizzenbücher zeigend, nachdem

„Was wäre die Kunst ohne die Forschungen, die Kunstgeschichter unternommen haben?" sagte Günter. „Gäbe es einen Fortschritt in der Kunst, wenn die Kunstwissenschaft nicht durch ihre Arbeiten für die Künste die Vergleichsmöglichkeiten der verschiedenen Kunstepochen und Entwicklungen geschaffen hätte?"

„Na ja," erwiderte Hansjörg, seinen Maßtrug ergreifend, „in diesem Sinne Prost!"

Günter merkte, daß die Herren keine Lust hatten, im Festestrußel, der sie umdrängte, ernsthafte Gespräche zu führen, und er gab ihnen auch darin recht. Sofort wechselte er als gewandter Causeur das Thema und sprach von München. Aber auch hiermit fand er keinen Anklang bei den beiden Künstlern, und die Unterhaltung geriet bedenklich ins Stocken, bis Hansjörg auf sein Lieblingsthema, das liebe kleine Münchener Mädels, zurückkam und einige drollige Ergebnisse zum besten gab. Nun war die Heiterkeit auch wieder da, und



Die Königskrönung in Budapest: Die Bannerherren in ihrer malerischen Tracht ziehen aus der Krönungskirche zum Krönungshügel.
Phot. U. G.

ihm eine ältliche Kellnerin einen Krug Bier hingestellt und das Geld dafür in Empfang genommen hatte.

„Ganz richtig," erwiderte Walter Beerenzen, da Hansjörg gerade damit beschäftigt war, einer reizenden Brünnette, die ein halbes Duzend Fische entfernt sah, zuzutrinken, „ganz richtig! Wir sind Maler, das heißt, genauer gesagt, ist der Malende von uns nur dieser da," er zeigte auf Hansjörg, „ich diene der deutschen Kunst nur mit Bleistift und Tusche, denn ich zeichne."

„Das interessiert mich sehr," entgegnete Günter, „denn auch ich stehe ein wenig im Solde der Kunst, freilich nur als Theoretiker. Mein Fach ist Kunstgeschichte."

„Hi jeh!" erwiderte Hansjörg, der sich nun wieder an der Unterhaltung beteiligen konnte, da der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit emsig mit dem Zerlegen eines Bratherings beschäftigt war und zum Kotettieren daher keine Zeit mehr hatte, „ein trodenes Fach. Satteln Sie um, geehrter Herr! Die Kunstgeschichter stehen zur Kunst im gleichen Verhältnis wie Eckermann zu Goethe oder wie Busch zu Bismard."

Prinz Günter mußte sich bald gestehen, daß er lange nicht in so guter Laune gewesen war und so fröhliche Stunden verlebt hatte, wie die in der Gesellschaft der beiden Künstler. Mit Schaudern dachte er an das steife, förmliche, torrette und langweilige Leben am Hofe zurück, und es schien ihm, als wäre er ihm schon wochenlang entronnen. Ein Seufzer der Erleichterung entschlüpfte ihm, und er fühlte sich so zufrieden, so glücklich in seiner Freiheit und in seinem Anerkanntsein, daß er hätte laut aufjubeln können. Er pries den Zufall, der ihn gleich nach seinem Eintreffen in München diese nette Gesellschaft hatte finden lassen, und er nahm sich vor, dem Hotelportier, der ihm den Rat erteilt hatte, das Oktoberfest zu besuchen, ein reichliches Trinkgeld zu geben. Während Hansjörg in seiner sprudelnden Lustigkeit die tollsten Schnurten erzählte, gab der ungleich ernstere Walter Beerenzen treffliche Schilderungen von verschiedenen betannten Persönlichkeiten, mit denen er in seiner Eigenschaft als Zeichner zusammengetroffen war, und Erbprinz Günter fand an diesem Manne, der so gut zu beobachten und mit scharfem Verstande das Charakteristische herauszufinden und zu beschreiben wußte, größeren Gefallen als an

Hansjörg, den er innerlich einen lieben, netten Kerl, aber zugleich auch einen Bruder Leichtfuß nannte.

Sie mochten schon zwei Stunden lang zusammengesessen haben, als Hansjörg plötzlich sagte: „Im übrigen wäre es doch nicht unangebracht, wenn wir uns einander vorstellen würden, obwohl das nicht zu den Gebräuchen auf der Festwiese gehört. Gestatten Sie, mein Name ist Hansjörg Kellermann, und dies ist mein Intimus — Spezi heißt's in München — Walter Beerenfen, von dem Sie gewiß schon in den größten Witzblättern des In- und Auslandes Zeichnungen gesehen haben.“

Prinz Günter zog den Hut, verneigte sich und sagte: „Dr. Hans Günter,“ dann fuhr er fort, indem er sich zu Walter Beerenfen wandte: „Sie sind also der treffliche Karikaturist? Ich habe Ihre Zeichnungen oft bewundert; jetzt, nachdem ich das Vergnügen hatte, Sie kennenzulernen, versetze ich Ihre Kunst noch besser.“

„Das ist auch veraltet,“ erwiderte Hansjörg Kellermann, „auch intognito reisende Fürsten tun es nicht mehr, höchstens die Hofschranzen. Was, Walter? Die gehören auch zu dem Wild, auf das du mit Vorliebe Jagd machst, und das du mit deinem Stift zur Strecke bringst?“

„Weidgerecht,“ erwiderte Beerenfen unter Lachen, in das auch Erbprinz Günter einstimmt, wenn auch nicht ganz frei und behaglich. „Sie wissen gar nicht,“ fuhr Beerenfen fort, „wie interessant es ist, auf eine solche Pürsch zu gehen! Es gibt da sogar Treibjagden. Wenn zum Beispiel irgend etwas los ist, woran der Hof teilnimmt. Dann kommt mein Wild in Scharen, und ich spieße ein Stück nach dem andern in mein Skizzenbuch, wie man Schmetterlinge sammelt.“

„Ja,“ entgegnete Günter nachdenklich werdend, „viele dieser Hofschranzen bilden wirklich überbleibsel aus den Popszeiten und daher eine unerlöschliche Quelle für den Stift des Karikaturen-



Die Königskrönung in Budapest: Der Schwertreich König Karls auf dem Krönungshügel.

Phot. N. G.

„O bitte! Keine Komplimente am Bierisch!“ wehrte Beerenfen ab. „Schon im Salon sind sie entsetzlich.“

„Ich wollte keine Komplimente machen,“ entgegnete Günter, „nur meiner Freude Ausdruck geben, daß ich das Vergnügen hatte, Sie kennenzulernen.“

„Eigentlich sind Leute, die so aussehen wie Sie,“ sagte Hansjörg lachend, „sonst nicht erbaut, wenn sie Walter Beerenfen kennenlernen, denn gerade die nimmt er am liebsten aufs Korn bei seinen Karikaturen.“

„Wie so? Sehe ich denn so absonderlich aus?“

„Nein, aber recht feudal. So, wie ein intognito reisender Monarch, der sich unters Volk mischt, um Mensch unter Menschen zu sein. Solche Figuren zu karikieren, ist Walters Hauptvergnügen.“

Der Erbprinz blied Hansjörg eine Sekunde lang scharf an. Als er aber seine gutmütig lachenden Augen sah und seine harmlose Miene, da beruhigte er sich und lachte.

„Also so sehe ich aus? — Was wußte ich ja gar nicht, Herr Kellermann,“ rief er, „und ich trage doch nicht einmal ein Monokel und keinen Scheitel, der bis zum Kragentand reicht.“

zeichners. Die Fürsten sollten das einsehen und ihre Hofhaltungen dem modernen Leben entsprechend umwandeln.“

„Ich bin überzeugt davon, daß viele Fürsten das gern tun würden,“ sagte Beerenfen, „aber der von ihrem Standpunkt aus vollauf begriffliche Wunsch, ihren Hof so glanzvoll wie möglich erscheinen zu lassen, hindert sie daran.“

„Auch die Umgebung der Fürsten tut das,“ sagte Günter eigen tümlich lächelnd, „die will von Neuerungen nichts wissen.“

„Natürlich,“ rief Hansjörg, „denn da kämen viele, die eine Sinecure bei Hofe haben, vielleicht in die unangenehme Lage, in einem andern Berufe fleißig arbeiten zu müssen, und das liegt den Herren nicht. Aber was geht's uns an? Jedem Tierchen sein Plästerchen. Wie wär's, Herrschaften, wenn wir jetzt ein wenig über die Wiese bummelten? Herr Doktor Günter, Sie schließen sich uns doch an?“

„Mit dem größten Vergnügen,“ erwiderte Günter, froh darüber, daß das ihm etwas peinliche Gespräch dadurch beendet wurde. Sie erhoben nun und gingen durch das mit Girlanden und Fähnchen geschmückte Gartentor hinaus in die breite Budenstraße, wo sie in-

mitten einer lachenden, laut scherzenden und johlenden Menschenmenge langsam weiterwandeln. Es war schon ganz dunkel geworden, und die zahllosen elektrischen Vogenlampen, die buntenfarbigen Glühlichter, die tageshellen Scheinwerfer, die überall aufleuchteten, warfen grelle Lichtfluten auf die vom Biergenusse geröteten Gesichter der Menschen, der furchtbare Lärm der Musikinstrumente, das Geschrei der Ausrufer. Das laute Lachen der strahlenden Burschen und Mädchen und das Geplär der vielen kleinen Kinder, die nun nach Hause gehen wollten und es durchaus nicht wollten, machten zusammen einen Höllenspektakel, der dem Erbprinzen gewaltig auf die Nerven ging, und so benutzte er die erste beste Gelegenheit, um sich von den beiden Künstlern zu verabschieden.

„Schade,“ sagte Hansjörg, „wir wären noch ins Hippodrom ge-

die ihm auf dem Bergesgipfel bei Matrei begegnet war, und von der er ja wußte, daß sie alljährlich im Herbst nach München und von dort nach Tirol zu gehen pflegte. Das Studium in den Pinakotheken und in den andern Museen und Kunstausstellungen Ikarathens konnte ihn am besten mit ihr zusammenführen, da wohl anzunehmen war, daß auch sie diese Stätten aufsuchen würde. Als einen ganz besondern Glücksumstand sah Günter die neue Bekanntschaft mit Walter Beerensen und Hansjörg Kellermann an. Diese beiden jungen Leute würden ihm gewiß gern behilflich sein, die Unbekannte zu finden, und vielleicht war sie ihnen, die ja jahrein und jahraus in den Museen und Kunstausstellungen umherzogen, schon einmal aufgefallen. Eine Schönheit, wie sie dieses Mädchen besaß, mußte ja jedem Künstlerauge unergötzlich bleiben.



Bauberatungsstelle, in der Pläne für den Wiederaufbau Ostpreußens von kriegsgefangenen Architekten bearbeitet werden.

Hofphot. Nührwindt.

gangen. Da ist es lustig, und unsere Münchener Zudeltamazonen hätten Ihnen gewiß imponiert.“

„Ein anderes Mal vielleicht,“ erwiderte der Erbprinz, „ich hoffe, die Herren wiederzusehen.“

„Wir sind an jedem Nachmittag um zwei Uhr im Café Odeon zu finden, wo wir Willard spielen. Wenn Sie uns dort aufsuchen wollen, wären wir sehr erfreut,“ sagte Beerensen, und Hansjörg nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Ich werde mich vielleicht morgen schon einfinden,“ erwiderte Günter, zog den Hut, reichte den beiden die Hand und ging.

„Ein jamoser Kerl,“ sagte Hansjörg, nachdem Günter in der Menge verschwunden war, „jedenfalls aus guter Familie.“

„Mir scheint sogar aus sehr guter,“ erwiderte Beerensen, „ich verstehe mich darauf.“

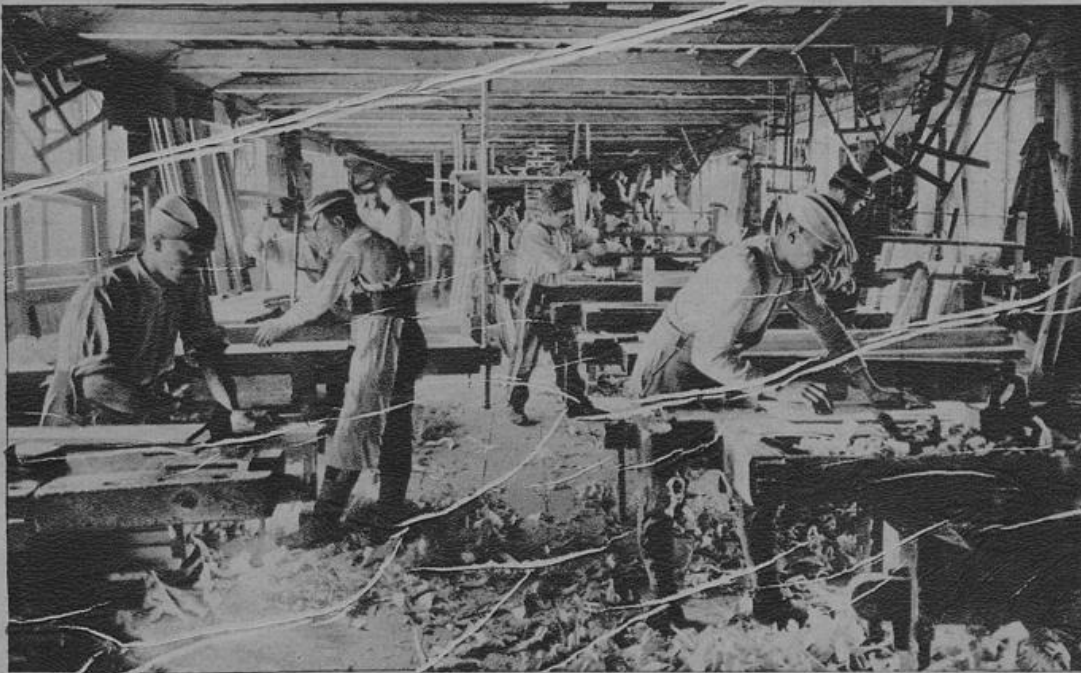
IV.

Erbprinz Günter war nicht aufs Geratewohl nach München gefahren. Er hatte die Süddeutsche Kunstmetropole als erste Reisetappe gewählt, um in den Pinakotheken Studien zu machen, und dann in der leisen Hoffnung, die Unbekannte vielleicht wiederzusehen,

Ein frohes Hoffnungsgefühl und das köstliche Bewußtsein des Frei- und Ungebundenseins machten, daß der Erbprinz, als er am nächsten Morgen in den Frühstückssaal seines Hotels trat, in der denkbar besten Laune war. Hatte während der Eisenbahnfahrt am vorhergehenden Tage noch immer die letzte Unterredung mit seinem Vater in ihm nachgelungen und so sein Gemüt verdüstert, so war er jetzt frei von solchen trüben Gedanken, und seine Heimat, der Hof, seine Eltern, seine Kameraden — das alles lag für ihn so weit zurück, als hätte er es vor Jahren verlassen. Nur sekundenlang dachte er an die unglückliche Verlobungsgeschichte, und mit heimlicher Schadenfreude malte er sich aus, wie der gute Graf Eddal mit dem Baron Kundenberg dem Fürsten von Battinghausen seinen Korb überbrachte, und wie sie froh sein würden, wenn sie diese Mission erst hinter sich hätten. Es war ihm ziemlich gleichgültig, ob man am Battinghausener Hof dann über ihn herziehen würde, und an die Prinzessin Adelaide dachte er gar nicht. Von ihr hatte er sich ja nie eine rechte Vorstellung gemacht. Dieser Verlobungsplan war ja auch ganz plötzlich aufgetaucht, wahrscheinlich bei irgendeiner diplomatischen Aktion, und da man gewissentlich den Erbprinzen so viel als möglich bei solchen Dingen zu



Wiederaufbau Ostpreußens: Kriegsgefangene beim Hausbau in Schöterlaufen bei Gumbinnen. Hofphot. Mühlentisch.
Alle beim Wiederaufbau der durch die Russen zerstörten Gebäude beschäftigten Arbeiter werden ihren Leistungen entsprechend entlohnt.



Werkstatt im Gefangenelager Gumbinnen, wo Arbeiten für den Wiederaufbau Ostpreußens von Kriegsgefangenen Franzosen und Russen geleistet werden. Hofphot. Mühlentisch.

umgehen suchte und ihn nur bei ganz hochwichtigen Affären mit zu Rate zog oder gar seine Mitwirkung beanspruchte, so wußte er nicht, was für politische Momente eine Verbindung der beiden regierenden Häuser von Geroldingen und Battinghausen für wünschenswert oder sogar für nötig erachteten. Er gab sich auch gar nicht die Mühe, darüber nachzudenken, denn er hielt die diplomatischen Beziehungen und Aktionen der kleinen Staaten unter sich nach der Gründung des Deutschen Reiches für höchst überflüssige Dinge; sehr oft hatte er sie Spielereien genannt und manchmal mit noch schärferen Ausdrücken gegeißelt. Er befand sich mit diesen Ansichten in einem scharfen Gegensatz zu denen seines Vaters, der noch immer nach dem alten Regime herrschte, und wenn er auch als Bundesfürst treu zu Kaiser und Reich stand, die Regierung seines Landes genau so führte wie vor der Gründung des Reiches. Seine Gesandten waren noch bei allen Höfen akkreditiert, und er hielt große Stücke darauf, daß sie auch als Diplomaten tätig waren und nicht nur als seine Repräsentanten. Und da die Herren Gesandten das wußten und sich bei ihrem Souverän beliebt machen wollten, so taten sie das, was man in Süddeutschland „G'schäftelhubern“ nennt, sie „arbeiteten gewaltig“ und „polierten dabei nur Seifenblasen“, wie der Erbprinz einmal gesagt hatte. Als er frühstückte, mußte Günter an diesen Ausspruch denken, und ein Lächeln überflog sein Antlitz, dann fiel ihm aber das Gespräch ein, das er mit den beiden Künstlern über die Hofhaltung der Fürsten geführt hatte, und mit einem Male wurde er sehr ernst. Ein Gedanke durchschloß seinen Kopf. Wie, wenn ihn der Geroldingensche Gesandte in München mit Beerenfen und Kellermann zusammen sehen und darüber seinem Vater berichten würde? Beerenfen war sicherlich in der Residenzstadt sehr bekannt und man rechnete ihn infolge seiner satirischen Zeichnungen gewiß zu den „Nörglern“ und Vaterlandsfeinden, denen gegenüber jeder zum Hofe Gehörnde öffentlich Verachtung zur Schau tragen muß, während er heimlich vor ihnen zitterte. Aus seiner Gesinnung hatte Beerenfen ja auch in den Gesprächen kein Hehl gemacht, weil er vielleicht angenommen hatte, daß ein Wissenschaftler, als welcher ihm der Erbprinz bekannt geworden war, freudentend genug sein würde, um die Leute, mit denen er sich unterhielt, nicht nach ihrem politischen Bekenntnis einzuschätzen. In der Tat, wenn man ihn mit Beerenfen eines Tages sähe, gäbe es sicherlich einen Skandal in Geroldingen. Der Erbprinz durfte sich nach den dort herrschenden Ansichten nun einmal nicht so weit vergessen, mit Leuten Umgang zu pflegen, die es wagten, Fürsten und Minister, Hofmarschälle und Hofdamen als Karikaturen in den Witzblättern darzustellen. Und wenn der Erbprinz sich mit solchen Menschen, und wären sie auch noch so bedeutende Künstler, und genossen sie auch die höchste Achtung ihrer Kunstgenossen und der großen Menge, an einen

Tisch setzte, dann tat er für die Geroldinger vornehme Gesellschaft etwas, das man ihm nie verzeihen würde. Obwohl Prinz Günter das alles wußte, bereute er es nicht einen Augenblick lang, sich den beiden Malern angeschlossen zu haben. Er nahm sich jedoch vor, es nach Möglichkeit zu vermeiden, sich in der breitesten Öffentlichkeit mit Beerenfen viel zu zeigen, denn, wenn der Prinz auch sehr frei dachte, so ganz losgerissen hatte er sich in seinem Innern doch nicht von dem in seinen Kreisen herrschenden Geiste. Der tiefe Abscheu gegen alles, was die bestehende Gesellschaftsordnung erschüttern oder gar vernichten wollte, war ihm angeboren, und die Erziehung, die er genossen hatte, und seine Überzeugungen ließen ihn gegen umstürzlerische Ideen immer energisch Front machen, aber er war gerecht genug, um die

Existenzberechtigung anderer Anschauungen, als die, die in der gesellschaftlichen Sphäre herrschten, in der er lebte, nicht zu bestreiten.

„Und wenn es sich um die Kunst handelt,“ dachte Günter, „da müssen doch alle Bedenken schweigen. Die Kunst ist ein neutrales Gebiet, die Künstler stehen nicht in der politischen Arena, und man muß mit ihnen sehr nachsichtig sein im Interesse der Kunst.“

Und Prinz Günter ging frohgemut und ohne irgendwelche Bedenken zu hegen, gegen zwei Uhr mittags in den Billardsaal des Café „Odeon“, wo er aber nur Hansjörg Kellermann traf, der ihn mit einem festen Händedruck begrüßte und dann etwas burleskos sagte: „Beerenfen ist noch nicht da. Obwohl er früher Offizier war, hat er doch das Pünktlichsein noch immer nicht intus.“

„Herr Beerenfen war Offizier?“ fragte Prinz Günter überrascht.

„Ei freilich! Und zwar mit Leib und Seele; aber sein Zeichentalent ließ ihn umfalten, nicht ganz freiwillig, er hatte nämlich seinen Divisionär und Brigadier eines Tages höllisch scharf in Karikaturen verewigt, und die Blätter machten die Kunde im Kasino und, — wie das so geht, — sie verschwanden prompt um dann vor den Augen der beiden Gewaltigen erst wieder auszutauchen. Na, Sie können sich denken, daß da einige Donnerwetter den Lippen der beiden Kriegsherrn entflochten, und sie machten ihm fortan das Leben so sauer, daß er schleunigst den Helm mit dem Zylinderhut vertauschte, bevor er an dem angeärgerten Gallenleiden zugrunde ging. Aber er hat seinen Berufswechsel nicht zu dauern. Der Leutnant Beerenfen war im Heere eine unbekannte Größe, der Zeichner Beerenfen aber wurde im Reiche der Kunst der Größten einer, und der Mensch Beerenfen ist ein ganz anderer, als der Zeichner Beerenfen. Dieser erscheint als Umstürzler und Gesellschaftsfeind, jener aber ist noch ganz ganz durchdrungen von den Anschauungen der Offiziere und von ihrem Standesbewußtsein. Ich sage Ihnen, es gibt Momente, wo Beerenfen geradezu unangenehm feudal sein kann. Wir sind schon einige Male darüber zusammengeraten, da ich Demokrat vom reinsten Wasser bin. Bitte, rüden Sie nicht weg von mir, ich bin trotzdem ein ganz anständiger Kerl.“

(Fortsetzung folgt.)



Fliegerleutnant Gustav Lessers, Ritter des Ordens „Pour le Mérite“, im Luftkampf gefallen.

Lessers, einer der unermüdetsten Jagdflieger, ist am 2. Februar 1914 in Wilhelmshaven geboren. Er war Ingenieur und trat als Freiwilliger in die Fliegertruppe ein. Zwei Tage nach Verleihung des „Pour le Mérite“ schloß er sein neuntes Flugzeug ab. In seinem Todestage fanden an der Westfront über 100 Fliegerkämpfe statt.

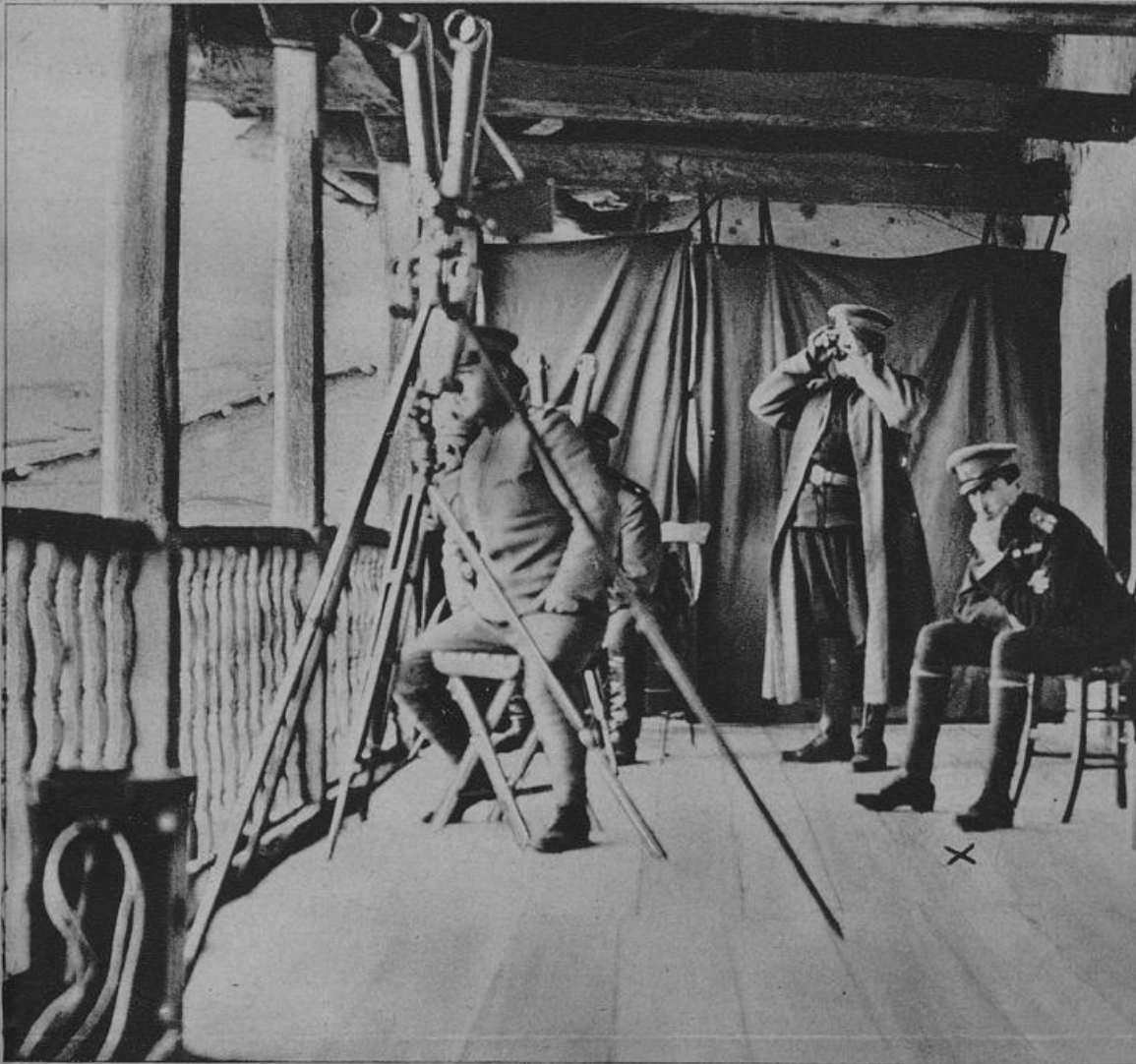
Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 5.

Düsseldorf, 20 Januar

1917.



Bulgarischer Stab während eines Gefechts.

Rechts auf dem Stuhl Prinz Kyryll (x), der zweite Sohn des Königs Ferdinand von Bulgarien.

Majestät Pflicht.

Copyright 1916 by
Carl Duncker, Berlin.

Roman von Hans Forsten.

2. Fortsetzung.

Der Prinz machte lachend eine komisch abwehrende Geberde. „Was wollen Sie,“ fuhr Hansjörg fort, „ich habe mich aus eigener Kraft emporgearbeitet, ich bin der Sohn eines ehrsamten Tischlermeisters, und ich denke, mein Name hat heute schon einen ganz guten Klang. Ich schäme mich meiner Herkunft nicht, und wer Anstoß daran nimmt, der mag mich ruhig schneiden, wenn er mich sieht. An dem liegt mir nichts. Also, um auf Beerensen zurückzukommen, er hat nur ungern den Rock des Königs ausgezogen, das können Sie mir glauben, und deshalb habe ich es auch vollaus begriffen, daß er eine Dame heiraten will, die aus einer Offiziersfamilie stammt.“

„Herr Beerensen ist verlobt?“

„Mit einer Baronesse Drachenthal, uralter Adel, Vater war General, Brüder sind Offiziere. Zuerst sträubte man sich ein wenig gegen diese Verlobung, dann aber gab man klein bei, weil ein hoher Gönner der Beerensenschen Kunst mit dem Papa der Baronesse ein ernstes Wortlein geredet hatte. Na, glücklich ist Walter, das steht fest.“

Erzprinz Günter mußte also alles, was er beim Frühstück gedacht und erwoogen hatte, einer gründlichen Revision unterziehen, und er gestand sich, daß ihm die Mitteilungen Kellermanns eigentlich sehr willkommen waren; die Sympathie, die er für Beerensen schon hegte, wurde sogar viel größer, und nun hatte er gar keine Bedenken mehr, sich ihm näher anzuschließen; aber auch Kellermann war ihm ungemein sympathisch geworden durch den Freimut, mit dem er von seiner Herkunft aus niedrigen Kreisen sprach, und dadurch, daß er aus seiner Überzeugung kein Hehl machte. Hansjörg lud zu einer Partie Billard ein, und Prinz Günter nahm die Einladung an. Während sie spielten, erschien Beerensen.

„Ich bitte um Entschuldigung,“ sagte er, „aber die Arbeit hielt mich fest. Ich mußte einen Teil meiner Ausbeute von gestern verwerten, und das fesselte mich so, daß ich die Zeit verpaßte.“

„Wie gewöhnlich,“ rief Hansjörg, „du kannst halt nicht pünktlich sein.“

„Mein Gott, wenn man durch die Unpünktlichkeit nichts anderes veräumt als eine Partie Karambolage, dann ist's nicht so schlimm. Herr Doktor Günter vertritt mich scheinbar in der besten Weise.“

„Er spielt viel besser als du, und das kostet mich das Partiegeld.“

„Armer Schlucker“, spottete Beerensen, indem er Zuder in den Kaffee tat, den die Kellnerin gebracht hatte, „du bist wirklich zu bedauern. Im übrigen soll ich dir einen Gruß von unserer neuen dramatischen Sängerin, Irma Helmstedt, ausrichten; ich traf sie soeben, und sie läßt dich bitten, bei ihr heute nachmittag vorüberzukommen, damit sie mit dir über die nächste Sitzung reden kann. Sie braucht ihr Bild recht bald.“

„Ich bin kein Photograph,“ entgegnete Hansjörg. „Bei dem kann man solche Wünsche äußern. Das Bild wird fertig wann ich will, und Fräulein Helmstedt wird schon so gütig sein müssen und Geduld haben.“

„Aber Hansjörg, sie hat doch schließlich für ihr gutes Geld das Recht —“

„Schweige! Diese Porträtmalerei ist überhaupt nicht mein Fall. Ich tue es nur widerwillig! Warum denn nur? Als ob Photographien nicht genügen! Was sagen Sie, Doktor? — Man muß sich malen lassen! Ausgerechnet von mir! Es gibt doch genug Antlitzraffais in München und Umgebung. Soll sie doch zu denen gehen!“

„Warum hast du ihr denn das nicht gleich gesagt?“

„Weil — hm — weil sie — ein so schönes Gesicht hat. Das reizte mich, sie aufzufordern, sich von mir malen zu lassen. Aber wie sie dann den Anspruch erhob, das Bild als Eigentum zu erhalten, da mußte ich natürlich auf ihre Frage, was es kosten würde, antworten.“

* Dieser in englischer Fassung vorgelebene Vermerk ist unerschütterlich, um den unbedingten Nachdruck unseres Romans in den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu verhindern.
Die Redaktion.

Und wie sie über meinen Preis nicht nur nicht in Ohnmacht fiel, sondern ihn sogar, liebenswürdig lächelnd, als billig bezeichnete und mit ihm vollaus einverstanden war, da hatte ich die größte Reue. Meine Lust, sie zu malen, war mit einem Male futsch. Und so ist's bis heute geblieben.“

Beerensen lachte. Er kannte den Freund zu genau, um nicht zu wissen, daß er trotz seines Schimpfens direkt vom Billardspiel zu Irma Helmstedt fahren würde. Er wußte ja auch, daß die Sängerin auf Hansjörg einen tiefen Eindruck gemacht hatte, und wenn er jetzt so giftig sprach, dann war der Grund hierfür wohl darin zu suchen, daß sie das Bild, das Hansjörg nach ihr malte, käuflich zu erwerben gedachte. Hansjörg ersah nämlich daraus, daß Irma Helmstedt in ihm nur einen Porträtmaler erblickte. Er wünschte, sie würde sich vor ihm das Bild schenken lassen, um es als teures Andenken an die Stunden zu betrachten, die er mit ihr verbringen durfte. Aus solchem Tun hätte er geschlossen, daß seine Neigung von ihr erwidert würde. Beerensen, der schärfer sah als sein Freund, wußte aber, daß Hansjörg sich täuschte. Irma Helmstedt mochte ihn wirklich sehr gern, nur war sie eine von den Naturen, die unter ironischen Scherzen und unter einem abfälligen Hürschautragen von Gleichgültigkeit, ihre wahren Empfindungen verbergen. Daß sich Irma Helmstedt von Hansjörg malen ließ, hatte Beerensen zustande gebracht, was Hansjörg natürlich nicht wußte, daß sich aber Hansjörg in jeder Sitzung mehr in die schöne Sängerin verlieben und dann ungebildig, läunisch, ungerecht und ungalant werden würde, weil sie durch nichts verriet, daß auch er ihr nicht gleichgültig sei, das hatte Beerensen nicht voraussehen können. Und so empfand er ein klein wenig Reue darüber, daß er dem Freunde die Gelegenheit verschafft hatte, Irma Helmstedt zu malen und so stundenlang mit ihr zusammen zu sein. Hansjörg war aber noch so sehr jung, trotz seiner dreißig Jahre ein richtiges großes Kind, das greinte, wenn es ihm mal nicht gleich nach Wunsch ging, und das unartig und zornig wurde, wenn es anders kam, als es erwartet und gewünscht hatte. Wenn Beerensen nicht davon überzeugt gewesen wäre, daß alles, was Hansjörg erwiderte, als er den Gruß und die Bitte Irmas ihm überbrachte, nur dem Arger oder dem Schmerz über ihre Zurückhaltung entsprungen wäre, so hätte er sich herausgenommen, etwas auf die Worte Hansjörgens zu erwidern, das ihn zurechtgewiesen hätte, so aber lachte er nur dazu und sagte gar nichts.

Die Partie Billard war zu Ende. Hansjörg hatte sie verloren. Während sich Dr. Prinz Günter die Hände wusch, sagte Kellermann zu Beerensen: „Ich habe eine kleine Besorgung zu machen. Wollen wir uns dann später treffen?“

Beerensen lächelte. Die „kleine Besorgung“ war der Besuch bei Irma Helmstedt.

Dann sagte er: „Gerne, mein Lieber! — Um sechs Uhr vielleicht?“

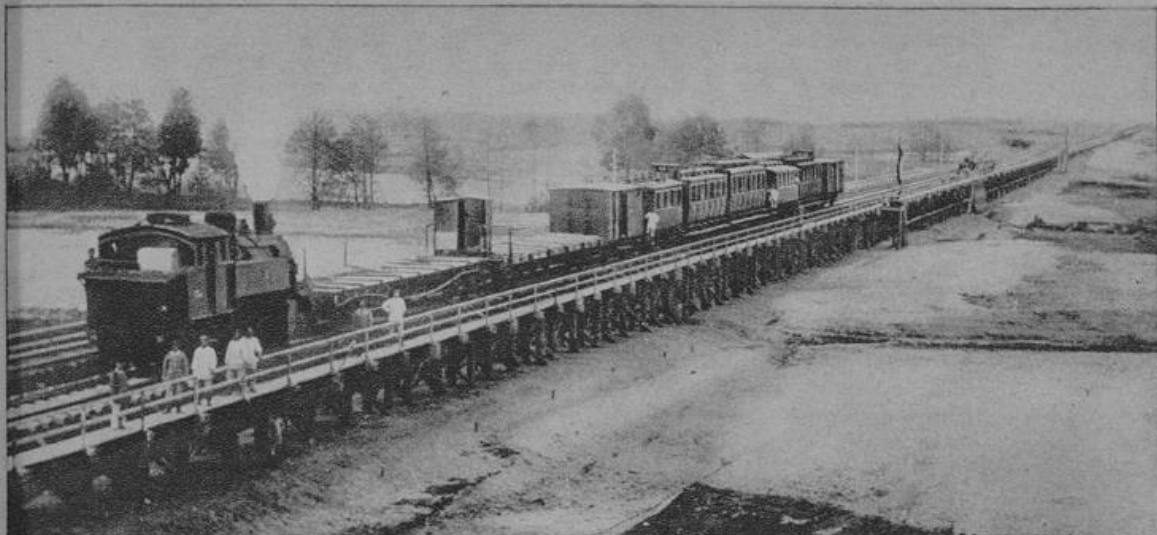
„Recht! — Bringst du Doktor Günter mit?“

„Wenn er Lust und nichts anderes vor hat, gewiß. Wir können ihn ja gleich fragen. Ich würde dann mit ihm bis sechs Uhr in der Glaspalast gehen, und du kannst uns am Eingang treffen.“

Günter war selbstverständlich mit allem einverstanden, und Hansjörg verabschiedete sich.

Wie es Beerensen ganz richtig vermutet hatte, fuhr er zu Irma Helmstedt.

Während die Jose der Sängerin niemanden vorlassen durfte, dessen Besuch nicht schriftlich angemeldet war, galt für Hansjörg, Kellermann ein für allemal der Befehl, ihn sogleich eintreten zu lassen, und so brauchte er auch nur ein paar Sekunden im Salon Irmas zu warten, bis sie erschien. Sie hatte ein duftiges, rosafarbenes, faltenreiches Crepedehinekleid an, halb Hauskleid, halb Toilette, und mit ihrer klassisch schönen Figur, ihrem edel geschnittenen Gesicht erschien sie wie eine vornehme Römerin aus der Zeit der Kaiserinnen. Hansjörg war von neuem von ihrem Anblick überwältigt. Er verschlang

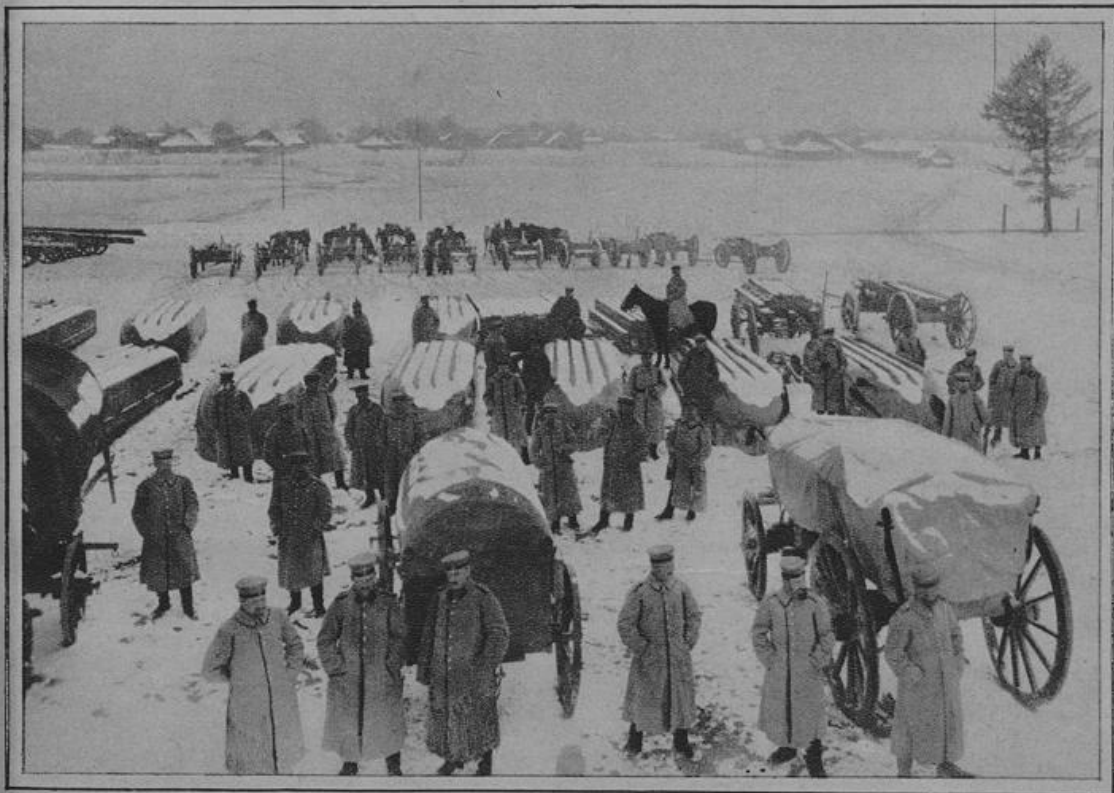


Die größte Kriegsbrücke im Osten — über dem Tal des Szezebertabachs. Die Brücke, 845 m lang, wurde in 16 Tagen von einer Eisenbahnbaukompanie erbaut. Hofphotograph Kählewindt.

fremlich mit seinen Blicken. „Ich danke Ihnen,“ sagte sie, „ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind.“

Hansjörg verneigte sich und dann kam es sprudelnd über seine Lippen: „Beerenzen hat mir Ihren Gruß und Ihren Wunsch, mich zu sprechen, überbracht, Fräulein Helmstedt; ich stehe zu Ihrer Verfügung. — Natürlich beeile ich mich, natürlich. Aber ich will ein gutes

Bild malen, wissen Sie, nicht so etwas wie eine kolorierte Photographie. Und das kostet Zeit. Sie müssen schon Geduld haben, gnädiges Fräulein, ich bitte Sie darum. Schauen Sie, Stimmung soll im Bilde sein, da muß man auch Stimmung beim Malen haben. Gelt, das verstehen Sie? Und etwas Schlechtes gebe ich nicht her, also lassen Sie mir Zeit, und sagen Sie um Gottes willen niemals,



Vor einem Flußübergang auf dem östlichen Kriegshauptplatz Raß eines Korpsbrüderzentrums. Phot. Geb. Sordel. Berl.



Feßtmahl der amerikanischen Handelstammer in Berlin zu Ehren des zurückgekehrten Botschafters Gerard.

Blick auf die Festtafel: Von links nach rechts: Geheimrat von Gminner, Direktor der Deutschen Bank (1) — Vizekanzler Dr. Helfferich (2) — Der amerikanische Botschafter James W. Gerard (3) — J. Wolf, Präsident der Amerikanischen Handelstammer in Berlin (4) — Handelsminister Ezgellenz Dr. Sydow (5) — Jos. G. Crew (6) — Ezgellenz Dr. Solf (7).
Berl. Illust. Zeit.

daß ich mich beeilen soll, weil Sie das Bild brauchen. Sehen Sie, der Gedanke daran, daß Sie das Bild zu irgend etwas brauchen, macht mich mahnend und nimmt mir die Lust am Malen."

"Aber, lieber Herr Kellermann," rief Irma aus, "das ist ja ein Mißverständnis! Wenn ich Ihnen durch Herrn Beerenfen sagen ließ, daß ich das Bild brauchte, so habe ich nichts anderes damit ausdrücken wollen, als daß ich es gern fertig sehen möchte, um im Besitze einer Arbeit von Ihnen zu sein. Das Bild soll das wertvollste Schmuckstück meines Heims werden, und ich freue mich wie ein Kind darauf, es an der Wand meines Musikzimmers hängen zu sehen. Wenn ich studiere, will ich es immer vor Augen haben."

"Ach so," erwiderte Hansjörg, "um vielleicht danach irgendeine Pose einzustudieren, mit der Sie auf der Bühne dann brillieren können."

"Sie sind ungezogen, lieber Freund."

Irma wandte sich schmolend ab, und Hansjörg nannte sich im tiefsten Innern einen Esel mit Eichenlaub und Schwertern. Dann aber beeilte er sich, Irma zu versöhnen, indem er treuherrlich wie ein Kind sagte: "Bitte, seien Sie mir doch nicht böse, ich war halt ärgerlich, und ich rede leider immer, wie mit der Schnabel gewachsen ist, wenn mir etwas contre coeur geht. Sehen Sie, gnädiges Fräulein, wir Künstler —"

"Kommen Sie mit nur nicht mit diesen verbrauchten Sprüchen," fiel ihm Irma Helmstedt ins Wort, indem sie sich ihm wieder zuwandte, "wir Künstler haben gar keine Privilegien. Wir dürfen uns auf Kosten unserer Kunstlerchaft absolut keine Absonderlichkeiten im persönlichen Verkehr aneignen. Wir Künstler sind weder Outsider im Rennen des Lebens noch Favoriten. Wir Künstler müssen es uns abgewöhnen, Ungezogenheiten oder leichtsinnige Streiche mit unserm Kunstlerum zu entschuldigen. Wir Künstler sind heutzutage Berufsmenschen wie alle anderen, und unser Beruf darf nicht als Schild zur Deckung von Untugenden benutzt werden."

Hansjörg starrte Irma an. Dann aber lachte er hell auf. "Donnerwetter!" rief er. "Ah — verzeihen Sie, — das war ja eine regelrechte Programmrede!"

"Nein — eine Lektion war's, Herr Kellermann."

"Ich danke."

"Bitte."

"Könnten wir jetzt fortfahren?"

"Im Lektionerteilen?"

"Nein — in unserer Besprechung über die nächste Sitzung."

"Gerne. Paßt es Ihnen morgen vormittag um zehn Uhr?"

"Ich erwarte Sie, gnädiges Fräulein, und ich hoffe, daß Sie recht pünktlich sein werden. Im übrigen — dieses Kleid da ist entzückend. Ich hätte Sie lieber darin gemalt, als in dem griechischen Kostüm. Vielleicht gestatten Sie, daß ich Sie auch so male. Für mich."

"Für Sie? Was kann Ihnen denn an einem Bilde von mir liegen?"

"Sehen Sie, so schlecht kennen Sie mich nun! Als ich den Wunsch äußerte, Sie zu malen, hatte ich überhaupt nicht daran gedacht, das Bild aus der Hand zu geben."

"So wäre ich Ihnen also nur ein willkommenes Studienmodell?"

"Aber, gnädiges Fräulein, Sie können einen mit Ihrer Ironie wirklich zur Verzweiflung treiben. Sie verstehen mich ganz gut, aber Sie tun so, als spräche ich nur oberflächliches Zeug."

Er sagte das in einem halb weinerlichen, halb ärgerlichen Ton, aber Irma ließ sich weder durch das eine noch durch das andere verleiten, aus ihrer Reserve herauszutreten.

"Wie sollte ich Ihre Worte denn auffassen?" fragte sie lächelnd. "So wie sie gemeint waren, als ein aufrichtiges Bekenntnis meiner Verehrung für Sie. Nur aus diesem Grunde wollte ich auch das Bild behalten."

„Mein Gott,“ entgegnete Irma leise, „Ihr Malerauge wird Gefallen an mir gefunden haben.“

„Nein, nein,“ unterbrach sie da Hansjörg in leidenschaftlicher Weise, „nicht nur mein Auge —“

„Herr Kellermann — ich — bitte.“

Irma trat einen Schritt zurück und sah Hansjörg groß an, dieser Blick brachte ihn zur Besinnung. Er zuckte die Achseln, strich sich mit der rechten Hand durch die Haare, ging ein paarmal auf und ab und sagte dann in einem Tone, der nur zu deutlich verriet, wie es in seinem Innern noch tobte und brauste, trotzdem er sich bemühte, äußerlich ganz ruhig zu erscheinen: „Verzeihung! Ich wollte Sie nicht kränken. Mein Temperament ging mit mir durch. Dennoch! — Ich sagte die Wahrheit, gnädiges Fräulein.“

„Das war nicht nötig, lieber Freund, ich kannte sie ohnedies. Aber ich bin gezwungen, Sie zu bitten, mir dergleichen nicht mehr zu sagen. Ich kann Ihnen darauf nichts erwidern, hören Sie recht, ich kann und darf nicht.“

„Sie können und dürfen nicht? Wie erklären Sie mir das?“

„Auch eine solche Erklärung muß ich Ihnen schuldig bleiben. Wenigstens heute noch und in der nächsten Zeit!“

„Ah! — Später nicht mehr? Also sind es Gründe, die einmal zu beseitigen wären? So darf ich wenigstens hoffen, daß Sie mich eines Tages anhören und — ich wage es gar nicht auszusprechen — auch vielleicht erhören würden? Irma, liebes Fräulein Irma, bitte, bitte — sagen Sie mir doch nur ein Wort, das mir die selige Hoffnung gibt — daß ich nicht vergeblich warten muß — ein kleines Wörtchen nur!“

Er stand dicht vor ihr, ergriff ihre beiden Hände und sah ihr mit

heißem, fliehendem, liebedurchglühten Blicken in die Augen. Sie erbebte unter diesen Blicken, und ihre Brust begann stürmisch auf und nieder zu wogen.

„Später, Hansjörg Kellermann,“ flüsterte sie, „später — heute nicht!“

„Darf ich hoffen?“

„Ich — ich — weiß nicht. — Vielleicht!“

„Irma!“

„Nein — nein! Nicht weiter! Ich bitte Sie darum. Kein Wort mehr! Lassen Sie uns wieder so sein wie früher.“

„Bis ich eines Tages sprechen darf von dem, was mein Inneres ganz erfüllt, und was mir die größte Seligkeit verheißt! Werden Sie mir die Erlaubnis dazu selber erteilen?“

„Das verspreche ich Ihnen!“

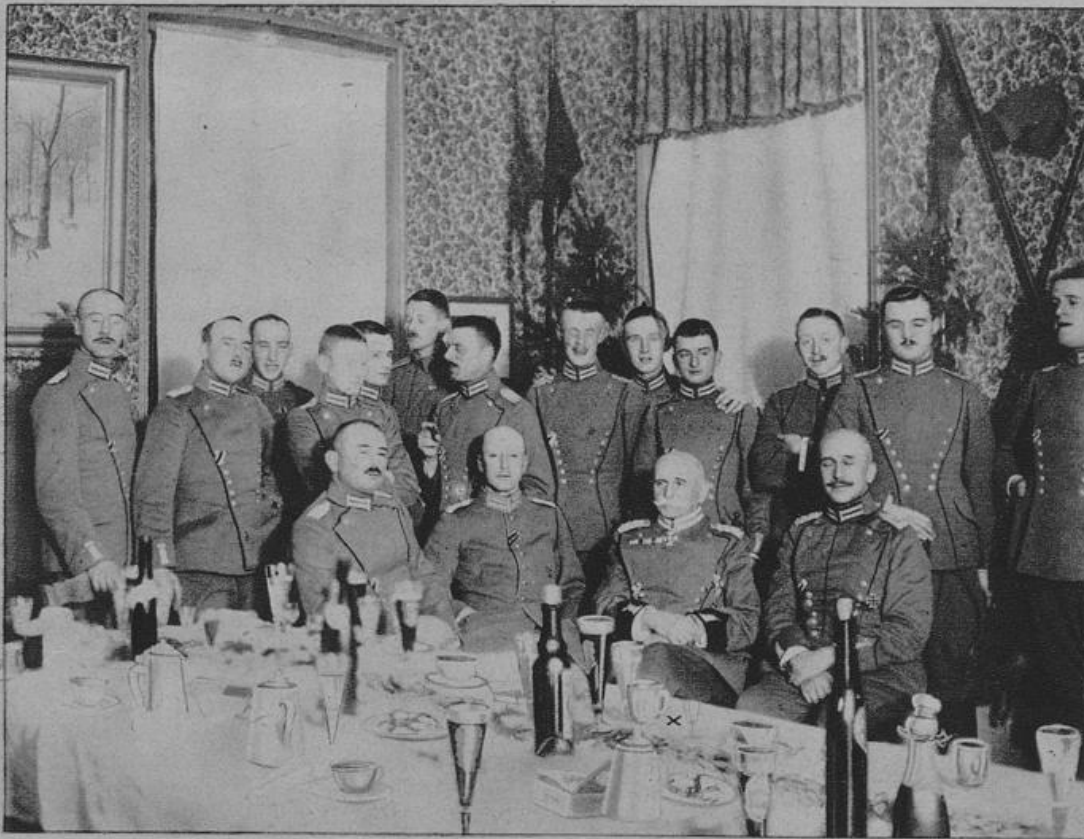
Er ergriff ihre Hände von neuem und küßte sie innig und so lange, bis sie sie ihm entzog.

Dann aber hielt es ihn nicht länger in ihrer Nähe, denn er fühlte, daß er von neuem dem Zauber unterliegen würde, der von ihr ausging, und er hätte dann gewiß noch einmal versucht, sie aus ihrer Zurückhaltung herauszureißen, wer weiß aber, ob sie ihm das beim zweiten Male verzeihen hätte! So wollte er sie eher fliehen, als ihren Zorn erregen, und er verabchiedete sich von ihr und stürmte davon.

Irma Helmstedt aber warf sich auf eine Chaiselongue, als er gegangen war, und begann bitterlich zu weinen.

V.

Erbprinz Günter war in den nächsten Tagen an jedem Nachmittag im Café Odeon beim Billardspiel und schloß sich dann Beerenjen



Weihnachten an der Somme-Front:

Graf Zeppelin (x) begehrt den heiligen Abend im Kreise der Offiziere seines Württembergischen Ulmen-Regiments.

zu einem Spaziergang an, denn Hansjörg ließ sich wenig sehen, da er angestrengt arbeiten müsse, wie er erklärt hatte. Beerensen hatte Günter bereits einige Male von seiner Braut gesprochen und dabei bedauert, daß er sie ihm noch nicht habe vorstellen können, da sie mit ihren Eltern am Ehimsee weile. Er plante aber, sie alle von Prien am Ehimsee abzuholen und lud Günter ein, ihn auf diesem Ausflug zu begleiten. Günter war sofort bereit dazu, und so fuhren die beiden an einem wunderbaren klaren Herbsttag zum majestätischen Ehimsee, dem bayrischen Meer.

In Prien herrschte noch reges Leben. Die schönen Tage, die nach einem verregneten Sommer ins Land gezogen waren, hatten viele Sommerfrischler ihren Aufenthalt verlängern lassen, da des Herbstes Farbenpracht, die milde Temperatur und die herrliche Fernsicht in die Berge, größere Genüsse sicherten als der schlechte Sommer.

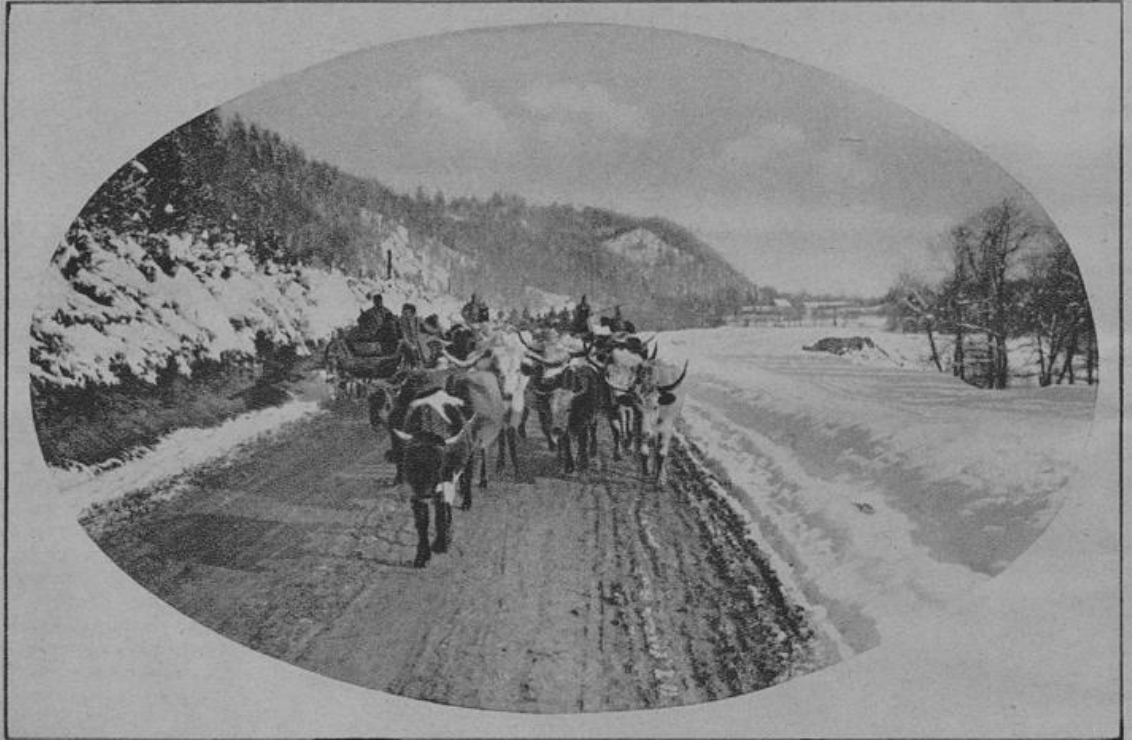
Als die beiden Herren den Bahnhof in Prien verließen, um zu

die sie interessierten könnten," sagte Günter lächelnd, „denn eine Reise des Erbprinzen ist doch immerhin für unsere Diplomatie ein nicht gerade unwesentliches Geschehnis. Na, ich freue mich, daß es Ihnen gut geht, lieber Graf, Sie sehen brillant aus, und jetzt entschuldigen Sie mich, bitte, denn ich kann meinen Bekannten nicht länger auf mich warten lassen.“

„Wenn Hoheit gestatten, werde ich morgen meine Aufwartung machen.“

„Aber nein, lieber Graf, lassen Sie das, bitte, sein! Ich bin nicht nur intognito hier, sondern intognitissimo. Ich werde Sie gern einmal in der Gesandtschaft auffuchen, und dann können Sie mir ja erzählen, was es am Münchner Hofe Neues gibt; aber, wann ich komme, kann ich jetzt noch nicht sagen. Ich weiß überhaupt nicht, wie lange ich noch in München bleiben werde. Also, auf Wiedersehen!“

Er reichte dem Grafen die Hand und ging zu Beerensen zurück, der auf ihn gewartet hatte.



Schlachtvieh für unsere Truppen auf einer Landstraße in Rumänien.

m. 5. u. 5.

Fuß zum See zu gehen, weil sie keine Lust hatten, mit der Kleinbahn dorthin zu fahren, blieb ein sehr elegant gekleideter Herr im Gedränge der Reisenden plötzlich stehen, sah Günter mit scharfen Blicken an und beeilte sich dann, in seine Nähe zu kommen, um Günsters Begleiter genauer betrachten zu können. In diesem Augenblick entdeckte ihn Günter, und eine leichte Verlegenheit wurde auf seinem Gesichte erkennbar. Der elegante Herr zog tief den Hut und wollte gerade den Mund öffnen, um etwas zu sagen, als Günter von Beerensens Seite fort und zu ihm hin eilte und lachend rief: „Sie scheinen erstaunt zu sein, mich hier zu sehen, lieber Graf Weesenburg, daraus schließe ich, daß man Ihnen noch keine Mitteilung davon gemacht hat, daß ich mich auf Reisen begeben habe. Intognito, als Dr. Hans Günter.“

„Hoheit, ich habe in der Tat davon nichts gehört,“ entgegnete der Angesprochene, „und deshalb war ich auch so überrascht, als ich Eure Hoheit plötzlich sah.“

„Die Geroldingschen Gesandten scheinen also von unseren Ministern nicht gerade auskömmlich mit Nachrichten versehen zu werden,

„Das war doch der Geroldingsche Gesandte,“ sagte der Zeichner. „Kennen Sie ihn?“

„Nur vom Sehen. Er ist sehr oft in Prien; man sagt, eine Sou-brette aus Wien, die hier ihren Urlaub verlebt, wäre der Magnet, der ihn anzieht.“

„So, so,“ machte der Erbprinz und lächelte, dann zeigte er auf die steil und trübig in der Ferne aufragende Kampenwand und sagte: „Dort oben war ich schon einmal. Ich denke noch mit Vergnügen daran.“

„Sie sind also auch Alpinist, Herr Doktor?“ rief Beerensen. „Das freut mich! Meine Braut ist ebenso leidenschaftliche Bergsteigerin wie ich, und wenn das Wetter so schön bleibt, wie es jetzt ist, dann könnten wir ja einmal alle zusammen, noch bevor Sie München verlassen, eine Tour machen. Gelt? Hansjörg ist sicher dabei, und dann wird's lustig, denn der hat bei einer solchen Gelegenheit die tollsten Einfälle.“

Günter erklärte sich sofort mit diesem Plane einverstanden, und während sie nun über das Ziel einer Tour berieten, kamen sie an der

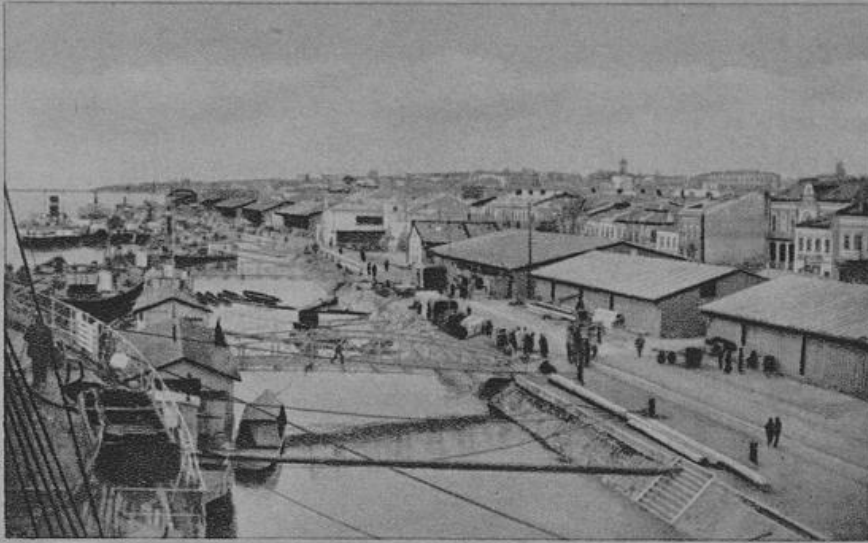
im oberbayerischen Bauernhausstil gebauten reizenden Villa an, die der Freiherr von Drachenthal mit seiner Familie ein paar Wochen im Jahre bewohnte. Die Hauptfront des Hauses ging zum See hinaus, dessen weite Fläche im hellen Sonnenschein silberhell erglänzte; den Eingang der Villa aber konnte man erst nach dem Durchschreiten eines großen Parkes erreichen, der mit seinem Baumreichtum, mit seinen Beeten, auf denen jetzt Tausende von Äpfeln in allen Farben prangten, mit seinen großen, fastiggrünen Rasenflächen eher zu einem fürstlichen Schlosse zu gehören schien, als zu einem einfachen kleinen Landhause.

In der Diele der Villa trafen sie den Kammerdiener des Freiherrn, der über den Besuch ganz überrascht war und sofort erklärte, daß der Baron und die Baronin bereits nach München zurückgereist wären, und daß die Baroness Liselotte gerade allein segele und nachmittags auch abzufahren gedenke.

„Ja, ist denn mein Brief heute früh nicht angekommen?“ rief Beerenfen.

„Die gnädige Herrschaft ist bereits mit dem Siebenuhrzuge fort, und die Baroness segelt seit halb acht Uhr. Sie muß aber bald zurückkehren, denn das zweite Frühstück hat sie für zwölf Uhr befohlen und jetzt ist's dreiviertel zwölf,“ sagte der Kammerdiener, und nachdem er noch vergeblich gefragt hatte, ob die Herren irgendwelche Wünsche hätten, verschwand er.

„Das ist ja recht erbaulich,“ sagte Beerenfen, „ich hatte mich so sehr darauf gefreut, heute im Kreise der Drachenthal'schen Familie ein paar schöne Stunden *procul negotiis* zu verleben, und nun haben sie die Zelte schon abgedreht und sind in die Stadt zurückgekehrt.“



Galatz, die letzte rumänische Donaufestung, an der Mündung des Sereth.
Blick von den Hafenanlagen auf die Stadt.

Verl. Illust. Ges.

Es wäre doch sehr nett gewesen, wenn wir heute nacht alle zusammen hätten heimsfahren können.“

„Nun, lieber Herr Beerenfen,“ entgegnete Günter, „Ihre Fräulein Braut ist ja noch hier, und da werden für Sie die schönen Stunden, die Sie sich wünschten, doch noch kommen.“

„Ich fürchte nein, denn Liselotte wird sicherlich keine Erlaubnis von ihren Eltern haben, länger als bis zum Dreiuhrzuge hierzulieben. Meine Schwiegereltern verstehen in dieser Hinsicht keinen Spott, und wenn Liselotte auch noch so sehr über diese Bevormundung, wie sie es nennt, murt, so wagt sie es doch nicht, sich dagegen aufzulehnen. Es würde ihr auch nicht gut bekommen; mein Schwiegervater ist noch heute Soldat vom Scheitel bis zur Sohle und verträgt keinen Widerspruch gegen seine Anordnungen und Befehle. Von niemandem. Wissen Sie, was wir jetzt tun werden, Herr Doktor? Sie bleiben hier,

gehen im Park ein wenig spazieren oder setzen sich auf eine der Bänke unten am Seeufer, und ich miete mir ein Segelboot und fahre Liselotte entgegen, dann kehre ich mit ihr so schnell als möglich zu Ihnen zurück.“

Günter war mit diesem Vorschlage einverstanden, obwohl er es lieber gesehen, wenn Beerenfen ihn nicht allein im Parke der ihm ganz fremden Familie gelassen hätte. Als aber der Zeichner mit langen Schritten davongestürzt war, blieb ihm nichts anderes übrig, als den Rat zu befolgen und spazierenzugehen. Er atmete mit vollen Lungen die köstliche, balsamische Luft ein, die ihn umströmte, und schritt behaglich auf den gutgepflegten Wegen dahin, bis er sich mit einem Male am Seeufer befand, unweit eines kleinen Hafens, den die Natur geschaffen hatte, und der dann durch große Steinquadern und durch eine breite Treppe, über deren unterste Stufen das Wasser gurgelnd



Gesamtansicht der wichtigen rumänischen Handelsstadt Braila, nunmehr in deutschem Besitz.

Verl. Illust. Ges.

und plätschernd brandete, von Menschenhand ausgebaut worden war. Ein Ruderboot schaukelte inmitten des Hafensbassins, an dessen Rand eine Bank zum Rasten einlud.

Günter setzte sich und blickte auf den See hinaus.

In der Ferne kreuzten, wie Riesenvögel, ein paar Segeljachten, bei der Fraueninsel fuhr ein Dampfboot, und am Ufer nach Traunstein zu, lagen schwerfällige Fischerboote fast unbeweglich im Wasser. Eine majestätische und bellemmende Stille umfing ihn und schwebte über dem glühenden See, trotzdem hatte der Anblick, der sich ihm bot, nichts Bedrückendes.

Dieser See läßt keine melancholischen Gedanken aufkommen, wie viele andere große Gewässer, weil die Inseln mit ihrem Grün, in das sich schon des Herbstes Goldgelb und Rot mischte, die Matten, Felder, Gärten und die zahlreichen Villen und Bauernhäuser an den Ufern eine fröhliche Stimmung in das besaubernd schöne Landschaftsbild bringen. Der Himmel aber, der bei Günters Ankunft im prächtigsten Blau erstrahlte, hatte sich mittlerweile mit leichten Wölkchen bedeckt, und wenn diese auch die Sonne nicht verdunkelten, so flogen doch jenseits der Herreninsel scharf umrandete Wolkenzüge auf, die ein Wetter zu bringen schienen.

Günter träumte vor sich hin, als ein Fuchser ihn aus seiner Versunkenheit auffahren ließ. Er sah auf und erkannte Beerenzen, der in einem kleinen Segelboot, etwa hundert Meter von ihm entfernt, vorüberfuhr und den Hut schwenkte. Günter erwiderte den Gruß auf gleiche Weise, dann drehte Beerenzen bei, und sein Boot schoß wie ein Pfeil über das Wasser hin, den Fächten zu, die weit draußen segelten. Dort vermutete er wohl auch die Jacht seiner Braut.

Es mochte eine Viertelstunde vergangen sein, als Günter plötzlich ein leises Rauschen vernahm und gleich darauf das eigentümliche Klatschen und Knistern, das ertönt, wenn ein Segel eingeholt wird, und als er umherblickte, sah er eine elegante Segeljacht um eine Landzunge biegen, die links vom Hafen lag und ganz mit Bäumen und

Esträuchern bewachsen war, so daß sie auf dieser Seite den Ausblick auf den See vollständig verdeckte. Das Segelboot wurde mit Ruderschlägen durch die schmale Hafeneinfahrt gebracht und an die Treppe getrieben, aber das halbgeriffte Segel verbarg noch den Insassen des Bootes, erst als es ganz fiel, wurde er sichtbar.

Eine schlante, blonde Dame stand am Mast und wollte gerade ans Land springen, als ihr Blick auf Günter fiel, der sich von seinem Sitz erhoben hatte.

Sie wurde bleich und dann purpurn und mußte sich am Mast festhalten. In diesem Augenblick ließ Günter einen halblauten Schrei aus und griff in die Luft, als suche auch er einen Halt.

Dann aber sank er sich, eilte die Stufen hinab, packte mit einer Hand das Boot und reichte die andere der Dame hin, die sie nahm und, auf sie gestützt, ans Land sprang.

Und nun standen sich die beiden gegenüber und starrten sie aus weitgeöffneten Augen an, und ihre Blicke hingen glühend ineinander, und ihr Atmen war schwer und wild, und alles um sie herum schien für sie verschwunden zu sein.

So blieben sie stundenlang unbeweglich stehen.

Dann endlich löste sich von Günters Lippen das einzige Wort „Sie?“ So wie wenn eine gespannte Feder loschnell, oder wie wenn ein Schuß die Stille der Nacht durchschallt, so kam das Wort aus seinem Munde.

Und Lieselotte Drachenthal nickte langsam mit dem Kopfe und sagte bebend und ganz leise: „Ja, ich bin's!“

Da wurde Günters Antlitz finster. Seine Augen verschlangen förmlich das junge Weib, das mit flammend roten Wangen vor ihm stand. Sein Herz klopfte zum Zerpringen, und sein Mund vermochte noch immer nicht zu sprechen. Sie aber neigte sich zum Boote nieder, band es an einem Ringe fest, der in die Hafenummauer eingelassen war, richtete sich dann auf und machte eine einladende Handbewegung zum Hause hin, das aus den Bäumen des Parks herauslugte. (Fortsetzung folgt.)



Die Essener Spinnstube auf einer Vortragsreise durch Belgien, aufgenommen im Garten der deutschen höheren Schule zu Antwerpen.

Auf Einladung des General-Gouvernements in Brüssel besuchte die Essener Spinnstube am die Weihnachtszeit das besetzte belgische Gebiet, um denjenigen unserer Feldgrauen, die vom Weihnachtsurlaub geblieben waren, einen echt-deutschen Weihnachtsgruß zu bringen. Unter Leitung ihres Gründers, Gymnasiallehrers Karl Köhler, Ehen, 1904 die Spinnstube in Antwerpen, Mecheln, Brüssel, Charleroi, Nivelles und Löwen, und überall gelang es ihr, den Zuhörern die ferne Heimat näher zu bringen. Am eindrucksvollsten waren die Abende in Nivelles und in der Aula der altberühmten Universität zu Löwen. In Nivelles wurden die Mitglieder vom Ortskommandanten Hauptmann Halternann, in Antwerpen vom Vorpräsidenten der deutschen Kolonie, Kommerzienrat Böding, besonders herzlich empfangen. Zweck der Spinnstube ist die Pflege des deutschen Volksliedes, dem sie durch zielbewußte Arbeit schon in weiten Kreisen wieder Eingang in die deutsche Familie verschafft hat. Die Mitwirkenden zeigen sich bei den Aufführungen in Volkstrachten, die Mädchen hinter dem Spinnroden.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 4.

Düsseldorf, 27. Januar

1917.



Zur 58. Wiederkehr des Geburtstages Kaiser Wilhelms II.

Phot. C. H. Voigt, Homburg v. d. H.

Majestät Pflicht.

Roman von Hans Forsten.

Copyright 1915 by
Carl Duncker, Berlin.

7. Fortsetzung

Günter, der in seinem Erstaunen über das plötzliche Zusammentreffen unbeweglich stehen blieb, sagte mit heiserer Stimme: „Es ist mir unmöglich“, und erklärend setzte er hinzu, „ich muß sofort fort.“

„Wie fanden Sie mich,“ fragte nun Liefelotte hastig, ohne seine Worte zu beachten, „wie kamen Sie hierher?“

„Ich wußte ja nicht, daß Sie es sind,“ erklärte Günter, und seine Stimme ward im gleichen Maße freier, als seine Rede hastiger wurde. „Walter Veerenen, den ich in München kennengelernt habe, hat mich mitgenommen, um mir seine Braut vorzustellen. Ich habe Sie gesucht so lange und so beharrlich, wie man sein Glück sucht; ich bin wohl zehnmal zu der Stelle zurückgekehrt, wo ich Sie dereinst gesehen habe, ich habe immer nur an Sie gedacht daheim und wenn ich reiste, und auch jetzt bin ich wieder fortgezogen, um Sie zu suchen, und da ich Sie nun endlich finde, muß ich erfahren, daß Sie mir für immer verlorene sind.“

„Auch ich habe auf Sie gewartet,“ sagte Liefelotte mit bebender Stimme, „aber das Schicksal wollte es, daß es ebenso vergeblich war.“

Und wieder sahen sie sich an, und aus ihren Blicken erkannten sie, daß sie sich von der Stunde an geliebt, in der sie sich oben auf dem Bergesgipfel in Tirol getroffen hatten.

Günter preßte die Lippen aufeinander, und in seine Stirne gruben sich tiefe Falten. Liefelotte aber wandte sich ab, machte ein paar Schritte zum See hin und starrte auf das Wasser hinaus, das jetzt dunkelgrau aussah, und das in jeder Sekunde bewegter wurde.

Da brauste ein Windstoß durch die Bäume und wirbelte zahllose Blätter hinab auf die Erde, der See begann mit einem Male zu zischen und zu brausen, Wellen bäumten sich auf, weißer Schaum spritzte in die Höhe, und klatschend fielen die ersten schweren Regentropfen nieder.

Keines von den beiden kümmerte sich darum.

Sie standen dicht nebeneinander und doch trennte sie ein Ozean, und auf dem Grunde dieses Ozeans lag als Braut ihr Liebesglück.

Günter wollte noch einmal sprechen, doch Liefelotte verhinderte ihn durch einen flehenden Blick daran, dann fragte sie: „Wo ist Walter?“

Und mit einem Male nahm Günters Gesicht einen ganz andern Ausdruck an. Seine Augen spähten stahlhart auf den tobenden See hinaus, alle seine Sinne wurden nun von den entfesselten Elementen, auf die er bisher gar nicht geachtet hatte, ganz

* Dieser in englischer Fassung vorgeschriebene Vermerk ist unerlässlich, um den unbefugten Nachdruck unseres Romans in den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu verhindern.
Die Redaktion.

gefangen genommen und durch den drausenden Sturm tief er „Auf den See hinausgefegelt ist er, — Sie zu suchen und zu bringen.“

Liefelotte zuckte zusammen. — „Um Gottes willen,“ schrie sie „er ist kein erfahrener Segler! — Das Wetter wird ihn überraschen haben. Ich muß hinaussegeln, um ihm Hilfe zu bringen.“

Und mit schnellen Schritten eilte sie hinunter zu ihrer Jacht, die ächzend an dem Strande zertend, der sie hielt, auf und nieder häupte. Günter sprang ihr nach, ergriff ihre Hand, zog sie daran zurück und rief: „Nein! Sie bleiben! Das Wagnis wäre zu groß! Ich segel hinaus!“

Und ehe sie es hindern konnte, sprang er in das Boot und stieg es vom Ufer ab. Dann setzte er das Segel zur Hälfte und daraus erkannte sie, daß er vom Segeln etwas verstand. Sie wollte ihm noch etwas zurufen, einen Gruß — ein liebes Wort zum Geleit auf der schweren Fahrt, — doch schon trieb ihn der Wind mit rasender Geschwindigkeit auf den See hinaus. Sie sah das Boot nicht mehr, weil es die Wogen verdeckten, aber sie sah das Segel, das sich blähte wie ein Luftballon, der gefüllt wurde, und sie starrte wie entsezt darauf hin, und ihre Hände falteten sich zum Gebet.

Doch plötzlich durchzuckte sie ein Gedanke.

„Er sucht den Tod!“ schrie es in ihr auf, und dann war es ihr, als löse sich von ihrem Herzen ein Stück los und stiege langsam durch ihre Brust hinauf in die Kehle. Sie kämpfte um Luft und glaubte ersticken zu müssen, in ihren Schläfen hämmerte das Blut in rasender Wildheit und Eile.

Sie meinte in jedem Augenblick umsinken zu müssen, aber das weiße Segel, das draußen auf dem tobenden Wasser auf und nieder tänzelte, fesselte so ihren Blick, daß sie aufrecht stehen blieb.

Jeder Atem in ihr war angespannt, und ihr Antlitz war bleich wie die weißen Ästern, die sie im Gürtel trug. Der Sturm zerkaute ihr herrliches Haar, der Regen peitschte ihr Gesicht, aber sie spürte das alles nicht. Sie hing mit den Augen an dem Segel, und es schien, als ob Tod und Leben für sie von der Fahrt Günters abhänge. Und dann war das Segel plötzlich verschwunden. Sie sprang auf die Bank hinauf, beugte den Oberkörper mit dem Kopfe ganz weit vor und spähte wie ein Adler nach der Beute. Vergeblich. Die Wellen waren so gewaltig, daß sie nichts anderes sehen konnte als Wasser und Himmel. So schnell ihre Füße sie tragen konnten, stürmte sie in das Haus und die Treppe empor in ihr Zimmer. Dort riß sie einen Feldstecher aus einem Kasten und eilte damit, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, zum Speich-



Verleihung des Eisernen Kreuzes an einen Rheinländer. Dem Mitglied des Allgemeinen Turnvereins, Düsseldorf, Karl Baues, wird das Ehrenzeichen vom Deutschen Kronprinzen überreicht.



Rheinisch-westfälische Kinder, denen in Leiden (Holland) von Deutschen und deutschfreundlichen Holländern ein Weihnachtsfest ausgerichtet wurde.

In uneigennütziger Weise haben die Holländer deutsche Kinder pflichtlich aufgenommen und gepflegt. Zu Weihnachten wurde in Leiden für die deutschen Kinder ein Weihnachtsfest, zu Pfingsten für die holländischen eine Zylinderfeier in sehr deutscher Art mit Gefächentänzen und einem Tannenbaum veranstaltet.

hinauf. Sie öffnete ein Dachfenster und blickte durch das Glas hinaus auf den See, von dem sie jetzt nur noch einen schmalen Ausschnitt sehen konnte. Ein Seufzer der Erleichterung entschlüpfte ihr. Das Boot mit Günter war wieder sichtbar, und unter einem Freudenschrei nahm sie wahr, daß er das Boot ihres Bräutigams entdeckt haben mußte, denn er begann plötzlich zu lavieren und den Versuch zu machen, nach einer bestimmten Stelle hinzugelangen. Und als sie schärfer hinsah, entdeckte sie, daß dort ein Boot mit eingezogenem Segel trieb. Das mußte Walters Boot sein.

Sie ließ das Glas sinken und ging vom Fenster fort. Ein alter Stuhl stand in der Nähe, auf den ließ sie sich nieder.

Walter würde gerettet werden.

Sie saß sich an die Stiene, die eiskalt war, und dann nahm sie die Ästern aus dem Gürtel und begann sie zu zertrüpfen.

alles in bester Ordnung zu sein. Nur ein Mensch aber wußte, wie es um sie in Wirklichkeit stand, und das war ihre einzige Freundin, die Prinzessin Adelaide von Batinghausen. Der hatte sie sich anvertraut, der hatte sie von der Begegnung mit Günter erzählt, die wußte, welchen tiefen, unauslöschlichen Eindruck er auf sie gemacht hatte. Prinzessin Adelaide war genau so alt wie sie. Sie hatten als Kinder zusammen gespielt und als Badfische innige Freundschaft geschlossen. Liefelottens Vater war Adjutant des Vaters der Prinzessin Adelaide gewesen, und als er dann verfeßt wurde, mußten sich die beiden Freundinnen wohl trennen, aber die Freundschaft blieb bestehen. Sie sahen sich in jedem Jahr und verlebten ein paar Wochen miteinander. Prinzessin Adelaide besaß eine seltene Klugheit, und ihre Herzengüte konnte nicht übertroffen werden, dabei war sie frei von jedem Hochmut, und niemals legte sie Wert darauf, von ihrer Freundin als Höherstehende betrachtet zu werden; sie hatte es sogar



Don der ungarischen Königskrönung in Budapest: Die zur Besichtigung ausgestellten Krönungs-Insignien.

In der Koroletto-Kapelle der Matthiaskirche in Budapest sind die Insignien (Apfel,zepter, Krone und Schwert) unter dem Schutze des Bischofs Anton Nemes und der Kronhäter Graf Szechenyi und Graf Androzy ausgestellt gewesen. Fotopresse Kankowost.

Durch ihn gerettet. Ein trauriges Lächeln huschte über ihre Wangen und erstarrte gleich wieder.

Wenn Walter ertrunken wäre?

Hätte sie in ihrem Herzen um ihn trauern können, jetzt, da er zu ihr gekommen war, nach dem sie sich so heiß und so lange gesehnt hatte?

Sie sprang auf und stieß den Stuhl mit den Füßen fort. Dann warf sie die letzte der Ästern auf den Boden und zertrat sie.

Hätte sie doch noch länger gewartet. Aber man hatte sie ja gedrängt, man hatte ihr ja keine Zeit gelassen. Als Walter Beerensen um ihre Hand angehalten hatte, war ihr von der Mutter eindringlich klargemacht worden, daß sie ihn nehmen müsse, weil ihr Vermögen zu gering für eine standesgemäße Ehe wäre. Und der Vater, der sich erst gesträubt hatte, sein Jawort zu geben, war plötzlich ganz umgewandelt gewesen, nachdem eine königliche Hoheit mit ihm gesprochen hatte als Freiwerber für Beerensen. Man hatte sie gar nicht gefragt, ob sie einen andern, ob sie Beerensen liebe. Das letztere nahm man gewiß als selbstverständlich an, da sie nie geleugnet hatte, daß er ihr nicht unsympathisch wäre. So schien für ihre Eltern und für ihre Brüder

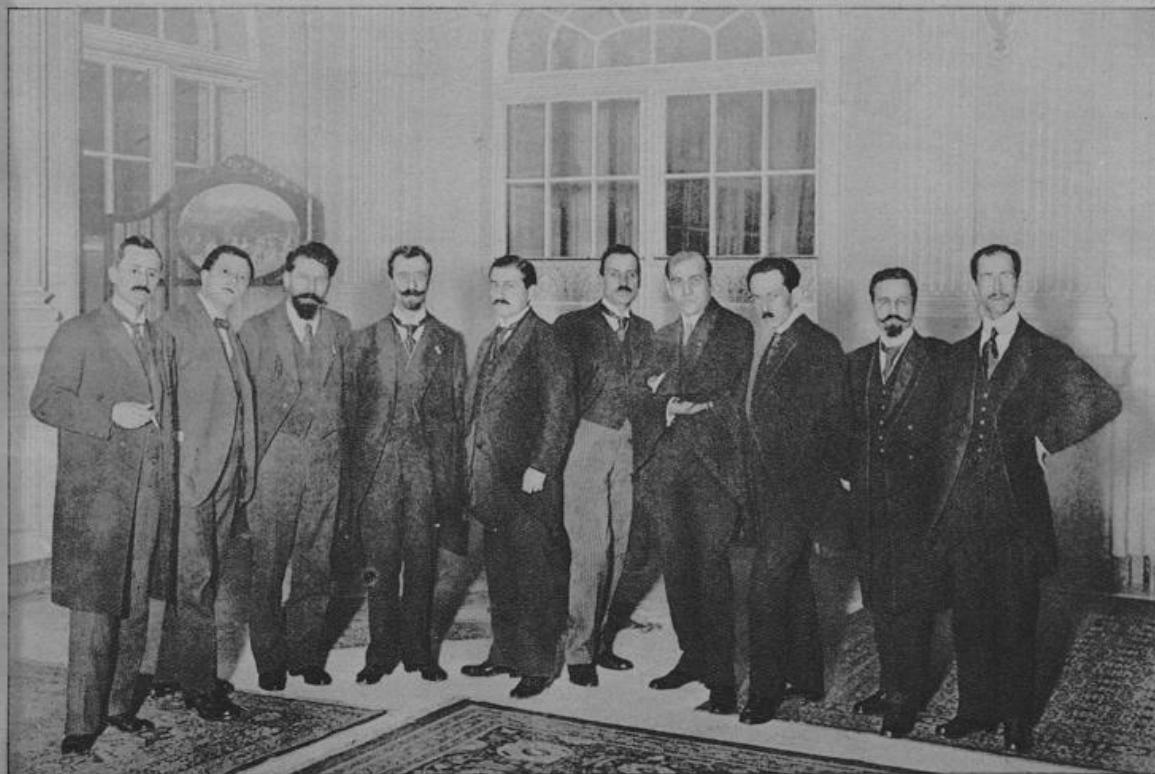
zur Bedingung gemacht, daß alle Standesunterschiede bei ihrem Verkehre wegsfielen, und daß das trauliche „Du“ gebraucht wurde, auch dann noch, als sie bei Hofe die Rolle als Erbprinzessin zu spielen beginnen mußte. Als Liefelotte ihr von der Begegnung mit Günter erzählt hatte, war sie sofort bereit gewesen, sich auf die Suche nach ihm zu machen, da sie mehr Freiheiten genoß als ihre Freundin, die immer von ihren Eltern und Brüdern bewacht wurde und fast nie ihre eignen Wege gehen konnte. Aber nach der Beschreibung, die ihr Liefelotte von Günter gegeben hatte, war es unmöglich, ihn zu finden, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als die Freundin zu trösten und auf den Zufall hinzuweisen, der sie vielleicht mit dem Entschwundenen wieder zusammenführen würde. Dann hatte sich Liefelotte mit Beerensen verlobt, und Adelaide glaubte, daß damit die Episode im Leben der Freundin ihren Abschluß gefunden habe, bevor ein Roman daraus geworden war. Sie freute sich dessen, denn es war ihr immerhin zweifelhaft erschienen, ob der Unbekannte auch alle Bedingungen hätte erfüllen können, die von den Eltern Liefelottens an deren zukünftigen Gatten gestellt wurden. —

Als Liefelotte über das grausame Schicksal nachdachte, das ihr Günter zu spät zurückgebracht hatte, da sie sich mit Fragen quälte und mit Gedanken peinlichster Art, als ihr Herz blutete und ihre Sinne sich verwirrten durch die seelischen Schmerzen, die sie empfand, da tauchte in ihr der brennende Wunsch auf, Adelaide zu sehen und sich bei ihr Trost und Rat zu holen, und immer mehr und mehr sahte der Gedanke Wurzel, die Freundin um Hilfe in ihrer Herzensnot anzugehen. Denn, daß sie jetzt ihrem Bräutigam nicht mehr unbefangen und mit ehrlichen, offenen Blicken unter die Augen treten konnte, war ihr klar, und der Gedanke daran, daß sie sich wohl zum Heucheln und Lügen gezwungen sehen würde, verursachte ihr ein solches Unbehagen, daß sie lieber auf und davon gegangen wäre, mochte daraus entstehen, was wollte.

Rastlos schritt sie auf dem Speicher hin und her, aber der Ent-

zählreichen schützenden Buchten der Inseln zu flüchten und dort auf den Abzug des Wetters zu warten pflegten. Sobald der Sturm sich etwas gelegt haben würde, kämen sie schon wieder heraus auf den See, um heimzukehren.

Sie verließ den Speicher und begab sich hinab in ihr Zimmer, ordnete dort ihr vom Wind zerzaustes Haar und das Kleid. Dann setzte sie sich nieder, um an Adelaide zu schreiben und sie zu bitten, nach München zu kommen. Am liebsten freilich wäre es ihr gewesen, wenn sie noch länger hätte in der Villa am See bleiben können. Sie brauchte jetzt Ruhe und Einsamkeit so nötig, um sich zu sammeln und um das zu überwinden, was ihr die letzte Stunde an seelischen Schmerzen gebracht hatte, aber ihr Vater hatte die Rückkehr nach München bestimmt, und es hatte schon vielen Bittens bedurft, um den halben Tag längeren Aufenthalts in der Villa gestattet zu bekommen,



Bulgarische Künstler, die zum Studium deutscher Wesensart und deutscher Bildung in Berlin zum Besuche weilten.

Von links nach rechts: 1. Schriftsteller Otto Müller-Neudorf — 2. Opernsänger Panajot Dimitroff — 3. Schriftsteller A. Strassimiroff — 4. Dr. M. Tichoff, Direktor der Nationalbibliothek, Sofia — 5. Schriftsteller Ch. Trajanoff — 6. Schriftsteller Elin-Pellin — 7. Schauspieler Sawa Gjanianoff, National-Theater Sofia — 8. Schriftsteller Dobri Nemiroff — 9. Schriftsteller Welito Jordanoff — 10. Klavier-Virtuose Andrey Stojanoff.

schluß, einen Rat bei Adelaide einzuholen, machte sie doch nach und nach ruhiger. Ihre Schritte, die erst groß und wuchtig waren, wurden immer kleiner und leichter, und dann blieb sie stehen und starrte auf die schrägen Balken, die das Dach trugen. Endlich aber wurde sie vollständig ruhig, und ganz gelassen ging sie noch einmal zum Dachfenster, um auf den See hinauszuschauen. Das Wetter hatte sich ebenso schnell verzogen wie es gekommen war, wohl jagten noch finstere Wolken am Himmel hin, doch hier und da blickte bereits wieder das azurine Firmament aus den Wolkensehen hervor. Der See war freilich noch immer erregt, und von Zeit zu Zeit trugen seine Wellen weiße Köpfe, aber schon zeigten sich draußen smaragdgrüne Streifen, ein Zeichen dafür, daß dort ein Sonnenstrahl über das Wasser huschte, und die Möwen, die vor dem Unwetter geflüchtet waren, kehrten zu ihren Lummelplätzen zurück und schwebten über den Wellen wie silberweiße Schaumflocken. Liefelotte suchte mit dem Feldstecher den See ab, aber sie sah kein Boot. Das beunruhigte sie jetzt nicht mehr, denn sie wußte ja aus eigener Erfahrung, daß die Segeljachten in die

er würde auf keinen Fall erlauben, daß sie noch länger und allein hier draußen bliebe.

Sie sah auf die Uhr. Die zeigte ein paar Minuten nach eins. Um drei Uhr ging ihr Zug. Das Frühstück war seit einer Stunde bereit, aber sie schüttelte sich bei dem Gedanken, etwas essen zu müssen. Hastig nahm sie einen Briefbogen und die Feder, und mit stürmischer Eile schrieb sie an die Freundin. Dann machte sie den Brief postfertig und versiegelte ihn.

Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich ihrer Brust.

Ihre Gedanken eilten zu Adelaide und dann zu Walter und Günter, den sie in ihren Grübeleien nicht bei seinem Namen nennen konnte, weil sie ihn nicht kannte. Wie er sich damals auf dem Berge bei Matrei vorgestellt, war ihr, weil sie den hingemurmerten Namen nicht verstanden hatte, längst entfallen. In ihren Träumereien hatte sie ihn stets mit den zärtlichsten Rosenamen genannt, aber jetzt vermochte sie das nicht mehr. Die Mannhaftigkeit und der ritterliche Mut, den er zeigte, als er in das furchtbare Wetter hinaussegelte

um den Mann aus Todesgefahr zu retten, der ihm die Geliebte genommen, hatten sie zur höchsten Bewunderung hingerissen und ihre Liebe zu noch größeren Flammen angefaßt. Sie fragte sich, ob Walter im gleichen Falle genau so gehandelt hätte, aber sie war gerecht genug, diese Frage zu bejahen, denn wenn sie ihn auch nicht liebte, so empfand sie doch die größte Hochachtung vor ihm, und keinen Augenblick zweifelte sie an seiner Ritterlichkeit. Aber Günter jetzt mit Kosenamen zu nennen, erschien ihr abgeschmackt und kindisch. Er war ein Held in ihren Augen, sie blickte zu ihm empor, wie zu einem Gotte, und zu dem spricht man nicht mit kolenden Schmeichelnamen. Sie zerbrach sich den Kopf darüber, wie Günter wohl mit seinem Vornamen heißen möge, aber alle Namen, die sie sich nannte, wollten nicht zu ihm passen. So gab sie es auf, den richtigen Namen zu finden, dafür begann sie sich mit dem Gedanken zu quälen, ob er mit Walter zurückkehren und noch einmal vor sie hintrreten würde. Sie wünschte es nicht. Erst wollte sie den Rat der Freundin hören und danach ihr Verhalten einrichten. Da fiel ihr ein, daß der Brief an Adelaide noch immer nicht abgesandt war, und sie eilte zur Diele, klingelte dort dem Diener, übergab ihm den Brief mit dem Auftrag, ihn in den Bahnhofsbrieffasten zu werfen. Nachdem sich der Diener schleunigst auf den Weg gemacht hatte, ging sie durch den Park zu der Bank am Hafen, zu der Stelle, an der sie Günter wiedergehen hatte. Trauwoeloren sah sie dort und lauschte dem Blättschern und Gurgeln des Wassers und sah den Möwen zu, die in Scharen über dem See kreisten.

Durch ihre Seele zog das bange Ahnen kommenden Unglücks.

Prinz Günter hielt mit fester Hand das Steuer, als er den Hafen verließ, und seine Augen spähten nur vorwärts, seine ganze Aufmerksamkeit galt dem Boot, mit dem er Walter Beerensens Hilfe bringen wollte. Er mußte, um durch die hochgehenden Wogen und durch den furchtbaren Sturm zu kommen, alle Gesichtsfelder aufbieten, und nur eine Sekunde lang konnte er daher rückwärts schauen, und da sah er Vielotter am Ufer stehen, unbeweglich wie eine Statue.

Er fühlte aber, daß ihre Blicke unausgesetzt auf ihm und auf seinem Segel ruhten und das spornte ihn an, alles aufzubieten, um den Elementen zu trotzen. Er spähte mit scharfen Blicken auf dem wildgewordenen Wasser umher, um Walters Boot zu entdecken, aber vergeblich, die Wellen verhinderten noch den Ausblick; aber den Inseln näher schien das Wasser ruhiger zu sein, und in der Tat, dort konnte er auch nach einer Fahrt von zwanzig Minuten, in denen er zwanzigmal in Todesgefahr geschwebt hatte, eine Jacht sehen, deren Mast gebrochen war, die ohne Steuer trieb, und von der aus mit einem Taschentuche Notsignale gegeben wurden. Und er erkannte Walter Beerensens. Trotz dem furchtbaren Sturme vermochte der Erbprinz ein paar Schläge zu machen, und es gelang ihm so, bis auf fünf Meter an das treibende Boot zu gelangen. „Fangen Sie das Tau auf!“

schrie er darauf durch die hohle linke Hand, während die Rechte krampfhaft das Steuer umklammert hielt, dann erhob er sich, nahm ein in seiner Jacht liegendes Tau und warf es mit großer Kraft Walter zu, der es glücklich auffing und um den Rumpf des Mastes seines Bootes schlang. Der kurze Moment, in dem Günter das Steuer freigegeben genügte, um das Boot einen gewaltigen Sprung machen zu lassen, der an den eines jungen feurigen Rosses erinnerte, das sich von der Hand des Führers losgerissen hat. Aber durch diesen Sprung kam achtern Wasser über und beschwerte die Jacht, so daß sie stabiler wurde und nicht mehr so stark schlingerte. Dadurch konnte sich jetzt der Wind besser in das halbgefehte Segel legen, und die Folge davon war, daß die Jacht pfeilgeschwind dahinflöz, ungeachtet dessen, daß das Boot Walters im Schlepptau lief. Da aber der Sturm jetzt sehr böig wurde, holte Günter noch mehr von seinem Segel ein und ließ ein großes Stück von dem Tau fahren, das Walters Boot schleppete, er mußte nämlich seine Manövrierungsmöglichkeit erhöhen, denn das Unwetter wirtschastete an dieser Stelle des Sees ganz besonders stark, und von den Inseln her kamen höchst unangenehm werdende Wirbelwinde. Sobald er es nur konnte, wandte sich Günter aber dann nach Walter Beerensens um und rief:

„Haben Sie viel Wasser im Boot?“

„Ich sitze bis über den Knöchel drin,“ schrie Beerensens zurück.

„Dann schöpfen Sie es doch aus!“

„Ich habe nichts zum Schöpfen.“

„Nehmen Sie Ihren Hut dazu!“

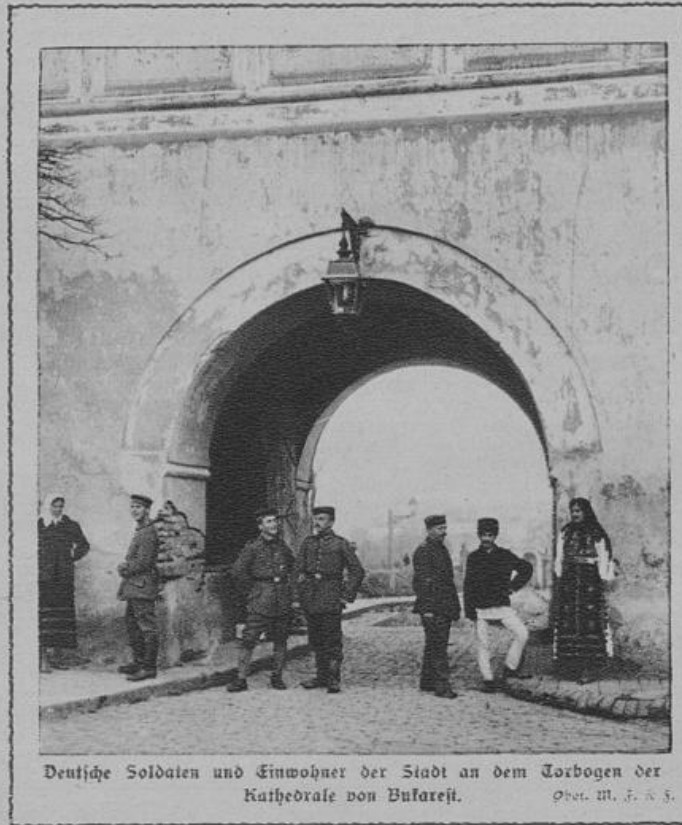
Und Beerensens befolgte sofort diese Weisung. Er arbeitete, bis ihm der Schweiß von der Stirne rann, aber er sah bald den Erfolg seines Mühebens, denn je mehr er Wasser aus dem Boot schöpfte, desto schneller kamen sie

vorwärts; plötzlich fühlte er einen heftigen Ruck, und als er aufblickte sah er, daß Günter seine Jacht am Strande einer kleinen Bucht an der Herreninsel hatte auflaufen lassen und nun damit begann, das Boot Walters am Schlepptau heranzuziehen.

Und wie dann sein Boot längsseits der Jacht Vieslottens lag, da beeilte sich Beerensens, die Hand Günters zu ergreifen und ihm mit Worten, die seine tiefe Bewegung verrieten, zu danken.

Aber Günter wehrte den Dank ab und sagte: „Nur schnell jetzt ans Land und Schuhe und Stümpfe ausgezogen! Reiben Sie sich Ihre Füße warm, damit von der ganzen Geschichte nichts Schlimmeres übrig bleibt als ein gehöriger Schnupfen!“

Beerensens befolgte sofort den Rat, indem er sich dazu auf einen Baumstumpf setzte; währenddessen machte Günter die Boote fest, und nachdem dies geschehen war, nahm er in der Nähe Walters auf einem Grashügel Platz. Während er im Kampfe mit den entfesselten Elementen gewirkt hatte, waren seine Nerven stahlhart geblieben, nun aber kam die Reaktion. Er fühlte sich mit einem Male zum Umsinken



Deutsche Soldaten und Einwohner der Stadt an dem Torbogen der Kathedrale von Bukarest. Ober. M. S. 5.

müde, und sein Herz begann viel rascher zu schlagen. Zugleich stellten sich Armschmerzen ein, vom kramphastigen Halten des Steuers und der Taue herrührend. Darauf achtete er aber am wenigsten; was ihn viel mehr quälte, waren die Gedanken an Liefelotte und an das, was nun geschehen müsse. Sollte er Beerenen erklären, daß er seine Braut längst kannte, und daß er sie liebte, und daß auch sie ihm gezeigt hatte, daß er ihr nicht gleichgültig war? Unmöglich! Beerenen verdiente es wirklich nicht, daß ihm ein solcher Dolchstoß verleitet würde, denn nichts anderes würde ein solches unerwartetes freimütiges Bekenntnis für ihn sein. Fliehen? Das wäre feige und das würde Beerenen verraten, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei. Es blieb also nichts anderes übrig, als den Dingen ihren Lauf zu lassen und sich der Situation im rechten Augenblick gewachsen zu zeigen. So peinlich ihm der Gedanke war, mit Beerenen zu Liefelotte zurückzukehren und dann womöglich noch ansehen zu müssen, wie er sie küßte beim Begrüßen — es blieb ihm nichts anderes übrig, er mußte diese seelischen Qualen erdulden. Und dann? Ja und dann! Dann würde er Mänschen verlassen und rastlos umherziehen, bis er ruhiger geworden wäre, bis er Liefelotte vergessen hätte! — Nein! Das würde ja nie geschehen! Sie vergessen? Niemals! Das, was er für sie fühlte, hatte sich zu tief in seinem Herzen eingegraben. Er liebte sie ja nicht seit heute erst, und die Sehnsucht, mit der er darauf gewartet hatte, sie wiederzufinden, all die qualenden Stunden, in denen er ihrer gedacht hatte — das alles sollte mit einem Male in seinem Gedächtnis ausgelöscht sein? Unmöglich! Aber was sollte er nun beginnen? Ganz zurücktreten und den Weg freigeben für Walter Beerenen? Nichts unternehmen, was ihn mit Liefelotte zusammenführen konnte, sie nicht sehen, nicht sprechen, überhaupt ganz abseits stehen bleiben? Was würde Liefelotte dazu sagen? Wäre es ihr recht? Würde sie es von ihm vielleicht gar begehren?

Er erhob sich und ging ein paarmal auf und ab. Der Wind brauste noch immer durch die Bäume und warf die sommermüden Blätter herab, der See aber wurde ruhiger.

Beerenen hatte bereits die Strümpfe und Schuhe wieder angezogen und trat zu Günter.

„Wir müssen nun sehen, ob meine Braut mit ihrer Jacht an der Herreninsel gelandet ist,“ sagte Beerenen.

„Ja so,“ fiel es Günter ein, „er weiß ja noch gar nicht, daß ich mit Liefelottes Jacht ihm zu Hilfe geeilt bin.“

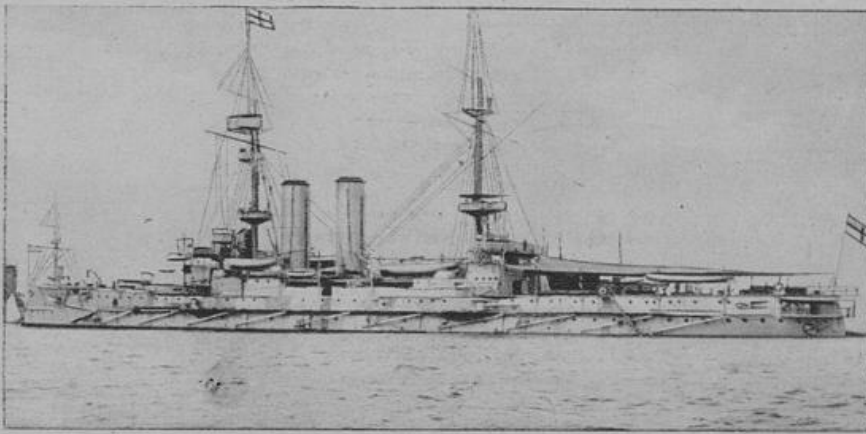
Und laut sagte er: „Ihre Fräulein Braut ist schon in der Villa. Sie kam gerade an, als das Unwetter losbrach, ich sprang in die Jacht, nachdem die Baronessie sie verlassen hatte, und segelte ihnen nach.“

„Ah,“ rief Beerenen erfreut, „dann sind meine Sorgen überflüssig, dann wollen wir heimsegeln! Mein Boot lassen wir im Schlepptau.“

Günter nickte mit dem Kopfe, schaute den Himmel und den See an und sagte dann: „Versuchen wir's!“

Und sie gingen an Bord der Drachenthalschen Jacht, machten sie klar, setzten das Segel und fuhren über den See. Beerenen feuerte und Günter bediente das Segel, so fand er Gelegenheit, seinen Gedanken nachzuhängen, aber er kam doch nicht dazu, einen Entschluß zu fassen. Das machte ihn mühsam und ärgerlich, und deshalb gab er auf die Fragen Walters nur kurze, nichtsagende Antworten, was diesen nicht wenig in Erstaunen setzte, weil er sich die so plötzlich entstandene üble Laune Günters nicht erklären konnte.

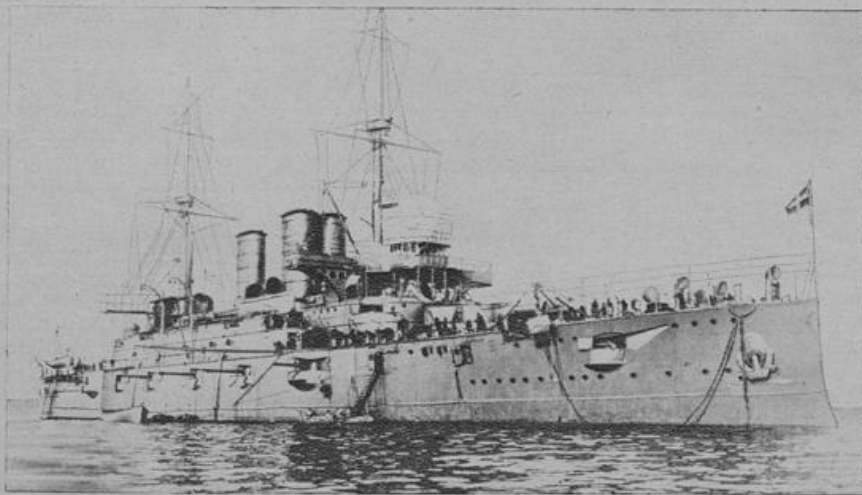
Endlich langte man im Hafen der Drachenthalschen Besitzung an, und mit einem Seufzer verließ Günter das Boot, nachdem Beerenen herausgesprungen und zu Liefelotte geeilt war, die noch immer auf



Verl. Müller-Ges.
Englisches Linienschiff „Cornwallis“ im Mitteländischen Meer durch ein U-Boot versenkt.

Die „Cornwallis“ verdrängte 14.200 t und war 1901 gebaut. Besatzung im Frieden 750 Mann. Das Schiff hatte 4 50,5-cm- und 12 15-cm-Geschütze. Mit dem „Cornwallis“ stiegen die feindlichen Kriegsschiffverluste auf 186 Einheiten mit 582.000 t.

Verl. Müller-Ges.
Die „Regina Margherita“ war 1901 gebaut, lief 20,5 Seemeilen und verdrängte 13.400 t. Die Besatzung bildeten 4 50,5-cm- und 12 15-cm-Geschütze. Von 650 Mann sind 600 ertrunken, dabei Generalleutnant Oreste Vandini, Chefformandant der Italiener in Albanien. Das Schiff zerbrach infolge Anstehens auf zwei Minen und versank sofort.



Italienisches Linienschiff „Regina Margherita“ vor dem Hafen Valona durch Minen versenkt.
Verl. Müller-Ges.



Professor Dr. Beitzke, hervorragender Pathologe, wurde an die Akademie für praktische Medizin zu Düsseldorf berufen. Dr. Beitzke war bisher Direktor des Pathologischen Instituts in Lausanne.
Becl. Illust.-Ges.

sprach er: „Meine Braut, Baronesse Drachenthal! — Sie haben Lieselotte ja schon gesehen, als sie aus der Nacht stieg, wie Sie mir erzählten.“

Lieselotte reichte Günter die Hand.

Sie fühlte sich kalt an wie Stahl, und er spürte keinen Druck. Die Blicke der Baronesse sprangen für den Bruchteil einer Sekunde in seine Augen, und er sah ein Flammen darin, das ihn erbeben ließ. Blickeartig durchfuhr ihn der Gedanke:

„Wenn sie nur jetzt nicht sprechen wollte, um mich nicht zum Antworten zu zwingen.“

Aber sein Wunsch blieb unerfüllt, denn Lieselotte sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie meinem Bräutigam so schnell und mutig zu Hilfe eilten.“

Das klang konventionell und kühl, und Günter versuchte in ihre Augen zu sehen, um dort zu lesen, ob ihr Mund so sprach, wie ihr Herz es wollte. Sie blickte aber Beerenzen an, wie um sich dort Mut zu holen, und dann fuhr sie fort: „Ich habe gesehen, daß Sie ein ausgezeichneter Segler sind, Herr Doktor; es war ein gefährliches Unternehmen, bei diesem furchtbaren Wetter hinauszusegeln.“

Nun war es an Günter, etwas zu erwidern, aber er brauchte lange, bis er im ruhigen Konversationston sagen konnte: „O — ich habe schon schwerere Stürme auf dem Wasser erlebt. Ich segle seit meiner frühesten Jugend.“

„Das ist ein Glück für mich,“ fiel nun Beerenzen ein, „sonst läge ich jetzt auf des Sees kühlem Grunde als bessere Wasserleiche, denn das Schwimmen hätte mir nichts genützt, ich war etwa vierhundert Meter vom Lande entfernt, als der Mast meines Bootes brach. Zum Glück konnte ich noch das Segel herunterreißen, aber das Wasser kam über Bord geströmt, das Steuer war auch gebrochen und davongeschwommen und so trieb ich hilflos umher, bis mich just im kritischsten Augenblick Herr Doktor Günter erreichte und ins Schlepptau nahm. Ihnen danke ich also, daß ich noch lebe, und Ihre Tat werde ich Ihnen nie vergessen!“

Günter lächelte eigentümlich und sagte dann: „Was wollen Sie! Ich tat doch nichts als meine Pflicht, Herr Beerenzen!“

Lieselotte hörte aus dieser Antwort viel mehr heraus als Walter. Sie wußte besser, mit welchen Empfindungen Günter diese Pflicht

der Bank sah und mit brennenden Blicken das Näherkommen der beiden Boote beobachtet hatte.

Als Beerenzen sie küssen wollte, wehrte sie sich dagegen. Er stutzte ein wenig, dann küßte er aber ihre Hände. In diesem Augenblick trat Günter hinzu und zog den Hut.

„Du gestattest,“ sagte Beerenzen zu Lieselotte, „daß ich dir Herrn Doktor Hans Günter vorstelle,“ und zu Günter gewandt, der sich tief vor Lieselotte verneigte,

erfüllt hatte. Diese Rettungsfahrt konnte nur ein Mann unternehmen, dessen Charakter fast übermenschlich edel war, der wohl ebenso groß im Entfagen sein könnte, wie er vielleicht groß im Lieben war. Alles was Günter tat, mußte, das stand für Lieselotte fest, großzügig und erhaben sein.

Sie liebte ihn noch tausendmal mehr als vor der Rettungsfahrt, und ihr armes Herz hatte zum Zerspringen geklopft, als er wohlbehalten mit Walter zurückgekehrt war. Nun aber hatte schon das Heucheln beginnen müssen, vor dem sie sich so gefürchtet, nun war sie schon gezwungen worden, anders zu sprechen, als ihr Herz es wollte. Und das würde ja fortan so bleiben müssen. Der Gedanke daran schloß ihr Entsetzen ein. Sie war ein so natürlicher Mensch, der sich immer so gab, wie er war und niemals zu Verstellungskünsten seine Zuflucht zu nehmen brauchte, daß es ihr geradezu erbärmlich vorkam, nun Komödie spielen zu müssen, um sich nicht zu verraten und um die hehren Gefühle zu verheimlichen, die sie besaßen. Aber plötzlich wurde es ihr klar, daß Walter ihre sonderbare Nachdenklichkeit auffallen mußte, und sie raffte sich dazu auf, im leichten Plauderton zu sagen:

„Aber, meine Herren, ich muß mich jetzt selber tadeln! Ich habe Sie noch gar nicht aufgefordert, in das Haus zu kommen, um dort einen kleinen Imbiß zu nehmen, die Segelfahrt wird Sie gewiß recht hungrig gemacht haben! Walter, du hättest auch ein Wort sagen können!“

„Bitte, kommen Sie doch!“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, schritt sie den beiden Herren voraus zur Villa und trat eir um dem Diener die nötigen Anweisungen zu geben. (Fortsetzung folgt.)



Die vom Werksauschuß für den Kriegsliebedienst auf der Gußstahlfabrik Fried. Krupp A. G. für den Schmied von Essen gestiftete und von Heinz Müller ausgeführte Gußplatte.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

№. 5.

Düsseldorf, 5. Februar

1915.



Die Deutsche Kronprinzessin und Prinz Wilhelm auf der Treppe des
Domes in Berlin.

Phot. Berl. Jähr.-Ges.

Majestät Pflicht.

Roman von Hans Forsten.

Copyright 1915 by
Carl Duncker, Berlin.

4. Fortsetzung.

Bald darauf sahen sie an dem großen, runden Tisch im Speisezimmer. Während Walter Beerenzen aber den lederen Gerichten, die serviert wurden, wader zusprach, aßen die beiden andern fast gar nichts. Walter sprach während des Essens noch immer von seinem Schiffbruch, und Günter freute sich über sein Reden, da er auf diese Weise schweigen konnte, ohne zu verlegen. Lieselotte vernied es, Günter anzuschauen, sie schien sehr nervös zu sein, denn ihre feinen Finger spielten bald mit dem Serviettenring, bald mit dem Glase oder mit dem Messer, keine Sekunde lang blieben sie ruhig, und ein aufmerksamer Beobachter, als es Walter war, hätte sehr bald herausgefunden, daß die Baronesse mit ihren Gedanken ganz wo anders weilte und gar nicht hörte, was er erzählte.

Günter beobachtete Lieselotte verstohlen und versuchte unausgesetzt, einen Blick von ihr zu erhaschen, aber als ihm das nicht gelang, hing auch er seinen eigenen Gedanken nach, die sich natürlich mit Lieselotte beschäftigten.

Als Walter aber plötzlich schwieg, fuhren die beiden aus ihren Träumen auf, und da schossen zum ersten Male bei diesem Frühstück ihre Blicke zueinander hin, heiß und zündend. Lieselotte errötete, Günter lächelte. Dann aber wurde er sofort wieder ganz ernst, als er Walter sagen hörte: „Ja, weißt du denn, Lieselotte, was wir auf dem Wege hierher ausgemacht haben, der Doktor und ich? Eine Bergtour, an der auch du teilnehmen sollst und dein Papa oder einer deiner Brüder als Ehrengardist und Hansjörg Kellermann. Herr Doktor Günter, den wir als brillanten Segler kennengelernt haben, ist nämlich auch leidenschaftlicher Bergfreund und, ich bin überzeugt davon, ein gewaltiger Kletterer.“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Lieselotte, „ob ich Zeit finden werde, Walter; ich bekomme Besuch. Eine Freundin, die du noch gar nicht persönlich kennst.“

„Na, da geht diese schöne Unbekannte halt mit,“ erwiderte Beerenzen. „Wer ist sie denn?“

Lieselotte wollte schon den Namen nennen, doch im letzten Augenblick fiel ihr ein, daß Adelaide bei ihren meist ganz kurzen Besuchen, im „Vorüberfliegen“, wie sie es nannte, strengstes Intognito bewahrt haben wollte, und so erwiderte sie: „Ein einfaches Fräulein, Amalie Berger aus Thüdingen, eine Pensionsfreundin von mir, die ich seit langer Zeit nicht mehr gesehen habe, und die auf der Durchreise durch München mich besuchen will.“

„Fräulein Berger wird mitgenommen auf die Karwendelspitze,“ entschied Beerenzen.

„Wenn sie aber keine gute Touristin ist?“ fragte Lieselotte.

„Das werden wir dann schon sehen. Versagt sie beim Steigen, so führe ich sie nach Mittenwald zurück und dort kann sie dann auf uns warten.“

„Das wäre kein Vergnügen für die Dame,“ sagte Günter, „und ich glaube, daß auch Baronesse Lieselotte nicht gerne ihre Freundin allein lassen würde. Wir könnten aber eine Partie machen, an der auch Angeübte teilzunehmen vermögen, wie zum Beispiel auf den Heimgarten und auf den Herzogstand.“

„Ach, du lieber Gott,“ rief Beerenzen, „diese Promenadenhügel!“

„Die aber auch eine wunderbare Aussicht bieten,“ sagte Lieselotte, „und mit ihren siebentausend und einigen Metern wohl ganz stattlich und beachtenswert sind. Ja, Herr Doktor, mit einem Ausflug dorthin bin ich einverstanden, und ich glaube auch meine Freundin dafür gewinnen zu können.“

Günter hatte nun eine Antwort auf die bangen Fragen erhalten, die ihn seit Stunden quälten. Lieselotte wünschte nicht, daß er sich abseits hielt, oder daß er fortginge. Er sollte bleiben und mit ihr sogar

* Dieser in englischer Fassung vorgeschriebene Vermerk ist unerlässlich, um den unbefugten Nachdruck anderer Romane in den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu verhindern.

Die Redaktion.

zusammentreffen. Ob er das könne? Wo sollte er die Kraft hernehmen, mit ihr zusammen zu sein und kein Wort von dem sagen zu dürfen, was sein Inneres so ganz erfüllte! Konnte sie wirklich so grausam sein und das wünschen, oder bezweckte sie etwas anderes damit?

Und plötzlich durchschloß ihn ein ganz neuer quälender Gedanke. Wer, daß er sich über die Empfindung Lieselottes getäuscht hätte, und daß er sich einem Irrtum hingabe, wenn er aus ihrer Verwirrung bei dem unerwarteten Wiedersehen und aus ihren dabei gesprochenen Worten darauf schloß, daß auch sie ihn liebe.

Aber ihre Blicke!

Ihre heißen Blicke, die in seine Augen gedungen waren wie züngelnde Flammen und von den Augen in sein Herz!

Hatten diese Blicke nicht verraten, was sie empfunden, als sie ihn so unvermutet wiedergesehen hatte? Und diesen Blicken sollte er fortan standhalten müssen, stumm und torrett? Fürwahr, Lieselotte forderte Übermenschliches von ihm, und er glaubte nicht, daß er diesem Begehren gewachsen sein würde. Was ginge über seine Kraft.

Da riß ihn aber eine Frage Walters aus seinen Grübeleien.

Er antwortete verwirrt, und dann hörte er Lieselotte sagen, daß in einer halben Stunde der Zug ginge, mit dem man nach München fahren müsse.

Mechanisch sah er auf seine Uhr, ohne aber die Zeit abzulesen.

„Wir wollen Papa telegraphieren, daß wir erst um sieben fahren,“ meinte Beerenzen, „es ist wieder schön geworden, und ein Spaziergang am Seeufer entlang wäre gewiß sehr angenehm.“

„Ich glaube, Papa wird böse darüber sein,“ entgegnete Lieselotte leise, „aber wenn du die Verantwortung übernehmen willst, Walter, dann telegraphiere.“

„Ich verantworte alles, und ich werde selbst zur Post gehen, um das Telegramm aufzugeben. In zehn Minuten bin ich wieder hier.“

Und ehe Lieselotte noch etwas einwenden konnte, war er zur Tür hinausgeeilt.

Und mit ihm ging die Ruhe der beiden jungen Menschen, die er zurückgelassen hatte.

Sie blickten sich an und blickten wieder voneinander fort. Flammende Rote färbte die Wangen Lieselottes. Ihre Brust wogte erregt auf und nieder. Die Hände spielten nervös mit einem Epigentüchlein. Günter sprang von seinem Stuhle auf, trat einen Augenblick zum Fenster, schaute hinaus und kam dann langsam zum Tische zurück.

„Ich bin in eine schwere Lage veretzt worden, Baronesse,“ sagte er endlich, „glauben Sie mir, meine Absicht war es, morgen abzureisen.“

„Vielleicht, Herr Doktor, wäre das auch das beste, aber ich dachte, Sie würden es auch nicht wollen, daß in Walter irgendeine Vermutung aufsteige. Aus Rücksicht auf mich. Wenn Sie plötzlich davonföhren würde er sogleich nach Gründen bei mir forschen. Ich kenne ihn. Er ist ein zu scharfer Beobachter, und seine Kombinationsgabe ist bewundernswert. Er würde von mir herausbekommen, daß ich Sie schon lange kenne.“

„Dabei wäre ja nichts,“ entgegnete Günter, „aber daß ich Sie seit jener Stunde, in der ich Sie zum ersten Male sah, liebe, Lieselotte, daß ich mich seitdem in Sehnsucht nach Ihnen verzehrt habe —“

Lieselotte sprang auf und unterbrach ihn, indem sie mit bebender Stimme rief: „Halten Sie ein! Kein Wort mehr! Das dürfen Sie mir nicht sagen, ich — gehöre einem andern —“

„Ja,“ sagte Günter traurig, „ja, ich weiß es. Ich darf Ihnen nicht mehr von meiner Liebe sprechen, und ich darf Sie nicht mehr fragen, ob Ihr Herz für mich denn nichts fühlt! — Und deshalb hieße es für mich, die Qualen der Hölle erleiden, wenn ich noch länger mit Ihnen zusammen bliebe. Wollen Sie das? Ist es Ihr Wunsch, mich so leiden zu sehen, Lieselotte?“

Lieselotte wandte sich ab und bedeckte die Augen mit der Hand, dann sagte sie leise: „Nein, das ist wirklich nicht mein Wunsch. —“

Heimführung verwundeter Engländer.



Wie die Verwundeten im Zuge versorgt werden.



Verwundete auf Tragbahnen, die die Fortschaffung erwarten.

sollen nicht leiden — aber das Opfer muß ich schweren Herzens von Ihnen fordern — daß Sie diesen Ausflug noch mitmachen, ich bitte Sie darum. Sie verstehen mich. Walter darf nicht merken, daß wir uns schon lange kennen, und daß Sie vor mir fliehen.“

Günter verneigte sich und erwiderte in einem ganz andern Tone: „Ihr Wunsch soll erfüllt werden, Baronesse.“

Lieselotte blickte auf und sah sein trauriges Gesicht. Da trat sie vor ihn hin und reichte ihm die Hand. „Ich danke Ihnen,“ sagte sie einfach. Er nahm die Hand und preßte seine Lippen darauf.

Die Baronesse atmete erleichtert auf. Sie hatte Zeit gewonnen. Sie wollte ja keinen Entschluß fassen, bevor sie mit Adelaide gesprochen und deren Rat gehört hatte. Es erschien ihr nur das eine als vollständig geklärt, daß sie unmöglich die Gattin Walters werden konnte, wenn sie Günter die Wahrheit gesagt haben würde. Die Wahrheit, daß auch sie ihn liebe. Der Rat, den sie von Adelaide haben wollte, sollte sich nur darauf beziehen, wie sie Walter von

wollte Lieselotte damit ausdrücken, daß sie ihm gar nicht das Recht einräumte, zu ihr von einem Vergessenmüssen zu sprechen?

„Wenn ich davon sprach, daß Sie mich vergessen werden können,“ antwortete er auf ihre Frage, „so ging ich dabei von der Annahme aus, daß Sie, wie Sie es mit bei unserm Wiedersehen drunten am Hafen sagten, auch auf mich so sehnsüchtig gewartet hätten, wie ich auf Sie.“

Lieselotte wollte etwas erwidern, doch in diesem Augenblick trat Beerenzen ins Zimmer und rief in bester Laune: „So! Das Telegramm ist aufgegeben, und nun können wir losmarschieren.“

Sie gingen.

Auf der Straße begab sich Günter auf die linke Seite der Baronesse, Walter schritt an ihrer rechten. Er bemühte sich, ein Gespräch zustande zu bringen, aber bald mußte er gewahrt werden, daß man ihn wieder allein sprechen ließ, wie beim Frühstück.

„Was hast du denn nur heute?“ fragte er plötzlich seine Braut.



Bei den Übergangskämpfen vor Braila versenkte rumänische Frachtschiffe.

Photo. Presse-Zentrale.

allem, was geschehen war, unterrichten könnte. Der Entschluß, die Verlobung mit Beerenzen rückgängig zu machen, stand bei ihr fest. Möchten ihre Eltern und ihre Brüder ihr darüber auch zeitlebens zürnen, das war ihr gleichgültig. Sie war entschlossen, alles zu ertragen, ehe sie, mit der Liebe zu Günter im Herzen, die Gattin Walters würde.

Günter erlahmte aus ihren finsternen Blicken, daß traurige Gedanken hinter ihrer Stirne nisteten, er wollte sie aber nicht traurig wissen, und so sagte er: „Jeder von uns wird seinen Weg für sich gehen, Baronesse, und Sie werden mich gewiß bald vergessen können, man wird Sie als Gattin des berühmten Zeichners Beerenzen in München feiern und verehren. Sie werden viele Zerstreung haben, das Leben einer Künstlerfrau bringt die ja mit sich. Denken Sie daran, und die Gedanken, die Sie jetzt traurig machen, werden gleich verschwunden sein.“

„Sie — vergessen?“ fragte Lieselotte, und Günter wußte nicht, wie er diese Frage verstehen sollte. Bedeutete sie, daß er sich in einem Irrtum befände mit seiner Annahme, daß auch sie ihn liebe, oder

„So wortlos hab' ich dich ja noch nie gefunden! Wo sind denn heute deine lustigen Einfälle, deine Scherze und Späße?“

Lieselotte errötete.

„Mir liegt die ausgestandene Angst noch in den Gliedern,“ sagte sie, und Günter wußte sofort, daß sich das auf ihn bezog und nicht auf die Segelfahrt Walters.

„Aber, Kind,“ rief Beerenzen lachend, „geht bin ich ja wieder unter den Lebenden und Doktor Günter auch, na, um den wirst du dich ja nicht geängstigt haben, weil du ihn ja noch gar nicht kanntest, als er die gefährliche Fahrt unternahm.“

Jetzt schwebte ein feines Lächeln auf den Wangen Lieselottens und sie sagte: „Freilich, Doktor Günter hatte ich noch gar nicht gekannt, den lernte ich erst kennen, als er dir zu Hilfe eilte.“

Günter verstand den Sinn dieser Worte und blickte Lieselotte dankbar an.

„Wenn wir in München sind,“ sagte Beerenzen, „werde ich Herrn Doktor Günter bitten, sich aus meinen Mappen eine Zeichnung oder ein Bild auszusuchen.“

„Etwa als ein Zeichen Ihres Dankes?“

„Gewiß! — Und wenn Sie es nicht annehmen würden, wäre ich Ihnen sehr böse.“

„Hm! Auf die Gefahr hin, daß Sie diese Drohung wörtlich ausführen, müßte ich es ablehnen.“

„Warum denn?“

„Weil ich um ein anderes Zeichen, nicht des Dankes, sondern der Erinnerung an den sturmvolten Tag bitten möchte.“

„So! Sehen Sie, das ist gescheit. Die Bitte ist erfüllt, bevor sie ausgesprochen ist.“

„Ich fürchte, Sie werden Neue über Ihre Bereitwilligkeit haben, Herr Beerensen, ich fordere viel!“

„Nur zu! Was ist's?“

„Machen Sie mir eine Skizze von dem kleinen Hafen bei der Villa. Sie kennen ja die Stelle?“

„Natürlich kenne ich sie. Aber warum denn gerade die?“

„Sie gefällt mir so gut, und ich liebe die Stimmung, die dort in der Landschaft liegt.“

„Also gehen wir hin. Ich habe mein Skizzenbuch in der Tasche. Ich führe die Skizze dann später in Aquarell aus, und Sie sollen ein hübsches Blatt bekommen.“

Lieselottens Pulse jagten, als sie den Wunsch Günters vernahm, und sie konnte sich nicht enthalten, als Beerensen ein paar Schritte vorauseilte, rasch Günters Hand zu drücken und ihm zuzusüstern: „Ich sehe, daß Sie mich nicht vergessen wollen!“

„Niemals,“ antwortete er ebenso leise, überaus glücklich durch den verstoßenen Händedruck, den er lange spürte.

Beerensen wandte sich zu ihnen um und rief: „Eigentlich müßte sich Lieselotte auf die Bank setzen und auf den See hinausschauen, das würde die Bildwirkung erhöhen.“ Er war bereits ganz bei der Sache, wie immer, wenn es sich um ein künstlerisches Beginnen handelte. Lieselotte blickte Günter an, und als sie seine Augen ausleuchten sah, sagte sie:

„Wenn es durchaus sein muß, will ich mich opfern. Es ist nämlich schrecklich, dieses Stillsitzenmüssen, Herr Doktor; Walter hat mich schon oft genug damit gequält.“

„Es dauert ja nicht lange“, erwiderte Günter, „und wir können uns ja dabei unterhalten.“

„Aber nicht von Angesicht zu Angesicht,“ erklärte Walter Beerensen, „sonst ist der Gesichtsausdruck Lieselottens nicht so wie ich ihn brauche. Sie soll recht verträumt auf den See hinausschauen.“

„Auch das noch,“ rief die Baronesse, „sehen Sie, Doktor, wenn man den kleinen Finger bietet, nehmen diese Künstler gleich die ganze Hand! Passen Sie auf, gleich wird er mich wie ein Modell behandeln, das sich alles gefallen lassen muß!“

„Aber bedenken Sie doch,“ entgegnete Günter, „daß viele Leute wer weiß was dafür gäben, wenn Herr Beerensen sie zeichnen würde.“

„Viele Leute gäben aber das Doppelte her, wenn er sie nicht zeichnete,“ sagte Lieselotte lachend, „seine Karikaturmodelle wünschen ihn nämlich alle ins Pfefferland.“

Sie kamen am Hafen an, und Lieselotte setzte sich auf die Bank.

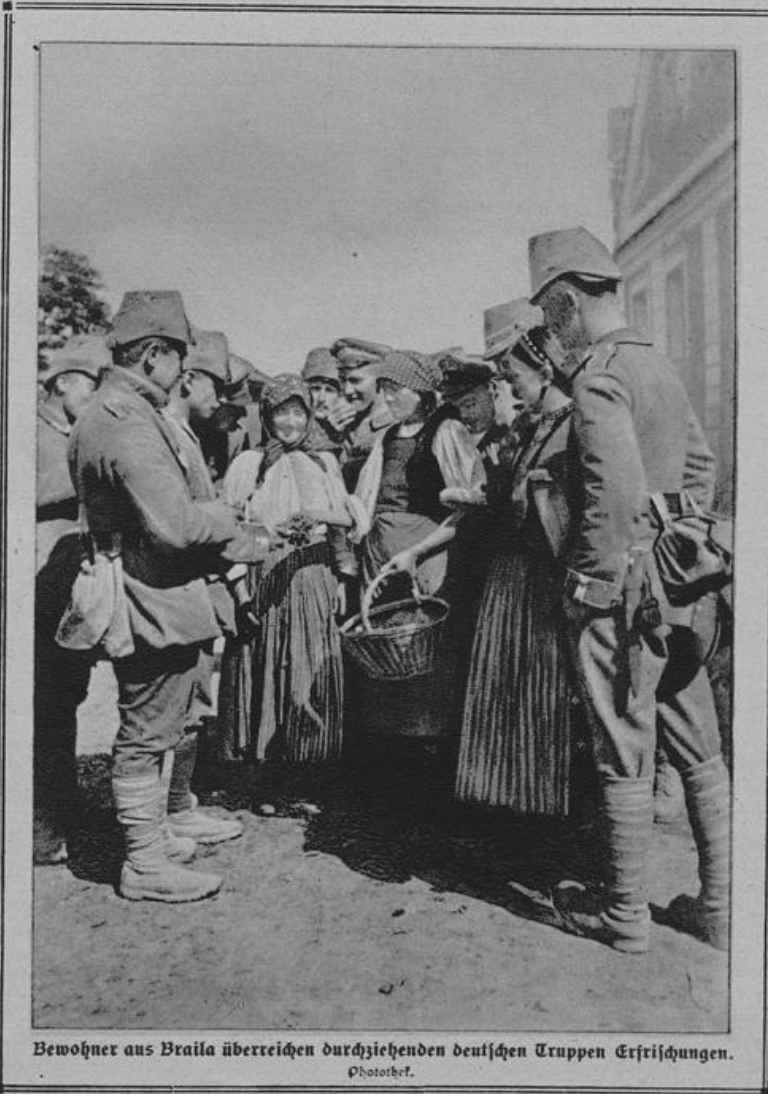
„So,“ sagte sie, „jetzt bitte ich, mir zu erklären, wie ich den Kopf halten soll.“

„Bleibe nur genau so sitzen,“ rief Beerensen, mit scharfen Blicken auf sie hinsehend und einen Platz dabei wählend, von dem aus er die Skizze am besten machen konnte, „und schaue zur Herreninsel hinüber. So! — Der Gesichtsausdruck ist famos. Bitte jetzt nicht mit meiner Braut zu sprechen, Herr Doktor.“

„Sehen Sie,“ sagte Lieselotte, „die Quälerei geht schon los.“

„Still doch, bitte! Einen Augenblick nur!“ bat Beerensen, während sein Stift eilig über das Papier flog. Günter sah ihm zu, und da er hinter ihm stand, konnte er ungeniert Lieselotte mit Blicken betrachten, die unverhohlen die Bewunderung ihrer Schönheit ausdrückten. Nach ein paar Minuten war Lieselotte mit strappierender Ähnlichkeit gezeichnet, und Beerensen ging daran, die Landschaft zu skizzieren. „Jetzt kannst du dich schon wieder unterhalten, Liesel,“ sagte er.

Dieser Rosenamen aus Walters Munde trieb Günter das Blut in den Kopf, aber er ließ sich nichts anmerken, und wenn er auch sah, daß Lieselotte ein ganz klein wenig zusammenzuckte, als sie sich Liesel nennen hörte, so hatte er sich doch genug in der Gewalt, um ganz ruhig zu sagen: „Es hat doch nicht so lange gedauert, Baronesse, wie



Bewohner aus Braila überreichen durchziehenden deutschen Truppen Erfrischungen.

Photokel.

Sie meinten. Ich bewundere die Kunst Ihres Herrn Verlobten. Sie sind geradezu sprechend ähnlich geworden, und das Blatt wird dadurch, daß Sie die Güte hatten, sich mitzeichnen zu lassen, das wertvollste meiner Sammlung werden.“

„Besihen Sie viele Bilder?“ fragte Lieselotte, sich zu ihm wendend. „Da fällt mir übrigens ein, daß ich eigentlich noch gar nicht weiß, wo Sie Ihren ständigen Wohnsitz haben, Herr Doktor; Walter hat mir ebenfowenig davon erzählt wie Sie. Wo leben Sie denn für gewöhnlich?“

„Wir haben ja überhaupt den ganzen Tag lang noch kein vernünftiges Gespräch geführt,“ brummte Beerensen, indem er etwas in seinem Skizzenbuche weg-radierte.

Günter fand durch diese Zwischenbemerkung Zeit, sich für eine Antwort vorzubereiten, denn die Fragen kamen so überraschend, daß er sich, wenn er sie hätte gleich beantworten müssen, sicherlich ver-raten haben würde. Er mußte mit der Wahrheit und mit einer Nollüge erwidern und sagte: „Ich besitze etwa zweihundert Gemälde, Baronesse, die meisten von modernen Künstlern, aber es sind auch einige gute französische und holländische Meisterwerke in meiner Galerie vertreten. Meinen größten Stolz bilden jedoch zwei altitalienische Gemälde, eines von Andrea della Robbia und eines von Benedetto Caliari, einem Bruder des Paolo Veronese. Dieses Bild gebe ich nicht um alle Schätze der Welt her, Benedetto hat darin gezeigt, daß er seinem Bruder vollauf ebenbürtig ist. Meinen ständigen Wohnsitz, um Ihre zweite Frage zu beantworten, Baronesse, habe ich am Rhein.“ Das war die Nollüge.

Lieselotte sann ein wenig vor sich hin. Dann entgegnete sie: „Ich denke mir, daß dieser Wohnsitz recht geräumig sein muß, Herr Doktor, denn eine so große Gemäldesammlung braucht doch viel Platz!“

Günter wurde über diese Worte etwas verlegen, aber er konnte dennoch ganz ruhig und unbefangen antworten: „Ich habe sechs Räume für meine Sammlung, aber ich hätte sie lieber in zehn untergebracht. Später wird es vielleicht einmal möglich sein, jetzt muß ich mit dem beschränkten Raum vorliebnehmen.“

Nach Frauenart zog Lieselotte aus dieser Antwort ihre Schlüsse. Vor allem wunderte es sie, daß Günter nur seinen Wohnsitz als am

Rhein gelegen und nicht mit dem Namen bezeichnet hatte. Das mußte absichtlich geschehen sein. Warum? Hatte er Gründe, den Namen zu verschweigen? Auch die große Gemäldesammlung im Besitze eines einfachen „Herrn Doktors“ erschien ihr sonderbar. Das fand man doch höchst selten bei Privatleuten und noch dazu bei einem Manne in Günters Alter, in dem doch das Interesse für ganz andere Dinge vorhanden zu sein pflegt, als für das Sammeln von Bildern. Sie war aber trotz ihrem Erstaunen weit davon entfernt, den geringsten Zweifel an der Wahrheit dessen zu hegen, was Günter gesagt hatte.

Ja, es imponierte ihr sogar ein wenig, und wie sie länger darüber nachdachte, fand sie, daß sie eigentlich von Günter gar nichts anderes hätte erwarten können. Diese Gemäldesammlung und dieser große Wohnsitz am Rhein paßten zu ihm und zu seiner ganzen Art des Auftretens. Sie fühlte aber, daß es ihm lästig sein würde, wenn sie noch mehr Fragen über seine Person an ihn richtete, und so gern sie auch noch mehr von ihm erfahren hätte, hielt sie es dennoch für richtiger, von etwas anderm zu sprechen.

Günter hingegen billigte jetzt vollständig das Interesse für seine Person, das sie durch ihre Fragen zu erkennen gegeben hatte, jetzt, nachdem er die kleine Verlegenheit überwunden hatte, in die er durch das unvermittelte Auftauchen ihrer Fragen gekommen war. Er hätte ihr sogar gern noch mehr von sich und seinem Leben erzählt, natürlich ohne sein Intognito zu lüften, schon deshalb, um sie zu veranlassen, auch von dem ihren

zu sprechen. So aber war er durch die Anwesenheit Walters zum Schweigen gezwungen, und er mußte auf eine passende Gelegenheit warten, um sich mit Lieselotte gründlich ausplaudern zu können. Würde ihm diese Gelegenheit werden? Die Zukunft erschien ihm wie ein Nebelmeer, in dem nichts zu erkennen war als dunkle Schatten und verschwommene Konturen, die nichts verrieten, nichts erklärten. Er, der sonst immer mit seiner Energie alle Hindernisse beiseite geschoben hatte, sah sich plötzlich in die Lage versetzt, mit Zufälligkeiten rechnen zu müssen und nicht so zu können, wie er wollte. Das ließ ihn zornig die Zähne zusammenbeißen und die Hände zu Fäusten ballen — aber geändert wurde dadurch nichts. Der Erbprinzipal Günter wurde zum ersten Male in seinem Leben gezwungen, tatenlo



Bei unsern Bundesbrüdern: Ein frühliches Plauderstündchen.

Aufnahme des Hs. Edelste. Ulsag.

abzuwarten, wie sich alles Verworrene entwirren, alles Dunkle klären würde. „Ja, wenn es sich nur aufhellen würde,“ dachte er, „aber ich fürchte fast, es wird noch dunkler werden. Mein Gott, wie komme ich nur aus dieser Situation heraus, ohne Lieselotte zu kompromittieren und ohne Beerenfen zu beleidigen!“

„Sie stehen ja da, als wollten Sie die Welt mit einem neuen pythagoräischen Lehrsatz überraschen, Doktor,“ rief Beerenfen. „Aber was grübeln Sie denn so tiefsinnig nach?“

„Ich machte mir Gedanken darüber,“ erklärte Günter, „daß ich Ihnen mit meiner Bitte soviel Mühe verurfache.“

„Mühe?“ entgegnete Beerenfen. „Aber ich bitte Sie! Ich bin ja schon fertig mit der Skizze.“

Er reichte Günter das Skizzenbuch, und Lieselotte kam schnell

„Nicht allein,“ entgegnete Walter, „Doktor Günter kennt den Herrn auch.“

Lieselotte sah Günter überrascht an.

„Wir trafen den Grafen Weesenburg bereits bei unserer Ankunft in Wien,“ erklärte der Erbprinz, „ich kenne ihn schon lange.“

„Seine Frau auch?“ — „Nein.“

„Die ist zur Bühne gegangen als Sängerin. Sie lebt jetzt getrennt von ihm und führt den Namen Irma Helmstedt.“

Die beiden Herren horchten auf und sahen sich überrascht an.

„Was?“ rief Beerenfen stehenbleibend, „Irma Helmstedt ist die Gattin des Grafen Weesenburg?“

„Wie ich bereits sagte,“ erwiderte Lieselotte, „die ganze Geschichte ist eigentlich ein großes Geheimnis, aber ich habe sie dennoch aus bester



Sernspreh-Abteilung in einer Waldlichtung.

Phot. U. Groß.

herbei, um sich die Zeichnung mit anzusehen. Sie stand dicht an der Seite des Erbprinzen und neigte ihren Kopf ein wenig vor, so daß ihm der Duft ihres herrlichen Haares entgegenströmte. Er atmete ihn mit Entzücken ein, aber ihre Nähe verwirrte ihn so, daß seine Hand, die das Skizzenbuch hielt, zitterte.

„Das ist schön,“ sagte Lieselotte, „du solltest auch Landschaften malen oder zeichnen, Walter, nicht nur Karikaturen.“

„Nein, nein,“ erwiderte Beerenfen, „immer gelingt es mir nicht so gut; das ist Zufallskunst, die taugt nichts. Bei meinen Karikaturen fühle ich mich sicherer, da bin ich in meinem Element.“

„En avant,“ rief nun Lieselotte, „machen wir uns jetzt Appetit für den Kaffee, meine Herren!“

Sie gingen nebeneinander durch den Park, ein Stück die Straße entlang und dann an das Seeufer. Dort begegneten sie dem Grafen Weesenburg, der tief den Hut zog.

„Der Gruß galt mir,“ sagte Lieselotte.

Quelle erfahren. Irma Helmstedt ist eine geborene Baronesse Desingen und heiratete den viel älteren Grafen Weesenburg, weil sie und ihre Eltern durch den Leichtsinns ihres Bruders eines schönen Tages vis-à-vis de rien standen. Es war also eine richtige Vernunftsehe, und die wurde unglücklich über alle Maßen. Die Gräfin hat aber eine herrliche Stimme und ließ sich ausbilden. Und da sie scheinbar keine Halbheiten liebt, ging sie nach vollendeten Studien zur Bühne. Nun kommt aber das Schönste. Eine Zeitlang führte die Gräfin nämlich ein richtiges Doppelleben. Bei den offiziellen Festen in München erschien sie als die Gattin des Geroldingschen Gesandten und repräsentierte geradezu pompös, und am nächsten Tage sang sie in Nürnberg am Stadttheater unter rauschendem Beifall die Elisabeth oder die Elsa. Kein Mensch hatte eine Ahnung von diesem Doppelleben. Als sie aber nach München engagiert wurde, da gab es zuerst furchtbare Szenen zwischen dem Ehepaar, bis die Gräfin sich schließlich von ihrem Gatten trennte und eine eigene Wohnung bezog. Bis jetzt ist sie ja in München noch nicht aufgetreten, nur die Zeitungen haben von dem Neuengagement

berichtet und von den früheren Riesenerfolgen, wenn sie aber erst einmal gefungen haben wird, dürfte das Ständchen nicht ausbleiben."

"Watum denn?" fragte Beerenfen. „Die Gräfin ist doch in erster Linie Künstlerin. Du sagtest doch selbst, daß sie große Erfolge hatte, mithin auch Bedeutendes leistet. Was geht es denn die Leute an, ob sie nebenbei noch eine Gräfin Weesenburg ist?"

„Die Frau eines aktiven Gesandten gehört nicht auf die Bühne,“ sagte Prinz Günter in einem ziemlich scharfen Tone.

„Erlauben Sie mir,“ rief Beerenfen, „da bin ich doch anderer Meinung! Wer im heiligen Tempel der Kunst die Weihen als Priester empfangen hat, der braucht keine Rücksichten mehr auf die zum Teil recht veralteten Anschauungen zu nehmen, die in der Gesellschaft herrschen. Der steht auf höherer Warte und überträgt die Kreise, aus denen er hervorgegangen ist. Wo kämen wir denn hin, wenn kleinliche Bedenken, Eitelkeit, falsches Schamgefühl, Klatsch- und Tratschsucht einen gottbegnadeten Künstler an der Ausübung seiner Kunst verhindern dürften! Wenn das wirklich möglich wäre, dann könnten wir getrost alle un-

serer Kunsttempel zusperrten und Zettel an deren Tore hängen, auf denen die Worte stehen: „Wegen Mangel an Vernunft und Ueberfluß an Rückständigkeit geschlossen!“

„Ich denke mir, daß man da einen Unterschied zwischen dem Künstler und der Künstlerin machen muß,“ entgegnete Günter.

„Was Sie sagten, möge auf den Künstler zutreffen, die Künstlerin aber, namentlich die der Bühne, nimmt denn doch eine ganz andere Stellung ein.

Was dem Künstler nicht verboten ist, ist ihr noch lange nicht erlaubt. Ist sie verheiratet, dann muß sie sogar noch viel mehr darauf sehen, ihren guten Ruf als Frau zu wahren und sich hüten, von den Freiheiten, die im Künstlerleben nun einmal herrschen, allzu großen Gebrauch zu machen. Die verheiratete Künstlerin muß auf die Anschauungen der Gesellschaft Rücksicht nehmen, um das Ansehen ihres Gatten nicht zu vernichten, und um ihm nicht in seinem Berufe oder in seinem Erwerbsleben zu schaden. Als die Gräfin Weesenburg den Geroldingenschen Gesandten heiratete, übernahm sie zugleich Verpflichtungen. Die Gattin eines Gesandten hat große und wichtige gesellschaftliche Pflichten zu erfüllen, sie ist in dieser Hinsicht die Stütze ihres Gemahls. Diese Pflichten mußten

für die Gräfin über dem Künstlertum stehen. Sie durfte sie nicht abstreifen zugunsten ihres Oranges nach Künstlertrubm, wie man sich eines Handschuhs entledigt. Sie mußte, solange ihr Gemahl seinen Posten als Gesandter inne hat, an seiner Seite bleiben, mochte ihr künstlerisches Empfinden auch noch so stark sein. Aber allem Fühlen steht die Pflicht! Erst wenn der Graf seinen Abschied genommen hätte, dann wäre es für sie angebracht gewesen, zur Bühne zu gehen. Nicht früher.“

Lieselotte hatte ihm aufmerksam zugehört, und sie gab ihm vollständig recht mit dem, was er ihrem Bräutigam erwiderte. Wie er aber die Worte sagte: „Aber allem Fühlen steht die Pflicht,“ zuckte sie zusammen, als hätte sie ein Peitschenhieb getroffen.

Wenn das seine Ansicht war, und er auch von anderen die gleiche Anschauung forderte, dann war ihr Hoffen und ihr Sehnen vergeblich, und ihr Glück sank dann in Trümmer.

Sollte wirklich über allem Fühlen die Pflicht stehen, dann durfte sie ja auch nie daran denken, ihre Verlobung rückgängig zu machen, dann würde auch er sie vergessen müssen, denn für ihn bestand ja die Pflicht, die Rechte zu achten, die Walter Beerenfen auf sie hatte. Aber seine Liebe sehte er also die Pflicht.

Ein bitterer Zug stahl sich auf ihr Antlitz und ließ es kalt und grausam erscheinen.

Ihr Herz trampfte sich zusammen, und sie mußte mühsam die Tränen zurückhalten, die aus ihren Augen strömen wollten. Sie verlangsamte ihre Schritte und sagte: „Ich bin müde. Wir wollen umkehren.“

Beerenfen sah sie erstaunt an.

„Müde, Liesel?“ fragte er. „Wir gehen ja kaum eine halbe Stunde! Bist doch sonst eine so gute Fußgängerin.“

„Ja, ja,“ sagte sie ungeduldig, „sonst schon. Heute aber kann ich nicht weiter.“

„Also, lehrts marsch!“ rief Beerenfen. „Wir müssen uns fügen, Doktor. Im übrigen, der gute Hansjörg tut mir wahrlich leid. Er ist bis über die Ohren in Irma Helmsstedt verliebt und hat keine Ahnung davon, daß sie bereits verheiratet ist. Ich habe es ja auch soeben erst erfahren, sonst hätte ich wahrlich nicht bei den beiden ein wenig die Vorsehung gespielt. Ob man's ihm sagt?“

„Ich glaube, das wird Frau Helmsstedt schon selber tun,“ erwiderte Günter.

„Freilich,“ sagte Lieselotte ironisch, „denn über dem Fühlen steht ja die Pflicht.“ (Fortsetzung folgt.)



Am Rande eines Granattrichters.



Knüppeltreppe zu einem Offiziers-Quartier in den Waldkarpaten.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 6.

Düsseldorf, 10. Februar

1912.



Der türkische Kriegsminister Enver Pascha (X) in Bukarest. Phot. M. S. S.

Majestät Pflicht.

Copyright 1916 by
Carl Duncker, Berlin.

Roman von Hans Forsten.

5. Fortsetzung.

Günter wandte ihr sein Gesicht voll zu und blickte sie halb fragend, halb erstaunt an. Er sah den harten, ersten Ausdruck auf ihrem Antlitz und wußte sofort, daß seine Worte, die sie soeben wiederholt hatte, die Ursache davon waren. Sollte er um ihretwillen seinen Ausspruch zurücknehmen? Das hieße gegen seine Überzeugung handeln, und dazu konnte er sich nicht verstehen. Stets hatte er ja die Pflichterfüllung als höchstes betrachtet und danach gehandelt.

Wie aber war's denn, als ihm sein Vater es als seine Pflicht bezeichnete, sich zum Wohle des Landes mit Prinzessin Adelaide zu verloben? Stand da auch die Pflicht über seinem Fühlen? Handelte er, als er sich weigerte, Adelaide zur Frau zu nehmen, auch nach diesem Grundsatz? Hm! Genau genommen schon. Denn der Nachweis, daß es seine Pflicht war, die Prinzessin zu heiraten, war ihm ja nicht erbracht worden. Der Herzog hatte es ja nur angedeutet, und wenn man nur aus Pflicht heiraten sollte, dann kann man schon verlangen, daß einem klipp und klar dargelegt wird, aus welchem Grunde eine solche Pflicht vorhanden ist. In diesem Falle war also nur zur Unterstützung des Wunsches seines Vaters von der Pflicht die Rede gewesen, und in Wirklichkeit schien sie gar nicht zu bestehen. Demnach hatte er durchaus nicht gegen seinen Grundsatz verstoßen, als er es ablehnte, die Prinzessin Adelaide zu heiraten. Aber es machte ihn trautig, daß Lieselotte über seine Worte so erregt war, und deshalb sagte er: „Baronesse, das Grausamste auf Erden ist es, wenn einen die Pflicht verhindert, seine Empfindungen zu dokumentieren. Dann steht eben die Pflicht über dem Fühlen, und ich habe nichts anderes sagen wollen als das.“

„Herr Doktor,“ entgegnete Lieselotte, „es bedarf keiner Erklärung, die wie eine Entschuldigung klingen soll. Ich habe Ihren Ausspruch durchaus verstanden. Was sie jetzt sagten, waren sophistische Spitzfindigkeiten. Ich halte mich an das Wort: ‚Über allem Fühlen steht die Pflicht!‘ Es gefällt mir außerordentlich gut.“

Und dann wandte sie sich zu Beerenfen und fuhr in einem ganz andern Tone fort: „Hör, Walter, ich werde vorausgehen, um einen Kaffee machen zu lassen, du kannst mit dem Herrn Doktor noch ein Viertelstündchen am See verweilen.“

Und fort war sie.

„Ei verflucht,“ rief Beerenfen lachend aus, „jetzt sind Sie mit Ihren eigenen Waffen geschlagen worden!“

„Ich glaube es fast selbst,“ entgegnete Günter ein wenig verdrießlich.

„Ja, mit solchen Sentenzen darf man den jungen Mädchen nicht kommen, die betrachten sie gleich als ein Evangelium, wenn sie Gefallen daran finden. Man muß überhaupt recht vorsichtig sein, wenn man dazu veranlagt ist, in Aphorismen zu sprechen. Da gilt man leicht bei den Damen als Abertmensch, und man hat es dann manchmal schwer, zu beweisen, daß man nur ein ganz gewöhnlicher Sterblicher ist.“

Die launigen Worte des Malers verschreckten Günters Verdrießlichkeit, und er antwortete lächelnd: „Ich werde Ihnen Rat befolgen, lieber Herr Beerenfen, und ich sehe, daß man immer noch etwas hinzulernen muß.“

„Haben Sie denn so wenig Umgang mit Damen gehabt?“

„Allerdings! Ich habe immer sehr zurückgezogen gelebt.“

„Dum auch. Sonst würden Sie schon die Schlingen und Fallen kennen, die einem von den schlauen Coastöchtern gelegt werden. Mich fängt keine so leicht. Hansjörg tappt aber auch immer noch herein, das große Kind. Wie würde er greinen und jammern, wenn er erfähre, daß Irma Helmstedt bereits einem andern gehört.“

„Ich verstehe nicht, warum sie ihn darüber im unklaren ließ.“

„Wahrscheinlich, weil die Pflicht bei ihr erst nach dem Fühlen kommt,“ erwiderte Beerenfen lachend. „Sie gestatten schon, daß ich

* Dieser in englischer Fassung vorgeschriebene Vermerk ist unerlässlich, um den unbefugten Nachdruck unseres Romans in den vereinigten Staaten Nordamerikas zu verhindern. Die Redaktion.

Ihre Worte umgedreht anwende. Vielleicht hat sie aber besondere Gründe dafür, und ich denke mir, daß sie sich wohl scheiden lassen will, nachdem sie sich bereits von ihrem Gatten getrennt hat. Deshalb sei Hansjörg auch nichts von dem erfahren, was wir gehört haben. Ich bin überhaupt der Meinung, daß man jeden Menschen, wenn Lieben im Spiele ist, allein mit sich fertig werden lassen muß. Gut zureden mahnen, raten, tadeln, grob werden — das ist alles umsonst. Einen Verliebten ist nicht zu helfen, der hält sich immer für gefeierter und begehrt dabei mit beachtenswerter Sicherheit und rührender Ausdauer eine Dummheit nach der andern.“

„Sie scheinen große Erfahrungen zu haben,“ sagte Günter, „aber ich bin in dieser Hinsicht unwissend wie ein Analphabet.“

„Das macht, weil Sie in einem recht kleinen Neste zu leben scheinen und nicht in einer Großstadt.“

„Das kann sein,“ erwiderte Günter laut lachend, „nur daran wird's liegen.“

Beerenfen sah ihn an. Wollte er sich über ihn lustig machen? Nein. Sein Gesicht zeigte nichts als Fröhlichkeit, keine Spur von Spott. „Herrgott, wie harmlos ist dieser Doktor Günter,“ dachte er, „und dabei schaut er aus, als wäre er ein ganz raffinierter Herzensbrecher. So was lieben aber die Weiber. Wie ein Held aussehen und dabei so harmlos und gutmütig sein, daß man ihn mühelos um die Finger wickeln kann.“

Und leise vor sich hinlachend, schritt er an der Seite Günters der Drachenhalschen Villa zu, die bereits sichtbar wurde.

„Es ist mittlerweile fünf Uhr geworden,“ sagte der Erbprinz, „und wenn wir nicht mit dem Zuge nach Prien fahren wollen, müßten wir in einer Stunde bereits wieder aufbrechen, um den Siebenuhrzug zu erreichen.“

„Lieselotte wird sicherlich heute nicht mehr gehen wollen,“ erwiderte Beerenfen, „so fahren wir dann mit dem Lokalbahnle hinaus nach Prien.“

„Sie scheinen Ihrer Fräulein Braut jeden Wunsch zu erfüllen,“ sagte Günter, „und sich ihren Launen zu unterwerfen.“

„Ich liebe Lieselotte, Herr Doktor.“

Günters Herz krampfte sich zusammen. Er hatte eine derartige Antwort herausgefordert, aber dennoch gehofft, sie nicht zu hören zu bekommen. In den paar Worten, die Beerenfen mit ganz besonderer Betonung gesprochen hatte, lag sowohl eine Erklärung für sein Verhalten als auch das Abwehren einer Kritikierung desselben. Er wollte damit Günter sagen, daß der Liebende der Geliebten alle Launenhaftigkeit verzeihen muß, daß aber ein Fernstehender dafür kein Verständnis zu haben braucht. Günter aber hörte nur aus den Worten des Malers das triumphierende Bekenntnis seiner Liebe heraus, und wahrlich, nichts konnte ihm weher tun, als das Anhören müssen dieses Bekenntnisses.

Er blieb fortan schweigsam, und als man später beim Kaffee in der blumengeschmückten Loggia der Villa saß, beteiligte er sich fast gar nicht an der Unterhaltung. Lieselotte hingegen sprach lebhaft von allen möglichen Dingen, so daß Beerenfen keinen Grund mehr hatte, über ihre Worttargheit erstaunt zu sein, wie es ein paar Stunden früher der Fall gewesen war.

Die Heimfahrt nach München gab Anlaß zu neuen Qualen für Günter. Lieselotte saß im Kupee neben Beerenfen, und dieser legte einmal seinen Arm um ihre Schulter, um sie näher an sich heranzuziehen und ihr leise etwas zu sagen. Nur ein Scherzwort, keine Zärtlichkeit. Dennoch trieb der Vorgang das Blut in Günters Wangen. Er blickte in die dämmernde Nacht hinaus und preßte die Zähne zusammen. Am liebsten wäre er aufgesprungen und hätte das Fenster geöffnet, um sich weit hinauszubeugen. In seinen Schläfen hämmerte das Blut, sein Herz krampfte sich in bitterem Weh zusammen. Mühsam meisterte er seine Erregung und blieb ruhig sitzen, aber in seinen Augen

leuchtete ein unheimliches Feuer, der Abglanz der Schmerzen, die in seiner Brust tobten.

Auf dem Bahnhof in München wurden sie vom General Drachen-
thal, dem Vater Lieselottens, erwartet. Als ihm Günter vorgestellt
wurde, stuchte der alte Herr. Das Gesicht Günters schien ihm bekannt
zu sein, und wie man dann durch die Hallen des Bahnhofes schritt,
sah er Günter immer wieder an und schüttelte den Kopf dabei, wäh-
rend seine Lippen murmelten: „Welche Ähnlichkeit! — Sonderbar!“

Man entschloß sich,
noch ein Kaffee-
haus aufzusuchen,
aber Günter bat,
sich verabschieden
zu dürfen. Liese-
lotte sah ihn an,
und in ihrem Blick
lag ein halb bit-
tender, halb er-
staunter Ausdruck.

„Ich muß heute
noch ein paar
wichtige Briefe
schreiben,“ er-
klärte Günter un-
ter dem Banne
ihres Blickes, „ich
hoffe aber, recht
bald das Ver-
gnügen zu haben,
Sie wiederzu-
sehen, Baronesse,
und auch Sie,
Herr General.“

„Bitte, bitte,“
sagte der alte
Baron, „kommen
Sie nur recht
bald einmal zu
uns, den Freun-
den Walters steht
unser Haus stets
offen.“

Beeren-
sen reichte Günter zu-
lehrt die Hand,
und während er
sie kräftig schüt-
telte, sprach er:
„Also — noch ein-
mal — meinen
Dank für Ihre
kühne Rettungs-
aktion! Und das
Aquarell mache
ich gleich morgen
fertig. Abermor-
gen können Sie
es haben. Wollen
Sie mich in mei-

nem Atelier aufsuchen? Ich bitte recht sehr darum, dann könnten
wir auch gleich unsere Bergtour genauer besprechen und die Zeit der
Abfahrt bestimmen. Ich denke, Ende der Woche werden wir sie unter-
nehmen können. Gräß Gott!“ Günter zog den Hut und ging.

VI.

Der Erbprinz schritt eine halbe Stunde lang nach seiner Heimkehr
im Salon seines Hotelappartements auf und ab. Das Erlebnis dieses
Tages wirkte so gewaltig auf ihn ein, daß er keine Ruhe finden konnte.
Jetzt, wo er allein war und sich ungestört seinen Gedanken hinzugeben

vermochte, spürte er erst, wie alles das, was sich am Eismeer ereignet,
seine Nerven mitgenommen und sein Inneres aufgewühlt hatte.
Er sah sich an einem Scheideweg angekommen, und er fühlte, daß
er einen Entschluß fassen mußte, um seinen Seelenfrieden wieder-
zugewinnen.

Was sollte, was mußte nun geschehen?

Lieselotte liebte auch ihn, dessen war er sicher, und wenn ihn
diese selige Gewißheit auch zum Glücklichsten der Sterblichen machen

konnte, so waren
doch so viele Hin-
dernisse zu über-
winden, um dieses
Liebesglück in vol-
len Zügen und
mit frohem Her-
zen genießen zu
können, daß es
vorerst noch Tor-
heit war, sich
dieser Liebe him-
melhochjauchzend
zu erfreuen. Im
Gegenteil. Die
Situation war so,
daß er allen
Grund hatte, recht
traurig zu sein.
Lieselotte hatte
sicherlich noch kei-
nen Entschluß ge-
faßt. Bei ihr
stand es, zwischen
ihm und Walter
zu wählen. Wenn
ihre Liebe stark
genug war, würde
sie niemals die
Frau Beeren-
sens werden können.
Käme sie zu die-
sem Entschlusse,
dann wäre für ihn
der Weg ein wenig
freier; ein wenig
nur, denn schon
sah er neue Hin-
dernisse. Als Erb-
prinz konnte er
Lieselotte nicht
heiraten. Das her-
zoglich getöb-
lische Hausgefeh
verbot den Herzö-
gen und Erbprin-
zen eine morga-
natistische Ehe, wäh-
rend alle andern
Prinzen und Ag-
naten eine solche

eingehen konnten. Eine unebenbürtige Ehe zu schließen war ganz
unmöglich. Um Lieselotte morganatisch zu heiraten, würde er also
auf die Thronfolge zugunsten seines ältesten Bruders verzichten müssen.
So weit war er in seinem Gedankengang gekommen, und damit hatte
er einen Punkt erreicht, der ihm als der wichtigste und schwerwiegendste
erschien. Seit frühesten Jugend hatte man ihn auf seine dereinstige
Thronbesteigung vorbereitet, seit frühesten Jugend war das Bewußt-
sein in ihm gestärkt worden, daß er zu einer hohen Aufgabe betufen
war, zu einem Amte, das nur wenigen Ausertorenen überantwortet
werden konnte. Er hatte den Glanz des Hoflebens kennengelernt und



Deutscher Posten im Raureis in Frankreich.

Hofphot. Oscar Zellmann.



Huldigungszug für den polnischen Staatsrat zu Warschau.

Phot. Berl. Illustr.-Ges.

war nicht unempfänglich für Prunk und Pracht, wenn ihm auch das steife Zeremoniell nicht behagte. Es hieße also, wenn er sich entschloß, auf Würden und auf Macht, auf Glanz und Ansehen zu verzichten, fortan ein Leben führen, das weit verschieden war von dem, das ihn bisher sehr glücklich gemacht hatte. Er würde dann irgendeinen Grafentitel erhalten und mit Lieselotte auf einem der Schlösser wohnen, das ihm von seinem Vater angewiesen werden würde. Sein eigenes Vermögen, das durch Erbschaft an ihn gefallen war, würde ja genügen, um sorgenfrei leben zu können, aber vor der gänzlichen Zurückgezogenheit, die dann kommen müßte, graute ihm. War sie aber wirklich so schlimm, wenn er sie mit einem geliebten und liebenden Weibe teilen konnte? Gewiß nicht!

Wie aber verhielt sich sein hochausgeprägtes Pflichtgefühl zu einem Verzicht auf die Thronfolge? Da gab es noch eine harte Nuß zu knaden. Günter hatte es immer als Pflicht betrachtet, sich für die Regierung vorzubereiten, und nicht als Schicksal. Wenn er es auch als ein Werk der göttlichen Vorsehung ansah, daß er berufen war, einen Thron zu besteigen, so glaubte er doch, daß die Vorsehung ihn nur an seinen Platz gestellt habe, daß er aber aus sich selbst heraus und durch gewissenhaftes und zielbewußtes Daraufhinarbeiten erst imstande sein könne, diesen Platz voll und ganz auszufüllen. Hierzu hielt er sich verpflichtet, und diese Pflicht galt ihm als das Hebrste auf Erden, ihr unterwarf er sich bedingungslos, wenn es auch nach außen hin nicht den Anschein hatte. Seine Studien bereiteten ihm wohl die größte Zufriedenheit und gaben ihm inneren Frieden und beschäftigten seinen Geist in einer Weise, die ihn befähigte, die Nichtigkeiten des Lebens gering einzuschätzen und sich aus all den Dingen nichts zu machen, die sonst bei Leuten seines Ranges große Rollen spielten; aber seine Studien wurden von ihm beiseite geschoben, sozusagen verleugnet in den Momenten, wo es seine Pflicht war, als Thronfolger aufzutreten, zu handeln oder zu entscheiden.

Wenn also von ihm der Entschluß gefaßt worden wäre, auf die Thronfolge und auf seinen Rang zu verzichten, dann hätte er dadurch bekennen müssen, daß er imstande wäre, seine Pflicht zu verlegen. Das aber galt ihm gleich mit der Preisgabe seiner Ehre.

Und bei diesem Gedanken machte er halt. Er fühlte, daß er bei seinen Grübeleien an einen Abgrund geraten war, und daß er sich gewaltsam zurückreißen mußte. Tausend Stimmen riefen in ihm: „Nicht weiter!“ Aber er sah zwei lachende Augen, ein paar reizende Grübchen in pfirsichroten Wangen, süß schwellende Lippen — und das alles war stärker als die Stimmen der Vernunft, wenn sie auch noch so laut ihr gebieterisches „Halt“ riefen.

Und da sein Verstand mit den Gefühlen, die ihn besaßten, alle in Konflikt geriet, geschah das, was in solchen Fällen immer einzutreten pflegt, die Gefühle erbeizten das Hinausschieben eines Entschlusses, und der Verstand schloß sich.

„Erst,“ sprach Günter vor sich hin, „erst will ich Lieselotte prüfen und sehen, ob sie mich wirklich so liebt, daß diese Liebe eines solchen Opfers wert ist. Ich glaube ja, daß ich aus Liebe zu ihr auf die Thronfolge und auf meinen Rang verzichten könnte, und wenn ich auch viel zu leiden hätte durch meine Entsagung, ich ertrüge gern noch Schlimmeres, wenn ich nur an der Seite Lieselottens das Glück fände, das ich so lange suche, und das ganz verschieden ist von dem Glück, das mir durch Glanz und Macht zuteil würde. Es heißt also warten und prüfen und dann erst alles wagen. So sehr ich sonst gegen alles Zaudern und Verzögern bin, in diesem Falle ist es Notwendigkeit und Weisheit.“

Diese Erwägungen beruhigten den Erbprinzen einigermaßen, und seine Gedanken verwandelten sich nach und nach in Träume. Er sah sich mit Lieselotte vereint und schwelgte im süßesten Liebesglück fernab vom Getriebe der Welt. Die Harmonie ihrer Seelen ersetzten ihm alles, was er aufgegeben hatte, und in der glücklichsten Vereinigung war er ganz wunschlos geworden, und kein Begehren nach Glanz und Ruhm erfüllte mehr sein Herz. Sein Ehrgeiz drang nicht mehr darauf, daß er sich bemähte, das Vorbild eines Herrschers zu werden, sondern er begnügte sich damit, das Muster eines liebenden Gatten zu sein. Er träumte von einem friedlichen Familienglück, und alles das, was ihm bisher als erstrebenswert und als notwendig für die innere Zufriedenheit galt, erblagte und verwandelte sich in Nichtigkeiten. In seinen Träumen wurden alle Werte umgewertet, und m

berauschendem Erkennen sah er, daß die Liebe zu Lieselotte, die ihn mit elementarer Gewalt ergriffen, seitdem er die so lange Gesuchte endlich wiedergefunden hatte, die Ursache dieser Umwälzungen war. —

Der nächste Tag war trübe und regnerisch und so recht dazu geeignet, eine melancholische Stimmung aufkommen zu lassen, aber Günter zwang sich dazu, nicht ins Grübeln zu geraten, und er ging deshalb auch nachmittags ins Odeoncafé, um eine Partie Billard zu spielen.

Beerensen war nicht da, Hansjörg Kellermann erwartete ihn aber.

„Na, ja,“ rief er, „wenn man mal ein paar Tage lang nicht ins Café kommen kann, dann ist alles gleich ausgeflogen, und man muß allein seinen Mokka schlürfen. Wo stecken Sie denn, Herr Doktor? Beerensen ist auch unsichtbar geblieben. Grüß Gott auch!“

Günter reichte ihm die Hand und erzählte von seiner Chiemseefahrt.

„Wäre ich gern dabei gewesen,“ drümmte Hansjörg, „aber man erfährt ja nichts.“

„Wir wollten Sie dafür bitten, eine Bergtour mit uns zu machen.“

„Uns? Wer ist das?“

„Beerensen, seine Braut, der General von Drachenthal oder einer der Brüder der Baronesse und meine Wenigkeit.“

„Hm! Wohin soll's denn gehen?“

„Herzogstand oder Heimgarten. Ach ja — richtig! Eine dieser Tage in München eintreffende Freundin der Baronesse soll auch noch mitgenommen werden. Ein Fräulein Berger.“

„So! Wann soll die Geschichte stattfinden?“

„Ende der Woche!“

„Kann ich nicht. Ich muß in dieser Woche noch mit meinem Porträt fertig werden. Das Licht ist jetzt miserabel, und da heißt es: Rüge die Zeit. Sie haben also die Baronesse Drachenthal kennengelernt? Nun, wie gefällt sie Ihnen? Ein schönes Mädchen, was? Aber sehr unselbständig. Dabei sehr geschick und lustig, nicht wahr?“

Die leichte Art, in der Hansjörg über Lieselotte sprach, verletzete Günter, doch ließ er es sich nicht anmerken und nickte nur mit dem Kopfe. Erst nach einer ziemlich langen Pause sagte er dann: „Vielleicht könnten Sie doch an einem Tage die Porträtsitzung ausfallen lassen, Herr Kellermann?“

„Nicht zu machen. Die Dame, die ich abtonterfeie, ist jetzt schon arg ungeduldig. Wenn Sie mir neroös wird, würde sich ihr Gesichtsausdruck zu sehr verändern. Ich male ja gerade das Gesicht. Ende der Woche hoffe ich mit allem fertig zu sein.“

„Das ist schade. Die Partie würde gewiß lustiger werden, wenn Sie dabei wären.“

„Das haben Sie von Beerensen! Natürlich! Der empfiehlt mich immer als Spähmacher. Ich kann auch höllisch ernst sein. Wenn ich morgens nicht mit guter Laune aufstehe, triegen Sie keinen Funten Humor aus mir heraus. Bin ich aber früh gleich fidel, dann bleibe ich's auch den ganzen Tag lang. Aberhaupt! Die Stimmung macht mich zum größten Troddel oder auch zum geschicktesten Burschen der Erde und Umgebung. Die Stimmung läßt meine Arbeit in Sitzungs-tempo fortschreiten oder sie verhindert mich, einen einzigen Pinselstrich zu tun.“

„Vielleicht sind Sie in den nächsten Tagen so gut bei Stimmung, daß das Porträt schneller fertig wird, als Sie annehmen,“ erwiderte Günter lachend.

„Was liegt Ihnen denn daran, daß ich mitmache? Sie sind ja so schon zu fünfen außer mir. Herrschaft, da kommt es doch auf mich nicht mehr an! Sie werden auch ohne mich recht lustig sein können. Abgesehen, der Beerensen soll sich in acht nehmen, seine letzte Karicatur des Fürsten Ernst von Batinghausen hat in den dortigen hohen und höchsten Kreisen arge Verstimmung hervorgerufen. Ich hörte etwas von Majestätsbeleidigungsprozeß anhängig machen. Das wäre seinen



Generalfeldmarschall von Hindenburg beglückwünscht den Kaiser zum Geburtstage in Gegenwart der Kaiserin und des Prinzen Heinrich von Preußen.

Phot. M. 5. & 5.

Schwiegereltern gewiß sehr peinlich. Immer kann ja der hiesige prinzipliche Protektor der Beerenfenschen Kunst nicht schweigend und fürsprechend in Aktion treten, wie es bei seiner Verlobung geschehen ist. In diesem Falle schon gar nicht, weil die Karikatur die Schwächen eines seiner Verwandten gezeigelt hat, der noch dazu nicht in München lebt."

"Man sollte Herrn Beerenfen warnen."

"Versuchen Sie das, Herr Doktor, ich tu's nicht. Einmal hatte ich es gewagt, bei einer ähnlichen Sache. Da bin ich aber schön abgefahren! Sie! Der Beerenfen, der kann Ihnen grob werden, davon haben Sie keine Ahnung! Das hat er noch aus seiner Leutnantszeit."

"Vielleicht kann Baronesse Drachenthal ihrem Bräutigam einen Wink geben?" fragte Günter.

"Wozu denn? Jetzt ist's doch zu spät. Wenn man ihn vor den Raddschleifen will, hat man bereits die nötigen Schritte getan. Nur im letzten Augenblick verhindern, daß etwas unternommen wird, das wäre das einzige, was man für ihn tun könnte. Aber dazu gehört großer Einfluß und eine gewichtige Stimme. Wer hätte die von seinen Bekannten und Freunden, mit Ausnahme des prinziplichen Protektors, der ja in diesem Falle, wie ich bereits sagte, ausgeschaltet bleiben muß?"

Günter wurde nachdenklich. Sollte er versuchen, durch den Grafen Weeseburg das Ansehen von Beerenfen abzuwenden? Er brauchte ja nur den Grafen Weeseburg zu beauftragen, nach Battinghausen zu fahren und an geeigneter Stelle Rücksprache zu nehmen, und um Schonung des Künstlers zu bitten. Wie würde man das aber auffassen? Würde man nicht auf das höchste darüber erstaunt und bestreudet sein, den Erbprinzen von Geroldingen, den man ja gar nicht in München vermutete, sich für einen Künstler ins Zeug legen zu sehen, der an jedem Hofe so schlecht angeschrieben stand? Sicherlich. Aber Günter war ja als Kunst- und Künstlerfreund bekannt, und wenn er im Interesse der Freiheit der Kunst bat, von einer Verfolgung Beerenfens Abstand zu nehmen, dann wäre sein Eingreifen wenigstens motiviert. Notdürftig genug allerdings. Denn wie man bei Hofe in

einem solchen Falle immer nach anderen Motiven forscht, als den einfachsten und wahrscheinlichsten, so würde sofort eine freischützliche Jagd anheben, um zu ergründen, welche Beziehungen Günter zu Beerenfen habe, seit wann sie bestehen und welchen Zweck sie verfolgen. Auch würde man nach bewährter Methode sofort den berühmten Imperativ *cherchez la femme* anwenden, um so eher, als man sich seine Weigerung, die Prinzessin Adelaide von Battinghausen zu heiraten, noch immer nicht richtig erklären konnte. Günter kannte das Leben am Hofe zu genau, um nicht zu wissen, daß man dort im Kombinieren recht flink und geschickt war. Man würde obendrein

in München nachforschen lassen und dadurch herausfinden, daß Lieselotte schön war, und er in ihrer Gesellschaft geweilt hatte. Mühsin würde es für die Hofgesellschaft bald zweifellos sein, daß seine Intervention zugunsten des Malers eigentlich nur für Lieselotte geschah. Dadurch aber entstand die Gefahr, daß der Hofratsherr bei den regen Beziehungen zwischen

Battinghausen und München die beiden Residenzen lagen ja nur fünf Eisenbahnfahrstunden auseinander nach München dringen und vielleicht Beerenfen oder dem General Drachenthal, der so viele Jahre in Battinghausen gestanden hatte und dort noch viele gute Freunde besaß, zu Ohren kommen könnte. Dann war der Skandal da, und dieser würde mit brutaler Gewalt über ihn hereinbrechen und alles im Nu und für

immer vernichten, was er bisher an seinem Glücke gebaut hatte.

"Jetzt denken Sie gewiß darüber nach, wie Beerenfen zu helfen wäre," unterbrach Hansjörg das Grübeln Günters, "und bedenken dabei nicht, daß Walter vielleicht gar nicht wünscht, daß man ihm Hilfe bringt. Der hat eine ganz ansehnliche Portion Streikluft im Leibe. Aus so einem Prozeß macht er sich verflucht wenig. Nur würde er diesmal, da seine Karikatur als Majestätsbeleidigung aufgefaßt wurde, nicht so billig davontommen. Deshalb sprach ich auch darüber. Wenn's sich um eine simple Beleidigungshandlung handelte, hätte ich kein Wort verloren. Walter hätte sich da schon allein rausgehauen, wie schon oftmals in seinem Leben. Aber die Sache ist ziemlich brenzlich."



Winter in Holland: Prinzessin Juliana auf dem Eise.

„Das ist auch meine Auffassung,“ entgegnete Günter, „und deshalb sollte man sehen, sie gütlich beizulegen.“

Hansjörg zuckte die Achseln und sagte: „Ich wüßte nicht wie.“

Günter dachte von neuem nach. Wäre er nicht ein Mann von tadelloser Gesinnung und von seltener Ritterlichkeit gewesen, dann hätte er sich nicht einen Augenblick lang den Kopf darüber zerbrochen, wie Beerensen geholfen werden könnte. Es hätte ihm ja nur angenehm sein können, wenn sein Nebenbuhler durch einen Majestätsbeleidigungsprozeß an den Pranger gestellt würde, und je schärfer das Urteil dann ausfiel, desto besser würden seine Aussichten werden, denn der General Drachenthal könnte dann doch niemals mehr zugestehen, daß seine Tochter Beerensen heiratete. Schon seiner Söhne wegen nicht, die ja aktive Offiziere waren. Der Weg zu Lieselotte wäre dann mit einem Male frei geworden. Günters Edelmut aber ließ ihn nicht eine Sekunde daran denken, auf diese Weise Lieselotte

und gerecht war, daß ihm alles, was auch nur um Haaresbreite vom Korrekten abwich, als verabscheuenswürdig erschien? Und Günter wurde wieder schwankend. Daß doch bei allem, was er seit gestern unternommen wollte, Gedanken aufstauen mußten, die ihn erkennen ließen, daß es nötig werden würde, seine Ansichten und Prinzipien einer gründlichen Revision zu unterziehen!

Als die seelischen Konflikte in seine Brust einzogen, entfloß daraus die selbstbewußte Überzeugung von der Unwandelbarkeit seiner Gesinnung und seiner Lebensauffassung. Die Liebe zu Lieselotte hatte aber diese Veränderung in seinem Innern nicht hervorgerufen. Das hatte der Kampf um diese Liebe getan. Und das wurde nun seine Entschuldigung. Damit beschwichtigte er die sich aufbäumenden Selbstvorwürfe, damit bannte er die aufzuckenden Gewissensbisse, und damit beugte er der Reue vor.

Und als er nun wieder an den Kampf dachte, den er zu führen



Das österreichische Kaiserpaar in Innsbruck nach dem Besuche des Berges Juel.

Photof.

zu gewinnen, und sein ritterlicher Sinn zwang ihn geradezu, über Mittel und Wege nachzusinnen, die Beerensen aus der unangenehmen Lage befreien konnten.

In seiner tiefsten Seele gestand er sich aber, daß ihn in erster Linie zu der Hilfsaktion für Beerensen der Wunsch trieb, Lieselotte Kummer und Gram zu sparen. Es galt also, etwas für Lieselotte zu unternehmen, und das spornte seinen Eifer an, und das verschonte auch die Bedenken, die er zuerst gehabt hatte, und er entschloß sich, noch an diesem Tage mit dem Grafen Weesenburg zu sprechen. Der würde schon darauf zu dringen wissen, daß die größte Diskretion bewahrt bliebe.

Sonderbar, daß er schon zum zweiten Male Beerensen zu Hilfe kommen mußte. Es war wie ein Verhängnis. Er würde den Maler von neuem zum Danke verpflichten, während er den Plan mit sich herumtrug, ihm einen großen Schmerz zu bereiten, den größten wohl seines Lebens. Auf der einen Seite wollte er geben, und auf der andern mußte er nehmen. Sah das nicht aus wie ein Doppelspiel? Vertrat sich das mit seinem Charakter, der so lauter, so grundehrlich

begonnen hatte, schwiegen alle Bedenken über das Abweichen von dem Wege, den zu gehen sein Charakter ihm vorschrieb, und er sagte sich, daß er Beerensen helfen müsse, um Lieselotte nicht unglücklich zu sehen.

So kam er bei seinen Reflexionen an deren Ausgangspunkt zurück, und er war eigentlich recht froh, als ihn Hansjörg nun zu einer Partie Billard aufforderte.

Und während er zu spielen begann, schalt er sich einen Toren, weil er sich so viel Kopfzerbrechen machte; das gnädige Schicksal, das ihn Lieselotte hatte wiederfinden lassen, würde schon alles zum besten wenden.

Die Partie war aus. Hansjörg hatte gewonnen, was ihm große Freude zu machen schien, und Günter verabschiedete sich, um sofort zum Grafen Weesenburg zu fahren.

Der Portier der Gesandtschaft, der früher Lakai im herzoglichen Schlosse in Geroldingen war, riß die Augen unmatürlich weit auf, als Günter aus der Autodroschke stieg, die ihn zum Gesandtschaftshotel gebracht hatte, und vor Ueberraschung,

den Erbprinzen Günter unocemutet zu sehen, hätte er beinahe seinen wichtigen Stab fallen lassen.

Durch ein Klingelzeichen von der Loge aus, alarmierte er sofort das ganze Haus, während Günter die große Treppe hinaufstieg. Die Diener liefen bestürzt herbei, um zu sehen, was es gäbe. Sie konnten alle den Erbprinzen und prallten bei seinem Erscheinen im ersten Stod des Hauses förmlich zurück. Günter mußte über diese Bestürzung lächeln, dann aber befahl er einem der Lakaien, ihn beim Grafen Weesenburg anzumelden.

Der Lakai stürmte davon.

Graf Weesenburg sprang bei der Nachricht von der Ankunft des Erbprinzen von seinem Schreibtisch auf, eilte durch ein paar Salons und öffnete selbst die Tür zum Korridor, auf dem Günter die Rückkehr des Lakaien abgewartet hatte.

„Guten Tag, mein lieber Graf,“ jagte Günter, dem sich tief verneigenden Gesandten die Hand reichend, „ich freue mich, daß ich Sie antreffe. Ich glaubte schon, Sie wären heute noch in Wien.“

„Ich kehre gestern abend zurück, Hoheit,“ erwiderte der Graf, indem er einen Stuhl für Günter herbeizog. Der Erbprinz blieb aber stehen und sah sich die Gemälde an, die an den Wänden hingen, dann erst setzte er sich und forderte durch eine Handbewegung den Grafen auf, auch Platz zu nehmen.

„Sie sehen, Erzcellenz, daß ich früher gekommen bin, als Sie vielleicht gemeint haben. Aber mein Kommen hat einen besondern Zweck.“

Graf Weesenburg machte eine Verbeugung.

„Ich brauche nämlich Ihre Hilfe,“ fuhr der Erbprinz fort, „es handelt sich darum, Seine Durchlaucht den Fürsten Ernst von Batinghausen zu versöhnen.“

Graf Weesenburg warf dem Erbprinzen einen Blick zu, der die größte Überraschung ausdrückte.

Günter hatte den Blick aufgefangen und weidete sich eine Weile an dem Erstaunen des Grafen, dann aber wollte er seine Neugierde nicht länger unbefriedigt lassen, und so sagte er: „Es handelt sich natürlich nicht darum, den Fürsten Ernst mit mir zu versöhnen. Sie wissen ja, weshalb er mir zürnt, es sind ja erst wenige Tage vergangen, seitdem ich es abgelehnt habe, mich mit der Prinzessin Abelaide zu verloben — nein, der Fürst soll dem Maler Beerenzen verzeihen.“

Das Gesicht des Gesandten hellte sich auf.

Als er am Morgen in der Residenz war, hatte er bereits davon gehört, daß eine Karikatur dieses Zeichners höchst unliebsames Aufsehen beim Batinghausenschen Hofe erregt hatte, und er freute sich nun, eine Gelegenheit gefunden zu haben, durch die er zeigen konnte, wie brillant er über alles informiert war, was vorging.

„Hoheit meinen die Karikatur in der Zeitschrift „Gros“?“ fragte er.

„Ganz richtig.“

„Der Justizminister wurde in dieser Angelegenheit bereits von Seiner Durchlaucht dem Fürsten Ernst zum Vortrag befohlen.“

„Hm. Das wissen Sie auch schon? Hören Sie, Erzcellenz, ich möchte da ein wenig den Deus ex machina spielen, natürlich ohne genannt zu werden. Mir liegt daran, Herrn Beerenzen nicht unter Anklage gestellt zu sehen.“

(Fortsetzung folgt.)



Von der Beisehung der Offiziere und Mannschaften des Torpedoboots V 69. Die Kameraden der im Seegefecht in den Hoofden Gefallenen begleiten die Opfer zum Friedhof in Holland.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

No. 7.

Düsseldorf 17. Februar

1912.



Holländische Fischerfrauen von der Zuidersee, mit Fischen, die geräuchert werden sollen.

Majestät Pflicht.

Copyright 1916 by
Carl Duncker, Berlin.

Roman von Hans Forsten.

6. Fortsetzung.

Soheit, das wird schwer sein. In ein Justizverfahren kann ich nicht ohne weiteres eingreifen, und wenn ich irgend einen Schritt unternähme, müßte ich doch erklären, wer mich dazu beauftragt hat.“

„Freilich, das müßten Sie,“ sagte der Erbprinz, erhob sich und ging mit großen Schritten auf und ab.

„Wenn Hoheit gestatten,“ fuhr der Gesandte fort, „ich wüßte vielleicht einen Ausweg.“

Günter blieb stehen und sah den Grafen erwartungsvoll an.

„Nun?“ rief er.

„Hoheit müßten vielleicht die Baronesse Drachenthal veranlassen, beim Fürsten Ernst um die Einstellung des Verfahrens gegen ihren Bräutigam zu bitten.“

„Die Baronesse Drachenthal? Hat denn die Baronesse Beziehungen zum Batinghausenschen Hofe?“

„Die Baronesse ist die intimste Freundin Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Adelaide von Batinghausen.“

Günter zuckte zusammen. Er starrte den Gesandten wie entgeistert an. Was er eben zu hören bekommen hatte, verwirrte ihn so, daß er für ein paar Sekunden ganz fassungslos war. Lieselotte die intimste Freundin der Prinzessin Adelaide, die ihn gewiß haßte und verabscheute, weil er sie ver schmäh t hatte!

Wie lange würde es dauern und Lieselotte würde herausbekommen haben, wer er sei, und dann würde sie auf keinen Fall mehr ihre Verlobung auflösen, ihrer Freundin zuliebe nicht. Denn so leicht ihr die Wahl zwischen ihm und Beerenssen vielleicht fiel, die zwischen ihm und der Freundin könnte nur zu seinen Ungunsten ausfallen.

„Wissen Sie bestimmt, daß die Baronesse mit Prinzessin Adelaide befreundet ist?“ fragte er mit unsicherer Stimme.

„Aber, Hoheit, das kann Ihnen hier und in Batinghausen jeder aus der Gesellschaft bestätigen.“

„Hm! Dann wäre es wirklich das Beste, die Baronesse zu einer Intervention zu veranlassen. Würden Sie das übernehmen, Erzellenz?“

Der Graf verneigte sich und fragte dann: „Darf ich dabei erwähnen, daß Eure Hoheit mich beauftragten?“

„Am Gottes willen, Erzellenz, nur das nicht! Die Baronesse weiß nichts anderes, als daß ich ein Doktor Hans Günter bin. Ich habe meine Gründe, in der Drachenthalschen Familie ganz infognito zu verkehren, wie überhaupt auf meiner Reise. Ich bitte Sie ausdrücklich, mein Infognito gegen jedermann zu wahren. Kein Mensch hier ahnt, wer ich bin und so soll es auch bleiben. Nicht wahr, Erzellenz?“

„Wie Eure Hoheit befehlen!“

„Sagen Sie nur, wenn Sie zur Baronesse kommen, daß Sie durch Zufall von der Einleitung des Strafverfahrens gegen Herrn Beerenssen gehört hätten, und erteilen Sie ihr quasi aus sich selbst heraus den Rat, zu intervenieren!“

„Ich werde so handeln, wie es Eure Hoheit wünschen.“

„Wollen Sie mir dann, bitte, morgen früh Bericht erstatten? Hotel Continental. Dr. Hans Günter!“

Der Gesandte verbeugte sich, und der Erbprinz reichte ihm die Hand.

„Somit hätte ich alles getan, was ich für Beerenssen tun kann,“ sagte er dabei, „und an Ihnen ist es, das Weitere zu tun.“

„Meine Mission ist nicht schwer, aber die Baronesse Drachenthal wird Mühe haben, etwas zu erreichen, denn Fürst Ernst soll wirklich auf das äußerste empört sein, zudem er sich schon seit einer Woche in der schlechtesten Laune befindet.“

Günter lächelte.

„Ja. Ich bin die Ursache dieser schlechten Laune. Aber ich kann's nicht ändern. Man konnte mich nicht zwingen, eine Dame zu heiraten, die ich nicht liebe.“

* Dieser in englischer Fassung vorgeschriebene Vermerk ist unerlässlich, um den unbefugten Nachdruck unseres Romans in den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu verhindern.
Die Redaktion.

Der Gesandte horchte auf. Vielleicht gelang es ihm, noch mehr über die Sache zu erfahren, dann könnte er sich durch einen Bericht darüber in ein vorzügliches Licht setzen.

„Hoheit haben nie die Prinzessin Adelaide gesehen?“ wagte er im Verfolge seiner Gedanken zu fragen.

Der Erbprinz ließ die Hand des Gesandten los, die er bis dahin noch immer festgehalten hatte, und erwiderte ziemlich ungnädig: „Nein. — Ich trug kein Verlangen danach. Jetzt aber will ich Sie nicht länger Ihrer Zeit berauben, Erzellenz.“

Er verneigte sich kurz und wandte sich zum Gehen. Der Gesandte, ein wenig aus der Fassung gebracht durch die brüste Verabschiedung, eilte zur Tür, um sie zu öffnen, dann blieb er mit einer tiefen Verneigung daneben stehen. Der Erbprinz nickte noch einmal mit dem Kopfe, schloß den Hut auf, den ihm ein Lakai überreichte, und ging.

Graf Weesenburg verweilte noch ein paar Sekunden lang auf der gleichen Stelle und starrte mit finsternen Blicken auf die Tür, durch die der Erbprinz gegangen war. Dann aber hellte sich sein Gesicht auf und ein diabolisches Lächeln huschte darüber.

Und während er sich nun zu seinem Arbeitszimmer begab, rieb er sich schmunzelnd die Hände.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch, legte einen großen Bogen Papier, auf dem sich oben in der linken Ecke das Geroldingensche Wappen befand, vor sich hin, und ergriff die Feder, um zu schreiben.

Aber nachdem er die Uberschrift: „Vertauslicher Bericht des Herzoglich Geroldingenschen Gesandten zu München in Sachen: Reise Sr. Hoheit des Erbprinzen Günter“ niedergeschrieben hatte, legte er sich bequem in seinen Stuhl zurück und dachte nach.

Er war vom Minister des herzoglichen Hauses aufgefordert worden, den Erbprinzen in München unauffällig zu beobachten, und er hatte bisher diesen Auftrag wie ein Detektiv ausgeführt. Von der Minute an, in welcher der Erbprinz Günter den Zug verlassen, der ihn nach München gebracht hatte, war eine Vertrauensperson des Gesandten hinter Günter her gewesen, und alles, was Günter getan hatte, war dem Grafen treulich berichtet worden. Nur die Fahrt nach Prien hatte er selbst unternommen, dafür konnte er keinen Helfer gebrauchen, weil er fürchtete, daß in einem so kleinen Neste ein Beobachter dem Prinzen vielleicht auffallen könnte.

Kein Zweifel, das Eintreten des Prinzen galt nicht dem Maler, sondern der Baronesse Drachenthal. Nur um ihr einen Gefallen zu erweisen, geschah es, denn sie würde, wenn es zur Anlage gegen ihren Bräutigam käme, sehr darunter zu leiden haben, und davor wollte sie der Erbprinz sicherlich bewahren.

Und nun sollte er die Baronesse auffuchen und ihr den Rat erteilen, beim Fürsten Ernst für Beerenssen ein gutes Wort einzulegen.

War es denn sicher, daß sich die Baronesse von ihm sprechen ließ?

Eine telephonische Anfrage würde ihn darüber unterrichten können, und so verlangte er sofort eine telephonische Verbindung mit dem General Drachenthal. Ein Diener des Generals kam an den Apparat, und durch ihn ließ er die Baronesse, falls sie daheim wäre, ans Telephon bitten. Lieselotte kam.

„Hier Graf Weesenburg,“ sprach der Gesandte in den Apparat. „Verzeihung, gnädigste Baronesse, wenn ich mir die Freiheit nehme, Sie telephonisch zu sprechen. Ich möchte mir aber die Anfrage erlauben, ob es möglich wäre, Ihnen etwas allein mitzuteilen, ich meine ohne Zeugen, etwas, das Sie lebhaft interessieren dürfte.“

„Um was handelt es sich denn, Erzellenz?“ tönte es durch das Telephon zurück.

„Es betrifft Ihren Herrn Bräutigam.“

„Herrn Beerenssen? Was ist es denn?“

„Mehr kann ich nicht durch den Fernsprecher sagen. Dürfte ich Sie vielleicht in einer Stunde besuchen?“



Bau von Schützengräben und Unterständen im Hochgebirge.

„Das wird nicht gehen. Meine Eltern würden darüber sehr erstaunt sein und mir Vorwürfe machen. Ist es denn so wichtig, Erzellenz?“
 „Könnte es durch des Telephon zurüd.“

„Außerordentlich.“

„Können Sie es mir nicht schreiben?“

„Unmöglich. Aber wenn Baronesse heute nachmittag noch in die Stadt gingen? Könnte ich Sie da nicht irgendwo treffen?“

„Ich muß zur Bahn, eine Freundin vom Zuge abholen. Kommen Sie also um sechs Uhr in den Wartesaal erster Klasse!“

„Ich danke Ihnen, gnädigste Baronesse, ich werde pünktlich zur Stelle sein.“

„Adieu, Erzellenz.“

„Adieu, Baronesse.“

Die Telephonglocke schrillte, und der Graf legte das Hörrohr auf die Metallbügel des Tischapparates. Dann sah er auf die Uhr. Noch anderthalb Stunden hatte er Zeit, da wollte er nicht erst mit seinem Bericht beginnen, und er legte deshalb den Kanzleibogen mit dem prächtigen Wappen in einen der Schreibtischkästen und schloß ihn zu. Gerade als er damit fertig war klopfte es an die Tür, und auf das lautgerufene „Herein“ des Grafen trat ein Diener ein und überreichte ihm eine Besuchsarte. Graf Weesenburg warf einen Blick darauf, las „Irma Helmstedt“ und machte eine unwillige Bewegung mit dem Kopfe, wobei sich seine Augenbrauen zusammenzogen. Dann sah er den Diener blitschnell an, aber der verzog keine Miene. In tadelloser Haltung stand er da und nichts verriet, daß er sich über den Besuch der Gräfin Weesenburg, die ja einstmals auch seine Gebieterin gewesen war, Gedanken machte.

„Ich lasse bitten,“ sagte der Graf, und der Lakai verließ das Zimmer. Gleich darauf führte er Irma Helmstedt herein.

Graf Weesenburg erhob sich und verneigte sich kurz, ohne den Schreibstisch zu verlassen.

Irma Helmstedt nickte nur ein wenig mit dem Kopfe und sagte: „Sie werden erstaunt darüber sein, daß ich hierher komme.“

„Allerdings, nachdem du — nachdem die Scheidungslage schwebt, nimmst es mich wunder, Sie hier zu sehen. Es werden wohl besondere Gründe sein, die Sie herzuführen. Um was handelt es sich?“ Er sprach kalt und rauh. Jedes Wort war wie ein Dolchstoß.

„Sie haben den Intendanten bewogen — mit welchem Rechte ist mir nicht bekannt — mich vorerst nicht auftreten zu lassen?“ fragte Irma.

„Ganz richtig, das habe ich getan. Mit dem Rechte, das mir als Gatte zusteht, denn noch sind wir ja nicht geschieden. Nicht wahr?“

Irma zuckte ein wenig zusammen. Sie wollte aufstehen, doch sie zwang sich, ruhig zu bleiben, und mit leiser Stimme sagte sie: „Ich kam nur, um Sie zu bitten, meinem Auftreten nicht länger hinderlich zu sein. Und Sie können sich wohl denken, daß es mir sehr schwer gefallen ist, mich als Bittende zu Ihnen zu begeben.“

„Ich bedauere. Ich war es meiner Stellung und meinem Namen schuldig, so zu handeln, wie es geschehen ist, und ich kann daran nichts ändern. Wenn das Gericht uns geschieden haben wird, woran ich ja nicht zweifelte, da Sie seit mehr als einem Jahre sich geweigert haben, die eheliche Gemeinschaft wieder herzustellen, und da Sie trotz meinem Verbote in Nürnberg und Regensburg öffentlich aufgetreten sind, dann möge auch auf der hiesigen Bühne Ihre Stimme ertönen, und dann können Sie sich als Theaterprinzessin im Reiche der Schminke von Ihren Kollegen huldigen lassen.“

„Beleidigen Sie mich nicht,“ rief Irma erregt, „und beleidigen Sie nicht die Künstler, die ich mit Stolz Kollegen nenne. Sie haben nie in Ihrem Leben etwas für die Kunst übrig gehabt, und deshalb klappte auch der tiefe Abgrund zwischen uns. Sie waren stets ein Feind aller Ideale, und Sie haben versucht, auch in mir das Gute und Schöne zu zerstören, was mich begeisterte und glücklich machte, meine Liebe zur Kunst.“

„Erlauben Sie!“ rief Weesenburg.

„Zawohl, das taten Sie!“ fuhr Irma Helmstedt unbeirrt fort. „Und da ich es entschlich fand, nur als schön angezogene Puppe behandelt zu werden, da ich es für meiner unwürdig hielt, bei den Gesellschaften, die Sie gaben, oder zu denen Sie mich führten, lediglich zur Schau gestellt zu werden, da ich keinen Geschmack daran fand, jedes

Geschwäh anzuhören und nichtsagende Phrasen zu gebrauchen, da ich mich nicht mit Tratsch und Klatsch befassen konnte und zum Ausspionieren und Intriguieren kein Talent zeigte — wagten Sie es, mich eines Tages dumm und unmöglich zu nennen, Herr Graf! Und das bestimmte mich, dem Leben an Ihrer Seite zu entsagen und mich ganz der Kunst zu widmen. Ich habe es nicht eine Minute lang bereut. Je mehr ich Fortschritte machte, desto freier wurde meine Seele, desto glücklicher wurde ich. Jeder Mensch hat eine Mission auf Erden zu erfüllen, Graf Weesenburg; die meine ist es, der Kunst zu dienen. Warum wollen Sie mich daran hindern?“

Graf Weesenburg hatte ihre Rede angehört, ohne die geringste Bewegung zu machen.

Als sie nun schwieg, sah er sie groß an, mit einem kalten, stahlharten Blick, und dann fragte er sarkastisch: „Sonst wünschen Sie nichts von mir?“

„Eine Antwort will ich, eine Erklärung darüber, warum Sie mich daran hindern, meine Kunst auszuüben, jetzt, wo wir getrennt voneinander leben, und ich Ihren Namen nicht mehr führe.“

Der Gesandte zuckte die Achseln.

Dann sprach er: „Ich bedauere sehr, daß Sie kein Verständnis für das haben, was man Standespflichten nennt. Solche nur hatten Sie als meine Gattin zu erfüllen. Mehr verlangte ich nicht von Ihnen.“

„Sie haben nie nach meiner Seele geschürft, Graf Weesenburg,“ rief Irma, „und daraus erkannte ich, daß Sie mich auch nie verstehen wollten. Als Sie mich um meine Hand baten, erklärten Sie mir, daß Sie mich liebten; ich war ehrlich genug, Ihnen zu antworten, daß ich keine Liebe für Sie empfände, aber trotzdem Ihre Frau werden wollte, meiner Eltern wegen, die sonst ins Elend geraten wären. Ich glaubte nicht, daß unsere Ehe so bald zerstört werden könnte, weil ich den Mut und den festen Willen hatte, uns beiden ein Glück aufzubauen, ein Glück, das errichtet werden sollte auf guter Kameradschaft, auf Seelenharmonie, auf gemeinsamen Interessen und auf frohem Zusammenarbeiten. Ich wurde in meinem Glauben schon bald nach der Hochzeit irre, als ich sehen mußte, wie oberflächlich Sie waren, und wie Sie sich gar keine Mühe gaben, mich gründlich zu verstehen. Und als ich das erkannte, erwachte der Gedanke in mir, mich von Ihnen zu trennen und ganz der Kunst zu leben, und aus dem Gedanken ward die Tat. In dem ich Sie verließ, zertrümmerte ich unsere Ehe, aber ich tat das erst, nachdem die Ehe mich zertrümmert hatte.“

„Alles das, was Sie mir eben sagten, habe ich schon in dem Schriftsatz Ihres Rechtsanwaltes gelesen, der mir vom Gericht zugestellt wurde,“ erwiderte der Graf mit einem häßlichen, sarkastischen Lächeln um den Mund, „und ich werde Ihnen auf gleichem Wege antworten, denn jetzt muß ich Ihnen zu meinem Bedauern erklären, daß ich fortzugehen gezwungen bin und zwar in einer dienstlichen Angelegenheit, welche die größte Pünktlichkeit erfordert.“

Irma biß die Zähne aufeinander, um nicht vor Zorn und Wut laut aufzuschreien. Seine kalten, seelenlosen Blicke verrieten zudem seine Herzlosigkeit und zeigten, daß er hartnäckig darauf bestehen bleiben wollte, ihre Bitte abzuschlagen. Und sie wußte, daß der Intendant sie nur mit der Erlaubnis des Grafen auftreten lassen würde, denn Weesenburg war gefürchtet und man vermied es, sich mit ihm zu verfeinden. Irma hatte sich noch einen Trumpf aufgehoben, den sie zunächst nicht hatte auspielen wollen, jetzt aber schleuderte sie ihn dem Grafen hin, indem sie rief:

„Es bleibt mir also nichts anderes übrig, als die Scheidung zu beschleunigen, und das dürfte mir gelingen, weil ich Widerklage gegen Sie erhoben habe.“

„Sehr interessant!“ sagte Weesenburg höhnisch, und er fügte, sich ein wenig verneigend, die Frage hinzu: „Wahrscheinlich wegen schlechter Behandlung?“

„Die von mir benannte Zeugin Ida Colani, Soubrette aus Wien, zurzeit in Wien am Chiemsee, wird vor Gericht eine Antwort auf Ihre Frage geben. Ich nicht.“ Damit drehte sie sich um und verließ das Zimmer.

Weesenburg starrte ihr entsetzt nach.

„Verdammt,“ murmelte er dann, „wer hat denn da den Veräter gespielt? Das ist mir sehr unangenehm. Das gibt einen Skandal

erster Güte, und in Battinghausen liebt man solche Scherze nicht. Ich werde sofort vorbeugen müssen. Mein Anwalt muß den Prozeß so schnell als möglich zu Ende bringen, womöglich den Gegner veranlassen, seine Widerklage zurückzuziehen, und wenn ich dafür die Erlaubnis erteilen sollte, daß Irma hier auftritt. Eine verfluchte Geschichte, das!"

Und während er sich auf den Weg machte zum Rendezvous mit Lieselotte Drachenthal, sann er nur hin und her, auf welche Weise Irma von den so geheimgehaltenen Beziehungen zu Ada Colani Kenntnis erhalten haben konnte.

Im Wartesaal erster Klasse traf er die Baronesse, und mit kurzen Worten erklärte er ihr, weswegen er sie zu einer Unterredung gebeten hatte.

Auf Lieselotte schien seine Erzählung aber nur einen sehr geringen Eindruck zu machen, und als er ihr den Rat erteilte, beim Fürsten Ernst für Beerensens zu bitten, sagte sie: „Es wäre besser gewesen, Erzellenz, wenn Sie mit meinem Papa darüber gesprochen hätten, als mit mir. Papa kann in Battinghausen mehr ausrichten als ich.“

„Ich meinte, wenn Sie Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Abelaide ein paar Zeilen schreiben —“

„Nein. Ich nehme meine Freundschaften nie aus, Herr Graf,“ unterbrach ihn Lieselotte, „ich will auf keinen Fall als eigennützig erscheinen.“

„Dann wird das Verfahren gegen Herrn Beerensens seinen Fortgang nehmen.“

Lieselotte zudte die Achseln und entgegnete: „Es bleibt ja immer noch zweifelhaft, ob Walter auch verurteilt wird. Jetzt muß ich aber auf den Bahnsteig, der Zug, der meine Freundin bringt, läuft in wenigen Minuten ein. Sie entschuldigen mich, Herr Graf.“

Sie reichte ihm die Hand und verließ den Wartesaal.

Weesenburg wollte sich auf den Weg machen, aber plötzlich hemmte er seine Schritte. Ein Gedanke war in ihm aufgeblüht: „Ich könnte mir doch einmal die Freundin der Baronesse anschauen,“ überlegte er, „jetzt, da ich schon einmal hier bin.“

Und er machte kehrt, durchschritt den Wartesaal und trat in die weite Bahnhofshalle ein.

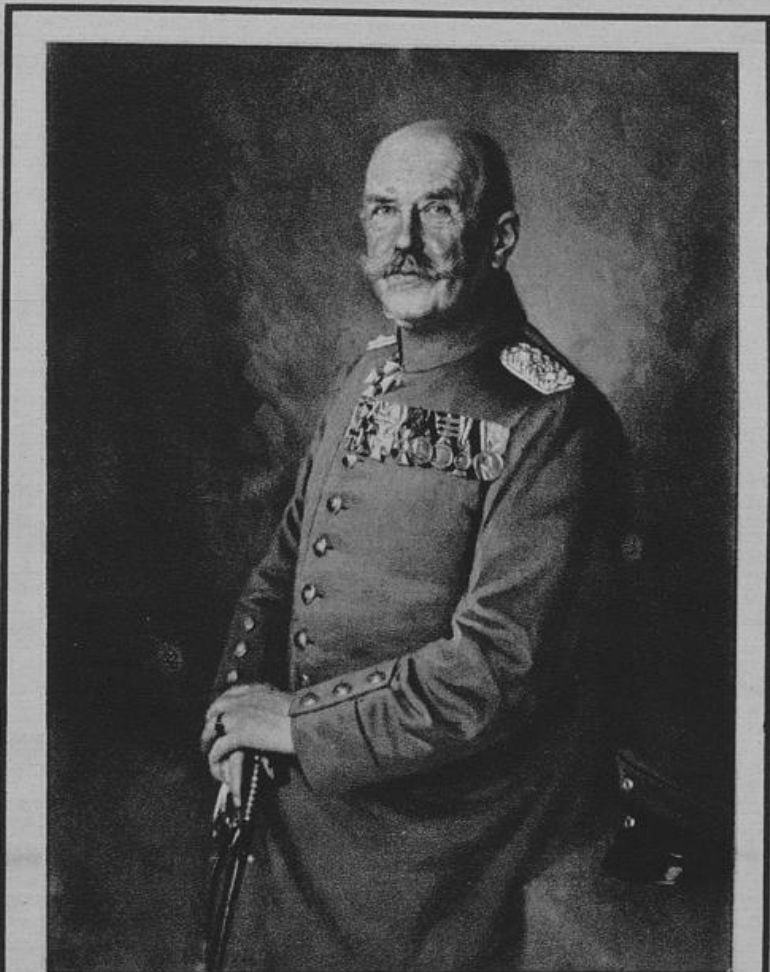
Seine Blicke suchten Lieselotte und entdeckten sie jenseits der Bahnsteigperrle, wo sie auf einen Zug wartete, der gerade einlief. Weesenburg verbarg sich hinter einem der mächtigen Pfeiler der Halle. Der Zug hielt. Die Reisenden stiegen aus. Weesenburg sah, wie Lieselotte den Zug entlang ging, dann plötzlich stehen blieb und winkte.

Gleich darauf umarmte sie eine elegant gekleidete junge Dame und schritt in lebhaftem Gespräch mit ihr dem Ausgang zu, während eine ältere Dame, die zu der Ankommenden zu gehören schien, hinter den beiden neben dem Träger mit dem Gepäck ging. Und mit einem Male riß der Graf die Augen weit auf und starrte mit erstaunten Blicken auf die Dame neben der Baronesse, die ihm schon auf zwanzig Schritte nahe war.

„Sappelot,“ murmelte er, „das ist ja Prinzessin Abelaide von Battinghausen! Wie gut, daß ich erwartet habe! Nun kann ich dem Erbprinzen mehr berichten als er verlangt hat. Das kommt mir wie gerufen.“ Und schmunzelnd verließ er durch das Südportal den Bahnhof.

Lieselotte, die Prinzessin Abelaide und deren Hofdame, Antonie von Diering, ein ältliches Fräulein, gingen zum Hauptportal. Die Prinzessin mußte auf Wunsch ihrer Eltern und vor allem auf Anordnung der Oberzeremonienmeisterin stets in Begleitung einer Hofdame sein, auch auf Reisen. Auf ihre kleinen Exkursionen nach München

nahm sie immer nur Fräulein von Diering mit, denn die verstand es am besten, die zum Kommen und Verschwinden geeignetsten Momente zu erraten, und sie besaß ferner die Kunst, nur das zu hören und zu sehen, was die Prinzessin gehört und gesehen haben wollte. Am Ausgang des Bahnhofs übergab Fräulein von Diering dem Portier des Hotels Bellevue das Gepäck und erklärte ihm, daß man zu Fuß in das Hotel kommen würde. Hierauf eilte sie der Prinzessin und Lieselotte mit trippelnden Schritten nach. Die beiden Freundinnen hatten sich nicht mehr um sie gekümmert und waren gegangen.



Oberst Herrlich, Düsseldorf †.

Nach einem Gemälde von Hugo Lehmann Düsseldorf.

Der Verstorbene gehörte 59 Jahre dem Heere an, er wurde 1859 Leutnant und erhielt 1892 den Charakter als Oberst. 1866 nahm er teil an den Schlachten bei Königgrätz und Gitschin, 1870/71 an den Einschließungen von Metz und Paris, sowie an den Schlachten von Gravelotte, Champigny, Salins und Les Planches. Zahlreiche Orden schmückten seine Brust. Zuletzt widmete er sich dem Kriegervereinswesen und der Ausbildung von Jungmannschaften, insbesondere dem freiwilligen Regiment Düsseldorf. Als Leiter des Bezirkskommandos 2. Düsseldorf, wirkte er noch bis zu seinem Tode im Dienste des Vaterlandes. — Oberst Herrlich ist 76 Jahre alt geworden.



Kinderheim des deutschen Hospitals zu Konstantinopel:
Deutsche Matrosen, Kaiserswerther deutsche Pflegerinnen und türkische Kinder.

Phot. Verl. Illust.-Ges.

„Wie gut von dir, daß du gleich gekommen bist,“ sagte Lieselotte zur Prinzessin Adelaide, als sie auf den weiten Bahnhofspiaz traten, „und wie schid du wieder aussiehst.“ Sie musterte die Prinzessin, die in der Tat reizend gekleidet war. Sie trug ein dunkelblaues Jadenkostüm aus feinstem Tuch, das mit Pelzwerk garniert war. Aber auch in weniger anmutiger Toilette wäre die Prinzessin durch ihr interessantes Gesicht, in dem ein Paar seelenvolle, große, graue Augen sofort den Blick auf sich zogen, jedem aufgefallen. Diese Augen standen in einem pitanten Kontrast zu ihrem brünetten Haar und dunklen Teint und verliehen dem Gesicht einen ganz eigenen, fesselnden Reiz. Hierzu kam noch, daß Prinzessin Adelaide eine wahrhaft aristokratische Figur und Haltung besaß, so daß der Gesamteindruck, den sie machte, ein wirklich bezaubernder war.

„Wie sollte ich nicht sogleich kommen, Liebi,“ erwiderte die Prinzessin, „wenn es sich doch um eine Angelegenheit handeln soll, wie du schreibst, die für dich von größter Bedeutung ist. Aber auch ich habe dir von mir etwas Wichtiges zu erzählen. Ich habe darüber nicht schreiben wollen. Weißt du, es gibt nämlich Dinge, über die man nicht schreiben, sondern nur sprechen kann, weil das Schreiben darüber wie eine Feigheit aussieht, so, als fürchte man sich, die Worte, die man darüber zu sagen hat, laut zu hören.“

„Du machst mich neugierig, Abi. Um was handelt es sich denn?“

„Später sage ich dir alles. Laß uns erst im Hotel sein.“

Und als sie dann im Salon der Prinzessin, die sich auf den Rat Lieselottens als „Amalie Berger, Privatierin aus Gotha“, in das Fremdenbuch eingetragen, nachdem sich Fräulein von Piering zurückgezogen hatte, zusammen saßen, begann Lieselotte nicht etwa die Unterhaltung damit, daß sie von ihren Herzensangelegenheiten sprach, sondern mit der Frage: „Also — was hat sich ereignet, Abi? Erzähle!“

„Mein Gott!“ erwiderte die Prinzessin, während sie aus einer Reisetasche ein Portefeuille nahm und es vor sich hin auf den Tisch legte, an dem sie saßen. „Mein Gott! — Erzählen! Liebi, das ist nicht das richtige Wort dafür, denn so viel ist nicht zu sagen, daß man's Erzählung nennen könnte. Nur eine kurze Mitteilung im Depeschensstil: Man hat mir einen Korb gegeben, man hat verschmäht, mich zu heiraten, ohne Angabe von Gründen.“

Lieselotte richtete sich mit einem Ruck auf und starrte Adelaide an. „Dich verschmäht?“ rief sie. „Das ist ja undenkbar. Du willst einen Scherz machen, Abi!“

„Nein, nein. Ich bin zwar nicht sehr traurig über die ganze Geschichte, aber zum Scherzen darüber auch nicht aufgelegt, weil es mir immerhin recht unangenehm war, als man mir sagte, daß ich dankend abgelehnt worden wäre. Und mein Papa ist ganz untröstlich darüber. Er empfindet die Ablehnung wie eine schwere Beleidigung, aber er weiß nicht recht, wen er dafür paden soll, denn da meine Hand nicht angetragen wurde, sondern man bei Papa darum angehalten hatte, so ist es ihm nicht erklärlich, warum man sich nicht vorher bei dem Betreffenden, der mich heiraten sollte, erkundigt hat, ob er mich auch nehmen würde. Die Herren Diplomaten haben da halt wieder einmal auf eigene Faust gehandelt und in ihrer Annahme, daß Prinzen und Prinzessinnen immer so müssen, wie es das Staatsinteresse will, nicht mit der Möglichkeit gerechnet, daß es doch auch einmal anders sein könnte, als sie es sich in ihrer Weisheit ausgetüfelt hatten. Und so kam die Blamage auf der ganzen Linie, hier und dort Verstimmung, Abbruch der freundschaftlichen Beziehungen und was vielleicht noch an lieblichen Erscheinungen nachfolgt. Wenn nur erst ein wenig Gras über die Geschichte gewachsen wäre, damit man keine mairischen Gesichter mehr sähe! Ich habe mich ja schon getröstet und denke, daß mein lebenswürdiger Korbspender gewichtige Gründe für sein Tun gehabt haben wird, denn nach allem, was ich von ihm weiß, ist er durchaus charaktervoll und von vornehmster Gesinnung. Ich bin überzeugt davon, daß er mich nicht ohne weiteres, sondern nach reiflichem Überlegen, vielleicht sogar nach schweren Kämpfen verschmäht hat, und das läßt mich auch nicht zornig über ihn sein oder ihn gar hassen oder verabscheuen. Du kennst mich ja, Liebi, ich bin immer gerecht und versehe mich bei der Beurteilung der Handlungsweise eines andern immer in dessen Lage, ich frage mich immer, wie würdest du in diesem Falle und an seiner Stelle gehandelt haben, und da gelange ich dann meistens zu recht milden Urteilen.“

„Und dennoch, Abi,“ erwiderte Lieselotte, „dich verschmähen, heißt wirklich eine große Dummheit begehen.“

Adelaide juckte die Achseln.

„Vielleicht heißt es aber auch, sehr klug sein. Denn ich bin ein ziemlich kompliziertes Geschöpf, und wenn ich Alltäglichkeiten wittere, werde ich verschnuupft. Man wußte das vielleicht und meinte, mir nicht gewachsen zu sein, oder man hatte keine Lust dazu, sich mit mir herumzuplagen und sich meinen Lebensauffassungen anzupassen. Aber diese Klugheit würde ein wenig nach Feigheit schmecken. Nun, ganz gleich. Ich bin fertig mit der Geschichte. Laß uns jetzt von dir sprechen, Liesi! Also beichte, Kleine!“

„Ich hätte nur zu gerne gewußt,“ sagte Lieselotte, „wer derjenige ist, der dich verschmäht hat. Hast du mir absichtlich seinen Namen nicht genannt?“

„Durchaus nicht, nur erschien es mir überflüssig. Wenn du es aber wissen möchtest, Seine Hoheit der Erbprinz Günter von Geroldingen geruhten, mit einem Korb zu geben. Bei Bürgerlichen kommt so etwas nur in umgekehrter Weise vor, wir Fürstentöchter aber müssen auch in dieser Hinsicht eine Sonderstellung einnehmen. Ja, ich kann dir sogar das Bild des mit bestimmt Gewesenen zeigen; hier, schau ihn dir an. Er sieht so aus, als wüßte er genau, was er will. Nämlich alles, nur mich nicht.“

Und sie entnahm dem Portefeuille eine Kabinettphotographie und reichte sie lächelnd Lieselotte.

Da schritt ein gellender Schrei durch das Gemach, und Lieselotte, die ihn ausgestoßen, ließ das Bild fallen, schnellte von ihrem Stuhle auf und stand zitternd und bebend, bleich wie ein Marmorbildnis da. Adelaide blickte sie wie entgeistert an.

Dann aber sprang sie auch auf, eilte zu ihr hin, legte einen Arm um ihre Taille und rief: „Was ist dir, Liesi? Was hast du? Um Gottes willen, so rede doch!“

Aber Lieselotte schüttelte nur langsam den Kopf, und dann fiel sie auf ihren Stuhl zurück und starrte auf das Bild, das auf dem Fußboden lag.

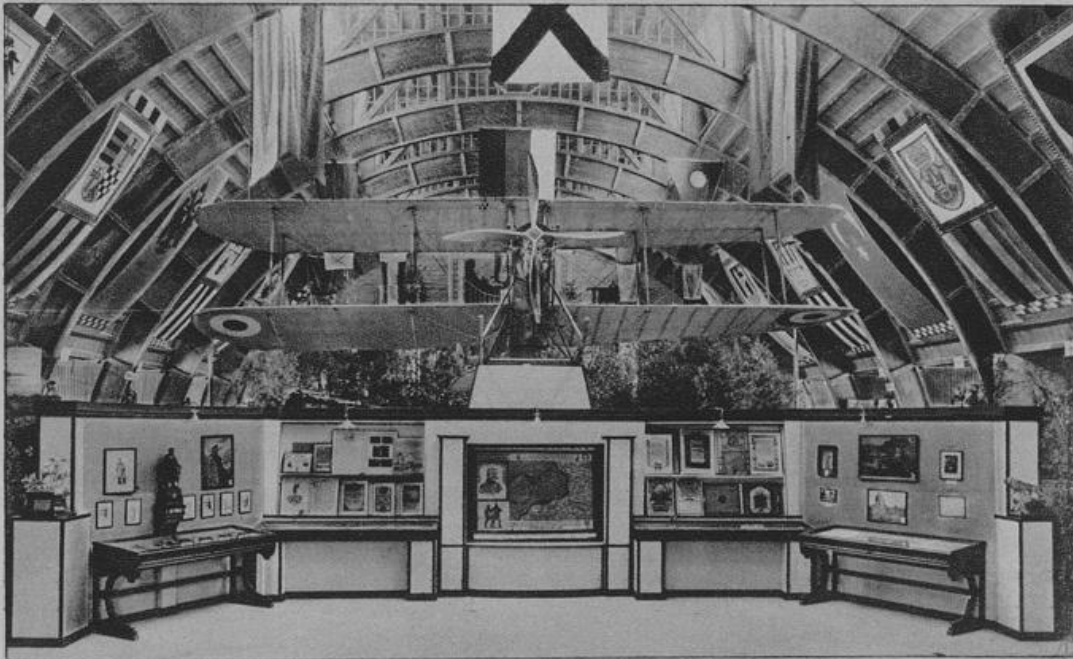
Adelaide hob es auf und sagte noch einmal: „Lieselotte, was hast du?“ Und nun lösten sich langsam und schwer die Worte von den Lippen des jungen Mädchens; während sie auf das Bild Günters zeigte: „Aber den da wollte ich mit dir sprechen, Abi! — Ich liebe ihn!“ Jetzt war Adelaide überrascht bis zur Sprachlosigkeit.

Und eine lange, lange Zeit schwebte darauf ein bedrückendes Schweigen zwischen den beiden Freundinnen, und man hörte nichts als ihr heißes Atmen.

Endlich aber sprach Adelaide, um den Bann zu brechen, der auf ihnen lastete: „Nun ist es mir verständlich, warum er mich verschmäht hat. Er liebt dich! Arme Liesi! Du wußtest nicht, daß er ein Prinz ist?“

„Ich fragte nicht, was er ist. Ich begehrte es auch gar nicht zu wissen, wir sahen uns in die Augen und wußten, daß wir uns lieben. Das war löstlicher als alles Fragen und Sprechen. Und mir ist es jetzt, als hätte ich schon einmal gedacht, daß er ein Königssohn sein müsse. Droben auf den Bergen bei Matrei, als ich ihn zum ersten Male gesehen habe.“

Sie sprach mit leiser, eintöniger Stimme, ganz verträumt und verfallen, und aus ihren Augen, die im fieberhaften Glanze leuchteten, kamen Blicke, die in weite Fernen zu eilen schienen.



Die Hindenburg-Abteilung der Kriegsausstellung in Hannover.

Die Hindenburg-Abteilung der hannoverschen Kriegsausstellung enthält lediglich Gegenstände, die im Privatbesitz des Generalfeldmarschalls sind. In der Mitte der Ausstellung befindet sich eine Landkarte, die nur in diesem einen Exemplar vorhanden und in Wirklichkeit ein von den Einwohnern der Stadt Konia in Kleinasien handgeknüpfter Wandteppich ist, auf dem sich die Karte von Ostpreußen nebst einer Widmung an den Befreier Ostpreußens, das Bildnis Hindenburgs und zweier Soldaten seines 147. Regiments befinden. Am äußersten Ende des Bildes steht man auf Postamenten eine Elchgruppe, ein Geschenk des Gardevereins. Im Hintergrunde, rechts und links von den Teppichen, sind die Ehrenbürgerriefe, Doktordiplome und kunstvoll ausgeführte Ehrenmitgliedskarten für den Generalfeldmarschall ausgestellt. Die Bilder an der Wand der Koje sind zum Teil die Originalentwürfe zu bekannten großen Gemälden, welche die Künstler an Ort und Stelle mit den einfachsten Mitteln aufgenommen haben. In den Glasfäßen befinden sich mehrere Ehrensäbel, darunter ein bereits aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammender türkischer Säbel, den zuletzt der türkische General Derwisch Pascha, bekannt aus dem russisch-türkischen Kriege, getragen hat. Hier sind auch Kleinigkeiten aus dem Familienbesitz der Familie von Hindenburg untergebracht; darunter eine Bibel mit eigenhändiger Inschrift des Feldmarschalls über ihre Herkunft, sowie merkwürdige Granatsplitter, welche der Feldmarschall auf dem Schlachtfelde in Tannenberg bei dessen Besichtigung selbst gesammelt hat. Man findet auch die Hand des Feldmarschalls, wie sie den Feldmarschallsstab umspannt, in Originalgröße in Bronze, und andere Gegenstände der Erinnerung oder aus dem Besitze von Hindenburgs.

„Noch nie war mir die Sonne so hell, der Himmel so blau, die Erde so schön erschienen,“ fuhr sie fort, „als an diesem Tage. Ein neues, ungeahntes Glückempfinden besetzte mich, und mir war es, als wäre ich von neuem auf die Welt gekommen, als hätte ich bis dahin überhaupt nicht gelebt. Und dann zogen die vielen düsteren Tage herauf und die bangen Nächte, in denen ich so sehnsüchtig nach ihm verlangte, in denen ich das Schicksal anlagte, daß es mich ihn hatte finden und doch wieder verlieren lassen. Drei Jahre wartete ich, und als er nicht kam, gab ich dem Drängen meiner Eltern nach und verlobte mich mit Walter Beerenzen. Und gestern trat er plötzlich vor mich hin. Und so, als hätte sie ein Blitz entzündet, flammte meine Liebe von neuem auf, verzehrend und begehrend, und ich las in seinen Augen, daß die seine weitergeglüht hatte in seinem Herzen, und daß er auch mich gesucht hatte, rastlos und voll heißer Sehnsucht.“

Aber nun ist mein Glückstraum ausgeträumt. Ich bin erwacht und muß entsagen.“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und begann bitterlich zu weinen. Abelaide streichelte zärtlich und milde ihren Scheitel.

„Entsagen,“ flüsterte sie, „entsagen? Du hast noch lange nicht das Recht auf Glück verwirkt, weil du dich mit Walter Beerenzen verlobtest. Ein Verlöbniß kann jederzeit gelöst werden.“

Lieselotte trodnete die Tränen und sah Abelaide an.

„Du Gute,“ rief sie, „du zürnst mir nicht?“

„Zürnen, Liesi? — Warum sollte ich dir denn zürnen?“

„Weil ich ihn liebe, ihn, der dir das Leid angetan!“

„Aber, Kind, das wußtest du doch nicht. Du kanntest ja nicht einmal seinen richtigen Namen. Er hat ganz recht gehabt, mich auszufragen, nachdem er dein Bild im Herzen trug. Es war sogar seine Pflicht.“

„Nicht wahr, Abi, es war seine Pflicht. Und die Pflicht geht ihm ja über alles. — Auch über das Fühlen.“

„Was schwächest du denn da zusammen, Liesi? Ich verstehe dich nicht.“

„Das glaube ich, Abi; nein, du kannst mich auch nicht verstehen. Weißt du, mir dreht sich alles im Kopfe herum; ich glaube, ich werde wahnsinnig.“

„Aber Liesel! Beruhige dich doch! Du hast ja gar keinen Grund, so aufgeregert zu sein.“

„Ja, begreiffst du es denn nicht, Abi, willst du es denn nicht einsehen, daß nun alles aus ist?“

„Nein, das begreife ich wirklich nicht.“

„Er — der Erbprinz von Geroldingen und ich, wir können uns ja nie angehören.“

„Ach so! Jetzt sehe ich erst, was du meinst. Nun, meine liebe kleine Liesi, wenn er dich wirklich liebt, dann entsagt er allem und heiratet dich doch. Das habe ich als selbstverständlich angenommen.“

„Du irrst dich aber, Abi, denn er stellt die Pflicht über das Fühlen, wie ich schon einmal sagte.“

„Woher weißt du denn das?“

„Aus seinem eigenen Munde!“

„Ach, wer weiß, in welchem Zusammenhange er das gesagt hat, und du beziehst es gewiß ganz mit Unrecht auf dich und auf eure Liebe.“

Lieselotte schüttelte den Kopf, und Abelaide fuhr fort: „Einen bessern Prüffstein für seine Liebe gibt es ja gar nicht als den, zu sehen, ob er imstande ist, auf Rang und Würden zu verzichten, um dich heimzuführen. Wenn er das tut, dann hast du den Beweis dafür, daß sein Wort vom Fühlen und von der Pflicht nicht ernst oder ganz anders gemeint war.“

„Und Beerenzen,“ fragte Lieselotte plötzlich und ganz unvermittelt, „was soll ich denn dem sagen?“

„Die Wahrheit natürlich.“

(Fortsetzung folgt.)



Eisgang auf dem Rhein bei Köln.

Phot. W. Matthäus.

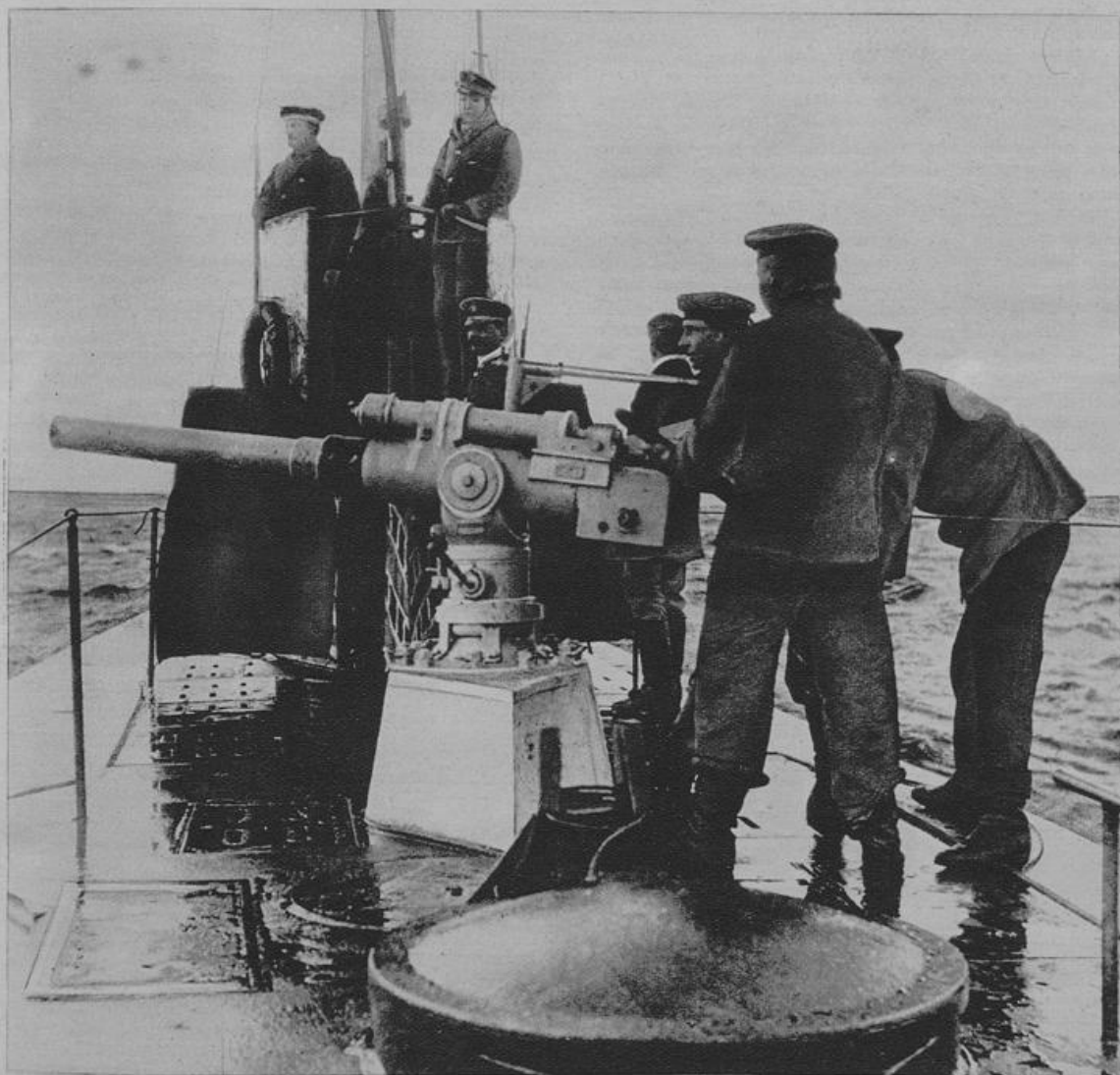
Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 8.

Düsseldorf, 24. Februar

1917.



U-Boot auf hoher See: Die Schnellfeuerkanone wird gerichtet.

Prof. H. Groß.

Majestät Pflicht.

Copyright 1916 by
Carl Duncker, Berlin.

Roman von Hans Forsten.

7. Fortsetzung.

Deswegen hat ich dich, hierher zu kommen, Adi, ich wollte dich um einen Rat fragen, wie ich Beerenfen die Wahrheit sagen könnte, ohne ihn allzusehr zu verletzen, denn ich will kein Salz in die Wunde streuen, die ich ihm schlagen muß.“

Abelaide sann nach, und plötzlich schnipfte sie mit dem Finger, und ihre Augen leuchteten auf.

„Warte, Liebi, ich hab's gleich!“ rief sie.

Und sie überlegte noch ein wenig weiter, bis sie sagte: „So wird's gehen. Erschrick nicht darüber, was ich dir jetzt erzählen werde! Segen Beerenfen ist Anklage wegen Majestätsbeleidigung erhoben worden, er hat nämlich meinen Papa infam tarifiziert —“

„Das weiß ich,“ unterbrach sie Lieselotte.

„Wie,“ rief Abelaidе erstaunt, „das weißt du bereits?“

„Sogar ganz München, außer Beerenfen selbst, scheint es schon zu wissen.“

„Und das berührt dich gar nicht? Hast du denn die Karikatur nicht vor ihrem Erscheinen gesehen?“

„Nein, Adi, ich sehe nichts von den Arbeiten Walters, bevor sie in den Wühlblättern erschienen sind. Er ist so eigentümlich in dieser Hinsicht und tut immer so geheimnisvoll. Ich hätte ihn sicherlich gebeten, die Zeichnung von deinem Vater nicht zu veröffentlichen, wenn ich sie vorher gesehen hätte.“

„Nun gut,“ erwiderte Abelaidе, „das ist nun mal geschehen, und er wird die Folgen zu spüren bekommen. Wir aber wollen die Sache für uns ausnützen. Nämlich die Anklage wegen Majestätsbeleidigung. An den Prozeß vor der Strafkammer wird sich gewiß noch ein ehrengerichtliches Verfahren anschließen, weil er ja Reserveoffizier ist, und die Beurteilung durch das Gericht wird ihm den schlichten Abschied eintragen. Das alles werde ich deinem Papa klarmachen, und die Folge wird sein, daß er sofort die Verlobung aufheben wird. Ich müßte den General Drachenthal nicht so gut kennen, wenn ich auch nur eine Sekunde daran zweifeln könnte, daß das geschieht.“

„Der Plan ist sehr schlau,“ sprach Lieselotte, „aber ich bitte dich dennoch, ihn nicht auszuführen. Wenn Papa das von selbst tun würde, worauf du ihn erst bringen willst, dann würde ich mich mit dieser Lösung zufrieden geben. Verstehe mich recht, es widerstrebt mir, dich als eine Art Denunziantin auftreten zu lassen. Und nichts anderes als Angeberei wäre ja dein Handeln. Beerenfen würde übrigens für mich nicht um einen Deut weniger achtungswürdig sein, wenn er wegen Majestätsverurteilt und vom Ehrengericht seines Offiziersranges für verlustig erklärt würde. Ich

habe durch ihn gelernt, über diese Dinge ganz anders zu denken, als es Papa tut und alle jene Leute, mit denen wir verkehren.“

„So bleibt also nichts anderes übrig,“ erwiderte die Prinzessin, „als klipp und klar die Wahrheit zu sagen, mög' sie auf Herrn Beerenfen wirken wie auch immer. Wenn du willst, werde ich es für dich tun. Die Frage ist nur die, ob du auf jeden Fall die Verlobung aufheben oder abwarten willst, ob der Erbprinz den Mut besitzt, seiner Liebe zu dir das große Opfer zu bringen, auf Rang und Würden zu verzichten, denn er darf dich, soviel ich weiß, ja nicht einmal morganzitlich heiraten.“

„Abwarten, Adi? Das hieße ja spekulieren. Nein. Ich will die Verlobung mit Walter auf jeden Fall auflösen; doch, was auch geschieht, er ist und bleibt in meinen Augen ein Ehrenmann, und ich wünsche ihm das zum Ausdruck zu bringen. Er soll auch über mich niemals schlecht denken können.“

„Nun, ein gar so freundliches Andenken wird er dir wohl nicht bewahren, denn er liebt dich ja, und verschmähte Liebe entzündet Haß und Verachtung. Vielleicht wird er den Rivalen vor die Pistole fordern.“

Lieselotte sah Abelaidе entsetzt an.

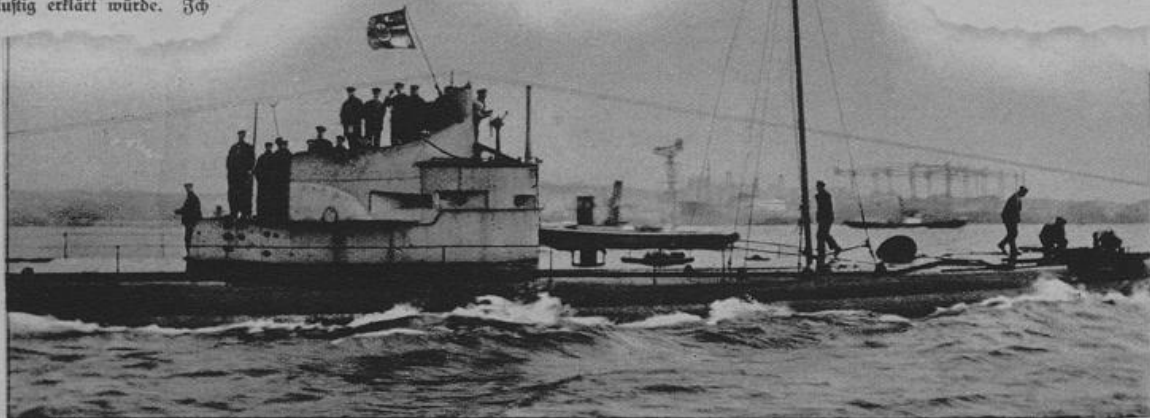
„Glaubst du das?“ rief sie angsterfüllt. „Günter ist doch aber ganz korrekt geblieben?“

„Freilich, und ich bin überzeugt davon, daß er es auch bleiben und kein Wort von Liebe mehr zu dir sprechen wird, bis du frei bist; aber Beerenfen wird in seiner Wut über deine Absage das alles nicht glauben, und dann wird die Schießerei losgehen.“

„Wenn ich Walter aber erkläre, daß ich Günter schon viel länger kenne als ihn, und daß ich ihn schon seit drei Jahren liebe?“

„Dann wird Herr Beerenfen dir die Gegenerklärung abgeben, daß ihm das ganz gleichgültig sei, und daß ein Gentleman allem Glück zu entsagen hätte, wenn die Geliebte mittlerweile die Braut eines andern geworden ist.“ — „Ach, Adi, das wird immer komplizierter. Nun weiß ich wirklich auch nicht.“

„In der Tat, ich bin auch zu Ende mit meinem La-“, erwiderte Abelaidе kleinlaut, „aber ich will dir noch einen letzten Vorschlag machen. Ich werde versuchen, meinen Papa zu unterdrücken; ich glaube, durchsetzen kann, auf welche Weise ist mir allerdings in diesem Augenblick noch nicht



Auf der Kommandobrücke eines deutschen U-Bootes: Das U-Boot verläßt den Hafen.

Phot. H. Groß.

klar. Und morgen werde ich mit Herrn Beerenfen über dich sprechen, ich werde ihm sagen, daß du plötzlich starke Bedenken bekommen hast, ihn zu heiraten, daß du nicht mehr glaubst, an seiner Seite glücklich zu werden, daß du ihn aber als Ehrenmann kennst und daher weißt, daß er unter solchen Umständen die Verlobung aufhebt; aber ich werde kein Wort davon sprechen, daß du Günter liebst, und daß die Ursache deines Zurücktretens von der Verlobung der Erbprinz Günter ist. Wie nannte er sich denn überhaupt?"

„Doktor Hans Günter.“

„Hm. Den Dokortitel führt er vollauf berechtigt, nur den Hans hat er hinzugeschmuggelt, um ein brauchbares Intoguito zu bekommen. Also bist du mit meinem Vorschlag einverstanden, Liebi?"

Lieselotte überlegte ein wenig, dann erwiderte sie: „Ich glaube, das wird wirklich das Beste sein. Aber was sage ich meinen Eltern?"

„Wieder ein neues Bedenken! Du lieber Himmel — nehmen denn die Wenn und Aber gar kein Ende! Deinen Eltern sagst du — hm — was sagst du ihnen denn gleich?"

„Daß ich Günter liebe und deshalb nicht die Frau von Beerenfen werden kann.“

„Richtig. An dieser Stelle muß die ganze Wahrheit verkündet werden, sonst ist nichts zu erreichen. So. Nun ist alles in bester Ordnung, und nun wollen wir mit Fräulein von Diering zu deinen Eltern fahren, denn, wie du mir schon auf dem Bahnhof sagtest, erwarten sie mich ja heute abend zu einem Souper en famille.“

Lieselotte atmete auf. Sie fühlte sich mit einem Male leichter, und in ihr Gedankenchaos kam ein wenig Ordnung. Während die Prinzessin Befehl gab, Fräulein von Diering, die als schlichte Gesellschaftlerin im Fremdenbuch des Hotels eingetragen stand, zu rufen, betrachtete sie noch einmal das Bild Günters. Er war in Uniform photographiert und sah vorzüglich aus.

Die Prinzessin kam ins Zimmer zurück und fing einen der glühenden Blicke auf, mit denen ihre Freundin die Photographie ansah; sie lächelte und sagte in einem Tone, der aber ein klein wenig Traurigkeit verriet: „Behalte nur das Bild, Liebi, für dich hat's größeren Wert als für mich.“

Lieselotte schaute Abelaide an, und heiße Röte flammte auf ihren Wangen auf.

„Abelaide“, rief sie dann, „ich weiß es nun, du hast sehr darunter gelitten, daß er sich weigerte, dich zur Frau zu nehmen. Geshehe es!“

Abelaide preßte die Lippen zusammen und schlug die Augen nieder. Man sah, daß ihr Herz sich zusammenkämpfte bei den Worten ihrer Freundin, aber sie zwang sich mit aller Gewalt, ruhig zu erscheinen, und sie vermochte sogar ein Lächeln hervorzuzaubern, allerdings ein Lächeln, dem man anmerkte, daß es nur die Tränen verbergen sollte, die sich in die Augen drängten.

Mit heiferer Stimme erwiderte sie: „Nein, nein! — Es hat mir nichts ausgemacht. — Ich habe es ganz vorzüglich ertragen.“

Und nach einer Pause fuhr sie in einem freieren Tone fort: „Was willst du? Wir Prinzessinnen werden ja nicht nach unsern Empfindungen gefragt. Man kümmert sich nicht darum, ob unsere Herzen jubeln oder bluten. Ich habe gelernt, alles gleichmütig zu ertragen, Freud' und Leid. Ein wenig Selbsterziehung, Lieberl, ein wenig Tapferkeit, und dann geht alles rasch vorüber. Weißt du, es tut ja manchmal recht weh, aber — na — sprechen wir von etwas anderm! Es kloppte soeben. Das wird Fräulein von Diering sein.“

Rasch steckte Lieselotte das Bild Günters in ihre Handtasche, dann drückte sie, ohne ein Wort zu sprechen, die Hand Abelaides, und als die Hofdame eintrat, hatte die Prinzessin wieder ihr gewöhnliches lebenswürdiges Lächeln, und nichts in ihrem Gesichte erinnerte mehr daran, daß sie soeben in sehr, sehr ernster Stimmung gewesen war.

VII.

Hansjörg Kellermann schritt ungeduldig in seinem Atelier auf und ab. Bald ergriff er irgendeine Skizze, betrachtete sie und lehnte sie dann wieder an die Wand, bald zog er an dem Vorhang, der das breite und hohe Fenster zur Hälfte verdeckte, um mehr Licht in das große Gemach hereinfluten zu lassen. Dann sah er auf die Uhr und schüttelte den Kopf.

„Wenn sie doch nur einmal pünktlich sein könnte,“ sprach er vor sich hin, „jeht ist das Licht gerade so gut! Die letzte Sitzung — und

von der ersten bis zur letzten immer derselbe Ärger über die Unpünktlichkeit! Vielleicht ist sie noch gar nicht aufgestanden? Ich werde telephonieren. Hm. Das wird mir dann wieder übergenommen, und ich bekomme wieder eine Strafpredigt. „Junge Leute müssen warten, müssen lernen Geduld zu haben, müssen —“ Kreuztäteln! Und so was habe ich mir alles sagen lassen! Wie sie mir bei jeder Gelegenheit ihr Überlegen sein in gesellschaftlichen Dingen zu verstehen gibt! Na ja. Meine Mutter hat beim Leimsiedeln keine Zeit gehabt, mich zum Musketern zu erziehen, und mein Vater hobelte seine Bretter zurecht, aber nicht seine Buben. Das weiß sie ja alles. Eigentlich nicht hübsch von ihr, mit meine einfache Herkunft immer wieder unter die Nase zu reiben. Jeder kann doch nicht als Patentsache auf die Welt kommen oder als Graf!“

Wieder sah er auf die Uhr, und nun schien es mit seiner Geduld zu Ende zu sein. Er zog wütend den Leinwandtettel aus, an dem alle Farben des Regenbogens zu sehen waren, und warf ihn auf einen Stuhl. Dann legte er ein graues Jodett an, festete seinen Hut auf und verließ das Atelier.

Auf der Treppe traf er aber mit Irma Helmstedt zusammen.

„Sie wollen fortgehen?“ rief sie.

„Natürlich,“ antwortete er erregt, „ich habe keine Zeit mehr zum warten!“

„Aber, lieber Herr Kellermann,“ sagte Irma lachend, „wegen zehn Minuten Verspätung gleich ein böses Gesicht zu machen!“

„Zehn Minuten? Ha! Zehn Minuten! Eine Stunde und zehn Minuten!“

„Witlich? Ach, das tut mir aber leid! Nun, dann begleite ich Sie ein Stück.“

Er sah sie groß an und sagte: „Begleiten? Wohin denn?“

„Ich denke, Sie gehen fort?“

„Das wollte ich. Jeht aber sind Sie ja gekommen!“

„Also wollen Sie doch bleiben? Das freut mich, lieber Herr Kellermann; steigen wir also hinauf zu der olympischen Höhe, in der Ihre Werkstatt liegt.“

Oben im Atelier entdeckte sie herrliche Rosen und Chrysanthemem, die auf einem kleinen Tisch neben dem Stuhl standen, auf dem sie zu sitzen pflegte, während sie Kellermann malte.

„Blumen!“ rief sie. „Wie kommt der Glanz in diese Hütte?“

„Für Sie,“ brummte Kellermann, „weil's heute Schluß ist. Der Doktor Günter hat recht gehabt, als er sagte, ich würde schneller mit dem Bilde fertig, als ich annahm. Heute quäle ich Sie zum letzten Male, und eigentlich hätte das erst Ende der Woche sein sollen.“

Er sprach, um seine Ärger zu verdrängen und um wieder in Stimmung zu kommen.

Irma nahm die Blumen und drückte sie an ihr Gesicht.

„Wie sie duften,“ sagte sie, auf seine Worte scheinbar gar nicht achtend, „ich danke Ihnen, Hansjörg Kellermann.“

„Bitte sehr. Keine Ursache. Würden Sie jeht vielleicht den Hut ablegen?“

„Gerne. Aber würden Sie jeht vielleicht ein wenig lebenswürdiger sein und nicht mehr so trahbürstig?“

„Na ja, wenn Sie einen immer so lange warten lassen!“

„Es war ja das letztemal heute.“

Richtig. Sie würde ja nun nicht mehr wiederkommen. Die köstlichen Stunden des Alleinseins mit ihr waren ja nun vorüber.

Hansjörgs Ärger verwandelte sich in Trauer. Seine Blicke verkündeten sie, und Irma begriff sofort, was ihn so traurig machte.

„Wenn Sie mich auch nicht malen, darf ich doch hier und da einmal vorbeikommen und sehen, woran Sie gerade arbeiten, nicht wahr?“ fragte sie.

„Wie können Sie fragen! Sperrt man denn die Sonne aus, wenn sie einem scheinen will?“ rief er freudig. „Sie sind ja meine Sonne!“

Er hatte in einem Tone gesprochen, der vom Herzen kam und deshalb auch zum Herzen ging. Irma Helmstedt mußte sich Mühe geben, standhaft zu bleiben. In ihrem Herzen war längst die Liebe zu Hansjörg aufgeblüht, und es war die erste Liebe, die diese dreißigjährige Frau in ihrem Leben empfand. Nicht wie ein Orkan, der wild und ungestüm daherbraust, war die Liebe über sie gekommen, nein

leise und schlicht war sie in ihr Herz gezogen, und bangende Zweifel waren mitgenommen, darüber, ob seine Leidenschaft nicht flackerndem Strohhalm ähnlich sei. Irma hatte zuviel gelitten in ihrer unglücklichen Ehe und konnte sich daher nicht frei machen vom Mißtrauen und von Zweifeln. Sie fürchtete sich vor neuen Enttäuschungen, und deshalb war sie vorsichtig und ängstlich. Nun sah sie sich aber durch die Worte Kellermanns zu einer Entscheidung gedrängt. Sie mußte sprechen, um sein Herz nicht zu verlieren. Aber sie durfte sich ja nicht binden, bevor die alten Bande gelöst waren, sie mußte die Scheidung abwarten, um nicht vom Grafen Weesenburg mit neuen Kränkungen bedacht zu werden. Und die würden kommen, wenn er erführe, daß sie zu Hansjörg in engere Beziehungen getreten wäre. Hansjörg würde gewiß sein Glück dann in die Welt hinausjubeln, und die Welt belauschen, die Welt aushorchen, war ja des Grafen Metier. Durch Hansjörg hatte sie übrigens etwas von der Sängerin in Prien gehört, er hatte ihr einmal davon gesprochen, als er sie malte, und auf ihre Frage, woher er denn das wisse, geantwortet, von seinem Freunde Beerensen. Mit Hilfe einer Detektivin waren ihr dann die Beweise von der Untreue des Grafen erbracht worden. Der Graf würde nun natürlich durch Gegenespionage herauszubekommen suchen, woher Irma ihr Beweismaterial hatte; sie kannte ihn zu genau, um das nicht als sicher annehmen zu können, und dann wäre es möglich gewesen, daß er bei seinen Nachforschungen bis zu Hansjörg gekommen wäre. So hieß es für Irma also doppelt vorsichtig sein.

Aber Hansjörgs Anblick legte alle guten Vorsätze weg. Es gab kein Zurück mehr für sie. Mochte geschehen, was wolle, sie mußte ihn endlich aufklären, das war sie dem Drängen ihres Herzens schuldig.

„Hansjörg,“ rief sie plötzlich, „Hansjörg — hören Sie! Ich bin verheiratet.“

Der Maler fuhr in die Höhe und starrte Irma aus weit aufgerissenen Augen ganz entsetzt an.

„Was?“ löste es sich dann von seinen Lippen. „Was sagen Sie da? Sie sind —?“

Irma nickte mit dem Kopfe, und Hansjörgs Anblick wurde ernst, traurig, verzweifelt.

„Dann ist ja alles aus — alles —“ murmelte er vor sich hin und bedeckte seine Augen für ein paar Sekunden mit beiden Händen.

„Nicht doch,“ sagte nun Irma und zog seine Hände fort von den Augen, „hören Sie mich nur weiter an, Hansjörg. Ich hätte nicht sagen sollen, ich bin verheiratet, sondern ich war es — aber das ist auch nicht richtig. So lassen Sie sich alles erzählen,

Hansjörg Kellermann, kommen Sie! Sehen Sie sich zu mir! Ich will Ihnen mein Herz ausschütten.“

Sie nahm in einem Klubsessel Platz, und der Maler zog sich topfschüttelnd einen niedrigen Hocker herbei, auf dem er sich wie ein Kind zu den Füßen der Mutter niederließ und sie erwartungsvoll anblickte. Sie strich zärtlich durch sein Haar und begann dann von ihrer Jugend zu sprechen, sie schilderte, wie sie sich auf den Wunsch ihrer Eltern mit dem Grafen Weesenburg vermählte hätte, sie sprach von ihrer begeisterten Liebe zur Kunst und wie sie es, alle Vorurteile ihrer Kreise überwindend, endlich durchgesetzt hätte, ganz ihrer Kunst zu leben.

Ihre Worte kamen hastig und erregt über ihre Lippen, und ihre Stimme zitterte dabei. Als sie aber Hansjörg erzählte, daß sie geschieden würde vom Grafen Weesenburg, da war der Klang ihrer Stimme fest, beinahe rau.

Hansjörg war von dem, was er hören mußte, ganz verwirrt. Erst nach und nach ordneten sich seine Gedanken; aber von allem, was ihm Irma gesagt hatte, blieb das am tiefsten in ihm haften, was mit der bevorstehenden Scheidung zusammenhing, und so rief er nach einer Weile, während welcher jedes der beiden, ganz in Gedanken versunken schweigend dageessen hatte, mit blühenden Augen:

„Und wenn Sie frei sind, Irma, kann ich dann fragen, ob Sie mich ein ganz klein wenig lieb haben?“

„Das kann ich heute schon sagen, Hansjörg, ja — ich habe Sie lieb!“ Und mit einem Jubelschrei riß Hansjörg

die nun an seine Brust und bedeckte ihren Mund mit unzähligen flammenden Küßen. Irma wehrte sich nicht. Sie war dazu nicht mehr imstande. Unter seinen Küßen schmolz der Rest ihrer Vorsätze und Bedenken hinweg, wie das Eis der Flüsse unter den warmen Strahlen der Frühlingssonne. Sie vergah in nie empfundener Seligkeit die Leiden und Qualen der letzten Jahre. Nun erkannte sie, was Liebe für Gewalt und Macht besaß, nun spürte sie mit einem Male die Zauberkraft der Leidenschaft, und sich ihr zu unterwerfen, erschien auch ihr als das Köstlichste auf Erden.

Und als dann Hansjörg sprach, da klang ihr seine Stimme ganz anders, und das Leuchten seiner Augen, wenn er sie anblickte, ließ das Blut schneller durch ihre Adern strömen. Aber auch ihre Stimme schien verändert zu sein und sie erschrak, weil sie plötzlich fürchtete, daß auch beim Singen eine Veränderung zu spüren sein könnte. Sie eilte zum Klavier, das in einer dunklen Ecke des



Einst und jetzt: Vater und Sohn tauschen Kriegserinnerungen aus.

Aufnahme des H. Erdemes Wifäg

Ateliers stand, schlug ein paar Akkorde an und sang ein paar leise Töne.

„Ja,“ rief Hansjörg, „du hast recht, jetzt mußt du singen, Irma, jetzt, da wir so glücklich sind! Ich bitte dich darum.“

„Du hast mich früher nie darum gebeten, Hansjörg,“ erwiderte Irma. „Warum eigentlich nicht?“

„Weil ich fürchtete, eine abschlägige Antwort zu erhalten. Weißt du, ich sah in dir die große Sängerin, ich hatte immer gehört, daß die nur singen, wenn sie Publikum haben. Da wollte ich mir keine Blöße geben und so sagte ich nichts. Aber jetzt, jetzt mußt du singen, für mich allein, hörst du?“

„Ich werde für dich immer meine schönsten Lieder haben, für niemand sonst.“

„Und ich werde der größte Verehrer deiner Kunst sein, Irma, und wenn du auf der Bühne stehst, sollst du nur an mich denken. Gelt?“

„Wirfst du eifersüchtig auf die sein, die mit mir singen werden?“

„Niemals, Lieb, ich werde sie nur beneiden.“

Irma setzte sich ans Klavier, präliodierte und sang dann ein einfaches Liedchen, aber so seelenvoll, so bezaubernd schön, daß Hansjörg auf das tiefste ergriffen wurde. Als sie geendet hatte, ging er zu ihr hin und küßte sie auf die Stien.

„Ich danke dir, Irma,“ sagte er, „siehst du, wie ich dich singen hörte, da war es mir so, als ob ich in meiner Kunst ein Stümper wäre, und ich hätte von vorne anfangen mögen, um dir gleichwertig zu sein.“

Jetzt aber weiß ich wieder, daß ich auch etwas kann.“

„Etwas?“ erwiderte Irma lachend.

„Etwas nur? Du kannst hundertmal mehr, als die meisten Maler. Jetzt aber sollst du mein Bild fertig machen.“

„Ja. Jetzt bin ich in der richtigen Stimmung.“

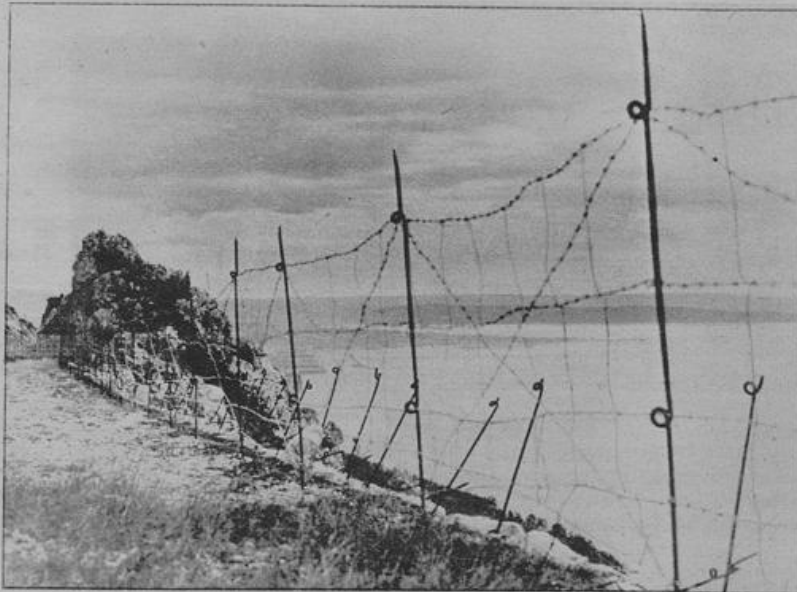
Und, Irma, jetzt bekommst du doch das Bild so, wie ich es zuerst wollte, aber jetzt gebe ich es dir nicht zur Erinnerung an mich, sondern als Brautgabe, und es soll nicht in deinem Musikzimmer hängen, sondern in dem Gemach, das ich mir in unserer Wohnung als Arbeitszimmer einrichten werde. Aber wirfst du an meiner Seite nicht das große Leben vermissen? Wir werden für uns allein nur leben, Irma, Gesellschaften sind mir verhasst, und ich weiß mich auch nicht recht in Gesellschaft zu bewegen. Das gestehe ich ganz frank und frei. Und wenn mein Temperament mit mir durchgeht,

dann kann ich sogar grob werden. Das darf man doch nicht in Gesellschaft! Und heucheln und Komplimente machen, schöntun und kriechen kann ich auch nicht. Also? Was meinst du?“

An der italienischen Front.



Feldwache auf dem Karst bei Regenwetter.



Blick auf einen See auf dem Karst.

Jerna lachte. „Du Dummele,“ sagte sie dann, „das geht mir ja gerade so! Auch ich ha'le alles, was mit Gesellschaftgeben und Gesellschaftbejuchen zusammenhängt.“

„Siehst du,“ erwiderte Hansjörg, indem er aus einer großen Tube Kremsferweiß auf die Palette strich und dann wieder am Porträt der Geliebten zu malen begann, „siehst du, so eine Frau habe ich mir immer gewünscht. Wenn wir nur schon Mann- und Frau wären! Sage doch, wie lange es noch dauern kann?“

„Wenn du zu keinem Menschen von dem sprichst, was zwischen uns besteht, wenn du dir nicht das Geringste anmerken läßt, damit

der Graf Weesenburg nicht zu einer Verzögerung der Scheidung durch neue Anträge vor Gericht Gelegenheit findet, so kann es nach der Ansicht meines Anwaltes höchstens noch drei Wochen dauern, bis das Gericht sein Urteil abgibt.“

Hansjörg richtete nun seine ganze Aufmerksamkeit der Arbeit zu, und schon nach einer Stunde konnte er freudestrahlend verkünden, daß das Bild fertig sei.

Jerna betrachtete es und reichte Hansjörg dann die Hand.

„Du bist ein großer Künstler,“ sagte sie, „und ich bin stolz darauf, von dir geliebt zu sein.“

Für dieses Wort hätte Hansjörg vor ihr niederknien und den Saum ihres Gewandes küssen können. Aber er blieb aufrecht stehen und lächelte nur verlegen. Dann wollte er etwas sagen, aber

er kam nicht dazu, denn die Entreeglocke tönte schrill und lärmend. Sie fuhrn erschrocken auf, als hätten sie etwas Unrechtes getan, und Hansjörg ging schnell hinaus, um die Tür zu öffnen.

Beerenfen stand draußen, ganz verstört und mit flackernden Blicken in den Augen.

„Walter,“ rief Hansjörg. „Du! Ja, wie siehst du denn aus? Was hast du denn?“

„Ich muß dich sprechen!“ sagte Beerenfen, in den kleinen Vorfaal tretend, von dem aus man in das Atelier gelangte.

„Jerna Helmstedt ist da,“ erwiderte Hansjörg, „ich habe sie gemalt und bin gerade mit dem Bilde fertig geworden.“

„Sieht sie bald?“

„Ich weiß nicht —“

„Aun, sie kann es hören, was ich zu sagen habe. Sie wird sogar als Frau mehr Verständnis dafür haben als du.“

„Rede doch nicht in Rebusen! Weißt du übrigens, daß Jerna Helmstedt eigentlich Gräfin Weesenburg heißt und die Gattin des geoldingenschen Gesandten ist?“

„Nein, das weiß ich nicht. Aber das interessiert mich jetzt auch nicht.“

„Sapristi! Du bist ja in einer netten Verfassung! Also tritt näher und rede.“

Er öffnete die Ateliertür, durch die Beerenfen eintrat, und

folgte ihm. Beerenfen ging auf Jerna zu, reichte ihr die Hand, stellte sich dann in die Mitte des Ateliers und sagte: „So — jetzt schauen Sie mich genau an — so sieht ein Entlooter aus!“

Die beiden blickten Beerenfen halb ungläubig, halb erstaunt an.

„Ja, ja,“ fuhr Beerenfen fort, „ich verstehe Ihre Erstaunen, aber ich kann's nicht ändern; ich bin soeben gezwungen worden, meiner Braut ihr Wort zurückzugeben.“

Und dann lachte er kreischend auf. Das Klang wie das Lachen eines Freisinnigen.

Jerna schauderte zusammen und Hansjörg trat ganz dicht zu seinem Freunde hin und sagte: „Walter, hast du gut gefrühstückt?“

„Lasse deine dummen Witze,“ rief Beerenfen wütend, „ich habe dir keine Veran-

lassung dazu gegeben! Ich bin kaum Herr meiner Sinne und du willst deine Späßchen mit mir machen? Schäm dich! Lebwohl!“

Und er wandte sich, außer sich vor Zorn und Erregung, zum Gehen. Mit einem Sprunge war aber Hansjörg an seiner Seite und hielt ihn am Arme fest.

„Geh, sei doch netter!“ rief er dabei. „Ich hab's ja nicht böse gemeint, Walter, du kennst mich ja; wenn mir das Herz weh tut, muß ich einen Witz machen. Galgenhumor. Ich war so erschrocken über dein Aussehen und über deine Worte, daß ich in Erregung geriet, und um mich davon frei zu machen, gebrauchte ich ein Scherzwort. Das ist für mich Medizin, weißt du. Also, jetzt rede mal im Zusammenhang und nicht bloß in Ausrufen.“

Beerenfen lehrte langsam in das Atelier zurück.



Wirtschaftshof eines Etappenlazarets an der Westfront.

Phot. W. Giedt, Berlin.

„Was soll ich viele Worte machen? Vor einer Viertelstunde hat mich die Prinzessin Adelaide von Batinghausen verlassen. Sie war gekommen, um mit im Namen ihrer Freundin, meiner Braut, zu erklären, daß Liefelotte Bedenken bekommen hätte, mich zu heiraten.“

„Gründe?“ rief Hansjörg.

„Gründe?“ antwortete Beerenfen bitter. „Gründe sind noch immer wohlfeil wie Brombeeren. Die Prinzessin erzählte mir etwas von reiflicher Überlegung, von der Verschiedenheit der Charaktere, von Enttäuschungen, die kommen würden. Phrasen, Phrasen, nichts als Phrasen!“

„Und was tatest du?“ fragte Hansjörg.

„Das fragst du? Glaubst du, ich würde mich zum Betteln erniedrigen? Glaubst du, ich würde auch nur den Versuch machen, Liefelotte zu halten? Sie hat die Prinzessin nicht geschickt in Verfolg einer Laune, sondern nach reiflicher Überlegung. Dazu kenne ich sie zu genau. Sie hat sich lange geprüft, lange gequält, bis sie zu diesem Entschlusse gekommen ist, davon bin ich überzeugt. Soll ich mir den Vorwurf machen lassen, daß ich roh und brutal auf Rechten bestehen bleiben will, die mir gekündigt wurden?“

„Aber liebt Sie denn Ihre Fräulein Braut nicht?“ rief nun Irma, die über das, was sie gehört hatte, ganz erregt geworden war. „Lieben Sie sie denn nicht?“

Beerenfen setzte sich auf einen Stuhl und barg für ein paar Sekunden sein Gesicht in den Händen, wie um keinem fremden Auge den Schmerz zu zeigen, der sich in seinem Antlitz widerspiegelte, dann ließ er die Hände sinken und sagte ernst und dumpf: „Gott im Himmel ist mein Zeuge, daß ich keinen Menschen so geliebt habe wie Liefelotte!“

Ein tiefes Schweigen folgte diesen Worten. Die Blicke Irmas und Hansjörgs senkten sich zu Boden und blieben dort haften. Sie fühlten heißes Mitleid mit Walter Beerenfen, aber sie wagten nicht, ihm mit banalen Phrasen Trost zuzusprechen. Erst als er sagte: „Sie hat mich gern gehabt — aber sicher nicht so geliebt, wie ich sie,“ sprach

Hansjörg: „Da muß doch irgend etwas geschehen sein, was sie zur Aufhebung der Verlobung veranlaßte. So mir nichts dir nichts macht man das doch nicht.“

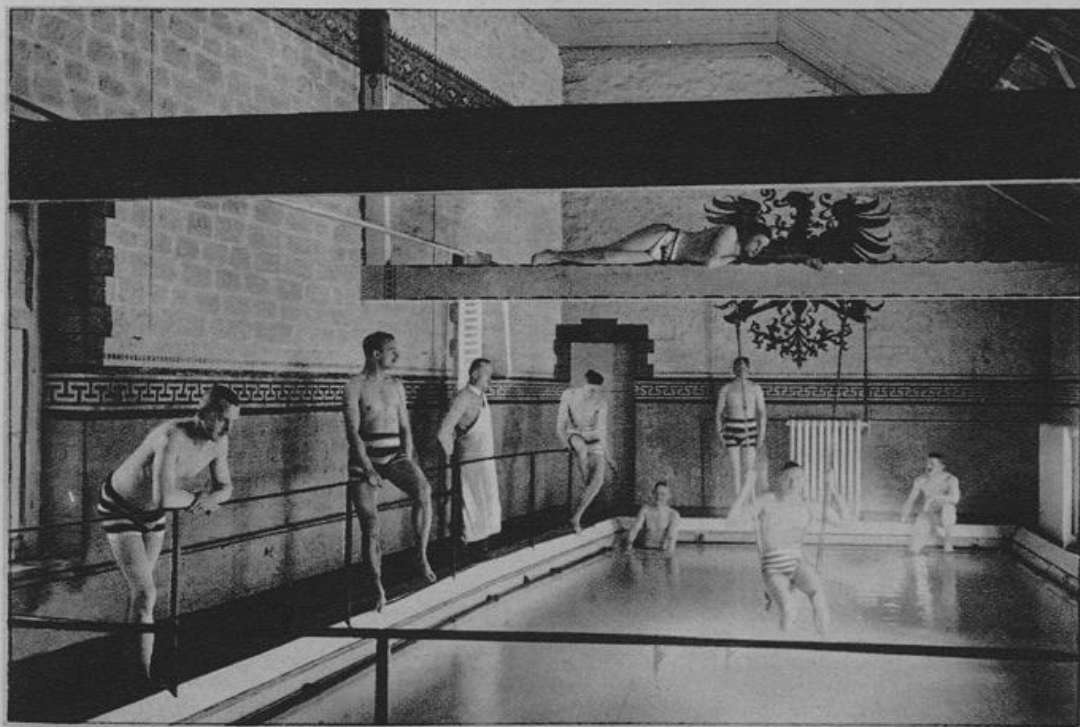
„Die Prinzessin versicherte mir, daß nur die Erkenntnis, daß sie mit mir nicht glücklich werden könne, Liefelotte bewogen hätte, die Verlobung aufzuheben.“

„Und diese Erkenntnis ist ihr jetzt erst gekommen?“ fragte Hansjörg. Beerenfen zuckte die Achseln.

„Lieber Hansjörg, ich habe schon hundertmal versucht, mir diese und ähnliche Fragen zu beantworten — und es ist mir nicht gelungen. Abrißens wozu? Man muß eben stille halten, wenn das Schicksal zuhaut. Und ich habe, als die Prinzessin sich ihrer Mission entledigte, Höllequalen ausgestanden, aber ich habe mir nicht das geringste anmerken lassen und mit keinem Worte, mit keinem Blicke würde ich Liefelotte, wenn ich sie einmal wiedersehen sollte, verraten, wie ich durch ihre Grausamkeit gelitten habe. Zu dir kam ich, um mich auszusprechen, und wenn ich gegangen sein werde, Hansjörg, wirst du kaum mehr darüber etwas von mir hören.“

„Na, ich würde aber doch ein bißchen nachforschen,“ meinte Hansjörg, „um mehr darüber zu erfahren, was die Baroness veranlaßte, die Verlobung aufzuheben. Ich würde mich nicht mit simplen Erklärungen zufriedengeben.“

„Das tatest du,“ erwiderte Walter, „und du würdest vielleicht sogar versuchen, Liefelotte zu sprechen, würdest ihr eine Szene machen, würdest in deiner impulsiven Art drohen, dir das Leben zu nehmen, würdest Gott weiß was für pathetische Reden halten, dir die Haare zerrauben und zum Schlusse vor ihr niedersinken und um Wiederherstellung des guten Einvernehmens betteln — das tatest du alles. Das weiß ich. Ich aber benehme mich nicht wie ein großes Kind, sondern ich zeige mich als Mann. Die Zähne aufeinandergebissen, den Schmerz hinuntergewürgt, die Gedanken mit Energie auf anderes gelenkt — und heute abend vor dem Schlafengehen ein paar Pullen Selt getrunken, damit in der Nacht keine Gespenster erscheinen.“



Schwimmbad in einem Etappenlazarett an der Westfront.

Phot. W. Girdle, Berlin.

„Bravo,“ rief Irma, „so ist's recht! Das Fräulein verdient nichts anderes. Denn wenn sie nicht erlankt hat, was sie an Ihnen hat, dann ist sie auch Ihrer nicht wert.“

Hansjörg aber, dem es recht unangenehm war, in Gegenwart Irmas von Walter als großes Kind hingestellt zu werden, sagte: „Hör' mal, Beerensen, so ein Waschlappen bin ich nun auch nicht, wie du zu glauben scheinst. Ich kann genau so männlich handeln wie du, aber mein Herz ist zu gut; ich bin halt immer gleich gerührt, ich gerate beim geringsten Anlaß in Ekstase, und da kommt dann alles so überschwänglich heraus, wenn es auch häufig gar nicht so gewollt ist.“

„Weiß schon,“ erwiderte Beerensen lächelnd, „ich hab's auch nicht böß gemeint, Fräulein Helmstedt — pardon — Frau Gräfin wird es auch nicht so aufgefaßt haben.“

Irma blickte ihn ganz erstaunt an.

„Sie wissen?“ fragte sie.

Hansjörg wurde feuerrot und beilte sich, Irma zu erklären: „Ich habe es ihm draußen auf dem Korridor rasch gesagt, als er kam. Ich will kein Geheimnis vor Walter haben, und deshalb soll er nun auch wissen, daß wir beide uns heute verlobt haben.“

„Ah,“ rief Beerensen, „welches Zusammentreffen! Just an dem Tage, an dem ich meine Braut verloren habe, fandest du die deine. Ich gratuliere!“

Irma stand vorlegen da. Ihr war es fast peinlich, daß Hansjörg in der Freude sei-

nes Herzens nicht schweigen getonnt hatte, und sie sagte nun: „Sie haben ganz recht, Herr Beerensen, Hansjörg ist wie ein großes Kind. Denken Sie aber nicht schlecht von mir! Wenn ich auch noch nicht geschieden bin, so lebe ich doch schon seit Jahr und Tag getrennt von meinem Mann; ich bin also frei, wenn auch nicht im Sinne des Gesetzes. Ich hätte auch heute noch nicht Hansjörg die Erlaubnis gegeben, mit von seiner Liebe zu sprechen, ich hätte ihm auch heute noch nicht von der meinen gesprochen, wenn nicht für einen Augenblick mein Empfinden härter gewesen wäre als mein Verstand.“

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen,“ erwiderte Beerensen. „Ich habe ja schon lange gewußt, daß Sie ihn lieb haben; aber ich bitte Sie von Herzen, machen

Sie ihn glücklich, den braven Kerl, denn er verdient's. Rauben Sie ihm nie sein Grobkindsein, denn das ist die Quelle, aus der er sein künstlerisches Können, seine Arbeitslust und seinen goldenen Leichtsinnschöpft, der allein ihn ja befähigt, dem Ernst des Lebens zu trotzen.“

Er streckte Irma die Hand hin, und sie legte die ihre hinein wie zu einem Schwur, und in ihren Augen strahlte ein wunderbares Leuchten.

„Ich liebe Hansjörg,“ erwiderte sie, „und wie er mir das Glück bringen soll, nach dem ich mich seit meiner Kindheit sehne, so soll mein ganzes Leben fortan nur der Aufgabe geweiht sein, ihn glücklich zu machen.“

Hansjörg küßte sie und drückte dann Walter die Hand.

Der aber nahm seinen Hut, verneigte sich vor Irma und wandte sich zur Tür, um zu gehen.

„Willst du nicht mit uns zusammenbleiben?“ fragte Hansjörg auf dem Korridor.

„Nein, lieber Junge, ich bin heute kein guter Gesellschafter. Ich werde auch heute abend für ein paar Wochen verreisen und muß noch paden. Ubrigens, wenn du Herrn Doktor Hans Günter siehst, so grüße ihn von mir und erzähle ihm, daß meine Verlobung aufgehoben worden ist, es wird ihn vielleicht interessieren, weil ich ihm ja kürzlich Lieselotte vorgestellt habe; sage ihm auch, daß aus der verabredeten Bergpartie nun nichts werden kann, und sein Aquarell — hm — ja — ich habe ihm nämlich eins gemalt, ich schicke es dir gleich her, und

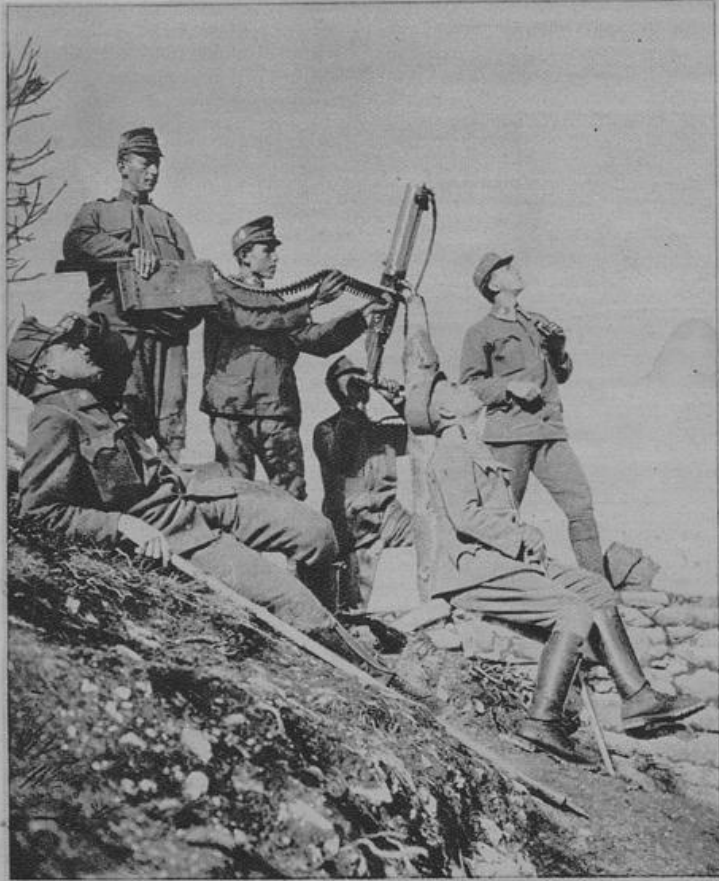
du kannst es ihm dann geben. Er wird sicherlich um drei Uhr, wie gewöhnlich, im Café Odeon sein. Schade, ich hätte gern mit ihm weiterverkehrt, aber wenn ich nach München zurückkehre, wird er schon längst abgereist sein. Lasse dir jedenfalls seine Adresse geben. Und nun lebe wohl, Hansjörg, ich schreib dir von unterwegs.“

Kellermann schloß die Tür und ging ins Atelier zurück.

„Irma, was sind das alles für Sachen!“ rief er. „So ein dummes Mädel! Gibst diesen Menschen auf! — Begreiffst du das?“

„Man kann nichts sagen, bevor man auch die Baronesse gehört hat,“ erwiderte Irma nachdenklich, „jedemfalls, Hansjörg, ist sie aus schwerwiegender Ursache zur Aufhebung der Verlobung geschritten, und ich vermute, Beerensen wird die richtigen Gründe nie erfahren.“

(Fortsetzung folgt.)



Ein feindlicher Slierger wird mit Maschinengewehrfeuer begrüßt.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 9.

Düsseldorf, 5. März

1917.



Aviatik-Doppeldecker (Zweiflüger): Rechts neben dem Beobachter das Maschinengewehr.

Phot. Berl. Illustr.-Ges.

Majestät Pflicht.

Copyright 1916 by
Carl Duncker, Berlin.

Roman von Hans Forsten.

8. Fortsetzung.

VIII.

Serr Graf Weesenburg wünscht den Herrn Doktor zu sprechen.“ Erbprinz Günter, der in sehr schlechter Laune zu sein schien, erhob sich von seinem Stuhl und sagte zu dem Kellner, der ihm den Grafen meldete, ziemlich barsch: „Ich lasse bitten.“

Graf Weesenburg trat ein und verneigte sich tief.

Günter zeigte auf einen Stuhl und setzte sich selbst. Dann, nachdem auch der Graf Platz genommen hatte, sagte er: „Guten Morgen, Erzellenz! Also was haben Sie mir zu berichten?“

„Hoheit, die Baronesse Drachenthal hat es abgelehnt, zugunsten des Herrn Beerenfen zu intervenieren.“

„Ach! — Das ist fatal! Ich weiß nun keinen Ausweg mehr, und ich hätte gern geholfen.“

„Ich glaube, Hoheit, daß dem Künstler dennoch nicht viel geschehen wird,“ entgegnete Graf Weesenburg lächelnd.

„Wieso?“

„Ich gestatte mir, Eure Hoheit darauf aufmerksam zu machen, daß Baronesse Drachenthal gestern Abend die Prinzessin Adelaide von der Bahn abgeholt hat.“

Der Erbprinz warf den Kopf in die Höhe und schaute den Gesandten scharf an.

„Und wie ich heute früh bereits feststellen konnte, hat sich die Prinzessin als ein Fräulein Amalie Berger mit Gesellschafterin, das ist die begleitende Hofdame, ins Fremdenbuch des Hotel Bellevue eingetragen,“ fuhr Weesenburg fort.

Günter zog die Augenbrauen zusammen und blickte zur Erde.

„Nun wird's immer schöner,“ dachte er, dann aber machte er ein ganz unbefangenes Gesicht und sprach zu sich selbst: „Nur nichts anmerken lassen;“ laut sagte er: „Sie meinen, Erzellenz, daß die Baronesse Drachenthal mit der Prinzessin Adelaide über die Sache sprechen wird?“

„Ich bin überzeugt davon, Hoheit.“

„Also da wäre ja doch die Möglichkeit vorhanden, daß Herr Beerenfen ohne Prozeß davon läme?“

Der Gesandte verneigte sich, und als er sah, daß der Erbprinz die Uhr zog — ein von hohen Persönlichkeiten sehr beliebter Wink mit dem Jaunpfaß! —, erhob er sich und fragte: „Haben Hoheit noch Befehle für mich?“

Der Erbprinz stand auch auf und erwiderte etwas freundlicher als bisher: „Nein, Erzellenz, für den Augenblick nicht. Ich danke Ihnen.“

Er reichte ihm die Hand und begleitete ihn bis zur Tür, durch die Graf Weesenburg mit einem tiefen Nückling verschwand.

Raum war er gegangen, als sich Günter in einen Stuhl warf und nervös die Hände gegeneinander schlug.

„Jetzt heißt es herausbekommen,“ sprach er leise vor sich hin, „ob Liefelotte schon von der Prinzessin ein Bild von mir gezeigt bekommen hat, denn das erste, was Adelaide ihr nach ihrer Ankunft wohl erzählt haben wird, war doch gewiß die Geschichte von meiner Weigerung, sie zu heiraten. Und sie hat sich doch sicherlich ein Bild von mir verschafft, im Gegensatz zu mir, der keinen Augenblick daran dachte, sich eines von ihr zu kaufen. Als Illustration zu der Erzählung mein Bild! Liefelotte sprachlos! Erklärung! Tränen!“

Er sprang auf.

„Sappetlot, wenn's so ist, kann ich alle Hoffnung begraben,“ rief er aus, „die Prinzessin wird schon dafür sorgen, daß mich Liefelotte nun schnell vergißt. Und wenn's nicht aus Freundschaft zu Liefelotte geschieht, tut sie's, um Rache an mir zu nehmen für den Koeb.“

Er begann mit großen Schritten auf und ab zu marschieren, wie immer, wenn er angestrengt über etwas Unangenehmes nachdachte.

Dann aber machte er sich zum Ausgehen fertig. Er hatte beschloffen, zu Beerenfen zu fahren, um das Aquarell abzuholen und mit

* Dieser in englischer Fassung vorgeschriebene Vermerk ist unerlässlich, um den unbefugten Nachdruck eines Romans in den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu verhindern. Die Redaktion.

dem Maler Käheres über die Bergpartie zu verabreden, bei dieser Gelegenheit würde er ja mit Liefelotte und der Prinzessin vulgo Fräulein Amalie Berger zusammentreffen, und er würde sehen können, ob er mit seinen Befürchtungen recht hatte oder nicht.

Als er am Atelier von Beerenfen klingelte, wurde ihm jedoch nicht geöffnet. Kopfschüttelnd und nicht gerade in rosigter Laune schritt er die vier Treppen wieder hinab. Auf der Straße rief er eine Auto-droschke an, die gerade vorüberfuhr, und ließ sich in den Englischen Garten fahren. Hierauf speiste er in seinem Hotel, und als es drei Uhr war, ging er ins Café Odeon.

Hansjörg sah bereits dort, sein Gesicht strahlte noch vor Freude, als der Prinz eintrat, aber als Günter ihn dann begrüßte und sich an seinem Tische niederließ, wurde der Künstler plötzlich ganz ernst.

„Doktor! Walter Beerenfen reist heute Abend ab,“ sagte er, „und läßt Sie noch vielmals grüßen. Er findet leider keine Zeit mehr, sich von Ihnen persönlich zu verabschieden, aber ich soll Ihnen dieses Aquarell da geben.“ Und er überreichte ihm ein Paket, dem Günter das Aquarell entnahm, das Beerenfen in meisterhafter Weise nach der Skizze gemalt hatte, die in seiner Gegenwart am Chiemsee entstanden war.

„Famos!“ sagte er und zeigte das Bild Hansjörg, der auch ein paar Worte der Anerkennung verlaublich werden ließ. Dann aber fiel Günter plötzlich das wieder ein, was Hansjörg zu ihm bei der Begrüßung über Beerenfen gesagt hatte.

„Wie,“ rief er, „Herr Beerenfen reist heute ab? So plötzlich und ohne Abschied?“

„Na ja! Ich kann es ihm nicht übernehmen,“ entgegnete Hansjörg, „und an seiner Stelle würde ich genau so handeln.“

Günter glaubte nichts anderes, als daß die Reise des Zeichners mit dem Majestätsbeleidigungsprozeß zusammenhinge, und so erwiderte er: „Ja, hat er denn schon etwas davon erfahren?“

Hansjörg sah den Erbprinzen erstaunt an. „Von was erfahren?“ fragte er.

„Nun, von der Anklage, die gegen ihn erhoben wurde.“

„Ach so! Daran denken Sie! Du lieber Himmel — das kommt auch noch dazu! Na ja, ein Unglück prasselt ja nie allein hernieder. Aber deswegen reist er nicht fort, und erfahren wird er wohl auch noch nichts von dem Prozeß haben, es sei denn, die Prinzessin hat mit ihm darüber gesprochen.“

Nun war es an Günter, auf das höchste erstaunt zu sein.

„Die Prinzessin?“ rief er, „Prinzessin Adelaide von Vattingshausen?“

„Dieselbe,“ entgegnete Hansjörg, „denn die hat Beerenfen heute vormittag besucht. Immerhin eine recht gewagte Sache für eine Prinzessin, so ein Besuch bei einem Junggesellen! Na, Atelierbesuche werden ja in der hohen Gesellschaft mit anderen Augen betrachtet. Man billigt da mildernde Umstände zu, und die Prinzessin scheint ziemlich freidentend zu sein und sich nichts aus dem Geklaff der „Etschidtschnichtneute“ zu machen.“

Günter sah wie auf Kohlen. Wenn Hansjörg nur endlich von seinen Betrachtungen zur Hauptsache kommen möchte! Aber er mußte seine Ungeduld verbergen, um nicht zu verraten, wie gewaltig ihn das alles bewegte.

„Die Prinzessin,“ fuhr Hansjörg fort und zündete sich zur Verzweiflung Günters erst noch eine Zigarette an, bevor er dann weiter sprach, „die Prinzessin hat Beerenfen aufgesucht, um ihm zu erklären, daß ihre Freundin, die Baronesse Drachenthal, von ihrem Worte entbunden sein wollte. Die Verlobung wurde also aufgehoben, und deshalb reist Beerenfen nun ein bißchen spazieren. Wie gesagt, ich tann's ihm nicht verdenken.“

Der Erbprinz sah wie versteinert da. Aus seinen Augen sprangen blinnde Blicke, aber Hansjörg verstand die nicht zu deuten, er meinte

sie drückten Zweifel an seinen Worten aus, und so sagte er: „Sie glauben mir nicht? Beerensen hat mich sogar beauftragt, Ihnen das alles zu erzählen. Es ist von A bis Z wahr. Die Baroness hat durch ihre Freundin ein paar sadenscheinige Gründe für ihr Zurücktreten von der Verlobung vorfinden lassen, und Beerensen gab sich, was ich jetzt noch nicht begreifen kann, damit zufrieden. Hätten Sie sich auch so ohne weiteres verabschieden lassen, Herr Doktor?“

Günter fuhr erschrocken bei dieser Frage aus seinem Erstaunen und Sinnen auf.

„Ich?“ erwiderte er. „Nun, man kann da nichts sagen, ohne die Motive zu kennen, welche die Baroness für ihr Handeln angab. Jedenfalls muß sich ein Mann mit einer solchen Erklärung abzufinden wissen. Sein Stolz muß es ihm verbieten, die ihm genannten Gründe zu bekriecheln, auch wenn sie ihm noch so unwahrscheinlich vorkommen sollten. Ich glaube, ich hätte kein Wort erwidert, wenn mir eine solche Mitteilung gemacht worden wäre, ich hätte nur meinen Verlobungsring vom Finger gezogen und ihn stumm der Prinzessin für ihre Freundin überreicht.“

„So ähnlich sprach Beerensen,“ erklärte Hansjörg kopfschüttelnd, „und ich verstehe Sie alle beide nicht. Ihr habt ja kein Blut in den Adern.“

„Dafür aber Erziehung und Selbstbewußtsein,“ sagte Günter lächelnd.

„Hm!“ machte Hansjörg, „jetzt dämmert mir die Erkenntnis auf, daß es doch so etwas geben muß wie angeborener Adel, was ich als waschechter Demokrat immer bestritten habe. Und ich muß wieder einmal umlernen. Wollen wir nun eine Partie Karambolage machen, Herr Doktor?“

Günter hatte nicht die geringste Lust zum Spielen. Es drängte ihn, so schnell als möglich allein zu sein, um über das nachzudenken, was er soeben gehört hatte, und um zu einem Entschlusse zu kommen. Unter dem Vorwande, einen wichtigen Besuch machen zu müssen,

lehnte er die Einladung zum Billardspiel ab, bezahlte seinen Kaffee und ging, nicht ohne durch sein plötzliches Verschwinden Hansjörg in das größte Erstaunen zu versetzen.

Als er auf die Straße trat, atmete der Erbprinz erleichtert auf. Dann nahm er eine Droschke und ließ sich zum Hotel fahren, wo er das Aquarell abgab. Mit dem eleganten Mercedeswagen, der den Hotelgästen zur Verfügung stand, fuhr er sodann in das Hartal hinaus, zur hochgelegenen Schloßwirtschaft in Grünwald, wo, wie er ganz richtig angenommen hatte, nur sehr wenige Leute waren. Er setzte sich so, daß seine Blicke über das Tal, durch das sich die hellgrüne Aar schlängelt, hinweg zu den schneebedeckten Riesen des Wettersteingebirges, die am Horizont das herrliche Bild abschlossen, schweifen konnten. Die köstliche waldfrische Luft, die er einatmete, die heilige Stille, die ihn umgab, der Friede, der über der Landschaft lag, machten, daß er immer ruhiger wurde, und daß sich seine Gedanken, die noch während der Fahrt wild durch seinen Kopf gestürmt waren, allmählich ordneten.

„Kein Zweifel,“ sagte er zu sich selbst. „Lieselotte hat meinerwegen die Verlobung mit Beerensen aufgelöst. Sie erwartet also nun von mir, daß ich handle, und ich muß sie vor allen Dingen zu sprechen suchen, und da wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben, als dem Zufall ein wenig nachzuhelfen, indem ich mich in der Nähe ihrer Wohnung auf die Lauer lege und warte, bis sie allein ausgeht. Ja, so werde ich's machen.“

Und froh darüber, einen Ausweg gefunden zu haben, gab er sich ganz dem Genuße des Betrachtens der Landschaft hin, die sich vor seinem Auge aufbaute, und dann beschloß er, einen Spaziergang in den Wäldern des Talabhanges zu machen, und den Chauffeur mit dem Wagen unten an der Grünwalder Brücke auf ihn warten zu lassen.

Lieselotte hatte am Vormittag dieses Tages ein paar sehr schwere Stunden verleben müssen, das war, während die Prinzessin in ihrem



Kaiser Karl von Oesterreich im Großen Hauptquartier:
Der Kaiser (1) im Gespräch mit Hindenburg (2); dieser in österreichischer Uniform.

L. Phot. N. Friedenau.

Auftrage bei Beerenfen weilte. Prinzessin Adelaide war direkt von ihrem Hotel aus zu dem Maler gefahren, so wie man es am Abend vorher, noch als die beiden Freundinnen ein paar Minuten allein im Musikzimmer weilten, verabredet hatte. So lange Lieselotte die Prinzessin bei Beerenfen vermutete, war sie mit klopfendem Herzen in ihrem Zimmer ruhelos auf und ab gewandert. Ihre Angebild wuchs von Minute zu Minute und ein Heer von quälenden Gedanken, Fragen und Zweifeln stürmte auf sie ein. Es war ja ein so schwerwiegender Schritt, den sie unternommen hatte, und bei aller Liebe zu Günter fühlte ihr Herz doch Mitleid mit Beerenfen, denn sie wußte nur zu gut, welche Schmerzen ihm die Nachricht verursachen würde, die ihm Adelaide überbrachte. Und hatte sie denn nicht va banque gespielt mit der Aufhebung des Verlöbnisses? Was gab ihr denn die Gewißheit, daß Günter, von dem sie nun seinen wirklichen Namen, seinen Titel und Rang kannte, sie so inbrünstig liebte, daß er auf alles das verzichten würde, um sie zu seiner Frau machen zu können? Noch immer hörte sie ja sein Wort: „Über allem Fühlen steht die Pflicht,“ noch immer bangte ihr davor, daß er, wenn es sich entscheiden heißen würde, die Pflicht höher stellte, als seine Liebe. Und dann? Dann hätte sie sich nur frei gemacht, um einsam zu bleiben. Aber dieses Einsambleiben erschien ihr tausendmal selbiger, als mit der Liebe zu Günter im Herzen an der Seite Beerenfens leben zu müssen. Denn, was auch kommen würde, das eine stand für sie fest, nie würde sie aufhören Günter zu lieben.

Als endlich die Prinzessin zu ihr kam und berichtete, was sich bei Beerenfen zugetragen, und daß er wie ein Mann die Botschaft aufgenommen, wie ein Edelmann sie beantwortet hatte, wobei kein Wort der Anklage, kein Wort, das seinen Schmerz verriet, über seine Lippen gekommen wäre, da brach Lieselotte in Tränen aus und warf sich schluchzend an die Brust der Freundin.

„Welch ein Mensch!“ rief sie dann. „Wie groß und vornehm! Ich achte ihn so hoch, und dennoch kann ich ihn nicht lieben! Er wird sehr leiden, nicht wahr, Adelaide?“

„Ich glaube es wohl,“ entgegnete Adelaide, indem sie das Haupt der Freundin sanft streichelte. „gebe Gott, Liebi, daß das Leidenmüssen dir erspart bleibt.“

Lieselotte richtete sich auf und sah die Prinzessin durch einen Tränenschleier forschend an.

„Fürchtest du, daß ich Schweres durchzumachen haben werde?“ fragte sie.

Adelaide zuckte die Achseln und erwiderte: „Es hängt alles vom Verhalten des Erbprinzen ab.“

„Ich muß ihn sehen,“ rief Lieselotte, trodnete ihre Tränen und machte ein sehr energisches Gesicht. „Ich muß mit ihm sprechen, heute noch.“

„Wie willst du das anfangen?“

„Wir fahren zu seinem Hotel und lassen ihn in das Lesezimmer bitten.“

„Und ich soll dabei sein?“ fragte Adelaide.

Lieselottens Gesichtsausdruck wurde wieder weich und lieblich.

„Ach so,“ sagte sie ein wenig niedergeschlagen, „es würde dir gewiß peinlich sein, mit ihm zusammenzutreffen!“

Die Prinzessin dachte nach, und dann erwiderte sie: „Ich möchte dennoch seine persönliche Bekanntschaft machen, natürlich unter dem Namen Amalie Berger. Er darf nicht wissen, wer ich bin.“

„Ich verrate dich gewiß nicht, Abi, und ich bin glücklich, daß du an meiner Seite bleiben willst.“

„Soll ich das auch tun, wenn ihr von eurer Liebe spricht?“

Lieselotte wurde feuerrot und senkte den Blick zur Erde.

„Dann freilich —“ murmelte sie.

Adelaide lachte über ihre allerliebste Verlegenheit und sagte: „Sei unbesorgt, Liebi, ich werde es im richtigen Moment genau so machen wie die gute Diering: Nichts mehr hören und nichts mehr sehen.“

Da trat die Mutter Lieselottens in das Zimmer und machte der Unterhaltung ein Ende.

„Haben wir die Ehre, Eure Durchlaucht bei uns zum Frühstück zu sehen?“ fragte sie die Prinzessin.

„Ach, liebe Baronin,“ entgegnete Adelaide, „ich hätte Ihnen so gern Lieselotte zu einem kleinen Einkaufsummel für heute nachmittag

entführt und Sie dann gebeten, sie mit mir in meinem Hotel frühstücken zu lassen. Lieselotte käme um sieben Uhr abends spätestens zurück. Würden Sie das gestatten, Frau Baronin?“

„Gern, Durchlaucht, nur möchte ich Sie bitten, dann auch heute abend, wie gestern, unser Gast sein zu wollen.“

„Mit Vergnügen,“ erwiderte Adelaide, „aber Sie müssen einwilligen, morgen mittag mit Ihrem Herrn Gemahl und mit Lieselotte meine Gäste zu sein.“

Die Baronin Drachenthal machte einen tiefen Hofknix und murmelte etwas von „Großer Gnade und Ehre“, dann streichelte sie Lieselotte die Wangen und sagte: „Du siehst so erregt aus, Kind, fehlt dir etwas? Kommt dein Bräutigam heute abend zu uns?“

Lieselottens Wangen färbten sich purpurrot, und sie warf einen hilfseuchenden Blick auf Adelaide, bevor sie erwiderte: „Nein, Mama, mir fehlt nichts. Walter — Herr Beerenfen wird nicht kommen. Ich glaube, er muß verreisen.“

Die Baronin schien durch diese Antwort vollaus befriedigt zu sein.

„So, so,“ sagte sie, „dann will ich aber nicht länger stören, denn es gibt ja viel zu erzählen, wenn sich zwei Freundinnen lange nicht gesehen haben. Nicht wahr, Durchlaucht? Und wir Alten werden dabei gern vernicht.“

Sie verneigte sich vor der Prinzessin, nickte ihrer Tochter freundlich zu und verließ das Zimmer.

„Ach, Abi,“ sagte Lieselotte, nachdem sich die Tür hinter ihrer Mutter geschlossen hatte, „ich muß Mama doch nun auch alles sagen, und gleich die ganze Wahrheit.“

„Freilich mußt du das, Liebi, so schwer es dir auch fällt.“

Lieselotte seufzte. „Morgen früh will ich es tun.“

„Wart doch damit, bis du klarer siehst, und bis du die Absichten des Erbprinzen genau kennst.“

Der Baronesse fiel ein Stein vom Herzen, und erleichtert aufatmend rief sie: „Freilich, Abi, du hast ganz recht, ich werde warten.“

Dann machten sie sich auf den Weg, spazierten durch die Hsaranlagen, bummelten durch die Maximilians- und Theatinerstraße, kauften Schokolade und Briefpapier, Handschuhe und ein paar Bücher und kamen gegen zwei Uhr im Hotel Bellevue an, wo Fräulein Diering geduldig auf die Rückkehr der Prinzessin gewartet hatte. Dann nahmen sie das Frühstück ein, wobei Lieselotte so gut wie gar nichts aß, und um halb vier Uhr fuhren sie zum Hotel Continental, um paat Günter aufzusuchen. Fräulein von Diering aber erhielt die Erlaubnis, über den Rest des Tages nach freiem Ermessen zu verfügen, die Prinzessin würde gegen zehn Uhr ins Hotel zurückkehren.

Der Portier des Hotel Continental berichtete, daß Herr Doktor Hans Günter vor einer Viertelstunde mit dem Privatauto des Hotels nach Grünwald gefahren wäre.

„Ist das weit von hier?“ fragte die Prinzessin.

„Die Damen sind mit dem Automobil in zwanzig Minuten dort,“ entgegnete der Portier.

„Dann fahren wir hin,“ entschied die Prinzessin, und der Portier gab dem Chauffeur die nötige Anweisung.

„Wir werden ihn schon finden,“ sagte Adelaide, als der Motor zu knattern begann und den Wagen anzog. „Oder ist es dir nicht recht, daß wir ihm nachfahren?“

„Sieht das nicht etwas seltsam aus?“ fragte Lieselotte.

„Seltsam? Weshalb? Wir können ja durch Zufall nach Grünwald gekommen sein. Das schöne Wetter läßt eine Spaziersahrt erklärllich erscheinen. Ich glaube, du hast deinen Mut verloren, Liebi!“

„Wo denkst du hin? Ich freue mich ja unendlich darauf, Günter wiederzusehen.“

Dann wurde von den beiden Freundinnen kein Wort mehr gewechselt, bis sie beim Schloßrestaurant in Grünwald ankamen. Von Günter war nichts zu sehen. Aber ein Automobil hielt unten an der Brücke. Lieselotte befahl ihrem Chauffeur, mit dem Auto auf sie zu warten, und dann ging sie mit der Prinzessin den schmalen Weg hinab, der zur Straße führt und, diese überschreitend, in den Wald, der sich am rechten Hsarusfer hinzieht.

„Ich möchte wetten, daß das sein Auto ist,“ sagte die Prinzessin, „das dort unten an der Brücke hält, und daß er einen Spaziergang macht.“

„Ich glaube es auch,“ entgegnete Lieselotte und spähte scharf aus. Aber nachdem sie eine Viertelstunde geradeaus gegangen waren und den Erbprinzen nicht entdeckt hatten, lehnten sie um.

„Gott will nicht,“ sagte die Prinzessin lächelnd, „da läßt sich nichts machen.“

Lieselotte war ganz trautig geworden und erwiderte kein Wort.

„Wir gehen jetzt zu dem Restaurant zurück,“ entschied Adelaide, „und trinken dort einen Kaffee. Der Blick von dort aus über das farbenprächige Blättermeer ist wunderbar.“

In diesem Augenblicke blieb Lieselotte stehen, stieß einen Schrei aus und zeigte auf eine schlankte Männergestalt, die mit elastischen Schritten die Straße, welche von der Höhe herab zur Brücke führte, herunterkam.

„Dort ist er,“ flüsterte sie dann, und flammende Röte schoß in ihr Gesicht. Auch das Antlitz der Prinzessin färbte sich für den Bruchteil einer Sekunde purpurn, dann aber bekam es wieder seine gewöhnliche Farbe.

Und nun mußten die beiden Damen auf der Straße, zu der sie gerade gelangten, mit Günter zusammentreffen. Noch verbarg sie seinen Blicken ein Baum, als sie den aber passiert hatten, sah auch Günter sie, und er blieb plötzlich stehen, wie erstarrt, und seine Augen weiteten sich.

Jetzt trennten ihn nur noch zehn Schritte von den beiden, und dann zog er tief den Hut und ging ihnen entgegen. „Welch ein Zufall!“ rief Günter.

Lieselotte reichte ihm stumm die Hand. Er fühlte, daß sie zitterte, dann aber zuckte er zusammen.

Sein Blick war, einem innern Zwange folgend, von Lieselotte zu ihrer Begleiterin gerichtet, und eine innere Stimme hatte ihm gesagt, daß diese die Prinzessin sein müsse.

„Gestatten Sie,“ sprach Lieselotte mit bebender Stimme, „meine Freundin Amalie Berger — Herr Doktor Günter.“

Er verneigte sich tief, und nachdem er sich wieder aufgerichtet hatte, glitt sein mustersünder Blick über die Gestalt Adelaidens, aber auch ihre Augen besorgten ihn.

„Welcher Zufall,“ wiederholte er, „daß ich die Damen hier draußen in der Einsamkeit treffen muß!“

„Das schöne Wetter lockte uns heraus,“ entgegnete Lieselotte, und sie ärgerte sich, daß die Unterhaltung nicht in Fluß kommen wollte; daß sie aber auch daran schuld war, übernahm sie.

Die Prinzessin zeigte sich wieder als Herrin der Situation.

„Meine Freundin hat mir schon viel von Ihnen erzählt, Herr Doktor, denn sie hat ebensowenig Geheimnisse vor mir, wie ich vor ihr.“

„Aha,“ dachte Günter, „das soll heißen, Lieselotte weiß genau, wer Sie sind, und ich weiß, daß Sie Lieselotte lieben.“

„Es ist immer peinlich, Mitwisser eines Geheimnisses zu sein,“ sagte er, „weil man nie weiß, ob man es nicht durch List entrisen bekommt. Immer auf der Hut sein, macht nervös.“

Und als keine der beiden Damen etwas erwiderte, und sie weiterzugehen begannen, sagte er: „Wollen die Damen schon zur Stadt zurückkehren?“

„Nein,“ entgegnete Adelaide, „Kaffee trinken wollen wir, und ich glaube, daß es Lieselotte nicht ungerne sähe, wenn Sie dabei wären.“

Lieselotte kam sich unglaublich ungeschickt und lächerlich vor. Warum vermochte sie denn nicht zu sprechen? Warum überließ sie denn nur Adelaide das Führen der Unterhaltung?

Ihr Herz klopfte zum Zerpringen, und die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Dabei hätte sie am lieb-

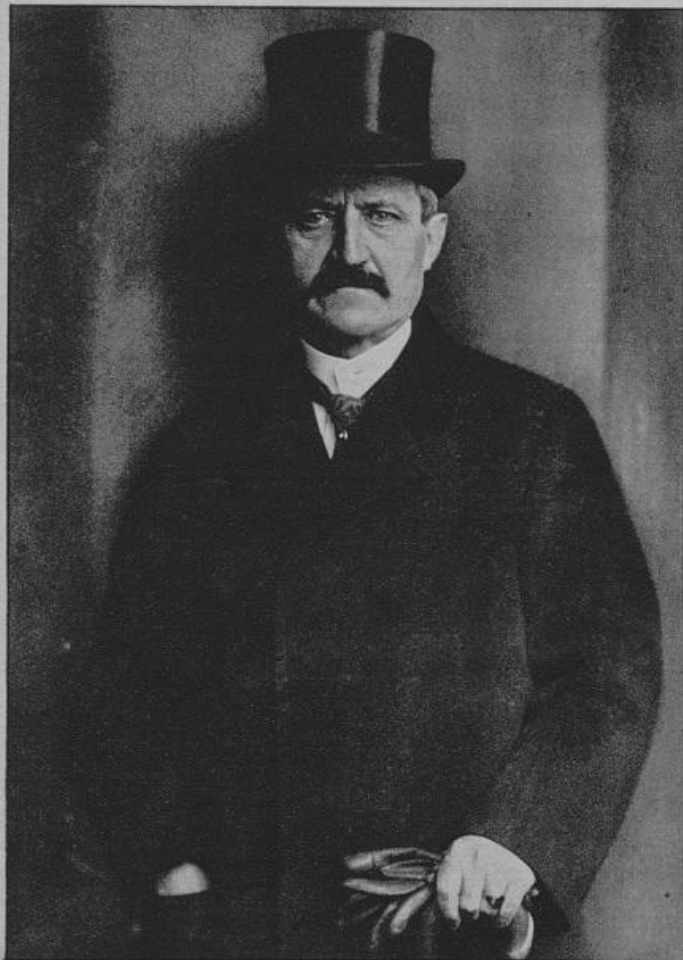
sten ihre Freude über das Wiedersehen mit Günter laut hinausgejubelt. Aber mit einem Male war es ihr klar, daß sie nur die Anwesenheit Adelaidens so grenzenlos befangen machte, und Adelaide schien das zu ahnen, denn als sie im Garten des Restaurants anlangten, sagte sie: „Ich werde erst einmal nach dem Chauffeur sehen.“

„Aber bitte, das kann ich doch auch!“ rief Günter.

„Nein, nein, ich bin gleich wieder zurück.“

Und fort war sie.

Lieselotte und Günter standen Aug' in Auge da, und ihre Blicke senten sich mit verzehrender Glut ineinander.



Unterstaatssekretär Wirkl. Geh. Rat Dr. Georg Michaelis, Erz., Staatskommissar für Volksernährung in Preußen.

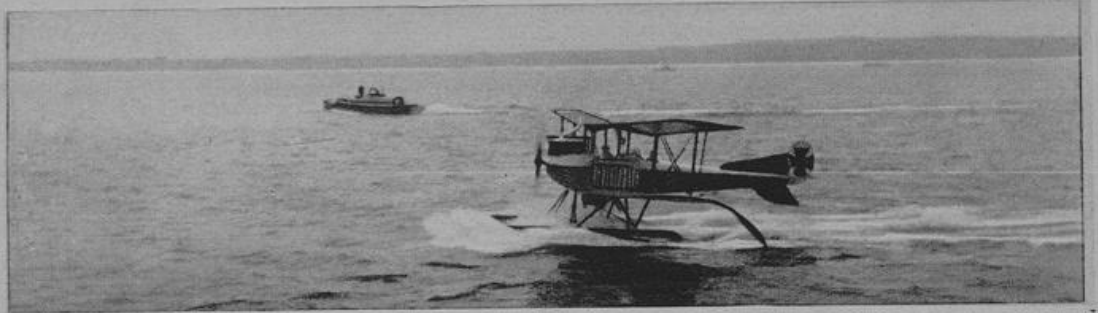
Dr. Michaelis ist 1857 geboren und steht seit 1879 im Staatsdienst. Er wirkte 1885 als Dozent an der Schule in Tokio für deutsches Rechts- und Staatswesen, trat 1889 wieder in den preuß. Justizdienst und erreichte über verschiedene wichtige Regierungsämter 1909 das Amt eines Unterstaatssekretärs im Finanzministerium. Das neu errichtete Amt des Staatskommissars für Volksernährung bringt eine Vereinheitlichung der Organisation; es faßt in sich bestimmte Befugnisse einzelner Ministerien zusammen und bildet die Kommunalaufsicht in Ernährungsfragen.

Das Wasserflugzeug.



Ein Wasserflugzeug wird am Kran heruntergelassen.

Phot. H. Gref.



Ein Wasserflugzeug in seinem nassen Element.

Phot. H. Gref.



Ein Wasserflugzeug wird an Land gezogen.

Phot. H. Gref.

„Ich habe gehört,“ sprach Günter dann leise, „daß Sie von Herrn Beerenfen nichts mehr wissen wollen. Er ließ es mir durch Hansjörg Kellermann sagen. Lieselotte — ist — das — meinetwegen?“

Sie warf stolz den Kopf zurück und erwiderte mit fester Stimme, aus der es aber wie das Jubilieren der Vögel im Frühling klang: „Es mußte sein!“

„Müssen bedeutet gezwungen sein. Was zwang Sie, Lieselotte?“

„Bitte, quälen Sie mich nicht!“

„Nein, das will ich wahrlich nicht. Ich bin aber, seitdem ich von der Aufhebung Ihrer Verlobung erfuhr, selbst den größten Qualen ausgesetzt. Lieselotte — mein Herz jubelte, als ich davon hörte, aber zugleich begann mich mein Gewissen zu peinigen. Ich muß Ihnen etwas gestehen, und dieses Geständnis erst wird meiner Seele die

Lieselotte stand, während er sprach, zitternd und bebend vor ihm. Sie vernahm seine Stimme, sah seine leuchtenden Augen, fühlte den Hauch seines Atems, aber ihr war es, als hörte sie die Engel im Himmel ein brausendes Halleluja singen. Gott war ihr so nahe in diesen Augenblicken, daß sie sich der Erde entrückt wähnte, und alles um sie herum versank wie in einem wallenden Nebelschleier. Sie vermochte auf seine Frage lange nicht zu antworten, aber sie reichte ihm die Hand, und als er sie nicht wieder losließ, kam es fast feierlich über ihre Lippen: „Ich liebe dich, Günter, und ich liebte dich schon, als ich noch nicht einmal den Namen kannte, den du dir zugelegt hattest, um deinen Rang zu verbergen. Ich liebte dich schon, als du von mir gingst damals bei Matrei. Hätten wir uns nicht getrennt, ohne uns zu sagen, wer wir sind und wo wir wohnten, dann wäre ich nie die



Deutsche Fliegeraufnahme der Stadt Danaburg.

Prof. Geys. Presse-Büro.

In der Mitte des Bildes die weiße Rauchwolke einer kreierenden deutschen Fliegerbombe.

Ruhe wiederbringen. Lieselotte, ich bin nicht der, für den ich mich ausgab. Um ein Weib zu finden, das mich nur als Menschen verehrt und liebt, zog ich unter falschem Namen aus — unerkannt wollte ich bleiben, bis mir die Gewißheit ward, daß diejenige, die ich liebe, mich meiner selbst willen wiederliebt. Lieselotte — ich liebe dich und ich fühle es, ich weiß es, daß auch du mich liebst. Deiner Blicke zauberische Macht vertät es mir. Ich sehe es am Juden deines Mundes, ich spüre es am Beben deiner Hand. — Lieselotte — du bist das Weib, nach dem ich mich mit allen Fasern meines Seins sehnte. Du sollst die Meine werden, denn du liebtest mich, ohne zu fragen, wer und was ich bin. Sieh, Lieselotte, ich hätte eine Prinzessin aus regierendem Hause heiraten können, und ich schlug sie aus — deinetwegen, weil ich dein Bild in meinem Herzen trug, und weil ich nur nach der Stimme des Herzens ein Weib wählen wollte. Du bist erklaren in vielen bangen Stunden der Selbstprüfung. Dich will ich und keine andere. Sag, Lieselotte, willst du mein Weib werden? Willst du an meiner Seite durchs Leben gehen?“

Braut von Beerenfen geworden, dann wären wir ja in Verbindung geblieben, nicht wahr, Günter?“

„Liebste! — Du willst mir erklären, weshalb du dich — lobt hast? Lasse das — ich verstehe alles, und ich verzeihe deshalb alles.“

„Es muß aber Klarheit zwischen uns sein, Günter, deshalb mußte ich auch davon sprechen.“

Günter küßte die Hand Lieselottens, und er hätte sie am liebsten an seine Brust gerissen, doch da erschien am Eingange des Gartens die Prinzessin, die absichtlich so lange ausgeblieben war.

Er trat ein paar Schritte zurück.

Lieselotte lächelte, als sie das sah, und sagte rasch: „Du hörtest es ja, Günter, ich habe keine Geheimnisse vor meiner Freundin.“

„Von ihr hast du gewiß erfahren, wer ich bin?“

Lieselotte sah ihn erstaunt an.

„Wie kommst du darauf?“

„Weil ich weiß, wer sie ist, und weil ich annehme, daß sie mich von meinen Bildern her kennt.“

„Bist du sicher, sie zu kennen?“

„Ganz.“

„Und willst du dich ihr zu erkennen geben?“

„Wenn du es wünschst.“

„Ja — ich möchte es.“

In diesem Augenblick trat die Prinzessin zu den beiden. Sie sah sofort, daß eine Aussprache stattgefunden hatte. Lieselottes Wangen glühten, und Günters Augen leuchteten und verkündeten Glück und Seligkeit.

„Ich habe den Chauffeur so lange nicht finden können,“ log sie, „aber ich dachte, Sie säßen längst beim Kaffee.“

„Es ist jetzt zu kühl hier draußen,“ erwiderte Günter, „auch hat sich keine Kellnerin sehen lassen; es sieht ja auch niemand hier. Wir müssen in den Saal gehen, um etwas zu bekommen.“

Und er schritt den beiden Damen voraus dem Hause zu. Lieselotte aber hielt Adelaide zurück und folgte ihm nicht gleich.

„Er kennt dich,“ flüsterte sie.

Adelaide blieb stehen. Eine Falte zeigte sich über ihrer Nasenwurzel.

„Das ist mir unangenehm. Woher denn?“ fragte sie.

„Er hat es sich selbst zurechtgelegt.“

„Hm. Und du hast es ihm nicht ausgedrückt?“

„Aber, Abi, er ist doch so klug!“

Sie gingen nun in das Restaurationsgebäude und nahmen an dem Tische Platz, den Günter bereits ausgewählt hatte. Der Kaffee und ein großer Teller Kuchen wurden gebracht, aber Lieselotte konnte nichts essen und trinken. Adelaide schalt sie darum.

„Wenn ich so sprechen könnte, wie mir's ums Herz ist, wäre es etwas anderes,“ sagte darauf Lieselotte, „aber dieses Verstellenmüssen

macht mich ganz krank. Und wenn ich krank bin, kann ich nichts essen und trinken.“

„Dann rede doch so, wie du gern möchtest.“

„Ja, Adelaide, dann muß ich ja in deiner Gegenwart zu diesem Herrn da du sagen.“ Sie zeigte schalkhaft lächelnd auf Günter.

„Ich bitte, sich nicht zu genieren! Ich werde Fräulein von Diering spielen,“ rief Adelaide lächelnd.

„Fräulein von Diering?“ fragte Günter. „Wohl die Gesellschaftlerin von Ihnen, Fräulein Berger?“

„Jawohl, Herr Doktor Hans Günter. Eine sehr angenehme Dame, die zur rechten Zeit stumm, taub und blind zu werden verlehrt.“

„Ei der Tausend! So was kann man nur bei Hofe lernen,“ entgegnete Günter, der darauf abzielte, in lustiger Weise sein Intognito preiszugeben und das der Prinzessin gleichzeitig zu lästern, weil es Lieselotte so gewünscht hatte.

„Sind Sie denn hoffähig?“ fragte Adelaide, die auf den Scherz einging, „daß Sie das so genau wissen?“

„Mein Gott, ich bin halt als Reserveoffizier ein paarmal zum Hofball befohlen worden.“

„Ach, wie interessant! Erzählen Sie mir doch davon! An welchem Hofe denn?“

„An dem des Herzogs von Geroldingen.“

„Gibt es da Prinzessinnen?“

„Auch, aber in der Hauptsache Prinzen. Vor allem einen Erbprinzen.“

„Das ist gewiß ein sehr stolzer und unnahbarer Herr?“

„Eigentlich nicht. Man verübelt es ihm sogar, daß er hin und wieder mit Künstlern und Gelehrten verkehrt. Er hat nämlich sehr ernsthaft studiert und liebt die Kunst und, was mehr heißen will, er versteht etwas davon.“

(Fortsetzung folgt.)



Schweizer Mädchen aus Amden am Walensee (Kanton St. Gallen) begrüßen deutsche Internierte, die dem Schisport huldigen.
Phot. Wic. Wuf.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 10.

Düsseldorf, 10. März

1917.



Im russischen Winter: Wachtposten an der Landstraße.

Phot. W. Giese.

Majestät Pflicht.

Roman von Hans Forsten.

Copyright 1916 by
Carl Duncker, Berlin.

9. Fortsetzung.

Der Erbprinz blickte schelmisch zu Adelaide hinüber, um dann fortzufahren:

„Und dann hat der Erbprinz noch eine Leidenschaft, die man bei Hofe gar nicht begreift. Er liebt es nämlich, seine eigenen Wege zu gehen und wählt dann solche, die nicht ausgetreten sind.“

„Das sieht man wirklich bei Hofe nicht gern.“

„Ah! Gnädiges Fräulein scheinen ja auch gut unterrichtet zu sein?“

„Ich kenne das Hofleben nur vom Hörensagen und aus Romanen. Aber was wissen Sie denn noch vom Erbprinzen von Geroldingen, Herr Doktor?“

„Dah er die Erbprinzessin von Batinghausen — Sie, Durchlaucht, — nicht zur Frau genommen hat, weil er eine andere liebte, und weil er nicht im Interesse des Staates, sondern aus Neigung heiraten wollte.“

Günter sprach jetzt in einem sehr ernsten Tone.

„Ja, Durchlaucht, ich habe so handeln müssen, wie es geschah, und ich bitte Sie von Herzen um Verzeihung.“

Der Prinzessin Anliß war plötzlich wie verändert. Lachte sie noch, als der Erbprinz scherzend über das Hofleben gesprochen hatte, so wurde ihr Gesichtsausdruck bei jedem weiteren Worte, das Günter sprach, immer ernster und hoheitsvoller.

„Sie wissen demnach, wer ich bin,“ sagte sie, „und Sie haben Ihr Integrität auch gelüftet, Hoheit. So gibt es also kein Versteckspiel mehr. Aber Ihre Absage brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen, Prinz Günter, ich wußte es gleich, daß Sie schwerwiegende Gründe dafür hätten. Jetzt handelt es sich um ganz andere Dinge. Um das Glück meiner Lieselotte geht es. In Ihrer Hand liegt ihr Schicksal. Wie werden Sie es gestalten?“

Der Erbprinz war überrascht darüber, wie energisch die Prinzessin für ihre Freundin eintrat; er hatte alles andere, nur diese Frage nicht als Antwort auf seine Worte erwartet.

„Ich bin mit mir vollständig im reinen, Durchlaucht,“ erwiderte er, „und ich weiß genau, was ich zu tun habe, um Lieselottes Glück zu einem vollständigen zu machen.“

Dann wandte er sich zu Lieselotte und fuhr fort: „Morgen werde ich mit deinem Vater sprechen, Liebste, und morgen wird auch an meinen Vater meine Verzichtserklärung auf Rang, Titel und Würden abgehen. Nur so kann ich dich zu meiner Frau machen. Unser Hausgesetz läßt keinen andern Ausweg zu. Wir werden fern vom Getriebe der Welt leben, nur uns selbst, und wir werden uns wie gewöhnliche Sterbliche unser Glück schmieden und auf Glanz und Macht verzichten müssen.“

„Bringst du dieses große Opfer willig, Günter, und mit frohem Herzen? Wirft du nie Reue darüber empfinden und dich zurückziehen zu dem, was du aufzugeben im Begriffe bist?“ fragte Lieselotte.

„Es ist alles wohlbedacht,“ entgegnete der Erbprinz ernst.

„Und dennoch möchte ich dich bitten, nicht morgen gleich an deinen Vater zu schreiben, auch nicht mit dem meinen morgen schon zu sprechen. Laß uns ein paar Wochen das Geheimnis unserer Liebe noch bewahren, Günter, und prüfe dich in dieser Zeit noch einmal, damit du mit nie im Leben einen Vorwurf machst, denn den könnte ich nicht ertragen; unglücklich wäre ich, wenn ich jemals sähe, daß du Reue empfändest über deinen Schritt.“

„Ja,“ rief jetzt die Prinzessin, „Lieselotte hat ganz recht, Hoheit, nichts übereilen! Sie haben so lange auf das Wiedersehen mit ihr gewartet — Lieselotte hat mir alles erzählt —, daß es auf ein paar Wochen längeres Warten wirklich nicht ankommt.“

„Und du willst, daß wir uns in diesen Wochen nicht sehen, Lieselotte?“ fragte Günter.

„Im Gegenteil, Liebster, so oft es nur möglich ist, wollen wir uns treffen.“

* Dieser in englischer Fassung vorgetriebene Vermerk ist unerlässlich, um den unbefugten Nachdruck unseres Romans in den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu verhindern.
Die Redaktion.

Erleichtert atmete Günter auf.

„Schon im Hinblick auf die Lösung deines Verlobnisses mit Herrn Beerensen, Liebi,“ sagte die Prinzessin, „ist es nötig, daß Seine Hoheit erst in einigen Wochen mit deinem Vater spricht; du aber mußt wohl morgen schon den Eltern von deinem Zurücktreten Kenntnis geben.“

„Deine Eltern wissen noch nichts davon?“ fragte Günter erstaunt.

„Nein. Adelaide riet mir, heute noch nichts zu sagen.“

„Durchlaucht scheinen die bevorzugteste Ratgeberin Lieselottes zu sein,“ rief Günter, „und ich glaube, daß ich mich bei Ihnen dafür bedanken muß, daß ich mich heute schon mit Lieselotte aussprechen konnte. Ihr Edelmut, Durchlaucht, mit dem Sie sich über das hinwegsetzen, was ich Ihnen angetan habe, beschämt mich. Offen gestanden, ich hatte Furcht, daß Sie Lieselotte bestimmen würden, sich von mir zu wenden. Allerdings, Durchlaucht, als ich so dachte, tannete ich Sie ja noch nicht; jetzt wäre es mir unmöglich, so etwas von Ihnen anzunehmen.“

Adelaide blickte zum Fenster hinaus und beobachtete das Sterben des Tages. Weißgraue Nebel wallten bereits hin und her, krochen aus dem Tal heraus und hüllten alles in wogende Schleier ein. Schon war in der Ferne nichts mehr zu erkennen und in der Nähe nur ein paar einzelne stehende Bäume, die bei dem verschwindenden Lichte gigantisch groß erschienen.

„Es wird kalt,“ sagte die Prinzessin leise, „wir wollen heimfahren.“ Günter verneigte sich und rief die Kellnerin, um zu zahlen. Dann gingen sie. Lieselotte fröstelte es, als sie ins Freie traten.

„Je wärmer die Tage im Herbst, desto kälter sind die Abende und Nächte,“ sagte Günter, „du bist zu leicht angezogen, Lieselotte, ich fürchte, die Kälte schadet dir.“

„Wir lassen das Verdeck unseres Wagens schließen,“ erwiderte sie, „aber der deine hat keins. So mußt du mit uns fahren, sonst erkaltest du dich.“

Günter sah die Prinzessin fragend an, und als sie mit dem Kopfe nickte, eilte er hinunter zur Bräute, um den Chauffeur, der mit dem Auto dort noch immer auf ihn wartete, heimzuschicken. Dann kehrte er zu den Damen zurück, die bereits zu ihrer Autodroschke gegangen waren und dem Chauffeur Befehl gegeben hatten, das Verdeck zu schließen.

Während der Heimfahrt durch die finsternen Waldwege wurde kein Wort gesprochen, aber Günter drückte von Zeit zu Zeit heimlich die Hand Lieselottes; erst als sie in die ersten Straßen der Stadt kamen, und die Laternen ihr Licht in den Wagen sandten, sagte Lieselotte: „Wir wollen uns morgen früh um elf Uhr vor der Neuen Pinakothek treffen; ist dir's recht, Günter?“

„Mit tausend Freuden,“ erwiderte er lebhaft.

Das waren die einzigen Worte, die während der ganzen Fahrt gewechselt wurden.

IX.

Graf Weesenburg hatte gar viel nach Geroldingen zu berichten. Täglich ging ein langes Schreiben an den Hausminister ab, und der Herzog war vollständig über das, was sein ältester Sohn in München erlebte, auf dem Laufenden. Des Grafen Spione brachten ihre Beobachtungen zu Papier und überreichten dann diese „Protokolle“ ihrem Auftraggeber persönlich. Der Prinz machte es aber seinem Aufpassen wirklich nicht schwer. Niemals beachtete er die Personen, die sich an seine Fersen hefteten, wenn er das Hotel verließ, und die sich dann, wenn er mit Lieselotte allein oder mit ihr und der Prinzessin zusammentraf, um ihn herumzuschlichen, um einige Brocken der Unterhaltung aufzufressen, die er mit den Damen führte. Bis eines Tages die Prinzessin Adelaide sagte: „Wir werden beobachtet, Hoheit, und das geschieht zweifellos nicht zum ersten Male, denn das Gesicht des Beobachters kommt mir bekannt vor.“ Jetzt öffneten sich auch des Prinzen Augen, und er begann aufzupassen. Wenn er ausging,

um sich mit Lieselotte zu treffen, machte er nun große Umwege und kehrte plötzlich noch einmal zurück, oder er fuhr ein Stück mit der Trambahn, stieg dann aus, nahm ein Auto und ließ sich zu einer Trambahnhaltestelle in einer ganz andern Straße fahren, um von dort aus erst zum Rendezvousplatz zu gehen. So führte er seine Verfolger irre, und diese hatten schlechte Zeiten; denn ihre Berichte wurden immer spärlicher, was die Unzufriedenheit des Grafen Weesenburg erregte und ihn veranlaßte, seine Spione gehörig auszuschimpfen. Des Grafen Laune wurde mit jedem Tage schlechter.

Die Ursache zu dieser schlechten Laune war aber in erster Linie der Eigensinn des Fräuleins Ada Colani. Diese Dame war nämlich nicht zu bewegen gewesen, wie es der Graf so dringend wünschte, Prien zu verlassen, und somit blieb die Gefahr bestehen, daß sie als Zeugin in seinem Scheidungsprozeß vernommen werden würde.

Aber eines Tages erhielt er ein Schreiben seines Anwalts, in dem ihm mitgeteilt wurde, daß die Gräfin ihre Widerklage zurückziehen würde, wenn er auf alle Verschleppungseinwände verzichtete, wodurch die Scheidung binnen vierzehn Tagen ausgesprochen werden könnte.

Wäre Ada Colani nicht so eigensinnig gewesen, hätte Weesenburg stolz auf diesen Beleg geantwortet, daß er gar nicht daran dachte, auf irgend etwas Verzicht zu leisten, was ihm als sein gutes Recht erschien, denn er wollte ja gerade durch eine Verschleppung des Prozesses das Erscheinen seiner Gattin auf der Hofbühne, solange es nur ging, verhindern. So aber mußte er dem Anwalt die geforderte Erklärung abgeben.

Irma Helmstedt aber hatte nur, weil es gegen ihre Vorsätze und früher, als sie wollte, zu einer Aussprache mit Hansjörg gekommen war, auf die Erhebung der Widerklage gegen den Grafen verzichtet, denn nun drängte es sie noch viel mehr, so schnell wie möglich geschieden zu sein. Sie vertrug überhaupt keine Halbheiten und liebte keine Heimlichkeiten; sie wollte ihr Glück unbehelligt hinausjubeln und sich vor aller Welt an der Seite des Geliebten zeigen dürfen. Und auch Hansjörg, dem das Schweigenmüssen ganz und gar nicht paßte, wartete mit brennender Ungeduld auf den Tag, an dem Irma frei würde, um ihm ganz zu gehören.

Vierzehn Tage aber sind rasch vergangen, und als Irma endlich das Urteil des Gerichtes erhalten hatte, das die Scheidung aussprach,



Reichsbankpräsident Wirkl. Geh. Rat Rudolf von Havenstein, Czsellenz,
der am 10. März seinen 60. Geburtstag feiert.
Gemälde von Professor Walter Petersen. (Erstveröffentlichung.)

da stürmte sie zu Hansjörg ins Atelier, umarmte ihn, küßte ihn und wirbelte ihn in einem wilden Tanze umher, bei dem ihm Hören und Sehen verging. Hansjörg telegraphierte sofort an Beerenfen, der sich in Florenz aufhielt, und lud ihn ein, nach München zur Feier seiner offiziellen Verlobung zu kommen. Walter Beerenfen sandte jedoch nur ein herzliches Glückwunschs schreiben und lehnte die Einladung ab. „Fremdes Glück," sagte er in diesem Briefe, „und sei es auch das meines besten Freundes, läßt mich mein Unglück um so schmerzlicher empfinden. Du begreifst daher, daß ich noch länger einsam bleiben will, um Vergessen zu finden. Ich lebe hier ganz allein, sehe und höre viel, aber schweige immer. Nur so hoffe ich, seelisch zu genesen und wieder arbeitsfähig zu werden, denn, denke dir Hansjörg, ich habe die Lust am Zeichnen verloren! Das letzte, was ich schuf, war das Aquarell für Doktor Günter, das Bild vom kleinen Hafen am Chiemsee, an dem sie so gern weilte. Und der Tag, an dem ich das zeichnete, war der letzte glückliche meines Lebens, mein letztes Zusammensein mit ihr. Immer sehe ich sie vor mir, wie sie auf den See hinausblühte, und ich frage mich schon zum tausendsten Male, ob sie da schon an unsere Trennung gedacht haben mochte. Ich kann es nämlich noch nicht fassen, mein lieber Junge, und denke manchmal, sie würde zu mir kommen und sprechen: „Ich kann dich nicht leiden sehen. Verzeihe mir, denn ich weiß, was ich dir angetan habe! Aber das sind nur Ausgeburten meiner Phantasie, Hansjörg, ich weiß es ja, daß sie nicht kommt. Wer ein Herz zurückstoßen kann, das liebt, dem ist es nicht gegeben, Reue zu empfinden. Möge Lieselotte in ihrem ferneren Leben den Seelenfrieden finden, den sie mir geraubt hat, und werde du in demselben Maße glücklich mit Jema Helmstedt, wie unglücklich ist — dein Walter Beerenfen.“

Hansjörg war ganz niedergeschlagen, als er diesen Brief gelesen hatte, und Jema war auf das tiefste ergriffen.

„Der arme Kerl," sagte Hansjörg, „er tut mir furchtbar leid. Und wie nett wäre es gewesen, wenn er bei unserm Verlobungsmahl eine Rede gehalten hätte! Weißt du, so eine in seiner Art, halb Spott, halb Ernst, und alles in allem verteuflert aufrichtig und gut gemeint, denn er hat ein goldenes Herz, der Walter.“

Jema lächelte.

„Vielleicht spricht Doktor Günter, den wir natürlich einladen werden," fuhr Hansjörg fort, „was meinst du?"

„Ich meine, daß wir überhaupt niemand einladen, sondern ganz allein bleiben werden," entgegnete Jema, „denn ich denke, daß wir doch beide keine Freunde von großen Gesellschaften sind.“

Er drückte ihr einen Kuß auf den Mund, um eine Entgegnung zu vermeiden, Jema drängte ihn aber sanft zurück und sagte: „Weißt du auch, Hansjörg, daß ich übermorgen auftreten werde?"

„Ja, Herzgeliebte," rief Kellermann, „und davon spricht du erst jetzt?"

„Ich konnte ja nicht früher, du hast mich ja nicht zu Wort kommen lassen. Ich war beim Intendanten, bevor ich zu dir kam.“

„Du, das bitte ich mir aus," bemerkte Kellermann, „in Zukunft hast du immer erst zu mir zu kommen!"

„Wie Sie befehlen, hoher Herr," erwiderte Jema lachend, indem sie tief kniete, „aber ich dachte mir, daß ich keine Stunde verlieren dürfte. Ich singe übermorgen die Elsa.“

„Das wird ein Ereignis! Ganz München wird zugegen sein.“

„Soweit es im Theater Platz findet, Hansjörg.“

„Und ich werde klatschen, daß der Plafond wackelt. Paß auf, du wirst mich schon heraushören.“

„Nein, Hansjörg, tue das nicht. Ich will keinen Claqueapplaus.“

„Ach was, wenn ich ins Theater gehe, ist es immer mein größtes Vergnügen, recht tüchtig die Hände zusammenpatschen zu können, wenn mir was gefällt. Beerenfen sagte dazu: „Die alte Naturburschenherrlichkeit bricht wieder einmal aus.“

Jema mußte abermals hell auflachen. „Das Wort charakterisiert Beerenfen," rief sie.

„Und wenn ich bei traurigen Szenen heulte wie ein ausgesperrter Rehpinscher, dann meinte er: „Da kann man doch wieder sehen, daß das niedere Volk noch immer Gemüt hat.“ Aberhaupt, wenn der mit mir ins Theater ging, verschaffte ich ihm meistens mehr Vergnügen als das Stück, das wir sahen. Na ja, ich war schon dreiund-

zwanzig Jahre alt, als ich es mir zum ersten Male leisten konnte, in ein Theater zu gehen, Jema; bis dahin litt es meine Kasse nicht.“

„Jetzt wirst du aber alles Versäumte nachholen können", erwiderte Jema.

„Ich mache mir, offen gestanden, nicht viel daraus. Weißt du, die Pausen sind immer so ellig, weil dabei das dumme Geschwätz der Leute, die um einen herumstehen, die Eindrücke, die man während des Spiels empfing, so gründlich zerstört. Ja, wenn man, wie König Ludwig es tat, ganz allein im Theater sitzen könnte! Das wäre etwas!"

„Das hat schon mancher sich gewünscht, Liebster, aber wir Künstler möchten nicht vor leerem Hause singen oder spielen.“

„Das kann man auch wieder nicht verhindern.“

„Morgen muß ich nun fleißig mit dem Korrepetitor studieren, und übermorgen ist Probe.“

„Da werde ich dich wohl zwei Tage lang nicht sehen?"

„Am liebsten wäre es mir, wenn du dich morgen mit einem kurzen Frühstücksbefuch zufrieden gäbst, Hansjörg; übermorgen, nach der Vorstellung, erwartest du mich dann am Bühneneingang.“

„Im! Ich sehe, daß der Ernst des Lebens wie ein Tau auf unser junges Glück fällt.“

„Das hast du großartig gesagt.“

„Nein, Scherz beiseite, Jema," rief der Maler, „soll ich dich wirklich in den beiden nächsten Tagen nur für ein paar Minuten sehen dürfen?"

Jema streichelte seine Wangen und rief lachend: „Nicht weinen, Bubi, brav sein! Mädi kommt bald wieder und bleibt bei Bubi." Und ehe er sich's verfab, hing sie an seinem Halse und küßte ihn, daß ihm der Atem verging.

X.

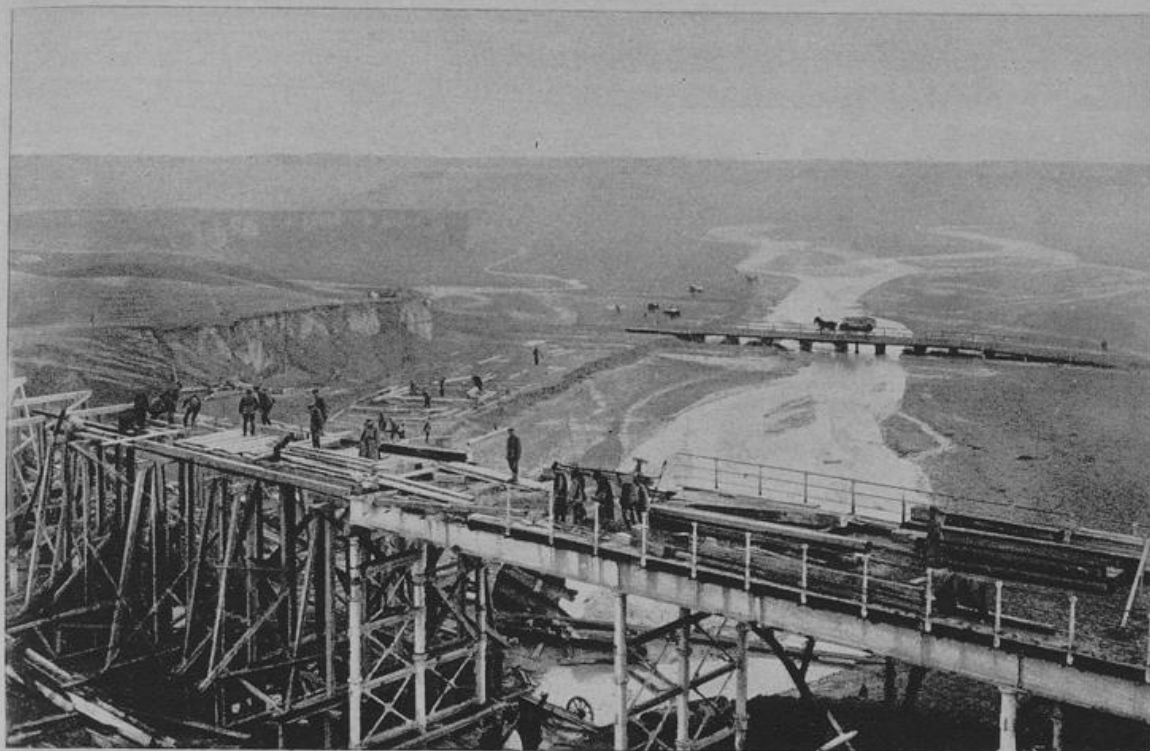
Als der Erbprinz Günter, etwa drei Wochen nach jenem denkwürdigen Tage in Grünwald, eines Vormittags nach einem Spaziergange in sein Hotel zurückkehrte, wurde ihm vom Portier ein Brief überreicht. Er öffnete ihn und las: „Geliebter! Unser Hausarzt hat Papa noch ein paar Wochen Aufenthalt in den Bergen verschrieben, da sein Asthma ihn in der letzten Zeit sehr geplagt hat. Wir fahren heute noch nach Mittenwald. Ich hoffe, dich übermorgen spätestens dort zu sehen. Vorerst, bis wir eine passende Wohnung gefunden haben, logieren wir im Hotel ‚Zur alten Post'. Adelaide reist heute mittag nach Batinghausen zurück. Da man sie telegraphisch abrief, konnte sie dir nicht Lebewohl sagen. Auch ich kann es nu auf diesem Wege tun. Also, auf Wiedersehen in Mittenwald. Dein Lieselotte.“

Günter war durch diesen Brief nicht sehr erfreut. Die köstlichen Tage, die er mit Lieselotte verleben durfte, hatten ihn zu m glücklichsten Menschen unter der Sonne gemacht. Sie waren tägl zusammen-spazieren gegangen, hinaus ins Isartal, oder in den großen, stillen Wald bei Forstried, und wenn die Prinzessin nicht da bei war, hatten sie sich in irgendeinen verborgenen Winkel auf einem Moosbühl oder auf einem Baumstumpf niedergelassen und zwischen z ärtlichen Worten heiße Küsse getauscht; dann war die ganze Seligkeit e nflammter Liebe über sie gekommen und hatte ihre Herzen verschmolzen zur unzertrennbaren Einheit. In diesen Stunden des Glückes waren sie der Gegenwart weit entrückt, und ihre Blicke leuchteten ganz verklärt und verrieten die Ekstase ihrer Seelen. Und wenn sie dann Hand in Hand weitergewandert waren, hatte Lieselotte oft das Empfinden, als wäre sie lange, lange zu Stein verzaubert gewesen, und als hätte sie der Mann, der so stolz an ihrer Seite schritt, befreit und zum Leben zurückgerufen. So dankte sie ihm ein neues Dasein voller Herrlichkeit und Seligkeit, voller Glück und berausender Zärtlichkeit.

An einem der letzten Tage, als sie am Ufer des Ammersees, unweit Herrschings promenierten, war Lieselotte einmal plötzlich stehen geblieben und hatte gefragt: „Günter! Denkst du daran, daß die Zeit, in der du dich prüfen solltest, nun bald zu Ende geht? Bist du noch immer fest entschlossen, deinem Vater die Verzichtserklärung zu senden?"

„Wie kannst du daran zweifeln, Lieb?" hatte er geantwortet.

„Jetzt, nachdem es uns doch klar geworden ist, daß wir von Gott für einander bestimmt wurden, erscheint mir das, was ich aufgeben will und muß, nichtig gegen das, was ich an dir und durch dich gewinne.“



Dom rumänischen Kampfbau: Brückenbau über den Sereth.

Phot. M. M. & S.

„Und wie hältst du es jetzt mit der Pflicht, Günter?“ hatte Lieselotte weiter gefragt. „Stellst du sie noch immer über das Fühlen?“

Auf diese Frage hatte der Erbprinz zunächst nichts erwidert, und erst, als sie Lieselotte in einem Tone wiederholt hatte, der eine gewisse Bangigkeit verriet, war die Antwort über seine Lippen gekommen: „Liebi, ich denke in diesem Augenblick anders, weil ich dich so sehr liebe, daß sich alles in mir diesem Empfinden unterwirft. Wenn aber die Pflicht mich einstmals rufen sollte, dann müßte ich dem Rufe Folge leisten, das weiß ich, denn, wenn man seit seiner frühesten Jugend gewohnt ist, den Geboten der Pflicht zu gehorchen, dann ist man ihnen auf Zeit seines Lebens untertan und unterwirft ihnen auch sein Fühlen. Aber wenn du erst mein Weib bist, dann wirst du ja gern und willig mit mir gemeinsam alles tragen, was mir die Pflicht zu tragen auferlegt.“

Lieselotte hatte darauf geschwiegen, aber sie schien nicht beunruhigt worden zu sein, denn der Rest des Spazierganges war in fröhlichster Stimmung verlaufen.

An alles das dachte nun der Erbprinz, als er den Brief Lieselottes gelesen hatte. Er wurde mit einem Male recht traurig, denn mit der Abreise der Geliebten waren die köstlichen Tage des Alleinseins und die seltsame Zeit der heimlichen Liebe wohl für lange, wenn nicht sogar für immer entschunden.

Lieselotte hatte ihren Eltern noch nicht die Wahrheit über die Auflösung ihrer Verlobung mit Beerenzen gesagt. Von Tag zu Tag hatte sie es verschoben, und das Ausbleiben von Briefen von Beerenzen, das der Mutter aufgefallen war, damit begründet, daß Walter weit weg von jeder Kultur in Kalasien weile. Diese Lüge war ihr schwergefallen, aber noch schwerer wäre es ihr geworden, den Eltern alles zu gestehen, bevor eine gewisse Zeit vergangen war, denn es erschien ihr schrecklich, die Eltern wissen zu lassen, daß sie sich mit Günter gleich an demselben Tage verlobt hatte, an dem das Verlöbniß mit Beerenzen gelöst worden war. Sie wußte, daß die Eltern, besonders der Vater, sie für diesen raschen Schritt mit Vorwürfen überhäufen würden. Nachdem sie sich aber mit Adelaide oft darüber unterhalten und auch den Rat Günters eingeholt hatte, war sie zu dem Entschlusse

gekommen, den Eltern erst an dem Tage alles zu sagen, an welchem auch Günter mit ihrem Vater sprechen würde.

Günter sagte sich, daß er nicht nach Mittenwald fahren könne, ohne daß die Eltern Lieselottes durch sein plötzliches Auftauchen dort, erstaunt und bestrebt sein würden. So blieb also nichts anderes übrig, um Lieselotte in Mittenwald sehen zu können, als sie zu bitten, den Eltern, wie es verabredet war, nun die Wahrheit zu gestehen, am gleichen Tage würde er dann bei ihnen um die Hand der Baroness anhalten.

Er ließ diesem Entschlusse sofort die Tat folgen, indem er sich in das Lesezimmer des Hotels begab und an Lieselotte einen Brief schrieb, worin er ihr seinen Besuch für den übernächsten Tag kündigte und bat, daß sie vorher ihren Eltern die ganze Wahrheit sagen möchte.

Nachdem er den Brief selbst zur Post getragen hatte, nahm er sein Frühstück ein, und den Nachmittag verwendete er dazu, seine Verzichtserklärung aufzusehen. Denn die mußte ja noch an diesem oder spätestens am nächsten Tage an seinen Vater abgehen.

Es war ein schweres Stück Arbeit für ihn, dieses Niederschreiben des Verzichts auf Thron, Rang und Würden, und da er seine Gründe dafür ganz ausführlich in dem Schriftstück angab, so wurde es sehr umfangreich, und er schrieb bis zum Abend daran. Am nächsten Morgen machte er dann noch eine Abschrift und gab das Original, versiegelt, dem Gesandten Graf Weesenburg mit der Weisung, es durch einen Kurier an seinen Vater zu senden.

Graf Weesenburg hätte für sein Leben gern gewußt, von was das Schriftstück handelte, aber alle seine diplomatischen Fragen danach ließ Günter ebenso geschickt unbeantwortet.

Als er sich schon zum Gehen wandte, sagte er: „Nun, Erzellenz, haben Sie fleißig über mich nach Geroldingen berichtet?“

Weesenburg wurde einen Augenblick verlegen und erwiderte: „Man hatte mich wohl dazu aufgefordert, Hoheit, aber ich fand nichts zu berichten. Hoheit leben ja hier ganz zurückgezogen und scheinbar ganz Ihren Studien.“

„Alter Fuchs,“ dachte Günter, „na warte!“ Und laut sagte er: „Ja, ja, ich habe sogar Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Adelaide

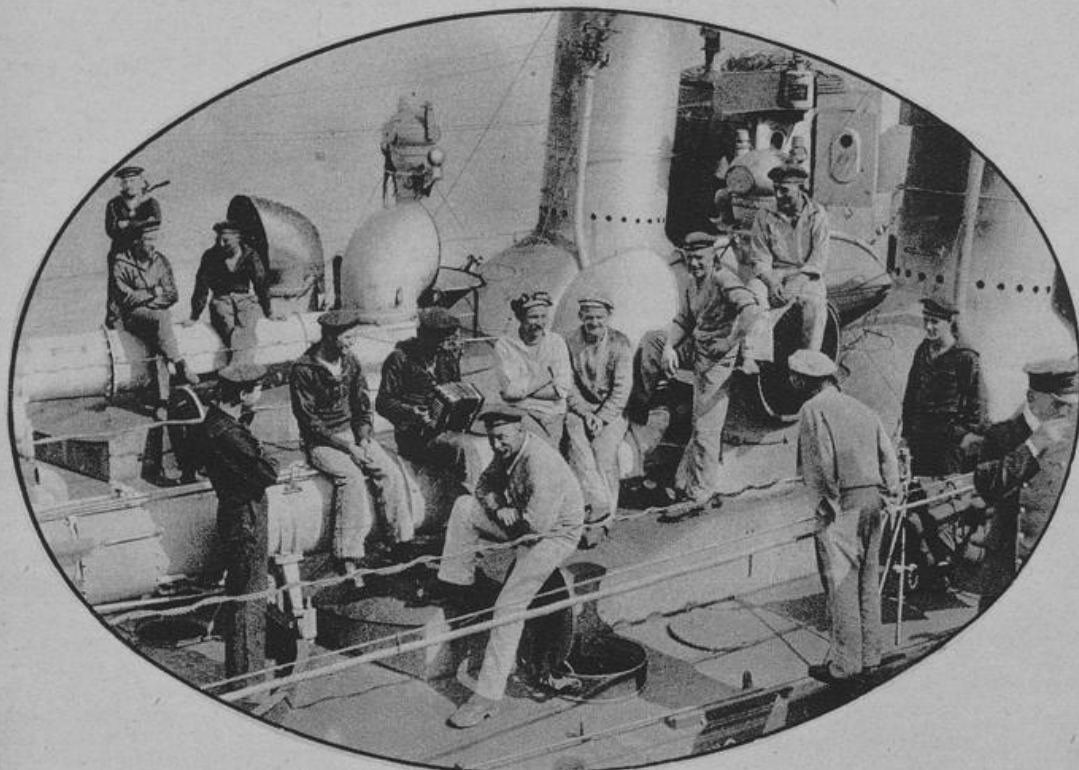
einige kunstgeschichtliche Vorträge hatten dürfen. Ist Ihnen das nicht berichtet worden, Erzellenz?"

„Berichtet, Hoheit?“ fragte der Gesandte. „Aber wie können Sie nur so etwas denken!“

„Die Prinzessin machte mich erst darauf aufmerksam, bis dahin hatte ich wirklich nicht daran gedacht. Sie zeigte mir erst Ihre Aufpaffer. Ach, wir Prinzen sind wirklich übel daran; keinen Schritt dürfen wir machen, ohne daß sich Spione an unsere Fersen heften. Wozu eigentlich, Erzellenz? Wer hat Interesse daran? Ich hoffe, daß Sie wenigstens richtig über mich berichtet haben und nicht vergaßen, zu erwähnen, daß ich in den letzten drei Wochen fast jeden Tag mit der Prinzessin Abelaide zusammengetroffen bin, und daß sich zwischen uns ein sehr gutes Freundschaftsverhältnis entwickelt

Der Erbprinz lächelte eigentümlich, und dann sagte er sehr satirisch: „Ei, freilich! Unser Export könnte ja zurückgehen, Erzellenz, wenn wir nicht bald die Freundschaft der Höfe wieder hergestellt sehen. Ich glaube, wir exportieren jährlich für vierzigtausend Mark in den Staat Batinghausen? Oder sind's gar zweiundvierzigtausend? Und dann, überlegen Sie doch, welche unabsehbaren Folgen es gäbe, wenn uns Batinghausen eines Tages keine Gänseleberpasteten mehr liefern würde, die wir ja von dort als Haupteinfuhrartikel beziehen! Gräßlich! Gar nicht auszudenken! — Nein, nein, Sie müssen rasch ans Werk gehen, Erzellenz, die Staaten haben wirklich das größte Interesse an der Wiederherstellung der alten Freundschaft der beiden Höfe!“

Und ehe der Gesandte etwas erwidern konnte, reichte ihm der Erbprinz die Hand, verabschiedete sich und ging.



Zum siegreichen Vorstoß deutscher Torpedoflottilien in den englischen Kanal: Mußestunde auf einem Torpedoboot in einem flandrischen Hafen. Phot. Verl. Mühlr.-Ges.

hat; worauf Sie nun vielleicht das Jahrhundert alte gute Einvernehmen zwischen den Häusern Geroldingen und Batinghausen wieder herzustellen vermögen. Erzellenz, da sind Lorbeeren zu pflücken. Ich rate Ihnen, zuzugreifen!“

Graf Weesenburg hörte aus den Worten des Erbprinzen sehr wohl die Ironie heraus, die unverkennbar hineingelegt worden war, aber dennoch erschien ihm der Fingerzeig sehr beachtenswert. Feinlich war es ihm nur, daß man seine Aufpaffer entdeckt hatte, denn er war der Meinung, daß kein Mensch bemerken würde, wie er sich sein Material für die Berichte über den Erbprinzen verschaffte.

„Ich werde nicht verfehlen, dem Batinghausenschen Hofe wissen zu lassen, daß Hoheit hier, wie Sie mir soeben erzählten, mit Ihrer Durchlaucht, der Prinzessin Abelaide, freundschaftlich verkehren,“ erwiderte er fast feierlich, „denn — die alte Freundschaft zwischen den beiden Höfen wieder herzustellen, liegt gewiß im Interesse beider Staaten.“

Weesenburg mußte seinen Horn hinunterschlucken. Der Sarkasmus des Prinzen hatte ihm weidlich zugesetzt. Trotzdem wollte er aber sofort daran gehen, die Versöhnung der beiden Fürstenhäuser anzubahnen.

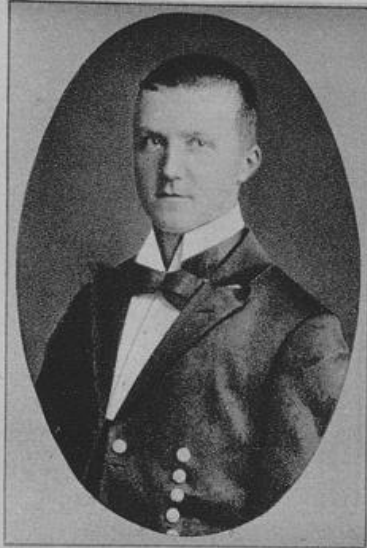
„Ach, du lieber Himmel!“ seufzte er, als er den Wagen des Prinzen davonfahren hörte, „wenn der erst Herzog ist, kann's gut werden!“

Am Nachmittag traf ein Telegramm von Liefelotte beim Erbprinzen ein, in dem sie ihm mitteilte, daß sie ihren Eltern alles gebeichtet und sie auf seinen Besuch vorbereitet hätte. „Sie waren auf das höchste überrascht,“ hieß es in der langen Depesche, „aber Mama ist ganz außer sich vor Stolz und Freude, daß ihre Tochter nun einen Prinzen heiraten wird; Papa jedoch sprach von kommenden Schwierigkeiten. Ich vertraue Dir, daß er nicht recht behält. Alles liegt in Deiner Hand. Liefelotte.“



Kapitänleutnant Peeh,

unter dessen Führung ein deutsches U-Boot binnen 24 Stunden 51 000 Tonnen versenkte.
Phot. Verl. Illust.-Ges.



Oberleutnant J. S. Steinbrint

versenkte als U-Bootsführer in kurzer Zeit 25 Schiffe von zusammen 14 000 Tonnen. Den Orden „Pour le Mérite“ befiht er schon seit März 1916.



Generalleutnant von dem Borne,

unter dessen Führung die bei Verdun, westlich der Maas, gelegene Höhe 504 den Franzosen entzogen wurde.

Eine Stunde später reiste der Erbprinz nach Partentkirchen, um dort zu übernachten und am nächsten Morgen nach Mittenwald weiterzufahren. Es hielt ihn nicht länger in München, dennoch gab er seine Appartements im Hotel noch nicht auf. Er wollte wohl in Mittenwald ein paar Wochen bleiben, um in der Nähe Lieselottens zu sein, aber vorher noch einmal nach München zurückkehren, um seines Vaters Antwort auf seine Verzichtserklärung, die ihm wohl durch den Gesandten überreicht werden würde, abzuwarten.

In wunderbarer Pracht standen die schneebedeckten Riesen des Wettersteingebirges vor seinen Augen, als der Erbprinz den Zug in Partentkirchen verließ, ganz klar, und jeder Grat wie mit dem Messer abgeschnitten; der Himmel darüber in strahlender Bläue. Der tief herabliegende Schnee auf der Alpipe und auf dem großen und kleinen Wagenstein leuchtete blendendweiß, und die mächtigen Felswände traten so scharf hervor, daß sie zum Greifen nahe erschienen.

Ein banges Winterahnen durchzitterte die Natur, und dennoch war die Luft warm und balsamisch, und Günter atmete sie mit vollen Lungen ein.

Seine Brust schien sich zu weiten, und seine Blicke wurden immer freier und leuchtender.

Mit leichten, elastischen Schritten ging der Prinz neben dem Hotelpfortner her, der sein Gepäck trug, und in seiner vorzüglichen Laune knüpfte er leutselig eine Unterhaltung mit ihm an.

„Sind noch viele Fremde in Partentkirchen?“ fragte er.

„O mei,“ erwiderte der Bursche, „alles ist voll! Jetzt gibt's sei a Sommer-, Herbst- und Winterfaison da herinnen, und man sieht bereits das ganze Jahr nir wie Fremde. Die Einheimischen verschwinden ganz. Und in jeder Woch' wird a neues Hotel aufg'macht.“

Das schien ihm am wichtigsten zu sein, denn er zählte des langen und breiten die neuen Gasthöfe auf, die in den letzten zwei Jahren ihre Pforten geöffnet hatten.

Im Hotel konnte Günter nur mit Mühe und Not ein Zimmer bekommen, da das Haus überfüllt war, aber der Wirt schaffte Platz, und der Prinz gab sich für die eine Nacht mit dem armseligen Stübchen, das man ihm anwies, zufrieden.

Schon um sieben Uhr erschien er am nächsten Tage am Frühstückstisch, und dann ließ er sein Gepäck gleich zur Bahn schaffen, denn er wollte schon um acht Uhr nach Mittenwald weiterfahren. Die Stunde, die ihm blieb, benutzte er zu einem Spaziergange. Der Morgen erstrahlte in sonniger Helle, und Günter war wiederum wie bezaubert von der Schönheit der Natur um ihn her; er konnte sich nicht satt sehen an den Bergen und an den malerisch gelegenen Städtchen Partentkirchen und Garnisch.

Sah es ihn Werdenfels' Land noch gar nicht so recht winterlich aus, so war das ganz anders in dem viel höher gelegenen Mittenwald, dort lag bereits der Schnee auf den Feldern und auch auf den Dächern der Häuser.



Oberst Höfer, Kommandeur der Inf.-Brigade, mit Stab.

Oberst Höfer vorlor in einem Sturm gegen die Russen, bei Führung seines Bataillons, den rechten Arm. Er ist Inhaber des Ordens „Pour le Mérite“.

Sünter war, als er den Zug, der ihn nach Mittenwald gebracht hatte, verließ, so überrascht darüber, daß er sich plötzlich mitten in einer Winterlandschaft befand, daß er beinahe Lieselotte übersehen hätte, die ihn an der Bahnsteigsperrre erwartete.

„Ja, Sünter,“ sagte sie lachend, „kennst du mich denn nicht mehr?“ Sünter blieb wie angewurzelt stehen.

„Liesi,“ rief er glücklich, „du bist am Bahnhof? Das habe ich ja gar nicht erwartet! Ja, — grüß dich Gott, mein Lieb!“ — Und ohne sich um die Leute zu kümmern, drückte er ihr einen herzhaften Kuß auf den Mund.

„Du bist lähn,“ sagte Lieselotte, die sich ein wenig schämte.

„Das Glüd, dich wiederzusehen, macht mich so mutig,“ entgegnete Sünter lachend. „Aber, woher wußtest du denn, daß ich mit diesem Zug kommen würde? Ich wollte dich doch eigentlich überraschen!“

„Das wäre dir nicht gelungen, da ich zu jedem Zuge, der heute kommt, auf die Bahn gegangen wäre.“

„Wie lieb von dir,“ sagte Sünter, „nun wollen wir aber gehen, und zwar nicht gleich ins Hotel, Liesi, denn ich möchte dich noch ein wenig allein haben. Ich sende meinen Koffer voraus; warte, bitte, einen Augenblick.“

Er eilte fort, um einem Gepädträger die erforderlichen Anweisungen zu geben, und kehrte dann zu Lieselotte zurück.

„So,“ rief er, „nun mußt du mich führen, Lieb, denn ich war nur ein einziges Mal in Mittenwald, als ich die westliche Karwendelspitze bestiegen habe.“

Er zeigte auf den Berg, von dem er sprach, und ließ seine Blicke lange auf ihm ruhen. Von der Talsohle aus stieg das Karwendel in mächtigen Wänden fast senkrecht über zweitausend Meter in die Höhe, schroff und zerklüftet war der Gipfel, stark und Gefahren bereizend das Kar unmittelbar darunter.

„Ich möchte so gern hinauf,“ erwiderte Lieselotte, „es sind ja nur fünf Stunden von hier bis zur Spitze.“

„Aber gefährlich ist der Weg, namentlich in der jetzigen Zeit.“

„Ich habe noch nie beim Bergsteigen Furcht empfunden, und ich

bin sehr geübt im Kraxeln. Mit dir hinaufzugehen wäre köstlich, Sünter.“

„Nein, Lieb, wir wollen an unsere Zukunft denken und die Gefahren meiden. Ich finde, daß es hier unten auch sehr schön ist.“

„Weißt du, Sünter, seitdem ich hier bin, zieht es mich mit einer unerklärlichen Gewalt zum Karwendel hinauf. Ich muß mich ordentlich bezwingen, diesem Drang nicht nachzugeben. Was mag das nur sein?“

„Mein Gott, du siehst eben den Berg auf Schritt und Tritt vor dir aufragen, und daß Berge ihre Freunde zum Besteigen anlocken, ist doch eine unbestrittene Tatsache.“

Sie gingen die neue Leutaschstraße hinauf zur Höhe und betrachteten von dort aus das reizend gelegene Mittenwald, dessen Häuser sich um die hochaufragende malerische alte Kirche scharten, so, als wenn sie Schutz bei ihr suchten.

Beim Weiterwandern entschwand dann das Städtchen ihren Blicken und sie befanden sich nun ganz allein auf einer schneebedeckten Alm, die die Straße durchschneidte.

„Winter,“ rief Sünter, „und drunten in München ist der Herbst noch immer zu Gast! Wir aber tragen den Frühling in der Brust, nicht wahr, Liesi?“

Statt zu antworten, schlang sie ihren Arm um seinen Hals und duldete es, daß er sie heiß und innig küßte.

„Es war eine schwere Viertelstunde für mich,“ sagte sie dann, als er sie wieder freigegeben hatte, „als ich Papa und Mama alles beichtete.“

„Erzähle doch, Lieb.“

Und mit einer Stimme, in der es jubelte, wie wenn Englein ein Hosianna singen, berichtete sie ihm, was sie gesagt, und was die Eltern erwidert hatten. Die Baronin war schnell gewonnen, ihr schien die Aufhebung der Verlobung mit Beerensen gar nicht unlieb zu sein, und daß ein Erbprinz um die Hand ihrer Tochter anhalten wollte, galt ihr als fabelhaftes Glüd. Der General aber hatte Bedenken, ob Sünters Vater die Verzichtserklärung annehmen würde. (Schluß folgt.)



Aus dem besetzten Frankreich: Leichenbegängnis in einer französischen Kleinstadt.

Phot. W. Giese, Berlin.

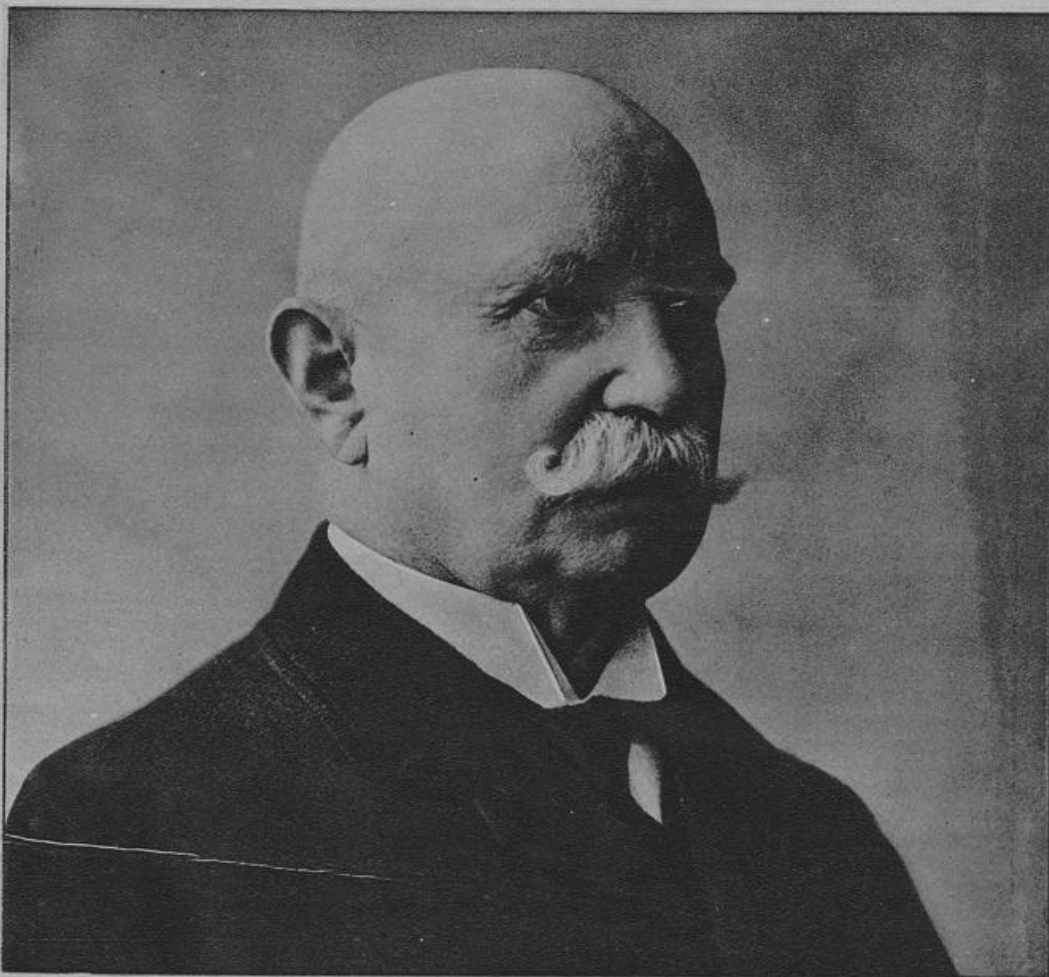
Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfener General-Anzeiger

Nr. 11.

Düsseldorf, 17. März

1917.



Graf Ferdinand von Zeppelin †.

Phot. H. Brandseph, Stuttgart.

Am 8. März hat der Tod dem unermüdeten Eroberer der Luft ein Ziel gesetzt. Graf Zeppelin, der am 8. Juli 1858 in Konstanz geboren war, ist nicht ganz 79 Jahre alt geworden. Deutschland verliert in ihm einen seiner Besten.

Majestät Pflicht.

Roman von Hans Forsten.

Copyright 1916 by
Carl Duncker, Berlin.

Schlus.

Papa meint", sagte Lieselotte, voll inniger Zuneigung zu Günter ausblickend, „man würde alles aufbieten, um dich zur Zurücknahme der Erklärung zu bewegen, und es würde schwer für dich sein, den Mahnungen und Beschwörungen standzuhalten.“

„Der General irtt sich,“ erwiderte Günter in einem entschiedenen Tone, „ich bin allen Einwendungen vollauf gewachsen.“

„Das wirst du natürlich Papa auseinandersetzen, nicht wahr, Günter?“

„Ich freue mich darauf, Liesi, und bin ganz fest überzeugt davon, daß es mir sehr rasch gelingt, deinem Vater eine bessere Meinung über meine Willenskraft beizubringen.“

Sie küßten sich noch einmal, hielten sich lange umschlungen und gingen dann Hand in Hand in das Städtchen zurück.

Aber bevor sie es erreichten, sahen sie den General und die Baronin auf der Straße nach Scharnisk promenieren.

Lieselotte legte die Hände an den Mund und rief ein lautes „Zuch!“ Die Baronin blieb stehen und blickte sich um, da entdeckte sie die beiden, und mit lebhaften Bewegungen machte sie den Gatten auf sie aufmerksam.

Der zog den Hut fast zu gleicher Zeit mit Günter, und dann kam er mit seiner Gattin dem jungen Paar entgegen.

Die Baronin wollte einen tiefen Hofknirx machen, aber Günter verhinderte sie daran, indem er ihre Hand sofort ergriff und sie küßte. Der General aber blieb mit unbedecktem Haupte stehen.

Günter war beinahe ärgertlich darüber; er bat den General, den Hut aufzusetzen, und als Lieselotte sich darauf in den Arm der Mutter hing und mit ihr in der Richtung nach Scharnisk weiterging, folgten ihnen der Erbprinz und der General.

Günter begann sofort über das zu sprechen, was ihn nach Mittenwald geführt hatte, und es gelang ihm in der Tat, den General zu überzeugen, daß er auf seiner Verzichtserklärung bestehen bleiben würde, mochte man durch was auch immer versuchen, ihn zur Zurücknahme derselben zu bewegen.

Nun konnte der Baron Drachenthal ohne Bedenken dem Erbprinzen seine Einwilligung geben. Er rief die beiden Damen herbei, und mitten in der herrlichen Bergwelt, unter freiem Himmel, legte er dann die Hände des jungen Paares ineinander und segnete ihren Bund mit ein paar schlichten, aber tief zu Herzen gehenden Worten. Lieselottes Blicke hingen, als der Vater ihre Hand ergriff, an den Augen des Geliebten, als der General aber seinen Segen sprach, klangen ihre Blicke empor zu der Karwendelspitze, die majestätisch vor ihr aufragte, bedeckt mit ewigem Schnee, der sich wie ein Hermelinmantel um das graue Gestein legte.

Vier überaus glückliche Menschen schritten eine halbe Stunde später durch die Straßen von Mittenwald, und der General hatte dann mit dem Wirt der alten Post eine längere vertrauliche Unterredung, die ein gar vorzügliches Diner zeitigte mit ganz exquisiten Weinen, wie sie nur höchst selten aus dem Keller des Gasthauses ans Tageslicht befördert werden.

Und so lustig hatte Lieselotte ihren Vater überhaupt noch nicht gesehen. Er schien um zwanzig Jahre jünger zu sein, und die Mutter erst, die war nicht wiederzuerkennen mit ihrer sprudelnden Laune. Günter fühlte sich unendlich wohl, und er war froh darüber, daß er nun nicht mehr seinen wirklichen Namen und seinen Rang zu verheimlichen brauchte.

„Morgen aber,“ sagte er sich, „ist auch dieser Name nicht mehr für mich da. Morgen erhalte ich vielleicht schon irgendeinen Grafentitel zugewiesen und zugleich die Verbannung vom Hofe oder gar aus Geroldingen.“

Er sah bei diesen Gedanken seine Braut an, sah, wie sie selig lächelte und wie das Glück ihr aus den Augen blühte, und die Schatten,

* Dieser in englischer Fassung vorgeschriebene Vermerk ist unerlässlich, um den unbefugten Nachdruck unseres Romans in den Vereinigten Staaten Hochamerikas zu verhindern. Die Redaktion.

die sich über seine Seele breiten wollten, verschwanden sofort wieder. Er ergriff sein Glas und stieß mit Lieselotte an. „Dein Wohl, Schatz!“ sagte er leise. „Das Anseer!“ erwiderte sie und trank das Glas ganz leer.

Dann erhob sich der General und trank dem Brautpaar zu und plötzlich ertönte im Nebenzimmer die Klänge der Geroldingenschen Nationalhymne. Der Wirt hatte, vom General darum ersucht, das Musikkorps von Mittenwald alarmiert. Fast in jedem Hause des berühmten Geigenmacherortes wohnt nämlich ein trefflicher Musikant, der, wenn er zum Spielen gerufen wird, sofort seine Arbeit beiseite wirft, nach seinem Instrument greift und zum Sammelplatze des Orchesters eilt. Die Tür zum Nebenzimmer wurde geöffnet und herein traten, während die Musik den Brautchor aus Lohengrin spielte, die Kinder des Wirtes und einige Buben und Mädel aus der Nachbarschaft und überreichten dem jungen Paar, das ganz gerührt war durch diese Aufmerksamkeiten, Blumensträuße von gewaltigen Dimensionen. Um sie herzustellen, waren die Blumenstöcke hinter den Fenstern der Häuser gründlich geplündert worden, denn im Freien wuchs wahrlich kein armseliges Gräschen mehr.

Günter drückte, nachdem er zugleich mit Lieselotte den Kindern alles Badewerk und Obst gegeben hatte, das vom Dessert noch übrig geblieben war, dem General die Hand und dankte ihm für die reizende Veranstaltung, die des Barons Talent, Feste zu arrangieren, wieder von neuem im besten Lichte gezeigt hatte.

Am Nachmittag blieb dann Günter mit Lieselotte allein und in dieser Zeit konnten sie ihr jubelndes Glück noch einmal durch Zärtlichkeiten verkünden und mit flammenden Worten preisen, und sie waren ganz überrascht, als es bereits Abend geworden war, und die Baronin durch ihr Erscheinen und durch die Aufforderung, zum Abendessen zu kommen, ihrem seligen Alleinsein ein Ende bereitete. —

XI.

Mit leichtem Herzen war Günter am nächsten Morgen von Mittenwald fortgefahren, um in München die Antwort seines Vaters in Empfang zu nehmen, um die Koffer zu packen, die er dort gelassen hatte, um seine Wohnung aufzugeben, und um dann sogleich wieder nach Mittenwald zu längerem Aufenthalt zurückzukehren.

Der Abschied war weder ihm noch Lieselotte schwer gefallen, wußten sie doch beide, daß nur wenige Stunden sie trennen würden. Aber je näher Günter München kam, desto mehr entfloß seinem Herzen die Ruhe, dafür zog aber eine ihm unerklärliche Bangigkeit in sein Inneres ein.

Er fuhr sofort vom Bahnhof in sein Hotel.

„Ein Herr wartet schon seit gestern abend auf Sie, Herr Doktor,“ empfing ihn der Portier, „er hat bei uns Wohnung genommen. Hier ist seine Karte und hier sind auch Telegramme für Sie.“

Günter nahm die Depeschen und die Karte in Empfang.

Er las auf der letzteren: „Graf Eddal.“

„Wo ist der Herr?“ fragte er.

„Er hat Befehl gegeben, ihn sofort zu rufen, wenn der Herr Doktor zurückkehrt.“

„Ich lasse den Herrn auf mein Zimmer bitten,“ erwiderte der Prinz, und dann überlegte er, während der Lift ihn zu seiner Etage führte. „Seit gestern abend ist Eddal schon hier? Unmöglich, daß er da bereits eine Antwort von meinem Vater brächte! Was mag er wollen?“

Mit eiligen Schritten ging er vom Lift in sein Zimmer. Gerade als er dort die Telegramme öffnen und lesen wollte, trat Graf Eddal nach einem leisen Anklopfen ein. Günter warf die Depeschen auf einen Tisch, ging dem Grafen entgegen, reichte ihm die Hand und sagte: „Ich bin überrascht, Sie hier zu sehen, lieber Graf, was führt Sie her?“

„Ich bin von Ihrer Hoheit der Frau Herzogin beauftragt worden, Eure Hoheit nach Geroldingen zu begleiten,“ entgegnete der Kammerherr tieferrst.

„Was soll das heißen?“ rief Günter halb erstaunt, halb entrüstet. Graf Eddal erwiderte nichts, sondern zeigte nur auf die Telegramme, die Günter beiseite gelegt hatte.

Nun öffnete der Prinz die zu oberfliegende Depesche, überflog sie, und Leichenblässe zog in sein Gesicht.

„Mein Vater!“ rief er. „Mein Vater verunglückt?“

„Gestern früh, Hoheit, ein Sturz mit dem Pferde bei einem Spazierritt,“ entgegnete Eddal leise.

Günter riß das zweite und dritte Telegramm auf.

„Die Ärzte depeeschieren, daß er noch immer besinnungslos sei,“ rief Günter erregt aus. „Wann?“ Er sah nach. „Um sechs Uhr abends aufgegeben.“

Das letzte Telegramm öffnete er mit zitternden Händen.

„Von meiner Mutter,“ murmelten seine Lippen, „es steht schlecht — ich soll kommen —“

Eddal nickte tieftraurig mit dem Kopfe.

Günter stand wie erstarrt da.

Dann aber lief ein Zittern und Beben durch seinen Körper, und er strich langsam mit der Hand über die Stirn.

„Wir werden mit dem nächsten Zuge reisen,“ sagte er.

„In einer halben Stunde, Hoheit, geht ein Schnellzug.“

„Schon recht. Wir fahren.“

Er klingelte und befahl dem eintretenden Kellner, die Rechnung zu bringen. Dann packte er die Koffer, wobei ihm Eddal half. Kein Wort wurde dabei gesprochen.

Auch auf dem Wege zum Bahnhof nicht und nicht während der ganzen Fahrt.

Es schien, als ob Günter vorerst nur schweigend ertragen konnte, was ihm das Schicksal auferlegt hatte.

In einer Droschke fuhr er dann in Geroldingen mit dem Kammer-

herren zum Schlosse. Tief zurückgelegt sah er im Wagen und starrte vor sich hin, keinen Blick warf er auf die Straßen, durch die sie fuhren.

Graf Eddal hatte das Empfinden, neben einem Phantom zu sitzen, nicht neben einem lebenden Menschen, aber solange der Erbprinz schwieg, durfte auch er nicht sprechen. So gebot es das Zeremoniell.

Im Schloß stürmte der Prinz in die Gemächer des Herzogs, vorbei an Hofbeamten, an Damen und Herren, an Lakaien und Bedienten. Er schien sie gar nicht zu sehen.

Als er durch das Arbeitszimmer seines Vaters kam, fiel sein Blick auf den Schreibtisch, und mit einem Male blieb er wie angewurzelt stehen. Auf dem Schreibtisch lag seine Verzichtserklärung. Un-eröffnet und noch versiegelt. Er nahm sie und steckte sie in die Brusttasche. Der Herzog hatte sie also noch gar nicht gelesen, wie alle anderen Briefe und Schriftstücke nicht, die da auf dem Schreibtische lagen.

Richtig. Das Unglück war ja gestern früh geschehen, und gestern vormittag hatte er ja dem Grafen Weesenburg erst das Dokument gegeben. Der Kurier, der es überbrachte, mußte gestern mit demselben Zuge gefahren sein, den er heute benutzte hatte.

Gestern?

Er hielt sich an einem Stuhle fest, weil ihn ein Schwindel ergriß.

Vieselotte!

Sie erwartete ihn jetzt in Mittenwald. Gewiß war sie auf dem Bahnhof. Er mußte ihr telegraphieren. Aber jetzt erst zum Vater.

Er eilte weiter. Durch einen Salon und durch das Bibliotheks-

zimmer.

Da hörte er weinen und schluchzen.

Täuschte er sich nur?

Nein, nein. Er vernahm es ganz deutlich. Mit einem Sprunge war er an der nächsten Tür, riß sie auf und prallte zurück.



Weidende Pferde an der Aisne in Frankreich.

Holzphot. Carl Ehrlich.



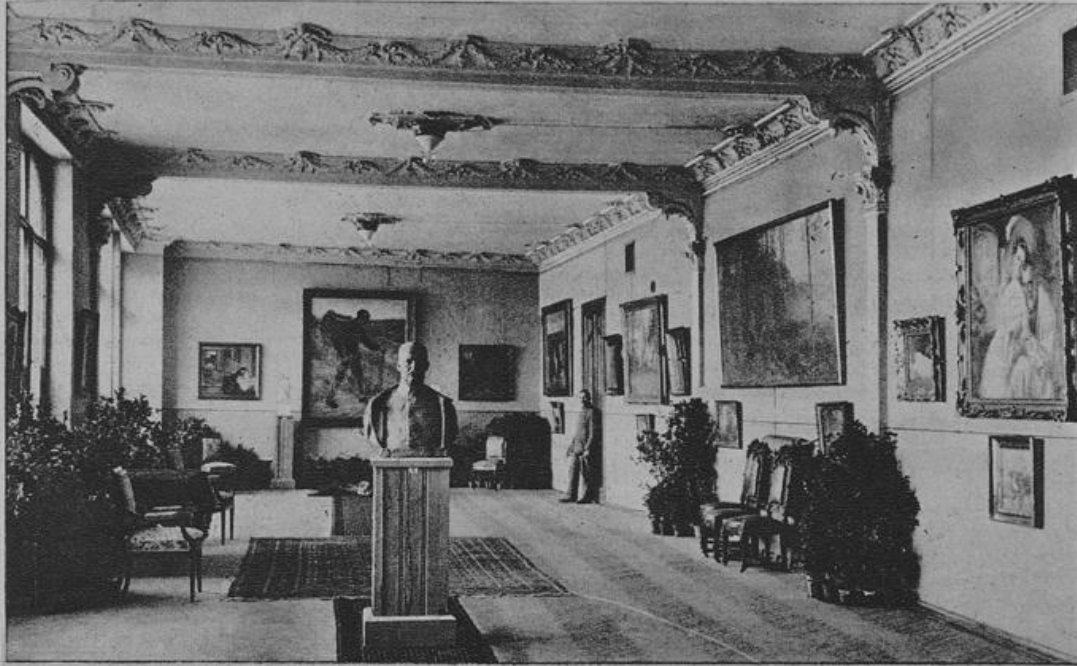
Verlobung des Herzogs Adolf von Mecklenburg-Schwerin mit der Prinzessin Viktoria Feodora Ruß j. L.

Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin (1); Herzog von Cumberland (2); Die Braut: Prinzessin Viktoria Feodora Ruß j. L. (3); Der Bräutigam: Herzog Adolf von Mecklenburg-Schwerin (4); Großherzogin Elisabeth von Oldenburg (5); Herzogin Albrecht von Mecklenburg-Schwerin (6); Fürst Heinrich XXVII. Ruß j. L. (7); Großherzogin Mutter Maria von Mecklenburg-Schwerin (8); Herzogin von Cumberland (9); Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin (10); Herzog Albrecht von Mecklenburg-Schwerin (11); Herzogin Olga von Braunschweig-Lüneburg (12); Tochter des Herzogs von Cumberland (13); in der Mitte Fürstin Ruß j. L.



Großherzogin Luise von Baden (X), wurde für ihre Verdienste um das Rote Kreuz von der medizinischen Fakultät der Universität Freiburg zum Dr. med. hon. caus. ernannt.

Phot. Verl. Jähr. Gef.



Deutsche Kunstausstellung in Wilna: Der Hauptsaal der Ausstellung. Phot. Boedeker, Berl.

In der alten Hauptstadt Litauens ist vom Generalobersten von Eichhorn eine deutsche Kunstausstellung eröffnet worden, die eine Anzahl von Meisterwerken aus Beständen des Königsberger Museums zur Schau bringt und einen Überblick über die wesentlichen Erscheinungen der deutschen Kunst in den letzten Jahrzehnten gewährt. Unter fast 200 Werken deutscher Künstler sind solche von Crübner, Liebermann, Uhlde, Corinth, Dittmann, Spitzweg, Oswald, Andreas Achenbach, Heideert u. a. vertreten. Auch ein Bismarckbild von Lenbach, Cauers Büsten von Hindenburg, Kuldendorff und Eichhorn sowie Jagdgemälde des Grafen Brühl schmücken die Ausstellung. Unseren Feldgrauen wird dadurch im besetzten fremden Land die Heimat näher gebracht.

Die Mutter sah weinend auf einem Fauteuil, um sie herum seine Geschwister, ebenfalls schluchzend und mit tränenüberströmten Gesichtern.

„Günter! Du!“ rief die Mutter. „Gott sei Dank, daß du kommst!“ Er küßte ihre Hand.

„Wie geht es dem Vater?“ fragte er leise. „Warum weint ihr alle?“

Prinz Sigismund, sein jüngster Bruder, zeigte auf eine Tür. Günther öffnete sie und stieß einen Schrei aus, dann wankte er und irgend jemand hielt in fest. Er konnte nicht erkennen, wer es war. Nebelschleier flatterten um seine Augen.

„Der Vater tot!“ schrie es in ihm, und das war alles, was er in diesem Augenblick zu denken vermochte.

Dann raffte er sich zusammen und trat noch einmal in das Sterbezimmer.

Friedlich, als ob er schlummere, lag der Herzog in seinem Bette.

Günter kniete nieder und sprach ein Vaterunser. Dann erhob er sich und ging langsam zu der Mutter zurück.

„War denn keine Hilfe möglich?“ fragte er.

„Die Ärzte haben alles versucht,“ entgegnete die Herzogin, „durch den Sturz waren aber innere Organe verletzt worden.“

Günter warf sich in einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

So sah er lange, lange und niemand wagte, ihn in seinem Schmerz zu stören, kein Wort wurde laut.

Aber dieses Schweigen ließ ihn plötzlich auffahren, und da sah er in allen Gesichtern tiefe Ehrerbietung und selbst die Mutter schien sie zu besitzen.

Ach ja! Er war ja der Erbprinz!

Sein Herz fühlte plötzlich einen Stich, als hätte es ein Dolchstoß getroffen.

Da näherte sich ihm die Herzogin und legte ihre Hand auf seine Schulter. „Günter,“ sagte sie sanft, „die Minister.“

Er fuhr herum und starrte die Mutter an. „Die Minister?“ wiederholte er fragend.

Dann besann er sich. „Ja so! Sie erwarten mich. Ganz recht. Ich werde gehen.“

Und wie im Traume wandelnd schritt er zum Zimmer hinaus. Als er in dem anstößenden Gemach ein paar Schritte gemacht hatte, sah er den Grafen Edbal.

„Ich bitte, Graf, die Minister. Wo erwarten sie mich?“

„Im Arbeitszimmer Weiland Seiner Hoheit des Herzogs Franz Ferdinand,“ erwiderte der Kammerherr ernst.

Günter ging weiter, denselben Weg, den er gekommen war.

Im Arbeitszimmer sahen die Minister. Bei seinem Eintreten erhoben sie sich und sprachen ihm ihre Teilnahme aus.

Günter hörte gar nicht, was sie sagten. Er dankte mechanisch und reichte jedem der Herren die Hand.

Dann setzte er sich nieder. Die Stühle waren ihm so unfagbar schwer, und sein Herz klopfte zum Zerspringen.

Die Minister standen in einer Ecke und schienen Befehle zu erwarten.

Günter aber sprach kein Wort. Er dachte nur an den Vater und sah ihn auf seinem Sterbebette liegen.

Da trat der Kriegsminister vor und sagte mit leiser Stimme:

„Für wann befehlen Eure Hoheit die Verteidigung der Truppen? Die Truppen sind in Bereitschaft und es bedarf nur des Befehls zum Ausrücken. Wollen Eure Hoheit gnädigst unterschreiben?“

Er unterbreitete Günter eine Mappe mit einem Schriftstück.

Günter sah den Kriegsminister wie geistesabwesend an, dann nahm er die Feder und wollte seinen Namen schreiben, doch plötzlich warf er sie weg.

„Ich kann ja nicht,“ tief er, „ich darf ja nicht.“

Die Minister sahen sich sassunglos an. Sie wußten nicht, was sie tun, was sie von alledem halten sollten.

Günter erhob sich und wollte sprechen. Da fiel aber sein Blick auf ein kleines Täfelchen aus Silber, das auf dem Schreibtisch stand, und er nahm es in die Hand und las die Worte, die darauf eingraviert waren:

„Du' deine Pflicht!
Und sei sie noch so schwer,
Erfülle sie
Zu deines Hauses Ehr'!“

Und nun, nachdem er die Worte gelesen hatte, hob Günter den Kopf, und aus seinen Augen sprang ein stahlharter Blick. Dann ergriff er die Feder von neuem und setzte seinen Namen unter das Dokument.

„Verzeihung, Hoheit,“ sagte der Kriegminister, als ihm Günter das Schriftstück gab, unter Ihrem Namen muß stehen: Herzog von Geroldingen.“

„Herzog?“ rief Günter. — „Ich will — doch — gar nicht —“

Er griff sich an das Herz, an den Hals und dann in die Luft. Ihm war's, als müsse er ersticken.

Der Kriegminister ließ in größter Bestürzung ein Glas Wasser holen. Günter trank es auf einen Zug aus.

Dann zwang er sich aber, ruhig zu bleiben.

„Es war eine momentane Schwäche,“ sagte er, „Sie werden es begreiflich finden. Die Aufregung. Und alles so plötzlich. Wenn ich Sie bitten dürfte, mich nun allein zu lassen. Oder wünschen Sie noch etwas? — Nein? — Also ich danke Ihnen, meine Herren.“

Die Minister verneigten sich tief und gingen.

Günter blieb allein. „Du' deine Pflicht — Und sei sie noch so schwer —“

Er las es noch einmal, und wieder fühlte er, wie das Blut aus seinem Herzen wich und sich in seine Kehle drängte. Abermals war es ihm, als müsse er ersticken.

„Lieselotte!“ schrie er gellend und halb wahnsinnig vor Schmerzen. „Lieselotte, unser Glück ist dahin!“

Und dann stützte er den Kopf in die Hände, und aus seinen Augen stürzten Tränen.

„Zu spät,“ murmelte er, „um einen Tag zu spät! Nun muß ich auf Glück und Sonnenschein verzichten, muß meinem Herzen Schweigen gebieten, weil die Pflicht mich dazu zwingt. Ist das nicht grausam vom Schicksal?“

Er stand auf und ging im Zimmer auf und ab.

„Wie wird Lieselotte das Furchtbare ertragen?“, sprach er vor sich hin. „Wie soll ich es ihr mitteilen? Wird sie begreifen, daß ich noch

als Prinz auf alles verzichten konnte, daß ich es aber als Herzog nicht mehr darf? Ich muß ihr telegraphieren. Nein. Das würde sie zu sehr erschrecken. Aber wie verständige ich sie? Zu ihr reisen kann ich doch jetzt nicht. O wie entsetzlich!“

Er quälte sich damit ab, einen Ausweg zu finden, aber er fand keinen. Als er aber schon ganz verzweifelt war, kam ihm endlich ein rettender Gedanke.

„Ich werde an die Prinzessin Adelaide telegraphieren und sie bitten, zu Lieselotte zu fahren und ihr alles mitzuteilen.“

Und er setzte sich sofort nieder und schrieb ein Telegramm, das einige hundert Worte umfaßte. Dann, nachdem er es selbst telephonisch dem Telegraphenamate aufgegeben und die Niederschrift verbrannt

hatte, wurde er ruhiger, und er begab sich zu seiner Mutter und zu seinen Geschwistern, um in ihrer Mitte die ersten schweren Stunden der Trauer zu erleben.

Schneller als er geglaubt hatte, traf ein Antworttelegramm von der Prinzessin Adelaide ein; sie depeschierte: „Ich reise sofort. Gott schütze meine arme, gute Lieselotte!“

Herzog Günter von Geroldingen blieb die ganze Nacht hindurch in seinem Arbeitszimmer, und die zu ihm befohlenen Minister durften ihn erst bei grauem Morgen verlassen.

„So hatte der selige Herr nicht gearbeitet,“ sagte der Finanzminister zum Kammerherrn Graf Edbal, als sie beide zusammen, müde und ganz zerschlagen, das Schloß verließen.

„Ja, ich glaube, — es weht ein ganz anderer Wind seit heute Nacht in der Residenz,“ erwiderte der Kammerherr, „und wir müssen sehen,

daß wir uns nicht ertöten und dann wegen Krankheit den Abschied bekommen.“

„Mir scheint, der junge Herzog will ganz andere Wege gehen als sein Vater.“

Der Kammerherr lächelte.

„Erzählen,“ sagte er, „wenn er will, ist noch nicht gesagt, daß er es auch kann. Die Wegweiser, Erzählen, sind nämlich wir.“

„Wenn Sie sich nur nicht täuschen, Herr Graf!“

„Qui vivra verra!“

XII.

Durch Mittenwald eilte ein Bursche. Ganz verstört und mit hellem Entsetzen in den Augen. Die Fäde und das Hemd weit offen, schweißtriefend, leuchtend und außer sich vor Erregung. Vor dem Bürgermeistertaus machte er halt und zog stürmisch an der Glode.



Kahnfahrt auf dem Yserkanal vor dem Kriege.
Im Hintergrunde die Stadt Ypern.

„Ja, was gibt's denn?“
 schrie die Magd im Hause.
 „Wer schellt denn da so?“
 „Macht's auf,“ rief
 der Bursche, „a Unglück is
 g'schehen! Hilf' brauchen
 wir — aber mir scheint,
 's wird fast zu spät sein.
 Wo ist denn der Bürger-
 meister, Nanni?“

„Ret dahoam,“ tönte
 es zurück, „lauf zum Dok-
 tor, Sepp,“ erwiderte die
 Magd, nachdem sie die
 Tür geöffnet hatte.

Sepp stürmte davon.
 Den Doktor fand er daheim.

„Ja, was gibt's denn?“
 rief er, als der Bursche in
 sein Zimmer trat. „Eih
 halt erst a weng nieder,
 Sepp. Mögst an Enzian?“

„Ja — an Enzian,
 Herr Doktor, i glaub', daß
 der helfen tuat! Mei Herz
 rumort zum Zerpringen.

I bin in zwoa Stunden abi g'laufen vom Kat an der Karwendelspiß.“

„Ja, was hast' denn da droben zu suchen g'habt, du Bazi?“
 fragte der Arzt.

„O mei — daß i 's g'steh', auf die Samserln hab' i schau'n woll'n,
 weil's gar so possierlich umanand spring'n da drob'n.“

„Seh', geh'!“

„Ja, meiner Södl'! Nur zuschau'n wollt' i, Herr Doktor, nix anders!“

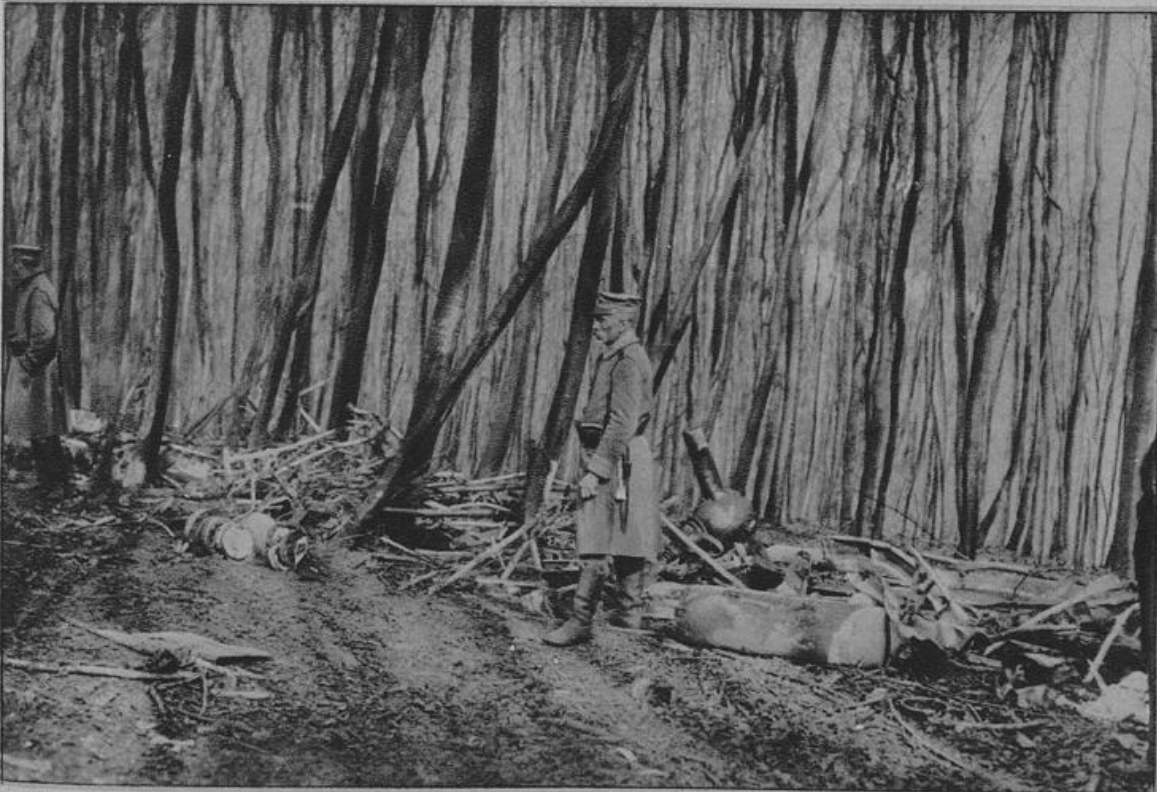


Französischer Krieger vor dem Aufstieg.

von Sepp geführt, mit dem Arzt zur westlichen Karwendelspiße zog.

Die Prinzessin Adelaide war mit dem nächsten Zuge nach Mittenwald gereist und hatte dort, ohne ein Wort zu sagen, der über ihr unerwartetes Eintreffen nicht wenig erstaunten Riefelotte das Telegramm Günters zu lesen gegeben.

Sie hatte geglaubt, so am kügsten zu handeln.



Die Überreste des französischen Luftschiffes, das im Walde östlich Saarlouis in Brand geschossen und zum Absturz gebracht wurde.

Phot. Verl. Maffr. Ges.

Lieselotte war weiß geworden wie der Schnee auf den Bergen und war dann in eine tiefe Ohnmacht gesunken. Als sie aber wieder erwacht war, schien sie vollauf gefaßt zu sein. Sie sprach ganz ruhig mit Adelaide und bat sie, auch ihren Eltern das Telegramm zu zeigen.

Dann hatte sie sich in ihr Zimmer eingeschlossen und war für den Rest des Tages nicht mehr zu sehen gewesen.

Adelaide und die Eltern hatten das Alleinseinwollen Lieselottens, die von der sonnigen Höhe des Süds so plötzlich hinabgeschleudert worden war, ganz begreiflich gefunden. Auch ihnen brannte bitteres Weh in der Brust, und auch sie litten wie Lieselotte.

Am nächsten Morgen war Lieselotte dann nicht am Frühstückstische erschienen. Die Baronin war gegangen, um sich nach ihr umzusehen, sie hatte jedoch das Zimmer der Tochter leer gefunden.

Man hatte aber geglaubt, Lieselotte hätte nur einen kurzen Spaziergang gemacht, denn der Morgen war sonnig und klar und einladend zum Promenieren, wobei die aufgeregten Nerven des tiefunglücklichen Mädchens sich wohl ein wenig beruhigen würden.

Als aber Lieselotte auch nicht zum Mittagessen erschien, war Unruhe in die Herzen der drei Wartenden eingezogen, und sie hatten sich ängstlich angeschaut und dann waren bange Fragen über ihre Lippen gekommen.

Und plötzlich war es ihnen klar geworden, daß ein Unglück geschehen sein mußte. Sie hatten es zur gleichen Zeit gefühlt. Der General war davongestürzt, planlos und ziellos, und hatte in der nächsten Umgebung des Ortes nach der Tochter gesucht, die Prinzessin aber war in das Zimmer der Freundin gegangen und hatte dort entdeckt, daß deren Vergausrüstung fehlte. Sie hatte also einen Aufstieg unternommen.

Und wie sie dann zu der Baronin geeilt war, um ihr von ihrer Wahrnehmung zu berichten, war der General atemlos in das Zimmer

gestürzt und hatte gerufen: „Eine Rettungskolonne habe ich soeben abmarschieren sehen! — Ich fühle es — sie zieht unseres Kindes wegen aus!“

Die Baronin stieß einen gellenden Schrei aus und wollte; Adelaide hielt sie fest, sonst wäre sie umgesunken.

Der General brach auf einem Stuhl zusammen und saß regungslos, wie zu Stein erstarrt da.

Vier Stunden später kamen sie mit der Leiche Lieselottens von der Karwendelspitze herab und bahrten die Tote in der Kapelle neben der Kirche auf.

In der Tasche der Abgestürzten fand man einen Zettel, auf dem die mit Bleistift geschriebenen Worte standen: „Über allem Fühlen steht die Pflicht, über alles Leiden siegt der Tod! Ich suche ihn, denn er erlöst mich. Grüßt den Geliebten! Lieselotte.“

Herzog Günter blieb unvermählt.

Nach einjähriger Regierung dankte er zugunsten seines Bruders Karl Eugen ab und kaufte sich in den oberbayerischen Bergen ein Haus, wo er ganz allein mit ein paar Dienern lebt. Alljährlich aber, an dem Tage, an dem er den Thron bestiegen hatte, geht er auf die westliche Karwendelspitze bei Mittenwald, und wenn er von dort zurückkehrt, kniet er betend am Grabe Lieselottens, die im kleinen Friedhof bei der Kirche beigelegt ist.

Der Herzog sieht alt aus und macht den Eindruck eines ganz gebrochenen Mannes, selbst Prinzessin Adelaide, die ihn alljährlich einmal mit ihrem Vater besucht, vermag kein Lächeln auf sein müdes Gesicht zu zaubern, wie sehr sie sich auch Mühe gibt.

E n d e.



Der walerländische Hilfsdienst im besetzten Gebiet: Hilfsdienstpflichtige kommen in der flandrischen Stadt Gent an. Phot. A. Groß. Der walerländische Hilfsdienst macht auch zahlreiche Kräfte für die Front und für die Arbeit im Inlande frei, die jetzt im Militärverhältnis in den besetzten Gebieten stehen. Für diese Kräfte treten Hilfsdienstpflichtige ein, Deutsche aller Stände und jeden Alters, die dann je nach Fähigkeit und bisheriger Beschäftigung einen täglichen Verdienst von 5 bis 7 Mark haben. Sie tragen im Innendienst eine schwarz-weiß-rote Binde, im Außendienst Mütze und Mantel.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 12.

Düsseldorf, 24. März

1917.



Fertig zur Abfahrt!

Signalabgabe auf der Brücke eines deutschen Torpedobootes in einem flandrischen Hafen.

Phot. Verliners Kunstverl.

Seemannskind.

Skizze von Dagobert Winter.

Wimmel war der alten Mutter Eiew's ihr Jung. Nicht der richtige — nein, die richtigen Eiew'söhne hatten alle schon frühzeitig ihr Ruder gestreckt, nacheinander, der letzte, Wimmels Vater, vor einem Jahr bei der großen Springsflut. Tief unten in der See lagen die drei Brüder, aber zu ihrem Gedächtnis standen drei weiße Holzkreuze auf dem Seemannsriedhof hinter der Düne. Rechts und links und zu Häupten zweier Grashügel ragten sie empor, darunter Wimmels junge Mutter und sein Großvater, der auch Schiffer gewesen war, ihren langen Schlummer hielten.

Das war der Ort, zu dem Mutter Eiew's täglich, wenn sie das Gliederreihen nicht gar zu arg plagte und der Sturm nicht gar zu toll piff, hinaus humpelte. Stundenlang konnte sie dort sitzen, das Strickzeug mit dem rosenroten Kinderstrumpf für den Enkelsohn in den wellen Händen. Die Nadeln klirrten leise aneinander, und die großen, schweren Holzschuhe an den sonnerbrannten Füßchen Wimmels, der in seinem überlangen Barchentittel zwischen all den Hügeln herumstolperte, klappten dumpf.

Er machte Jagd auf die gelben Buttervögel, die sich spätlich im Grafe sonnten, und seine hellen, braunen Augen glühten vor Begierde, sie einzufangen. Und dann wurde er dieses Spiels müde und sammelte flebrige, schwarze Radtschneden, die sich an die Hügel ringsher geflammert hatten, um gleich nachher seine Beute wieder auszusehen. Er veranstaltete einen Wettlauf zwischen ihnen, die allerträgststen feuerte er mit einem Ginsterbusch unter Schreien und Drohungen zur Eile an — sehr vergeblich natürlich.

Ja, er wußte sich die Zeit prächtig zu vertreiben, der letzte Eiew's, der zweijährige Wimmel, dort draußen auf dem Seemannsriedhof zwischen den Grabstätten. Seine Eltern hätten gewiß eine helle Freude gehabt, sein kindliches Spiel zu belauschen, das ihn ganz erfüllte — weit, weit mehr als die alte Mutter Eiew's, die ein jedes Mal den Kopf schüttelte, wenn sie zu dem kleinen Schreier hinüberblickte. „Och großziehen — ein sauer Stüd für 'ne olle, kranke Frau,“ befagte ihr Schütteln. Darin konnte ihr niemand unrecht geben, ihre Verantwortung war groß. Doppelt groß durch das Versprechen, das sie Wimmels Mutter gegeben hatte. — Und sie hörte wieder diesen Augenblick, indem sie des Kindes übersäumende Lust und Lebenskraft mit Kummer gewahrt wurde, die matte, flehende Stimme der jungen Frau — ganz deutlich —:

„Mein Jung soll kein Schiffer werden, ne, Mutter, ne.“
Und dann ihre eigene Antwort:

„Was ich dazu tun kann, das will ich wohl tun — schlaf du man jeht!“

Das hatte die Schwiegertochter denn auch getan — für immer —, und jeht mußte sie wachen und wachen. — Wenn er den Eiew'schen Dicktopf nicht hätte, der Jung da, dann hätte sie sich gewiß keine Gedanken gemacht, — aber so — der sollte einmal still sitzen, Pechdraht ziehen oder vielleicht gar sticheln, eine Nacht nach der andern — das würde dem nicht anstehen, der würde ihr den Gefallen nicht tun.

„Kradde, unnütze, wirft wohl das Schütteln an dein Großvater sein Kreuz lassen! — Hörst nicht, Wilm?“

„Ich heiß Wimmel.“

„Du bist Wilhelm getauft.“

„Und ich heiß doch Wimmel!“

Dabei blickte er die Alte mit seinen hellbraunen Augen verwegen an. — Na, da mach einer was! Der und nachgiebig! Mutter Eiew's stöhnte und faltete die Hände kopfschüttelnd über dem Strickstrumpf; ganz traurig wurde sie. Sie hörte es nicht, daß der Wind umgeschlagen war und das große Wasser

sich zu regen begann, lauter und lauter. Aber der kleine Wimmel hatte scharfe Ohren. Er kam auf seine Großmutter zugestürzt und rief ganz aufgeregt:

„Horch, Mutter, da brüllt die große Sched all wieder — muh, muh!“

„Sie wird hungrig sein.“

„Na, da will ich ihr wat hintragen — mein Buschen hier!“

„Untersiebst dich! Wat gehen die fremde Leut ihre Röh an? — Hiergeblieben!“

Sie riß dem Kleinen den stacheligen Ginsterbusch fort. Einen Augenblick verzog Wimmel den Mund — dann aber hüpfte er zu dem jeht abseits liegenden Busch und verschwand mit ihm zwischen den Grabkreuzen.

Die Alte blidte ihm nach. Hm, ja, einem Zweijährigen konnte man noch weismachen, eine Kuh brülle, während in Wahrheit das Meer toste und brandete! Noch hatte der Jung das große Wasser nicht zu sehen bekommen, und so lange es anging, sollte er daon bleiben. — Aber wie lange mochte das noch sein? Sie, die alte, lahme Frau konnte ihn doch nicht einsperren, ihn anbinden wie einen Hund, damit er ihr nicht davonlief? — Grundgütiger Himmel, welche Sorge und ewige Angst hatte sie sich mit diesem Versprechen aufgehaßt! — Das Richtigste wäre es gewiß, sie zöge mit Wimmel in die Stadt — bald schon. Da gab es nur einen einzigen schmalen Wassergraben — so träge, schwarz und stinkend — der konnte niemand locken. — Aber diese Stadt — br! — wo die Menschen so unfreundlich waren, einem nicht mal einen guten Tag boten — die Häuser ohne ein Fleckchen Gartenland, düster und hoch; dieser wüste Lärm auf der Gasse, von dem die Diele noch in der Nacht bebte — dort leben zu müssen, es war Höllenstrafe, keiner konnte das von ihr fordern, selbst die tote Schwiegertochter nicht, der sie so gut gewesen war wie einer rechten Tochter. Und wer sollte dann wohl auch hier ihre Gräber besorgen, das Unkraut austrotten, begießen und frische Heidekrautränze aufhängen, wenn die alten gar zu struppig wurden? — Es war nicht daran zu denken, daß sie fortzog — nein, nein — hier wollte sie sterben, und hier mußte es der Junge lernen, sich nach ihrem Willen zu richten — ganz genau, ohne Widerrede; — was Großmutter befaßt, mußte ihm Gesetz sein! —

„Gleich kommt hierher, Jung, und seht dich still an meine Seit'. Hast genug rabah!“

„Wenn du mir en Musladen gibst oder en Schmierrot, will ich wohl kommen — sonst spiel' ich besser.“

„Auf'n Kirchhof essen? Schäm dich was! — Na, nun wisch dir mal die schwarzen Händ' an meiner Schürz' ab, und dann gehn wir — es ist wohl Mittag nach dein'n Magen.“

Die Alte rollte ihren Strumpf zusammen. Fest, fest saßte sie den Enkelsohn bei der Hand.

„Mutter, das tut mir ja weh!“

„Meinst?“

Noch hielt sie ihn — er sollte ihre Macht spüren, dieser Eiew'sche Dicktopf; der — spüren! —

„Der arme Jung hat's schlimm,“ sagten Nachbarsfrauen unter sich, „die Eiew'sche wird alle Tage wunderlicher.“ Und wenn sie bei Mutter Eiew's zu einem Töpfchen Fichorienbrühe vorsprachen, dann fuhren sie Wimmel sanft durch den Flachstopf und gukten ihn recht mitleidvoll dazu an — aber sagen taten sie nichts weiter. Und das Kind hätte auch ihr Bedauern nicht verstanden. Es fühlte sich ganz behaglich bei der alten Frau, die ihm reichlich zu essen gab; und daß sie ihm niemals erlaubte, allein auf die Dorfstraße zu laufen wie andere Kinder, machte ihm keine Sorge — daran war er gewöhnt. Der Kirchhof hinter der Düne, der sandige, schmale Gemüsegarten mit

dem Kartoffelfeld und seinen Stachelbeersträuchern hinter dem Häuschen, die grüne Bant im Hofe, auf die man ganz vorsichtig klettern mußte, damit sie nicht umschlug, dann der hohe Müllhaufen, von dessen Spitze man über die dicke Dornhecke sah, die das Gehöft umschloß, der vierckige Holzbrunnen mit dem Eisenschwengel, nur geschaffen, um sich daran in die Höhe zu ziehen. — Konnte man bei solchen Spielplätzen noch bedauert werden?

Und dann der Schuppen, in dem Großvaters hohe Stiefel standen, die so seltsam rochen — viele Paare nebeneinander — und erst — das lange Holzding — „Wiege“ hatte es Großmutter genannt; eine Bant war darin befestigt und zwei furchtbar schwere Stangen, nicht zu schleppen, lagen quer darüber. In die Wiege zu steigen war nicht leicht — die Alte geriet jedesmal außer sich, wenn Wimmel so behaglich darin saß und sich mühte, die schweren Stangen zu heben — aber nirgends sonst saß sich's so gut als gerade in dieser Wiege, und so oft es ging, stahl sich der Kleine zu seinem liebsten Spielzeug. Wenn auch Großmutter hernach schimpfte, daraus machte er sich wenig. Der Tiwische Dildopf war er geliebt, trotz aller Schelte und Strenge; und trotzdem ihm jezt sein Barchentröckchen verlängert worden war, weil er so in die Höhe schoß. Zu Johann wurde er schon drei Jahre alt, der Junge.

Und gerade am Johannistage war es, gerade an seinem Geburtstage — und das Märchen der Alten trug die Schuld.

Seht heiß war es an diesem Junitage in der niedern Stube. Großmutter hatte sich mitten in die Tür auf ihren Korbstuhl gesetzt. Da war sie eingemickt, ganz wider ihre Gewohnheit. Vor ihr auf der Schwelle saß Wimmel, nur sein Hemdchen trug er in der Sonnenhitze. Er war augenblicklich sehr beschäftigt, andächtig taute er an einem großen Apfel. Das war sein letzter. Drei hatte Mutter Tiw's diesen Morgen hoch oben vom Küchenstind gelangt — ihr Geburtstags-geschenk. Und der Kleine hatte sofort in alle drei hineingebissen, zum Zeichen, daß er von jezt ab der Eigentümer sei. Soveben verpöfste er noch das Kernhaus des letzten Apfels; schade, daß er nicht noch einen bekam! Aber Großmutter hätte er jezt nicht bitten können, sie hätte ihn doch nicht gehört.

Es war eigentlich gut, daß sie schlief, so konnte er endlich einmal ungestört in der Holzwiege sitzen und Großvaters Stiefel besehen.

Er huschte zum Schuppen, der war verschlossen. Mit finstrem Gesicht rüttelte er am Lattenzaun, einmal — zweimal — nichts zu machen! Verdrießlich wollte Wimmel eben wieder zur Schwelle zurückkehren, da — die Kuh brüllt! Heidi! Jezt gab's Beschäftigung! Derweil Großmutter schlief — und er hörte sie ganz laut schnarchen — war's die beste Gelegenheit, die Scheck einmal von nah zu betrachten. Wie lange hatte er sich das schon gewünscht! — Ob sich das Tier wohl streicheln ließ? Ob es auch einen runden, weißen Fleck zwischen den Hörnern hatte, wie Priewes Braune? Und was mußte das für eine große, große Kuh sein, die so furchtbar schreien konnte, oft die ganze Nacht hintereinander! Schon stand der neugierige Junge an der Gartenhecke. Noch einmal lauschte er — vielleicht daß Großmutter — aber nein! Und jezt geradtaus, schnell — schnell! — „Muh, muh!“ schreit das erregte Kind. — „Hu — hu!“ antwortet es von ferne.

Keiner, der den halbnadten Flüchtling in der schmalen Dorfstraße anhält. — Mittag ist es ja — und niederdrückende Wärme. Doch Wimmel fühlt sie nicht, geradewegs saust er dahin; weit kann der Weideplatz nicht sein. — „Hu, hu!“ tönt es ihm von neuem entgegen. Hinter ihm verschwindet die letzte Fischerhütte — und jezt jezt — was ist das? Es glänzt, funkelt, zischt, tost, brüllt, hebt sich, senkt sich, so weit er nur sehen kann. — Einen Augenblick macht

den Kleinen die schäumende, sausende, unendliche Fläche starr — nur einen Augenblick — dann ein Aufjauchzen, ein Freudenschrei, wie ihn diese junge Brust noch nie getan! Mit ausgestreckten Armen und sprühenden Augen hinunter, hinab zum Meere! —

Wimmels weißes Hemdchen flattert im Winde, die kleine Gestalt stemmt sich mit aller Kraft an, um sich aufrecht zu halten, die Wellen spritzen ihm ins Gesicht, neben die braunen Füßchen — er atmet es nicht — er lacht, jubelt, hüpfet, klatscht in die Hände und brüllt mit den an das Ufer schlagenden Wellen um die Wette. — Immer kühner wird das Kind — es ahnt ja nichts von der Tiefe des Wassers. — Wo in aller Welt steckt nur seine Kuh, die überall blöht? — Nach rechts und links wendet er sich. Ganz in seiner Nähe schautet etwas. Ist es denn möglich, hier eine Holzwiege — genau solche, wie sie im Schuppen steht? — Ein Mann darin, ein großer, ein ganz richtiger Mann! — Hin zu ihm, der muß ihn hineinheben, mitnehmen, er muß — Weiter waten die kleinen Füße, über die Schultern schlagen weiße Schaumkämme. Und jezt — eine große Welle schlüpft heran, packt das Kind, trägt es vorwärts — es kreischt entsezt auf — taucht unter — empor. — „Na ja, all wieder einer!

Das Kroppzeug, infamigte!“ — Oll Klafen hat den Schrei gehört. Mit seinen hohen Wasserstiefeln seht er über Bord seines Fischerbootes und greift nach dem aufgeblähten Hemdchen. Der tropfende Junge wird in die Höhe gerissen. „Je, je, der Tiw's ihrer! — Wird doch nicht am End' schon aus sind? — Je, je!“ Hin und her biegt er Wimmels schlaffe, runde Armchen und trägt ihn an das Ufer. Seine gestriimte Wolljade reißt der Alte vom Leibe, reibt den Kleinen Körper damit — aus der Lederhose zerrt er die Flasche mit Korn. — „Klaffen, — Klaffen, um Herrgotts willen, hast ihn?“ Zwei Frauen kommen kreischend die Böschung heruntergelaufen — eine dritte alte — mit hängendem, dünnem Zopf — hinkend, jammernd: „Und ich hab' die Schuld an seinem Unglück — ich allein — ich Traumsuse, ich! — Was hatt' ich zu schlafen, was hatt' ich? — Wimmel, mein Jung — mein einziger, lieber, guter, kleiner Jung — deine olle Großmutter ist bei dir!“ — Mutter Tiw's stürzt sich über das bleiche Gesichtchen. „Der letzte, der fünfte Tiw's, — heut an sein Geburtstag — ich sollt ihn nicht groß kriegen — ich sollt keine Freud nicht mehr haben auf die Welt!“

Oll Klaffen und die Frauen bliden einander verstört an. Und plötzlich — das Kind schlägt die Augen auf! — Ganz verwundert schaut es von einem zum andern — und dann steigt blyhschnell die Erinnerung an das Geschehene auf.

„Mutter, nu brauchst mich aber heut nicht mehr zu waschen!“ klingt es ganz treuhörzig von den noch blaffen, kleinen Lippen.

Weshalb sie auf einmal alle so laut lachen? Wimmel kann es gar nicht begreifen. Großmutter rollen sogar zwei dicke Tränen über die bageren Backen, und Oll Klaffen schlägt dröhnend auf die Lederhose. „Der Jung, so 'ne Kröte, so 'ne Blühtrot!“ — Ganz blau wird er im Gesicht vor Rächern, und schließlich muß er husten — der Alte.

„Dat is en echter Tiw's,“ sagte er, als er sich wieder erholt hat, und nimmt den Jungen auf seine starken Arme, um ihn nach Hause zu tragen.

„Ein echter Tiw's, ein echter,“ wiederholte die Alte und starrt in die sich bäumenden Wellen.

„Wiedergewonnen und doch verloren,“ tosen die Wasser dort — und sie versteht, die Alte, — nur zu gut! —

Langsam, langsam leucht sie dem Kleinen Zuge nach. Der Wind pfeift hinter ihr her. — — —



Verwundete Rheinländer in Flüelen am Vierwaldstätter See.

Unser Bild zeigt 4 Feldgraue aus M. Gladbach, die als verwundete Kriegsgefangene das Schweizer Gastrecht genießen.

Aufschwung.

Skizze von Ilse E. Fromm.

Er war ein stiller unzugänglicher Mensch, den das Unausgereifte, das Verworrene, das in ihm lebte, niederdrückte, der, in kümmerlichen Verhältnissen erzogen, von seinem Vater starke künstlerische Fähigkeiten ererbt hatte, die ihn, da sie nicht entwickelt werden konnten, niederwarfen, die ihm die harte Fron des darbedenden Daseins fühlbarer machten, denn bei anderen Menschen.

Seltene Kontraste bildete sein Leben. Mit dem Bewußtsein, innerlich anders geartet, starker, leidenschaftlicher, begnadeter zu sein als seine Kameraden, ertrug er die Kameradschaft wie eine Kette von Überwindungen — und in manchen Stunden kämpfte er mit verzehrender Kraft das starke Verlangen in sich nieder, sich restlos einem Menschen zu geben, der so war, so fühlte wie er.

Für diesen einen Menschen, der seine Phantasie bis zur letzten Steigerung reizte, von dem er in schweigenden Sternennächten träumte, würde er bereit sein, sein Leben zu opfern, und diese Bereitschaft schien ihm der Ausdruck höchstmöglicher Hingabe, denn er konnte sein Leben glühend lieben, weil er von ihm die Erfüllung seiner Sehnsucht erwartete, und er konnte es leidenschaftlich hassen, weil es ihm bisher alles und jedes versagte, das er inbrünstig erstrebte.

So war er voller Widersprüche, und den Menschen, der ihm dieses grenzenlosen Opfers wert erschienen wäre, den hatte er noch nicht gefunden.

Einmal, in einer wunderbar klaren Mondnacht, als die Luft warm und blau unter dem Himmel lag, aus dem Myriaden Welten friedfertig leuchteten, als alles berauscheden Frühlingsduft trant, die Kanonenschlände schwiegen, und sich leise Lieder aus den geöffneten Fenstern in die erwachende Nacht schlangen — Lieder, die von Heimat und Liebe und heiligem Frieden sangen — da ging er über die lichtbelle Straße, in schwermutahnende Träume versunken.

Seine Seele war nie empfänglicher als in dieser Stunde, bereit, etwas Großes, Entscheidendes, in sein Leben Eingreifendes zu empfangen, und darum fand er keine Ruhe und mußte durch das Dorf gehen. Er ging abseits, um den Posten nicht Rede stehen zu müssen, und nahm einen schmalen Pfad, über den Gras und Blumen wucherten, wie sie der Wind Sommers aus nahen Wiesen verstreut, und kam an eine zerflossene Mühle, deren rundes Gemäuer erst in das blaue Licht hineintrugte.

Da stand ein Mensch. Er stand mit erhobenen Augen und weit ausgebreiteten Armen, und sein Mund sprach wundersame Worte. Er redete sie in die Nacht hinaus, tief das Leben an, die Welt, das Licht — den Tod, und es war jegliche Inbrunst in diesen rhythmischen

Gefängen, die seine Seele halb tastend ahnend, halb bewußt erfüllten.

Beflügelten Schrittes eilte er auf diesen Menschen zu, stand vor ihm, sah ihn tief leuchtenden Auges an und wußte mit einemmal, daß er diesen Menschen längst kannte, obwohl er ihn nie zuvor gesehen, daß er ihn liebte, obwohl er nichts von ihm gewußt, nicht seine Ziele, nicht dessen Sehnsucht kannte — nichts von seinem Leben ahnte.

„Du — du —!“

Und beide gaben sich die Hände und hielten sich lange.

„Ich fühlte, daß ich dich hier traf, und darum ließ ich die andern und kam. Ich wußte, du wartetest meiner.“

Der junge Soldat nickte.

„Bist du auch ein Einsamer? Leidest du auch? Komm, wir wollen uns ein wenig hierher setzen. Erzähle mir von dir!“

Ganz dicht nebeneinander saßen die beiden Menschen, daß sie ihren Atem hörten, und glückselig wie Kinder sprachen sie von sich.

„In mir lebte eine grenzenlose Sehnsucht. Ich sah alles viel schöner, viel intensiver als die meisten andern Menschen. Mich erfreut jedes Blühen und jedes Leuchten so tief innerlich, daß ich oftmals diesen Empfindungen Worte geben mußte. Aber man zwängte mich in eine Alltagsrouten und verlachte mich. Dann kam der Krieg, und ich wurde frei, und nun lebe ich mein Leben.“

Ich lebe es so berausched, so erschütternd, daß ich glaube, ich kann nie aufhören zu sein. Was ist der Krieg — der Tod? — Das Sein ist ewig.“

Und er nahm ein Buch aus seiner Tasche, blätterte darin herum und las. Der Mond gab den beiden jungen Soldaten so helles Licht,

daß sie so gut lesen konnten, als sei es Tag.

„Du bist ein Dichter! Welche Kraft lebt in deiner Seele! Du bist ein Glücklicher, denn Stärke trägt dich über die Erde — über Leben und Tod.“

Der andere schaute versunken in die Sternen-Legion und deutete mit der Hand hinauf. Es fiel ein Meteor durch das Weltall.

„Siehe, wir sind wie Sternschnuppen, leuchten einen Augenblick auf und leben dann unser eigenes Dasein auf einem andern Stern.“

„Deine Gedanken sind die meinen. Deine Stärke suchte ich. Auch ich lebte in der Enge. Ich wollte Bildhauer werden, aber die Kunst ist nicht für Unbemittelte — sagte man mir — arbeite! Und all das Drängende, Sägende mußte ich in mir verschließen, bis ich durch den Krieg frei wurde wie du. Diese Entwürfe machte ich in meinen Mußestunden —“

Er breitete eine Anzahl Skizzen vor jenem aus, und bewundernd tief der Dichter:



Von der mazedonischen Front: Holzmarkt in Ohrida. Phot. Dufay. Im Mittelgrund das bulgarische Triumphtor mit der 300jährigen Eiche.

„Du bist ein Künstler! Wenn dein Geist fähig ist, dieses zu schaffen, dann wirst du über Sternen wandeln. Nur frei mußt du bleiben.“

„Wir wollen es,“ entgegnete der andere.

Und lange sprachen sie von ihrem Willen und Hoffen. Als der Mond schon der Erde näher kam, da erhoben sie sich.

„Weißt du, ich habe hier ein köstliches Erlebnis, von dem niemand ahnt. Komm, du sollst teilhaben.“

Sie schritten über die Wiesen und erreichten bald ein kleines Gehölz, das viele Kriegsspuren zeigte. An manchen Stellen war der Boden aufgewühlt, und die eingeschlagenen Granaten hatten die Wurzeln der Bäume freigelegt und ihre Stämme zerbrochen, und als sie eine Weile reglos in dem schweigenden Dunkel standen, erhob eine Nachtigall ihre wehmutsvolle Stimme, und die Lieder schluchzten und jubelten berauschend durch die Nacht.

Da gab's ein großes Bestatten von Freund und Feind, und gute Soldatenhände schmückten die Hügel, unter denen die Helden schliefen.

Tag und Nacht rang der junge Künstler mit sich, mit einer Fülle der auf ihn einströmenden Entwürfe. Er mußte etwas schaffen, das die Toten ehrete, alle Toten, die ihr Leben einem höheren Zweck geopfert hatten, der Erhaltung des Vaterlandes. Ob's Kameraden oder einst Feinde waren, — lebten sie nicht alle als Brüder unter Gottes Sonne, und wessen Ruhm war geringer unter denen, die ihre Pflicht erfüllten? —

Und eines Tages hatte er den Ausdruck dessen gefunden, das ihn restlos bewegte. — Ein Genius, der aus Grabesdunkel aufsteigt zum Licht, und die Arme verlangend der Sonne entgegen breitet. —

Ein Offizier beobachtete ihn schon einige Zeit, der so in seine Arbeit versunken war, daß er des Vorgesetzten Gegenwart gar nicht



Türkische Tanzgruppe auf dem Osteuropäischen Kunstabend in Berlin.

Phot. Berl. Illustr.-Bis.

Der Osteuropäische Kunstabend ist von den Vereinigten Morgenländischen Gesellschaften in der Kgl. Hochschule für Musik zu Berlin veranstaltet worden.

Sie wurde nicht müde des Singens, und ihre Töne quollen aus der kleinen Kehle, daß die Soldaten alles vergaßen und der Gegenwart mit ihrem harten, blutenden Sein entrückt waren. —

Da geschah etwas Unerwartetes. Der Dichter sank auf einen entwurzelten Baumstamm, der voll sprießenden jungen Lebens war, und weinte, und der Nachtigallgesang vermischte sich mit dem inbrünstigen Schluchzen des jungen Soldaten.

„Mir ist so seltsam — so, als ob mir die Nachtigall ein Totenlied fänge.“

Und der andere wollte ihn beruhigen, doch der Dichter ließ sich nicht ab von dem Gedanken. —

Mit schweren Schritten gingen sie ins Dorf zurück. Seither trafen sie sich jede Nacht, gingen zusammen ins Gehölz, hörten der Nachtigall Lieder und keiner wußte um ihren Schmerz und um ihre Seligkeit. — —

bemerkte. Erst, als jener sich über den Tisch bog, erhob sich der Jüngere erschreckt.

„Zeigen Sie mir doch mal —“

Und eingehend betrachtete er die Studien.

„Aber das ist ja großartig! Sie sind ein Künstler, Rembach. Was sind Sie eigentlich im zivilen Leben?“ Und ohne die Antwort abzuwarten, fährt er fort: „Schaffen Sie dieses Denkmal. Ich werde sorgen, daß Sie sich entwickeln können. Das ist ja ganz erstaunlich, eine wundervolle Auffassung.“

Der junge Künstler ging in dieser Nacht zum Gehölz. Sein dankbares Herz begrub den Zweifel seiner Seele. Seiner Sehnsucht Erfüllung lag verheißungsvoll vor ihm. Die Bande waren zersprungen.

Vielleicht war auch die Nachtigall keine suchende mehr, denn ihr schluchzender Gesang durchzitterte die Nacht nicht wieder. —

Da weinte er vor Glück und vor Schmerz.

Die beiden Komtessen.

Von Rudolf Michael.

Durch den gräßlichen Part ging plötzlich der sanfte Hauch des Frühlings, daß die Knospen aussprangen vor Verwunderung. Ein leichter Wind sprang durch die Äste und erzählte ihnen neue, wunderbare Dinge von Krieg und Not, von Lärm und Blut. Auch sonst war im Part der Krieg wohl zu spüren. Nur zwei, drei alte, gebückte Tagelöhner gruben und harteten, und die Kinder suchten Holz von den Beeten und Wegen.

Hier und da, an einer lichten Stelle, auf einer kleinen Anhöhe verträumte eine Steinbant den erwachenden Frühling. Ein draungoldener Fasan sprang darunter hervor und suchte nach Körnern. Plötzlich fuhr er hoch, lief eine Strecke rasch dahin und flog dann laut schreiend durch die Büsche.

Ein junges Mädchen in einfachem, blauem Kleid, einen schlanken Stod in der Hand, kam den Weg herauf und vertrieb den suchenden Fasan. Den blonden Kopf hielt sie gesenkt, als zähle sie ihre Schritte. Sie pflückte vom Rasen eine Anemone und steckte sie an die Bluse.

Komtesse Thea ging gern so allein, um für ein heimlich-stilles Leid zwischen Bäumen und Gräsern Trost zu suchen. Ihr kleines, feines Herz fühlte den Krieg nicht weniger hart als die Tausende, die draußen standen und wachten oder hier in der Heimat horchten und sorgten. Sie empfand die Bitterkeit der Sehnsucht, denn sie hing mit allen ihren Gedanken dem jungen Tornower Grafen nach, der nun als Offizier der Kavallerie im Osten stand. Ja, wenn er gewußt hätte, daß sie so an ihm hing, dann würde er gewiß öfter schreiben als jeden Monat — wie jetzt, und er würde dann und wann ein Wort der Liebe mit hineinlegen. Aber er wußte es doch nicht, und sie durfte es nicht sagen. Darum trug sie ihren Kummer gern in den jungen Frühling hinaus. Der sah und hörte soviel Leid. Warum sollte er nicht auch das ihre liebedoll aufnehmen?

Während die Schwester nachdenklich auf den Partwegen dahinschlenderte, stand Komtesse Eilchen am Esfenster ihres Zimmers oben im Schloß und wartete, daß der Diener von der Post kommen sollte. Und als sie ihn kommen sah, lief sie ihm auf dem Flur entgegen, nahm ihm die schwarze Ledertasche mit dem Kronenwappen aus der Hand und lief wieder hinauf. Zwischen Zeitungen und vielen beruflichen Briefen fand sie eine zerknitterte dünne Karte, die kam für sie aus dem Osten von dem jungen Tornower Grafen. Ein kurzer, förmlicher Gruß, ein paar Worte. „Hier geht es heiß her.“ Mehr nicht. Aber Eilchen freute sich unendlich, weil ihre Ahnung richtig gewesen war. Er hatte an sie gedacht! Eigentlich war es ja nicht viel für ein sehnsüchtiges junges Herz. Aber es war doch ein Gruß für sie ganz allein. Es wußte ja keiner, und sie sagte es auch keinem, daß sie den jungen Tornower Grafen gern hatte, auch nicht ihrer Schwester. Es war ja so süß, ein Geheimnis zu haben.

Sie faltete die Karte und vergrub sie tief in ihrer Tasche. Dann zog sie sich einen leichten weichen Hut übers Haar und lief hinaus, ihre Schwester zu suchen. Die fand sie oben am Partleisch, wie sie einem pflügenden Arbeiter zusah.

„Thea, wir sollen Veilchen suchen. Mutter möchte welche haben, wenn sie aus Tornow wiederkommt.“

Komtesse Thea drehte sich erschreckt um.

„Sind die Eltern nach Tornow?“

„Aber das weißt du doch, Thea,“ antwortete die jüngere Schwester verwundert.

„Ach ja, es ist ja richtig, Eilchen. Ich dachte nicht gleich daran.“

Die beiden Schwestern wanderten durch den Part, um Veilchen zu suchen. Thea ging ernst und still, Eilchen lief leicht nebenher. Sie waren beide gleich gekleidet. In Theas Haltung und Wesen lag nur ein wenig mehr Würde.

Die Mädchen suchten und schwiegen. Thea fand zwei, drei Veilchen, mehr nicht.

Eilchen schalt und neckte: „Du mußt eine Brille haben, Thea. Eine Hornbrille mit großen runden Gläsern.“

Als sie zwei kleine Sträuße zusammen hatten, gingen sie zum Schloß. Allmählich wurde auch Thea wieder gesprächiger. Die dunklen Gedanken machten nur müde. Sie konnte nicht immer traurig sein. Am Abend kamen die Eltern im Wagen von Tornow zurück, einem Gut, das in der Nähe lag.

Beim Abendessen sagte der Graf: „Es ist traurig, sehr traurig. Es kommt doch mancher nicht wieder.“

Die beiden Komtessen sahen fragend auf.

Der Vater fuhr fort: „Heute vormittag haben die Tornower die telegraphische Nachricht bekommen, daß ihr Sohn gefallen ist. Und sie dachten doch auch bestimmt, er würde wiederkommen.“

Die beiden Komtessen sahen sich einen Augenblick an.

„Wann ist er gefallen?“ fragte Thea rasch.

„Das wissen sie noch nicht. Sie haben nur diese kurze Nachricht. Wir wollten ihnen einen Glückwunschbesuch machen, nun wurde es ein Trauerbesuch. Ja, es ist schwer.“

Die beiden Komtessen wagten nichts weiter zu fragen. Sie senkten den Kopf und würgten ein paar Bissen hinunter. Dann gingen sie still auf ihr Zimmer. Thea nahm ein Buch, blätterte darin und tat, als ob sie lese. Eilchen zupfte die Veilchen zurecht, die sie der Mutter zu geben vergessen hatte. Keine wagte zu sprechen.

Am andern Morgen standen sie in derselben Stimmung auf. So oft die Schwester sie allein lieb, zog Eilchen ihre Karte heraus und las die paar dürftigen Worte wieder und wieder.

Die Schwester kam ins Zimmer, da versteckte sie das Blatt rasch und schau wieder in der Tasche.

Aber eigentlich konnte sie es der Schwester und Mutter doch ruhig zeigen. Es war ja nun doch alles vorbei, dies stille, leise Glück, die feine, versteckte Sehnsucht. Wenn sie nur nicht diese Scheu gehabt hätte, irgendeine dumpfe Ahnung. Aber immerhin.

Am Vormittag gingen die Schwestern durch den Part. Es war trüber Himmel, gerade so recht, um sein Leid herunterzusprechen von der Seele.

Komtesse Eilchen holte die Karte und gab sie der Schwester. „Ist das nicht sonderbar, Thea?“

Thea überflog die Karte mit einem raschen Blick. „Hast du die bekommen, Eilchen?“

„Ja, gestern.“

„Warum hast du mir die nicht gezeigt?“ Ihre Stimme klang müde und farblos. — Eilchen schwieg.

Thea schien ihre Schwester zu verstehen. „Du hättest sie mir doch gern geben können. Er lebt ja doch nicht mehr.“

„Aber gestern doch noch,“ fiel ihr die jüngere Schwester mit etwas Erregung ins Wort.

Thea sah die Schwester bestürzt an. „Hättest du denn ein Recht, heimlich zu sein?“

„Heute nicht mehr, Thea. Nun gehört er doch uns beiden.“ Eilchen sprach offen und gut, mit einem Hauch tiefinnerer Heiterkeit.

Thea ging einige Schritte, ohne zu antworten. Sie wollte weinen. „Aber er hat dir doch nie allein gehört,“ sagte sie zweisehend.

„Willst du mich darum schelten, Thea?“

Wieder gingen sie eine Weile still.

„Nein, das hättest du nicht tun dürfen. Das war nicht recht, Eilchen.“

Die Schwestern gingen, ohne ein Wort weiter zu sagen, zum Schloß zurück. Sie gingen ohne Freude, jede einsam in ihrem Stolz. Eine Woche später verließ Komtesse Thea das gräßliche Schloß. Sie reiste in die Hauptstadt der Provinz, um dort in einem Lazarett zu lernen und als Helferin die Schwestern zu unterstützen.

Beisetzung des Grafen Zeppelin in Stuttgart.



Der Leichenzug begibt sich zur Gruft, davor die Leib-ulanen mit den Orden des Verstorbenen.

An der Spitze des Zuges der König von Württemberg (X), hinterher die nächsten Verwandten: Graf Ferdinand von Zeppelin, die Witwe und die Nissen des Verstorbenen.

Phot. N. Senneke, Berlin.



Auf dem Wege von der Kapelle zur Gruft: Auf dem Sarge Degen und Helm des Grafen.
Den Sarg tragen Ulanen seines Leibregiments.

Phot. N. Senneke, Berlin.

Sie schrieb wenig. Nur dann und wann ein paar Worte, wieviel Freude sie an der Arbeit fände. Die Eltern empfanden es trotzdem: Thea war älter und ernster geworden in den wenigen Wochen.

Die Schwestern schrieben sich nicht. Komtesse Eilchen suchte im Hause Arbeit und wanderte durch den Park und durch den Wald. Von jedem Spaziergang brachte sie sich ein paar frische Blumen mit, die sie am Feldrand oder im Rasen gefunden hatte. Die legte sie zu Hause in ein Kästchen zu der Karte.

Und eines Tages bekam sie einen Brief von ihrer Schwester. Der war so seltsam lieb und zart, so seltsam ernst.

„Ich hab' dir doch wohl weh getan, Eilchen. Du hast wohl recht gehabt, ich hatte keinen Grund, böse zu sein. Ich lerne es hier ja jeden Tag, lieb zu sein und zu helfen. — Menschen, die mir ja doch nicht gehören. Die Frauen sollten unsere Eifersucht und unsern Neid vergessen in diesen schweren Tagen.“

Da ging Komtesse Eilchen in ihr Zimmer, nahm die Karte und die Blumen aus dem Schrank und verbrannte sie.

Die Engländerin.

Von F. Heder.

Ich hatte sie abgeholt auf der Bahn. Und nun sahen wir in der Straßenbahn. Es war eine Engländerin mit einer lauten Stimme und sie konnte ein wenig Deutsch. Jemand hatte sie an mich empfohlen: Ich sei ein netter Mensch und würde ihr gern die Stadt zeigen.

Und nun begann sie zu fragen. Gleich in der Straßenbahn, um keine Zeit zu verlieren. Sie sprach so laut, daß ich mir vorkam wie ein Held auf der Bühne, auf den die Heldin vor so und so viel Ohren und Operngütern immerzu eintredet.

„Oo, sagen Sie, wie heißt die Fluß hier?“ fragte sie.

„Der Fluß hier heißt —“, begann ich.

„Oo, man sagt der Fluß, nicht die Fluß?“

„Ja, Fluß ist männlichen Geschlechts.“

„Oo ja, männlichen uas, bitte?“

„Geschlechts.“

„Oo ja, Geschlechts, aber sagen Sie, uas ist Geschlecht?“

„Geschlecht ist — Geschlecht ist —“

Ich fühlte eine dringend gewordene Aufmerksamkeit des ganzen Trambahnwagens an meinen Lippen hängen.

„Was wird der Mensch jetzt sagen?“ dachte der ganze Trambahnwagen. Und ich sagte ein wenig unsicher und zögernd:

„Geschlecht? Geschlecht ist eben — Geschlecht, verstehen Sie?“

„Oo ja, ich verstehe, und sagen Sie, wieviel Geschlecht gibt es in Deutsch, bitte?“

„Wir haben drei Geschlechter.“

„Oo ja, drei Geschlecht, aber sagen Sie, uarum haben Sie drei Geschlecht?“

Hier bemerkte ich, daß mehrere Leute, die sonst immer an dieser Haltestelle ausgestiegen waren, voll Interesse weiter sitzenblieben. Ich biß die Zähne zusammen und sagte:

„Wir haben drei Geschlechter aus grammatisch-historischen Ursachen.“

„Oo ja, Ursachen, sehr gut, Ursachen, aber sagen Sie, uas hat zu tun Ursachen mit Geschlecht?“

Ich starrte verständnislos. Teilnehmend sah mich der ganze Wagen an. Ein Todfeind von mir, der mir gegenüber saß, fing an, mich mit tiefem Mitleid zu betrachten.

„Ich meine,“ begann die Engländerin nach einer Weile wieder, „ich habe gemeint Ursachen seien Sachen von Uhren, nicht von Geschlecht.“

Ich sah hilflos den Schaffner an. Und richtig, dieser wundervolle Mensch griff ein. Ich hatte ihm nicht umsonst so oft ein Fünfer gegeben. Jetzt lohnte sich's.

„A solchene Rederei, a solchene damische ist überhaupt verboten in der Straßenbahn,“ sagte er.

Aufmerksam sah die Engländerin jetzt den Schaffner an. Dann wandte sie sich wieder zu mir:

„Oo, sagen Sie, uas meint mit Rederei dieser Mann?“

„Rederei heißt sprechen,“ schnaufte ich.

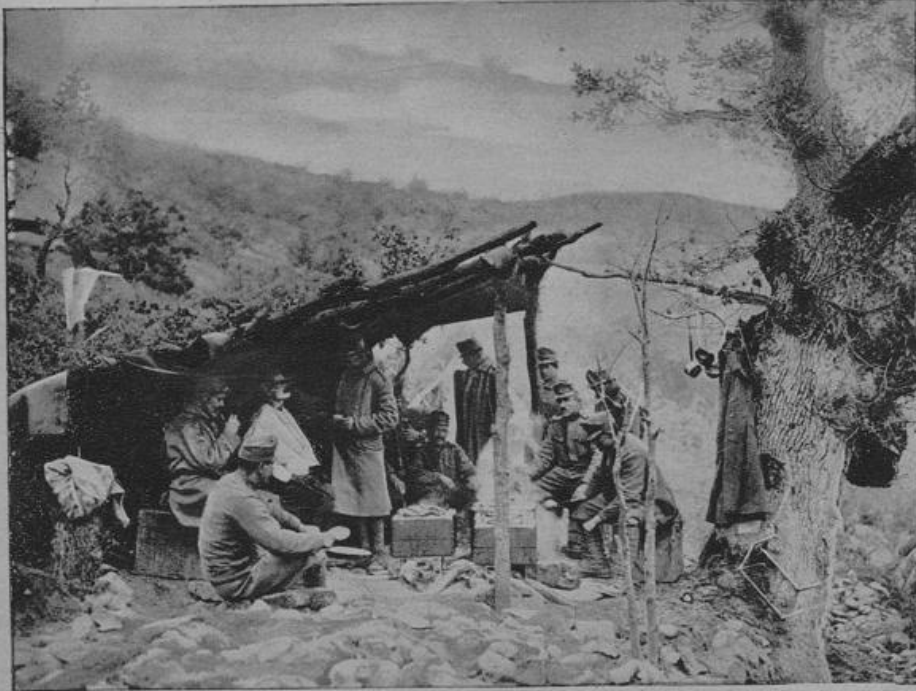
„Oo ja, und uas sein mit sprechen, bitte?“

„Verboten ist es!“ brüllte ich.

„Oo ja, aber uarum sein verboten sprechen in deutsch Tramway, bitte?“

„Weil's einem sonst schlecht wird!“ rief ich verzweifelt, sprang auf vom der Bank und ab vom Wagen. Und noch im Abspringen hörte ich ihre harte Stimme sich an ein neues armes Opfer richten:

„Oo, sagen Sie, Madam, uarum ist geworden dieser Mann so tomsich, plöschlich?“



Von der mazedonischen Front:
Oesterreichisch-ungarische Korporalschaftslüde in den mazedonischen Bergen.

Phot. Saria.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfener General-Anzeiger

Nr. 14

Düsseldorf, 7. April

1917.



Verbandsplatz hinter den Grabenstellungen vor Monastir.

Nur eine Handvoll Rosen.

Skizze von Anna Gade.

Jens Larsen hatte sich, so behaglich wie möglich, in eine Ecke seines Abteils verkaut und träumte gedankenverloren dem Rauch seiner Zigarette nach.

Draußen lachte im blanken Sonnenschein ein herbfrischer Frühlingstag, Oster-Sonnabend. — Mit Verhejuben in den Läften, mit goldigen Butterblumen im junggrünen Gras des Bahndammes und silbrig blinkenden Weidenzäpfchen. Über die Wiesen und braunen Ackerbreiten segelten die Kibige mit blinkenden Flügeln hin und her. Sehnsüchtig streckten Bäume und Sträucher ihre Zweige, der Sonne entgegen. Man fühlte, wie es in ihnen pulste. Vorfrühlingszauber lag über dem träumenden Land. —

Jens Larsen liebte die keusche Herbit dieser Zeit noch von seiner Kindheit her. Es war so wundervoll, wenn es um den einsam stillen Marschhof, auf dem er aufgewachsen war, mählich zu lenzen begann, wenn die frisch gepflügte Ackerkrume duftete und hinter der Hecke, unter dem alten Birnbaum, die ersten Veilchen blauten.

Es lag so viel Unausgesprochenes in der Zeit, so viel Befeligen-des, so viel verhaltenes Hoffen.

Die Sonne tröstete, die Lerche sang es: Nun, armes Herze, sei nicht bang, nun muß sich alles, alles wenden.

Ein fröhlicher Tag war es, mit so viel Schönheiten durchtränkt, wohl besonders zum Empfang für ihn bestellt! Es hätte ja auch anders sein können. Verspätete Schnee- und Hagelschauer und häßliches, graues Sturmwetter.

Jens Larsen lächelte. Urlaub! Als ob er nicht auch herzlich gewesen, wenn der Regen in Straßen gegossen! Es war nun mal ein Wort, das Welken in sich schloß, das Zauberkrast befaß. Die ödeste Landschaft durchleuchtete es mit Schönheiten, die eben nur der aus des Krieges Grausen Heimgekehrte, wenn auch nur vorübergehend Heimgekehrte, sah, wie auch der trostloseste Erdenfled zu einem Paradies

wurde für den, welchen er als Heimat die vertraute, langentbehrte Seligkeit des Geborgenseins kosten ließ und die Freude an dem geheiligten Orte, wo man ihm voll mütterlicher Liebe zum Willkommen die Arme öffnete.

Und doch war Urlaub auch ein Räffel, ein tiefes, schwieriges, das nicht jeder löste. Man hatte da draußen nachgerade Beobachtungen gemacht. Ja, wem daheim überquellende Sehnsüchte entgegenlitten,

dem war die Heimfahrt und der kurze Besuch der Heimat ein überwältigendes Ereignis, ein großes, herzwärmendes Erleben, ein einziger Feiertag voll goldigen Sonnenlichtes, das alle kommenden Tage mit durchleuchtete, und mochten sie noch so grau sein.

Wer aber heimkehrte wie er und mancher andere Einsame, wer niemand mehr besaß, in dessen Sehnsucht er gehüllt wurde, der mußte um so mehr darauf sehen, daß ihm das kurze Wiedersehen der Heimat, von dem man ja nicht wußte, ob es nicht vielleicht das letzte war, auch zu einem Erleben wurde und freundliche Bilder und Erinnerungen mit auf den Rückweg gab. Da hielt man die Augen um so weiter

geöffnet, nahm selbst das kleinste voll Dankbarkeit in sich auf und pflügte sich am Wegrand Blumen, an denen die anderen, die Reicher n, achtlos vorübergingen.

Jens Larsen war das Leben von jeher ein buntes, vielgestaltiges Bilderbuch gewesen, in das er in seiner stillen, beschaulichen Weise Blatt um Blatt gefügt, ernste und heitere, wie sie das Schicksal vorüberwechseln ließ.

Und nun gar erst, wo er heimkehrte aus allgewaltigstem Erleben, da war dieses Buch gefüllt mit unorgelichen Bildern. Mit Überwältigendem, mit Bildern voll düsterster Tragik, von atembeklemmender, gigantischer Mocht. Da schaute er sich ordentlich nach Abwechslung, nach freundlichen, sonnigen Eindrücken. Wer aus

Ostern

Von Johann Carlsen.

Aus ertiefen Gründen
Steigt wieder das Leben
In schwellende Keime
Und kündet gewaltig,
Im Brausen der Winde,
Des nahenden Frühlings
Stillwaltende Kraft.

In wärmender Sonne
Lichttrunkenen Weiten
Ergrünen die Fluren,
Und treulich-bescheiden
Am dämmernden Waldrand
Erschließt sich und duftet
Das liebliche Veilchen.

Aus flimmernden Höhen
Entnebelter Lüfte
Die Lerche, sie trillert
Ihr jauchzendes Lied.

So nahte er wieder,
Der Frühling, in seiner
Erwachenden Schönheit,
Und österlich feiert
Ihr Fest die Natur.

Still horchten die Tage
In stummer Erwartung.
Ein Fragen geht lautlos
Durch nächtliches Schweigen.

Da grüßt aus den Fernen
Ein leuchtendes Glühen,
Mit Feuerschein krönt es
Die Berge der Heimat.

Ja, Ostern ist nahe,
Ist nah auch der Menschheit,
Und Tränen der Freude
Heiß brechen hervor.

geöffnet, nahm selbst das kleinste voll Dankbarkeit in sich auf und pflügte sich am Wegrand Blumen, an denen die anderen, die Reicher n, achtlos vorübergingen.

Jens Larsen war das Leben von jeher ein buntes, vielgestaltiges Bilderbuch gewesen, in das er in seiner stillen, beschaulichen Weise Blatt um Blatt gefügt, ernste und heitere, wie sie das Schicksal vorüberwechseln ließ.

Und nun gar erst, wo er heimkehrte aus allgewaltigstem Erleben, da war dieses Buch gefüllt mit unorgelichen Bildern. Mit Überwältigendem, mit Bildern voll düsterster Tragik, von atembeklemmender, gigantischer Mocht. Da schaute er sich ordentlich nach Abwechslung, nach freundlichen, sonnigen Eindrücken. Wer aus



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft Berlin-Charlottenburg 9.

Das heilige Abendmahl.

Gemälde von Friedrich Uebe.

dem Grausen da draußen kam, der trug der friedvollen Heimat sein Herz auf offener Hand entgegen. Nichts Fremdes gab es da. Es war so merkwürdig, wie nabesehend einem alles erschien.

Ja, jeder fremdeste Mensch, sofern er nur die Muttersprache redete und gar der engeren Heimat trauten Dialekt, war einem ein lieber Freund und guter Bekannter, wie beispielsweise die beiden jungen Mädels, die soeben auf einer der kleineren Stationen zu ihm einstiegen, mit viel Gepäck, mit Hast und Aufregung, mit Lachen und lustigem Geschwätz, wie junge Mädels nun mal sind. Frische, rosige Gesichter, die einen Hauch der köstlichen Frühlingsluft mit in den dämpfig warmen Broden des engen Abteils trugen.

Sie schienen nur zufällig zusammengetroffen, aber doch gut bekannt mit einander zu sein. Sie tuschelten leise zusammen. Morgen, am Ostermontag, hatte die eine Hochzeit! Kriegstraum im allerengsten Familienkreis. Wie ihr Gesichtchen dabei strahlte. Ihr Verlobter kam freilich erst morgen früh. Er war ja noch im Lazarett.

Da ließ sich wohl denken, was da noch alles zu besorgen gewesen war! Vor allem auch das Wichtigste, das in letzter Stunde fertig geworden, das Brautkleid! Ganz einfach, aber reizend war es gemacht, am Hals mit einem kleinen Ausschnitt.

Sie öffnete ein wenig den wohlverschürten großen Pappkarton etwas Duftiges, Zartweißes schimmerte. War's nicht entzückend? Weiße Kreppeide. Ein Geschenk ihres Bräutigams,

Auch die Freundin war ganz begeistert. Und in dem andern, dem kleineren Karton? Das Bräutchen öffnete bereitwilligt und behutsam ein wenig auch den betreffenden kleineren Pappkasten. Ein leiser, süßer Duft entquoll ihm — milchweiße und mattgelbliche Rosenknospen in zarter weißer Füll- und Spitzverflechtung und dunkles, feines Myrtengrün lugten daraus hervor. Ihr Brautbukett!

Sie dachte es sorgsam wieder zu, ein Träumen in den Augen. Ein Flüstern dann mit heißen Wangen natürlich auch ein Geschenk ihres Bräutigams. Telegraphisch bestellt! So schön wie irgend möglich hatte es sein sollen. Er hatte es eigentlich erst morgen persönlich mitbringen wollen, aber er hatte sowieso so wenig Zeit und noch so viel zu erledigen und mußte auch schon in aller Herzogtsfrühe fahren; da waren sie übereingekommen, daß sie es lieber heute schon gelegentlich ihrer Besorgungen, mit hinaus nähme. Wenn man so abgelegen wohnte, so im Forsthaus mitten im Walde, dann war es mit dem Schiden doch oft eine mißliche Sache.

Unter lebhafter Abschiednahme stieg die Freundin schon an der nächsten Station wieder aus und andere Reisende stiegen ein. Fünf Minuten Aufenthalt. Immer mehr Reisende kamen. Man mußte zusammenrücken. Der Platz wurde knapp.

Da ging unerpöcklich eine Bewegung durch das Abteil und ebenso durch die angrenzenden. Man redete die Köpfe, sprang auf. Auf dem Nebengleis lief langsam ein vollbesetzter Militärzug ein.

Die Fenster flogen auf, hüben und drüben. Ein lebhaftes Begrüßen, ein Rufen und Winken herüber und hinüber. Grenadiere! Schmutzige, lehmbehaustete, vom „Edelroß des Krieges“ stark mitgenommene Uniformen. Grenadiere von der Somme.

Fast war's, als ob sekundenlang ein ehrfürchtiges Schweigen die lebhafteste Begrüßung dämpfte. Verstohlene Tränen blinkten. Eine schwarzgekleidete Frau weinte leise in ihr Tuch.

Von der Somme.

Und wo die nun wohl künftig hinkamen? Ein Achselzuden drüben. Ein Lächeln. Wer wußte das?

Grenadiere von der Somme. — Erschauend, in ehrfürchtvoller Bewunderung staunte man die Männer an, suchte in ihren Gesichtern zu lesen, in die der Krieg mit seinem Grausen und seinen härtesten Noten eberne Linien gegraben.

Und über die Gesichter dieser Männer ging doch ein Lachen. Ein wundervolles Lachen der Freude, der Freude am Wiedersehen lieber Landsleute.

Kopf an Kopf drängte man sich ans Fenster. Arme streckten sich herüber und hinüber. Ein impulsiv gespendeter Liebesgabenregen, ergreifend in seiner, vom Augenblick herbeigerufenen, herzwarmer Eingebung. Man gab mit freudigem Herzen, was man hatte, zufällig bei sich hatte. Ein lustiges Fangspiel in dem goldigen Frühlingssonnenschein. Groß- und kleintalbrige Liebesgeschosse aller Art flogen durch die Luft. Rotbadige Äpfel, Zigaretten, Butterbrote, Keks und Näscherlein, sogar ein lattlicher dicker Spidaal flog unter allgemeinem Gelächter mit durch die Luft und wurde von braunen Kriegerhänden geschickt aufgefangen. Alle Hände taten sich auf, alle Hände gaben was sie hatten, und alle Augen leuchteten.

Auch Jens Larjen reichte den Kameraden freudig hinüber, was er an Rauchmunition zur Verfügung hatte. Da sah er auf. Das junge Mädchen mit dem schlichten goldenen Ring am Finger hatte sich an ihm vorbeigedrängt. Tränen blinkten in ihren Augen. Trostlos sah sie zu den Soldaten hinüber, und ihre Lippen stammelten unwillkürlich, was sie dachte. Alle, alle hatten sie etwas zu schenken. Alle. Nur sie, sie ganz allein hatte zufällig auch nicht das geringste bei sich, was den Soldaten Freude gemacht hätte.

Niemand hörte es weiter. Niemand achtete darauf. Aller Augen hingen wie gebannt an den Helden da drüben, an der „Feuerwehr“ von der Somme. Denn gleich, jeden Augenblick, mußten sich die Hüge oder doch einer von ihnen wieder in Bewegung setzen.

Da drängte sich plötzlich noch einmal das junge Mädchen fast ungestüm ans offene Fenster — eine Handvoll zartweißer und mattgelber Rosenknospen, an denen noch ein paar lose grüne Myrtenzweige hingen, flogen zu den fremden Kriegern hinüber, die sie geschickt und lachend auffingen und, sichtlich erfreut, an ihre Uniform steckten.

„Ich hab' nichts weiter! Nur eine Handvoll Rosen!“ rief sie mit heißen Wangen, ein Leuchten in den Augen.

Nur eine Handvoll Rosen.

Niemand hatte beachtet, was es für Rosen waren. Nicht einer der Soldaten ahnte es.

Nur Jens Larjen in seiner Ede hatte sie erkannt, diese Rosen, und fügte still und unbemerkt seinem bunten Kriegs- und Lebensbilderbuch ein neues Blatt hinzu. Er wußte es im Voraus, es war und blieb in seinem Buche eins der schönsten.

Das Martyrium der Schwestern Agricola.

Von Georg Rufelet.

Sie hießen Theudinde und Beate und waren beide auf dem besten Wege, recht nette, liebe alte Jungfern zu werden. Sie lebten in strenger Gleichmäßigkeit Tag für Tag dahin, aber an einem schönen Sommermorgen sollte dies gewohnheitsmäßige Dasein arg aus dem Gleise geraten. Sie belamen nämlich einen Brief von ihrer Schwester, Frau Gertrud Meyer, die in der Großstadt wohnte, und der lautete so:

Liebe Theuda, liebe Beate!

Der Zug, der Montag nachmittag, Punkt 6 Uhr, in Ankenderf hält, wird Euch eine liebe Überraschung bringen. Wir schicken Euch nämlich unter sicherer Begleitung unsern Fritz. Er ist ein artiger

Junge geworden und wird Euch viel Freude machen. Nicht wahr, er darf vier Wochen bei Euch bleiben und in dem Hause spielen, wo dereinst seine Mutter groß geworden ist? Ich reise derweil mit meinem Manne in die Schweiz und gebe Euch von Zeit zu Zeit unsere Adresse. Auf der Rückreise gedenke ich, einen kleinen Anweg zu machen und Fritz wieder abzuholen.

In Eile

Eure Gertrud.

Nachschrift: Einen selten, manchesternten Alltagsanzug schick ich mit der Post. Wenn Ihr ihn nicht haben wollt, telegraphiert, bitte sofort ab.

„Nein, diese Gertud!“ dachten die Schwestern Agricola, und beiden fuhr ein Schrecken durchs Herz. Im letzten Satz verstanden sie nicht, ob sie wegen der Hofe oder wegen des Jungen abtelegraphieren sollten, und um sicher zu gehen, telegraphierten sie gar nicht, waren aber am nächsten Tage pünktlich eine halbe Stunde vor der Ankunft des Zuges auf dem Bahnhofe und warteten ergeben auf die Dinge, die da kommen sollten. Als der Zug hielt, klopfen ihre Herzen; niemand stieg aus wie das in Untendorf gewöhnlich der Fall war. Doch nein, da öffnete der Schaffner eine Tür, und mit einem Satz sprang ein Bürschlein heraus, das schrie sofort mit heller Stimme: „Tante Theuda! Tante Beate!“

Die Geschwister Agricola stürzten herbei, hoben den Jungen empor und umarmten ihn und sich selber. Der Schaffner lachte, und der Zug fuhr weiter.

„Da bin ich,“ sagte Fritz, „und ich soll auch immer lieb und artig sein.“

„Du Zuderjunge,“ flötete Tante Theudelinde, „wer hat dich denn hergebracht?“

„Niemand,“ erwiderte Fritz mit redenhaftem Stolz, „ich reise allein,“ und dabei wies er auf seine Brust: dort trug er ein Plakat auf solider Pappe, darauf stand geschrieben: „Fritz Meyer, Ziel Untendorf. Die Herren Schaffner werden gebeten, ihn auf dem Bahnsteig abzuführen.“

„Nein,“ sagte Beate, „wie ein Paket! Unsere Schwester Gertud hat wirklich von jeher ihre eigene Weise gehabt.“

Darauf gingen sie, Fritz in der Mitte und an jeder Hand eine Tante. Es war ein verwunderlich Ding, so geführt und geleitet zu werden; er ließ es sich aber der Neugier wegen gefallen und betrug sich unterwegs im großen und ganzen musterhaft. Und dann betraten sie das Erbhaus der Agricola, einen ganz alten Kasten mit vielen Ecken und Winkeln, und dabei war ein Garten, ein großer Garten, mit verwachsenen Lauben und hohen Bäumen.

Als man den Hunger und Durst des Jungen einigermaßen gestillt hatte, gaben ihm die Tanten sofort einen Beweis verwandtschaftlicher Liebe und großen Vertrauens. Zuerst nahm ihn Theudelinde an der Hand, führte ihn aus dem Zimmer hinaus in ihre Stube und machte ihn mit Bosco bekannt, ihrer Katze, die aber, genauer gesprochen, eigentlich ein Kater war. Bosco erhob sich, reckte sich, machte einen großartigen Katzenbuckel und schnurrte.

„Nun, was sagst du dazu?“ fragte die Tante den Knaben.

„Och, eine olle Katze,“ sagte Fritz, „die mag ich nicht leiden. Wir haben keine Katze, wir haben einen Hund, Rupp heißt er. Katzen fragen.“

„Bosco frast niemals,“ sagt Tante Theuda mit tiefverwundtem Gemüt, „Bosco ist lieb. Sieh einmal, welch ein schönes schwarzweiß-gelbes Fell er hat. Wie ein Tiger, aber er ist sanft wie ein Lamm. Ich habe ihn sehr gern, mein Kind, und du mußt mir versprechen, ihm niemals etwas zuzuleide zu tun.“

„Nein, das will ich auch nicht,“ versprach Fritz mit ehrlicher Seele, und als Tante Theuda ihm den Rücken zuwandte, gab er Bosco einen sanften Schubs mit dem Fuß, daß er auf den Teppich kollerte.

Darauf nahm Tante Beate den Knaben und führte ihn in ihre Stube und zeigte ihm Lora, ihren blauroten Papagei, der drei Sprachen redete, wenn auch nicht vollständig.

„Bon soir,“ sagte Lora.

„Au, der ist fein!“ rief Fritz begeistert. „Komm, Tante Beate, wir wollen Bosco holen. Bosco soll auch den Papagei sehen.“

„O mein Kind,“ sagte Tante Beate erschrocken, „das geht nicht. Bosco darf hier niemals herein, hörst du? Bosco will Lora fressen.“

„Das möcht' ich gern mal sehen,“ meinte Fritz ganz treuherzig, so daß es der armen Tante ordentlich einen Stich gab.

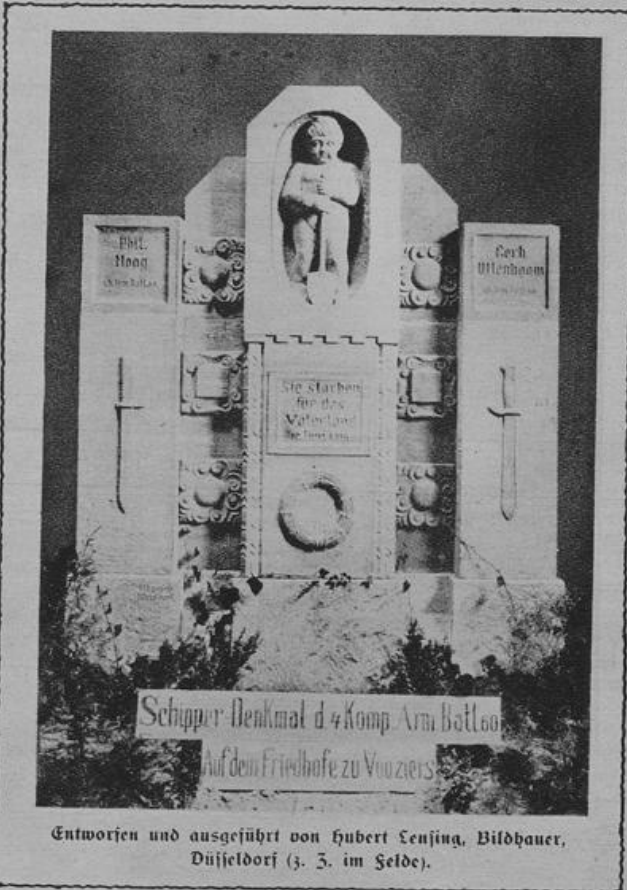
„Kind, Kind,“ rief sie entsetzt, „was das für Reden sind! Du mußt mir versprechen, hier im Hause alle Türen sorgsam zu schließen.“

„Ja, ich will auch ganz gewiß keine offen lassen,“ beteuerte Fritz, konnte aber in keinem unschuldigen Gemüt den Gedanken nicht loswerden, wie herrlich es sich machen müßte, wenn Lora wirklich von Bosco gefressen würde. Tante Beate ging an diesem Abend mit bösen Ahnungen zu Bett.

Am nächsten Tage kam die Manchesterhofe an, und nun war ein Held in der richtigen Rüstung; aber es begann auch das Martyrium der Schwestern Agricola, das drei Wochen und einen Tag dauerte. Solch ein Lärmen, solch ein Herumtollen war in dem alten Hause seit Jahrzehnten nicht gehört worden. Unermüdet stampfte das Bürschlein die Treppen hinauf, und dann rutschte es am Geländer hinunter. Beate schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und Tante Theuda griff zu, um den kleinen Kerkel zu retten, ward aber ausgelacht; denn solches dünkte ihm ganz überflüssig zu sein. Dann lief er aus einer Stube in die andere, keine Türe ward wieder zuge-

macht, und Bosco, der Fesseln ledig, schloß sich ihm an; aber Beate fing ihn und sperrte ihn wieder ein. Das ging so nicht weiter! Es mußte etwas geschehen, und deshalb ward Fritz in den Garten gebracht. Das war ihm eben recht. Wie ein Eichbörnchen erkletterte er sich einen knorrigen Apfelbaum, kletterte sich ein und kletterte hinauf. Dort oben wählte er einen schwanken Ast und begann, sich heizhaft zu schaukeln. Beaten und Theudelinden zitterte das Herz, und um in ihrer Angst doch etwas zu tun, breiteten sie ihre Schürzen aus. Flehentlich baten sie ihn, doch herunter zu kommen, und Fritz gehorchte sofort, als ihm eine Tafel Schokolade versprochen ward; doch kaum hatte er sie empfangen, so war er wieder oben und verzehrte sie dort, der Erde und ihren heinlichen Qualen entrückt.

So ging es fortan jeden lieben langen Tag. Die Schwestern Agricola gerieten in gelinde Verzweiflung. Im stillen priesen sie das Schicksal, das ihnen ein eignes Nest verwehrt hatte; denn wenn dieser eine Junge schon solche Angst und Sorge machte, was mußte



Entworfen und ausgeführt von Hubert Lensing, Bildhauer, Düsseldorf (3. 3. im Felde).



Die Frontverlegung im Westen: Phot. Gebr. Haedel, Berlin.
Straße von Noyon, im Hintergrunde der Dom.

man dann erst mit einer ganzen Horde zu hüten haben, für die man Jahr und Tag verantwortlich war und nicht nur ein paar Sommerwochen! Sie kamen übrigens bald auf den glücklichen Gedanken, sich die Arbeit zu erleichtern, indem sie sich darein teilten. Die eine besorgte den Haushalt und achtete auf Bosco und Lora, und die andere mußte derweil den Jungen unter Aufsicht nehmen, und am nächsten Tage wechselten sie ab. So hatten sie doch etwas Erholung. Aber trotz aller Aufmerksamkeit geschah es oft, daß ihnen der Range entwichte, und dann mußten sie alles andere liegen lassen und suchen, suchen. Eigentlich wäre es nicht nötig gewesen, denn wenn Fritz Hunger hatte, kam er von selber heim, freilich immer in etwas aufgelöstem Zustande. Das eine Mal war er in eine Viehtränke geraten und mußte getrodnet werden, das andere Mal hatten ihn die grimmigen Dornen zerzaßt, und selbst die Manchesterhose hatte ehrenvolle Wunden davon getragen und mußte geflickt werden. Einen Todeschrecken betamen die guten Tanten, als er einmal zum Vesper mit einer gehörigen Schramme über dem Auge heimkam; er hatte gehauen und war verhauen worden. Aber wenn auch das Blut floss, so flossen löblicherweise doch keine Tränen, das heißt, soweit Fritz in Frage kam; denn die Schwestern Agricola strömten über und konnten es kaum mit ihren Taschentüchern dämmen.

„Das Kind wird uns noch ermordet werden,“ jammerte Theudelinde und setzte ihm ein Pflaster auf.

„Ja, es ist eine schwere Prüfung, die über unser Haus gekommen ist,“ fügte Beate hinzu.

Sie segneten sich beide, wenn der Abend kam; denn das mußte man dem Bublein zur Ehre nachsagen: es hatte einen gesunden Schlaf, und wenn es einmal schlief, dann störte es keinen Menschen. Aber jedesmal nach dem Abendbrot jagte Fritz den armen Tanten noch einen gelinden Schrecken ein durch die Frage: „Tante Beate, darf Bosco morgen Lora fressen?“

Obgleich der Galgenstrich jeden Tag freundlich bestrebt war, Bosco und Lora zusammenzubringen,



Rückverlegung der Westfront: Der von Artillerie zerstörte Marktplatz von Peronne. Holphot. G. Becker, Potsdam.

o war es bisher, doch noch nicht gelungen. Da half ihm eines Tages ein guter Genius, das war Frau Rat Theodosia Himmelstam, eine Dame, von der man nicht wußte, ob sie eigentlich Witwe oder geschieden sei. Jedenfalls stand sie in der Mitte der Fünftziger.

Besagte Frau Theodosia Himmelstam kam zu einem Nachmittagskaffee. Friß saß still in einer Ecke und war artig, weil alle Augenblicke etwas für ihn abfiel. Die Tanten waren angenehm überrascht und vergaßen ihn schließlich im Eifer des Gefechts. Er hörte andächtig zu, wie die Mühlen klapperten, spann aber im stillen seine Pläne. Endlich kam der Moment, wo Frau Theodosia es an der Zeit fand, aufzubrechen. Die Geschwister Agricola begleiteten sie bis zur Tür und über den Hausflur bis vor das Haus, und nach dem letzten Ade ward ein neuer Faden aufgenommen, und sie spannen weiter bis auf die Straße.

Friß war allein, zum erstenmal seit drei Wochen in diesem Hause allein. Seine Augen leuchteten. Er erhob sich auf den Beinen und schlich leise an Tante Theudelindens Tür. Er öffnete sie leise und rief Bosco. Der Kater kam und folgte ihm mit erhobenem Schwanz und begierigem Gemüt. Er war nämlich vergessen worden und wartete schon auf die längst fällige Milch. So kamen sie vor Beatens Stube.

„Tante Beate, Tante Beate!“ rief der Papagei.

„Komm Bosco, komm herein!“ sagte Friß und tat auf.

„Bon soir!“ schnurrte der Papagei.

Mit einem Satz war Bosco den Tisch hinaufgesprungen und steckte die Nase durch das Gitter des Käfigs.

„All right!“ sagte Lora und gab ihm einen ordentlichen Schnabelhieb darauf.

„Gib's ihm, Lora, gib's ihm!“ rief das Büblein erfreut und öffnete die Käfigtür.

„Merci!“ sagte Lora, und flog auf den Fußboden. Bosco versuchte einen neuen Angriff, doch abermals trieb ihn ein Schnabelhieb zurück. Da änderte er seine Taktik; er streckte sich gelangweilt auf dem Teppich aus, legte den Kopf auf die Pfoten und schloß die Augen — beinahe. Lora ließ sich täuschen und spazierte umher. Auch Friß glaubte das Schauspiel beendet und stürmte hinaus auf die Straße.

„Tante Beate, Tante Beate,“ rief er eifrig, „es ist gar nicht wahr!“

Die Schwestern Agricola kamen ihm entgegen; Frau Theodosia Himmelstam war endgültig verabschiedet worden. Als sie nun die Stimme ihres Schütlings hörten, fuhr ihnen ein Schreck durch die Glieder und löste den Weder ihres Gewissens aus. Sie hatten es sträflich veräußert, auf das Kind zu achten.

„Wenn nur nichts passiert ist!“ rief Theudelinde.

„Was ist nicht wahr?“ fragte Beate.

„Ist gar nicht wahr, daß Bosco Lora friß, Lora haut ihn mit dem Schnabel.“

Zwei Herzen blieben stehen vor jähem Schreck, aber nur einen Augenblick — dann flogen die Schwestern ins Haus.

Nach am selben Tage erhielt Frau Gertrud Meyer in Oberengadin folgendes Telegramm: „Hole Friß wieder ab. Er hat große Trauer über unser Haus gebracht. Lora ist tot. Theuda.“

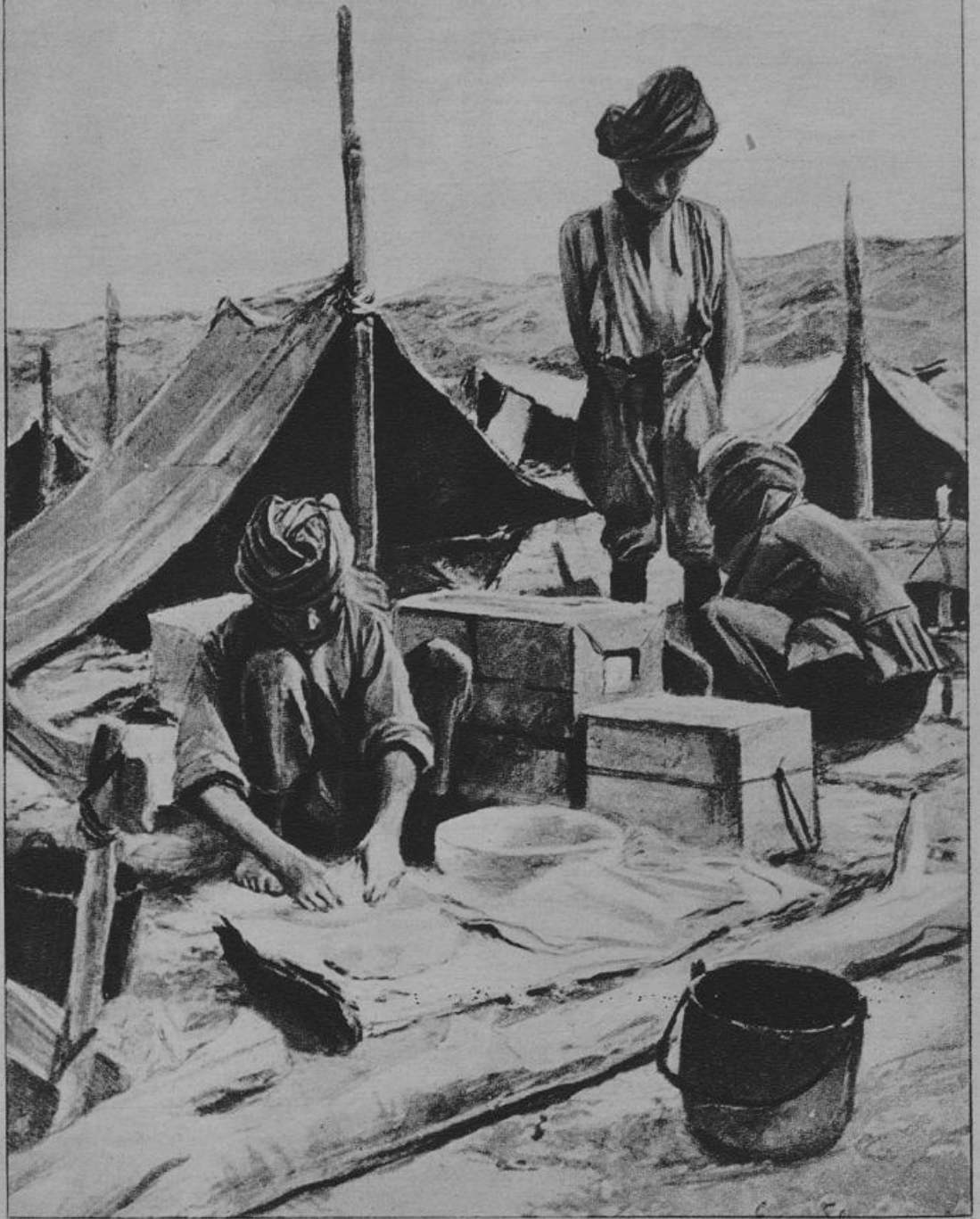
Der Wille der Schwestern Agricola ward erfüllt. Als die Mutter den reuelosen Sünder in den Zug geschoben hatte und sich von den Geschwistern verabschiedete, sagte Beate, und das Herz zuckte ihr noch vor Leid: „Du Ärmste, was mußt du zu tun haben, um einen solchen Jungen richtig zu hüten!“

Da erwiderte Frau Gertrud lächelnd: „Meinst du? Davon habe ich niemals etwas gemerkt.“



Winterbild von der Westfront: Ausrüstender Sturmtrupp vor der Kirche in Douziers.

Phot. Sufa.



Lager indischer Truppen bei Sricourt in Frankreich.

Phot. Sata.

Nach einer französischen Darstellung.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. O. J. Damm. — Verlag und Druck: W. Girardet, Essen

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 18.

Düsseldorf 19. April

1917.



Die Versenkung eines Seglers vom Rettungsboot aus gesehen.

Nach einer englischen Darstellung.

Arme Schönheit.

Roman von Otfried von Hanstein.

* Copyright 1916 by Carl Dunker, Berlin.

„**M**ein, mein alter Junge, du gefällst mir nicht! In den wenigen Tagen, die wir nun hier sind, bist du ein anderer geworden. Jetzt tu mir den einzigen Gefallen und gib eine vernünftige Erklärung! Hertzgott ja, in Nürnberg war es ganz nett und die Aussicht, jetzt im Sommer eine Zahnradbahn in den bayrischen Alpen zu bauen, verlockend, aber so häßlich ist es doch hier auch nicht, daß du solch' ein sauertröpfisches Gesicht machen mußt. Dabei ist doch deine Stellung als selbständiger Oberingenieur hier eine viel bessere als dort, wo du nur 'Ausführender Bauleiter' sein solltest! Ich denke, die könnte doch die Krankheit des braven Doktors Schreiber, der dir so pöflich hier den Platz am gedeckten Tisch frei machte, nur angenehm sein.“

Der junge Bauführer Gustav Freitsche hatte sich in Eifer geredet, und sein gutmütiges, offenes Gesicht spiegelte Anmut und Beforgnis.

„Ich wünschte trotzdem, ich sähe als Bauleiter auf der Rösli-Alp oder meinetwegen wieder in den argentinischen Sümpfen!“

„Nimm mir's nicht übel, das schmeckt nach den Launen einer alten Jungfer. Hertzgott, als ich dich vor sechs Monaten in Cuxhaven abholte, das Herz hat mir im Leibe gelacht, als der „Mollke“ fehmachte, und du da oben standest auf die Kelling gelehnt und deinen breitkrämpigen Urwaldshut der Heimat entgegen schwenktest. Wie die verdörperte Kraft sahst du aus mit deiner stolzen, hohen Gestalt, deinem braungebrannten, glattrajierten Gesicht und deiner selbstbewußten Haltung! Halb Deutscher, halb südamerikanischer Hinterwäldler. Ich wäre dir am liebsten um den Hals gefallen und hätte dir einen ordentlichen Kuß gegeben, so freute mich das Wiedersehen. Hab' ich übrigens, glaube ich auch, getan.“

„Hör auf, Gustav, du schwärmst ja wie ein Bad'isch!“

„Ne, alter Schwede, jetzt kommt die Reversoite der Medaille! Ich freue mich, daß ich zu dir als dein Assistent komme und freue mich noch mehr, daß wir statt auf die Rösli-Alp, durch einen glücklichen Zufall, hier nach Rottenberg, in meine Heimat kommen. — Ich denke, ich werde mit dir Ehre einlegen in meiner Vaterstadt, und nun bist du wie ausgewechselt, läufst umher mit gerunzelter Stirn und nervöser Unrast und machst noch obendrein krampfartige Anstrengungen, dir einen Spitzbart stehen zu lassen, als ob du mit deinen fünfunddreißig Jahren an den grauen Schläfenhaaren noch nicht genug hättest.“

„Bist du nun fertig mit deiner Predigt?“

„Jawohl, der Staatsanwalt hat seine Rede beendet, Angeklagter; rechtfertige dich!“

„Das ist nicht so leicht, wie du denkst. Recht hast du von deinem Standpunkt aus und auch Unrecht. Hab' Geduld mit mir, lieber Junge. Es gibt eben in jedem Menschenleben einen wunden Punkt, dessen Berührung schmerzt, und ein solcher wunder Punkt ist für mich Rottenberg.“

„Warst du denn schon einmal hier? Und davon hast du mir während unserer gemeinsamen Studienjahre nichts erzählt?“

„Nicht hier, aber in der Nähe. Lieber Gustav, ich bitte dich, frage nicht weiter! Noch kann und darf ich nicht davon reden. Vielleicht kommt einmal die Zeit, und dann sollst du der erste sein. Dann wirst du mir nachträglich recht geben. Es gibt eben Dinge, über die man nicht sprechen darf.“

Gustav sah den älteren Freund und Studentameraden mit so erstaunten Augen an, daß dieser lachend ausrief:

„Nein, nein, ich habe weder einen Mord, noch einen Einbruch auf dem Gewissen. Meine Weste ist völlig weiß. Aber, nun laß uns von anderem reden! Ich werde schon wieder mit mir ins reine kommen.“

* Dieser in englischer Fassung vorliegende Roman ist unerschöpflich, um den reichhaltigen Nachdruck anderer Romane in den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu verhindern.
Die Redaktion.

Inzwischen war der Oberingenieur Egon Friedrich, mit seinem Freunde durch die mittelalterlich anmutenden Straßen der kleinen Bergstadt gegangen.

Der Sommer hatte die reichen Waldungen rings auf den Höhen mit einer unendlichen Fülle von grünem Laub in den verschiedensten zarten Farbentönen überflutet, und Tag und Nacht jubilierte ein hundertstimmiger Vogelchor über den roten Dächern des in die Schlucht hineingeschnitzten Städtchens.

In den Vorgärten der Häuser aber und auf den Plätzen standen die Apfelbäume in voller Blüte, und ihr Duft legte sich wie ein süßer Zauber über die engen Gassen und trug die Sommerfreude bis mitten hinein auf den großen Markt mit der schönen alten St.-Lorenz-Kirche.

Aber wenige Schritte von der Kirche entfernt, gleich hinter dem alten Lorenzer Tor mit dem hohen gotischen Spitzgiebel, begann die neue Zeit in das so lange abgeschlossene Tal ihren lärmenden Einzug zu halten.

Große Holzbuden wurden auf dem freien Platz aufgerichtet, und eine geschäftige Arbeiterschare brachte auf hochbeladenen Wagen Holz und Eisenmassen heran.

Das Städtchen bekam Eisenbahn! Der Traum von Jahrzehnten sollte endlich in Erfüllung gehen und „Dornröschen“, aus dem Schlaf erwacht, in das große, brausende Leben hinaustreten, das innerhalb eines halben Jahrhunderts das deutsche Vaterland zu einem Weltreich umgeschaffen hatte.

Natürlich promenierte allenthalben Bürger der Stadt in erfrischer Unterhaltung und verfolgten den Fortgang der Arbeiten. Jeder, der da ein bescheidenes Häuschen besaß, erwog schon im stillen, wie er den zu erwartenden Zustrom von Fremden für sich ausnützen könne. In ihren zukunftsreichen Gesprächen sahen sie das kleine Rottenberg zu einer bedeutenden Industriestadt anwachsen und stritten eifrig die wenigen Nörgler nieder, die dagegen waren.

Aber eine Gruppe von Badfischen, die unter munterem Geplauder, Arm in Arm, unter den blühenden Bäumen einher spazierte, schien viel weniger Interesse für den Bau der Bahn als für den leitenden Oberingenieur zu haben, dem sie unbemerkt folgten. Der große Mann mit den Reithosen in den hohen braunen Stachstiefeln, mit dem kühnen Gesicht, den klugen Augen und dem großen, breiten Filzhut, wie ihn die Südamerikaner zu tragen pflegen, war auch eine entschieden auffallende Erscheinung.

Egon Friedrich nahm weder von der Schwärmerie der Badfische noch von den kritischen Blicken der Bürger die geringste Notiz. Er war zu seinen Arbeitern getreten und erteilte den Rottenführern seine Befehle. Jetzt war er ganz bei der Sache, und die Falte des Anmutes, die vorher auf seiner Stirn gestanden, war völlig verschwunden.

In diesem Augenblick kam ein eleganter Landauer langsam die Allee herauf, um in die Stadt zu fahren. Es sahen darin zwei junge Damen, von denen die eine, etwa vierundzwanzigjährig, ein nicht hübsches, aber sehr vornehm gelcidetes Mädchen, mit ersichtlichem Anteilnahme die Vorbereitungen zum Bahnbau betrachtete, während ihre jüngere Begleiterin nachlässig in den Fond des Wagens zurückgelehnt lag und an der Außenwelt keinen Anteil zu nehmen schien.

Sie kamen jetzt dicht an der Gruppe vorüber, deren Mittelpunkt der Oberingenieur bildete. Ein herrlicher Apfelbaum streckte seine blütenschweren Äste gerade über den Wagen, und die ältere der beiden Damen sahte einen der duftenden Zweige. Aber ehe sie ihn recht ergriffen und abgebrochen hatte, schnellte er empor und der Landauer fuhr langsam vorbei.

Egon Friedrich sah auf, griff unwillkürlich nach dem Zweig und reichte ihn der jüngeren Dame hinüber, während er höflich den Hut zog.

Er stand einen Augenblick wie gebendet. Das Gesicht, in das er schaute, war ein selten schönes. Wie nach einer antiken Kamee geschnitten, war es von so gleichmäßiger, vollendeter Schönheit, daß auch das kritischste Frauenauge keinen Fehler zu entdecken vermocht hätte. Sie trug ein blaues, anschließendes Tuchkleid, das ihre schlanken Formen trefflich hervorhob, und auf dem prachtvollen Blondhaar einen großen Federhut. Nur eines störte den Eindruck ihrer Schönheit: die völlige Gleichgültigkeit, mit der diese großen blauen Augen unter den langen Wimpern in die Welt sahen.

Kalt und mit einem leichten konventionellen Lächeln nickte die Dame, nahm den Zweig und reichte ihn ihrer Begleiterin, dann blickte sie wieder ruhig geradeaus.

Zimmer noch stand der Oberingenieur und schaute dem fortrollenden Wagen nach.

„Jetzt hat sie ihn auch,“ sagte einer der Badfische, eine hübsche Brünnette, mit zornigem Rückwerfen des Kopfes zu der sanften Blondine an ihrer Seite. „Alle Männer sind doch gleich. Wie gebannt stand er ja da, und noch jetzt kommt er nicht zu sich.“

„Aber Inge Salten ist auch schön,“ erwiderte die andere.

„Er hat sie sicher für die Besitzerin des Wagens gehalten. Armes Fräulein von Prattwich! Das hat sie von ihrer Gutmütigkeit, mit der sie Inge an ihren Ausfahrten teilnehmen läßt.“

In diesem Augenblick pffiff die Sirene am Maschinenschuppen und zeigte den Arbeitern die Mittagspause an. Gustav Frisiche, der an anderer Stelle zu tun hatte, war längst gegangen und hatte von der kleinen Szene nichts bemerkt. Nun schritt auch Egon Friedrich in tiefen Gedanken dem primitiven Holzbau zu, in dem sein Büro untergebracht war.

Er konnte das schöne Gesicht des Mädchens nicht vergessen. Seltsam, gerade dieser kalte, gleichgültige Ausdruck darin reizte ihn. Wie herrlich mußte es sein, in diesem Anblick die Leidenschaft zu erwecken! Er strich sich mit der Hand über die Stirn, schüttelte ärgerlich das Haupt und trat in das Büro.

Er arbeitete am liebsten in den Stunden, in denen draußen die lärmende Tätigkeit ruhte, seine schriftlichen Berichte und die Korrespondenzen des Tages auf und fand auch heute so viel auf seinem Schreibtisch, daß, als er dann dem „Goldenen Löwen“ zuschritt, um dort sein Mittagmahl einzunehmen, die Begegnung mit Inge Salten fast wieder vergessen war.

Diese hatte inzwischen Hella von Prattwich, die Tochter des Landrats, dessen erster Sekretär und Bürovorsteher ihr Vater war, verlassen und schritt in tiefen Gedanken langsam der elterlichen Wohnung zu.

Am ihren feingeschwungenen Mund lag ein bitterer Zug, wie immer, wenn sie zu dem kleinen Häuschen zurückkehrte, in dem sie geboren und groß geworden war. Vor dem Tor blieb sie zögernd noch einen Augenblick stehen, als könne sie sich nicht überwinden, einzutreten, dann seufzte sie tief auf und ging hinein.

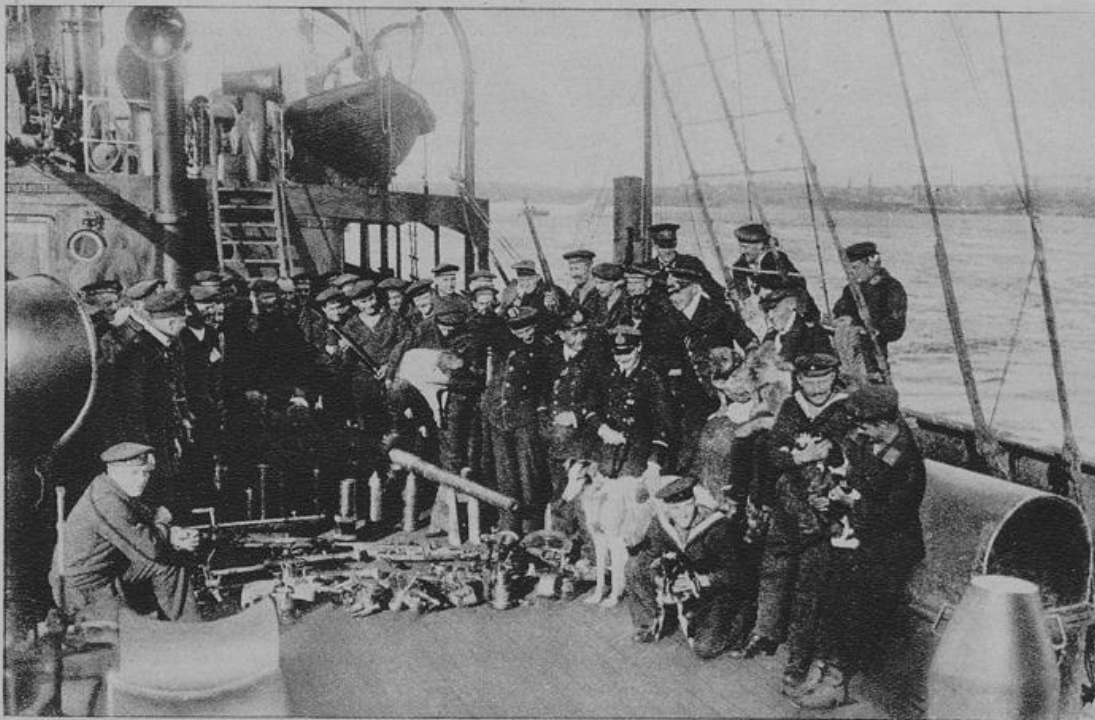
Der Vater, ein Mann von fünfzig Jahren, mit müden, von der Stubenluft des Büros blassen Zügen, sah mit der Mutter, einer starken, kleinen Frau mit alltäglichem Gesicht, und den vier jüngeren Geschwistern beim einfachen Mittagmahl. Als Inge eintat, trafen sie vorwurfsvolle Blicke.

„Aber Kind, wieder so spät? Du weißt doch, daß Papa pünktlich fort muß, und ich kann dir doch nicht immer das Essen aufwärmen!“

Auf die Worte der Mutter erwiderte sie mit leiser, ruhiger Stimme: „Verzeih, Hella von Prattwich hatte mich zu einer Spazierfahrt gebeten, und da konnte ich doch nicht bestimmen, wann der Wagen zurückkehren sollte.“

Sofort mischte sich der Vater ein.

„Mit Hella von Prattwich? Das freut mich! Es ist doch wirklich eine Ehre für uns alle, daß die Tochter des Chefs unser Kind zu sich heranzieht. Freilich verdienen kann man es ihr nicht,“ — er sah sich unwillkürlich ängstlich um — „wenn man euch beide nebeneinander sieht, könnte man dich, weiß Gott, eher für des Landrats Tochter und das gnädige Fräulein für das Sekretärskind halten. Ja, ja, Inge, du bist nun schon einmal so ein verwünschtes Prinzchen.“



Zweite Rückkehr der „Möwe“: Die tapfere Mannschaft an Deck der „Möwe“ mit einigen ihrer erbeuteten Pfleglinge.

Phot. Buja.

„Mit gefällt es gar nicht“, warf die Mutter ein, — „mit wäre es viel lieber, Inge fühlte sich in der Gesellschaft der Hilde Frießsche oder der Trude Piesch und der anderen Bürgermädchen wohl, in deren Kreise sie gehört. Was hat sie davon, daß sie mit dem gnädigen Fräulein spazieren fährt? Glaubst du, darüber mokieren sich die anderen nicht? Und was soll's? Immer noch mehr Raupen seht sie sich in den Kopf, und immer weniger ist sie für uns zu haben. Was soll denn aus dem Mädel werden? Zu einem Betuf, der uns ein paar Groschen in das Haus brächte, ist sie zu vornehm, und die guten Partien, die sich ihr bieten, schlägt sie aus.“

Frau Salten, die leicht in Hitze kam, sprach mit lauter Stimme, und der Vater verwies begütigend:

„Herrgott, kannst du dir die Inge vielleicht im Laden stehend und Schlipse vertausend denken? Oder als Frau des Schlächtermeisters

Daseins, daß dies herrliche Geschöpf seine Tochter war. Mochte er sonst einer der Bescheidensten sein. Das konnte ihm niemand abstreiten: das hübscheste Mädchen in Rottenberg war seine, des armen Sekretärs Salten Tochter.

Inge sah ihren Vater an, und zum erstenmal trat in ihr Auge ein wärmeres Blick. Ein gutmütiges, halb mitleidiges Lächeln umspielte ihren Mund, und leise strich sie mit der schmalen, weißen Hand über des Vaters graues Haupt.

„Laß nur gut sein, Papa. Ich weiß schon, was ich will, und ich denke, ich werde meinen Weg machen.“

Sie stand auf, und als sie des Vaters Auge mit einem so unendlich liebevollen Ausdruck auf sich ruhen fühlte, beugte sie sich zu dem kleinen Mann herab und küßte ihn auf die Stirn. Dann schritt sie hinaus.

Oben in der Manfarde war ein kleines Stübchen, das ihr eigenes



Im verschneiten Hochgebirge.

da drüben Schinken und Wurst für die Arbeiterfrauen abschneiden? Oder etwa als Gattin meines Kollegen Schröder ein eben so jämmerliches Dasein führen, wie wir es unser ganzes Leben tun mußten?“

„Schön! Wenn sie eine Prinzessin ist, soll sie warten, bis ein Prinz kommt. Meine Schuld ist es nicht, daß du nicht so reich bist, daß du ihr das Schloß und den Hofstaat dazu stellen kannst.“

Ärgertlich hatte die kleine, runde Frau das Geschier zusammengestellt und war in die Küche gegangen, um abzuwaschen. Die Kinder eilten in den Garten, um bis zur Nachmittagsschule noch etwas zu spielen. Inge hatte von dem Streit der Eltern keine Notiz genommen. Um nicht antworten zu müssen, ah sie hastig ein paar Happen. Nun trat der Vater auf sie zu:

„Mutter meint es nicht so. In Wirklichkeit ist sie ja ebenso stolz auf unser schönes Prinzehchen wie ich.“

Liebtosend lässchelte er ihr über die Wangen. In seinem freudlosen, gedrückten Alltagsleben war es ja der einzige Triumph seines

Reich bildete. Zwar viel anders als unten sah es auch nicht aus, aber sie hatte es doch verstanden, ihrem „Boudoir“ einen etwas „damenhaften“ Anstrich zu geben. Da stand ein kleiner, mit weißer Spitzenbede bedeckter Waschtisch, auf dem alle möglichen Fläschchen und Säckelchen lagen, für die sie ihr targes Taschengeld ausgab. Da hingen an den Wänden ein paar moderne Bilder, und das weißgladierte, aubere Bett, die Chaiselongue mit dem weißen Fell und der ebenfalls weißgladierte Kleiderschrank gaben im Verein mit den sauberen duftigen Vorhängen dem Zimmerchen etwas Einheitliches.

Hier pflegte Inge auf dem Ruhebett am Fenster stundenlang zu liegen und in den Romanen, die sie sich aus der Leihbibliothek verschaffte, zu lesen. Heute aber lag sie ohne Buch und starrte auf den Apfelbaum, der seine reichen Blütenzweige in üppiger Fülle bis an das Fensterchen reckte.

Inge Salten war ein kluges Mädchen, und sie wußte, wie schön sie war.

Schönheit ist Macht!

In irgendeinem Roman hatte sie den Spruch gelesen, und ihr ganzes Sinnen war darauf gerichtet, ihn in die Wirklichkeit zu übersehen.

Seit ihrer frühesten Jugend kannte sie nur den einen Wunsch, das eine Ziel: hinaus aus der engen, kümmerlichen Atmosphäre, in der sie geboren! In ihren Träumen spukten alle die Romanfiguren, von denen sie gelesen. Die jungen Künstlerinnen, die durch ihre Schönheit in wenigen Jahren märchenhafte Karrieren machen, die armen Mädchen, denen Millionäre ihr Herz zu Füßen legen. Aber sie war zu praktisch, um sich Illusionen hinzugeben. Sie hatte weder eine gute Stimme, noch irgend welches Talent für die Bühne.

Ihr blieb nur die Schönheit des eigenen Körpers und die Macht, die ihr diese, wie sie täglich fühlte, über die Herzen der Männer verlieh. So betrachtete sie jeden, der neu in ihr Leben trat, mit wägenden Blicken, ob er wohl derjenige sei, der ihr verschaffen könne, was einzig ihr Ziel war: Ein Leben in Luxus und Reichtum.

Könnte sie nur fort aus der Enge der Kleinstadt! Hier waren ja die Kreise so fest umgrenzt und die Möglichkeiten so gering, ihnen zu entfliehen.

Wer kam nach Rottenberg, und wenn wirklich ein Mann, der ihren Wünschen entsprach, sich hierher verirrte, wer beachtete die Tochter des Sekretärs? Wenn sie nur hinaus in größere Verhältnisse könnte! So schloß sie sich eng an Hella von Prattwitz an, und sie, die unter den Bürgerstöckern, die in ihrer bescheidenen Art selbst Jünger Schönheit huldigten, wie eine Königin einherschritt, suchte jede Gelegenheit, sich der Landratsstochter angenehm zu machen, in der Hoffnung, durch sie vielleicht einmal einen Weg zu finden, der sie hinausführte in die Großstadt.

Inzwischen aber ließ sie auch in den heimlichen Kreisen ihre Augen offen umherschaun. Der blühende Apfelbaum erinnerte sie an Egon Friedrich.

Wohl hatte sie ihn beobachtet, wenn auch ihre Miene unbewegt geblieben war. Ein leises, halb verächtliches, halb triumphierendes Lächeln spielte auf ihrem Antlitz. Sie hatte den Eindruck gesehen, den sie auf ihn gemacht. Er war ein stattlicher Mann, eine interessante Erscheinung ohne Zweifel. Als selbständiger Oberingenieur wohl auch in guten Verhältnissen.

Nun, man konnte ja sehen, eine Gelegenheit, ihn kennen zu lernen, würde sich schon bieten.

Es klopfte an der Tür. Ein niedliches schlantes Mädchen mit lockigem Braunkopf trat ein.

„Tag, Junge! Meine Eltern und ich wollen heute auf dem Schloßberg Kaffee trinken, und da wollte ich dich fragen, ob du nicht Lust hast, mitzukommen?“

Es war das Töchterchen des Bürgermeisters Pietsch, und Junge wußte, daß es ihrem Vater lieb war, wenn sie diesen Verkehr aufrecht erhielt. Was sollte sie auch den ganzen schönen Sommernachmittag allein daheim? Und vielleicht —

„Ich habe mit deinen Eltern schon gesprochen; sie haben es erlaubt, also komm, setze dir den Hut auf. Meine Mutter ist auch schon fertig.“

„Gern, Trude, wart' nur einen Augenblick, ich komme mit.“
Bald schritten die beiden Mädchen dem Hause des Bürgermeisters zu.

„Du, Junge,“ begann Trude zaghaft, „du hast ja heute schon wieder eine Eroberung gemacht!“

„Ich? Nicht daß ich wüßte!“

„Ich war doch vor dem Tor und habe auch gesehen, wie der Oberingenieur dir den Blütenzweig in den Wagen reichte.“

„So? Und wenn schon!“

Sie sprach absichtlich in gleichgültigem Ton, hoffte aber doch im stillen, etwas Näheres zu erfahren. Sie kannte ja die kleine schwahst Trude Pietsch.

„Der soll ja was ganz Besonderes sein! Hilde Frischs Bruder ist sein Assistent, und der erzählt wahre Wunderdinge. Er hat



Gezeichnet von Professor Arnold Dusch.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg 9.

General der Infanterie Karl Lihmann beging sein 50 jähriges Militär-Dienstjubiläum.

Der Durchbruch von Bezejnyl und die Erlüftung der Südwest-Forts von Kowno haben den Namen Lihmanns unvergänglich gemacht. Der ruhmvolle Heerführer ist am 22. Januar 1850 geboren und 1867 in das Gardie-Pionier-Bataillon eingetreten. Er wurde 1887 Major, 1902 Direktor der Kriegsakademie. Seit 1. April 1905 stand er zur Disposition. Für seine Heldentat bei Lodz am 6. Dezember 1914 erhielt er den Orden „Pour le Mérite“.



An der mazedonischen Kampffront: Einnahme von Quellwasser für die in Stellung liegenden Truppen. BUFA.

drüben in Argentinien, im Auftrage einer deutschen Gesellschaft Bahnen gebaut. Und wie interessant er aussieht! Du, der ist sicher auch furchtbar reich.

Ach, Inge, eigentlich könnte man dich beneiden. Dir fliegen doch alle Herzen nur so zu. Ach, wer doch auch so schön wäre wie du!"

Inge erwiderte nichts. Abermals spielte ein eigenes Lächeln um ihren Mund.

2. Kapitel.

Hilde Frische, die blonde Busenfreundin von Trude Pietsch, saß auf der Veranda ihrer elterlichen Villa und spielte mit einem kleinen Kästchen. Das Tierchen ließ es sich in der prallen Mittags-sonne wohl sein, rollte sich in eine kleine grauschwarze Kugel zusammen und biß mit einem Male herzhaft in die mit ihm spielende Hand, zum Zeichen, daß es diese überflüssige Vertraulichkeit nun endlich gründlich satt habe. Hildegard blidte noch ganz bestürzt auf das Kästchen und auf ihre Finger, an denen die kleinen weißen Zähne eine kaum sichtbare Spur hinterlassen hatten, als ein lautes Lachen in ihrer Nähe sie überraschte. Aber und über rot, blidte sie auf und gewahrte wenige Schritte von ihr den Oberingenieur Friedrich, der die ganze reizende Szene beobachtet hatte und sich angesichts ihres komischen Endes eines Lachens nicht erwehren konnte.

Er trat näher und zog den Hut.

„Seien Sie mir nicht böse, Fräulein Frische! Aber Ihr Erlebnis mit der Kästchenundankbarkeit erinnerte mich an eine mir befreundete Käse drüben in Argentinien. So bin ich denn ungezogener Weise zum Lauscher geworden. Entschuldigen Sie mich! Ich war eigentlich gekommen, um Ihren Bruder abzuholen.“

„Sie sind auch ein Kästchenfreund?“ Mehr wußte die verlegene Hilde nicht zu sagen.

Friedrich trat auf die Veranda und setzte sich auf den Stuhl, der jungen Dame gegenüber.

„Sie gestatten? Die Arbeit in dieser Glut macht müde, so sehr man sich auch freut, vorwärts zu kommen. Wir haben heute die ersten Schienen gelegt. Vorläufig erst bei der Stadt; aber morgen wollen wir mit der Arbeit im Walde beginnen.“

„Sie wollten von Ihrer argentinischen Käse erzählen.“

„Ach so! Ja, aber eigentlich war es ein Puma.“

Unwillkürlich fuhr Hilde, zur Belustigung des Sprechers, zurüd, der lustig fortfuhr:

„Sie kennen den Puma nur aus den zoologischen Gärten, wo er hinter Gittern gehalten wird, wie seine wenig liebenswürdigen Vettern Löwe und Tiger. Da sieht er dann schwarz und unansehnlich aus. Aber in Wirklichkeit ist er ein prachtvoller, geschmeidiger Kerl, der sehr groß werden kann, mit einem wunderbaren Fell, ganz angefüllt mit dem lebenskräftigen Mute, der allen Käsen eigen ist.“

Als wir die Bahn von Buenos aus ins Innere legten, wurden die Pumas nervös. Herdenweise umlagerten sie unsere Gleise und versuchten, uns mit ihrem kurzen Gebell bange zu machen. Einmal schoß ich eine Mutter, die überflüssigerweise ihr Junges auf den Streifzug mitgenommen hatte, und beschloß nun, der Waise eine zweite Mutter zu werden. Sie können sich gar nicht denken, wie hübsch es war.“

Er beschrieb mit den Händen lebhaft einen kleinen Kreis.

„Zusammengerollt sah es wie ein kleiner schwarzer Pelzmuff aus, der nachts auf meinen Füßen lag und mich in aller Herrgottsruhe sanft in die Füße biß, um seine Milch zu bekommen. Gab ich sie ihm nicht, so konnte mein „Cato“ sehr ungemütlich werden. Dann richtete er sich auf, machte einen grimmigen Buckel und funkelte mich über seinen alten Rittmeisterschnurbart mit graugrünen Augen an, die geradezu überlebensgroß waren. Ich ernährte ihn im zweiten Jahre mit Rückenabfällen und gekochtem Fleisch.“

„Wo haben Sie ihn denn gelassen?“ fragte Hilde, die der Erzählung mit Interesse gefolgt war.

„Ich habe ihn erschossen.“

Hilde sah den Mörder strafend an.

„Nicht böse sein! Aber es ging wirklich nicht anders. Einmal kam Eato mit einer blutigen Schnauze ins Stationsgebäude und rief sich, ganz besonders behaglich schnurrend, an meiner Hofe. „Erschieße ihn,“ sagte der Stationsvorsteher zu mir, „ein Puma, der einmal gemordet hat, wird nie wieder zahm.“ Aber dazu konnte ich mich nicht entschließen. Ich merkte wohl, daß er jetzt nachts immer unruhig umherflich, aber ich hielt Türen und Fenster verschlossen. Eines nachts kitzelten die Scheiben, Eato hatte sich nicht beherrschen können und das Freie gesucht. Am nächsten Tag mußte ich ihn erschicken. Er hatte in der Nachbarschaft ein Kind angefallen. Ich suchte mir einen Augenblick aus, wo er gerade in der Sonne spielte — eben wie Ihre Kake dort — und mein Schuß traf ihn mitten ins Herz. Ich hatte feige von hinten geschossen, denn ich hätte seinen anklagenden Blick nicht vertragen können. Dann weiß ich nur noch, daß ich davon lief und seitdem an keinem anderen Tiere mehr Gefallen gefunden habe.“

Hilde war gerührt; zugleich ergriff sie das Fremdartige der Situation.

„Es muß schon interessant sein, einmal ganz andere Verhältnisse kennen zu lernen.“

„Aber für junge Damen dürfte sich Argentinien nicht empfehlen. Die Anstrengungen, die der Aufenthalt fordert, sind nicht gering.“

„O, das ist leicht zu überwinden, zusammen mit einem Menschen, den man lieb hat!“

Sie hatte es ganz impulsiv gesagt und schämte sich jetzt, als habe sie sich vertragen. — Friedrich sah sie wohlwollend an, so, wie ein Erwachsener ein kluges Kind anblickt. Nichts lag ihm ferner als die Möglichkeit, daß dieses fast um 20 Jahre jüngere Mädchen bei seinem Ausrufe heimlich an ihn gedacht haben könnte. Er war überhaupt nicht eitel, hielt sich mit seinen fünfunddreißig Jahren und den in heißer Sonne ergrauten Haaren für einen steinalten Mann und hätte bei dem Gedanken, daß sich jemand in ihn verlieben könnte, laut aufgelacht. Sein Leben war Eisen und Holz, Holz und Eisen, seit einem Jahrzehnt. Wer Bahnen baut, lernt dabei nichts von der zarten Psychologie des weiblichen Herzens. So nahm er denn auch Hildes offene Bemerkung einfach von der Seite des väterlichen Freundes und sagte schallhaft:

„Aber, Fräulein Friische, wie kommt Ihre goldene Jugend schon zu so ernster Weisheit?“

„Ich bin doch kein Kind mehr!“

„Nun, dann bitte ich um Entschuldigung. Ich habe bisher siebzehn Jahre noch für kein ehrwürdiges Alter gehalten.“

„Die Jahre machen es nicht,“ bemerkte Hilde salomonisch. „Es kommt darauf an, wie alt man sich fühlt.“

„So? Kommt es darauf an? Dann möchte ich mich zu gern wieder einmal als Siebzehnjähriger fühlen!“ Und er lachte laut und herzlich.

Hilde blidte beschämt in ihren Schoß. Er nahm sie also gar nicht ernst, behandelte sie einfach als Kind. Das Weinen war ihr näher als alles andere, und sie beherrschte sich nur mit großer Mühe.

Egon sah ihre hilflose Verlegenheit; sein harmloser Scherz tat ihm leid, und er bemühte sich, ihn wieder gut zu machen, indem er herzlich sagte:

„Ich freue mich, daß Sie bereits eine so ernsthafte Auffassung vom Leben haben, und beglückwünsche jetzt schon den Mann, der einmal in Ihnen seine kleine tapferere Lebensgefährtin gewinnen wird. Nehmen Sie mit mein unzeitiges Lachen nicht übel. Lassen Sie uns wieder gute Freunde sein! Wollen Sie?“

Und er hielt ihr mit freundlichem, herzlichem Blicke die Hand hin.

Aber Hilde sagte mit niedergeschlagenen Augen:

„Ich will jetzt meinen Bruder holen, Herr Oberingenieur.“

Damit entfloß sie eiligst. Sie hielt es nicht länger aus. Noch eine Minute, und sie hätte schluchzen müssen.

Kopfschüttelnd blieb Friedrich zurück. Er erhob sich vom Stuhle und ging auf der Veranda auf und ab.

„Da habe ich wieder eine schöne Sache angerichtet. Habe das arme Kind getränkt, und dabei meint es gerade diese Familie mit mir so herzlich gut. Aber man verlernt da drüben ganz den Verkehr mit Frauen, wenigstens mit den guten Exemplaren der Gattung. Ob ich mir je eine Frau gewinnen werde? Nicht wie die zweifelhaften schwarzen Südamerikanerinnen da drüben, sondern eine meines Landes, mit blonden Haaren, blauen Augen und einem treuen Herzen?“

Als er erst soweit gekommen war, schweiften seine Gedanken durch eine sehr natürliche Ideenverbindung zu Inge Salten und dem Eindruck zurück, welchen sie an jenem Vormittage auf ihn gemacht. Er hatte sie seitdem nicht wiedergesehen, obwohl er zu diesem löblichen Zweck jede freie halbe Stunde seiner überlasteten Zeit zu einem ausgiebigen Spaziergang auf dem großen Platz benutzte. Den kannte er nun gründlich, aber damit war ihm wenig gedient. Wie mochten diese kalten blauen Augen wohl aussehen, wenn ehrliebe Liebe sie belebte? Bei dem Gedanken fühlte er, wie ihm ein warmer Blutstrom vom Kopf bis zu den Zehen rann.

Mitten in seinen angenehmen Träumereien wurde er von Gustav Friische unterbrochen. Der junge Mann hatte bereits den Hut auf und kam strahlend auf ihn zu.

„Grüß dich Gott, Fred! Du holst mich ab?“ Er unterbrach sich,



Auf dem Wege zum Sereth:
In einer Mörserstellung. — Beim Einstellen des Geschüßes.

BUFA.

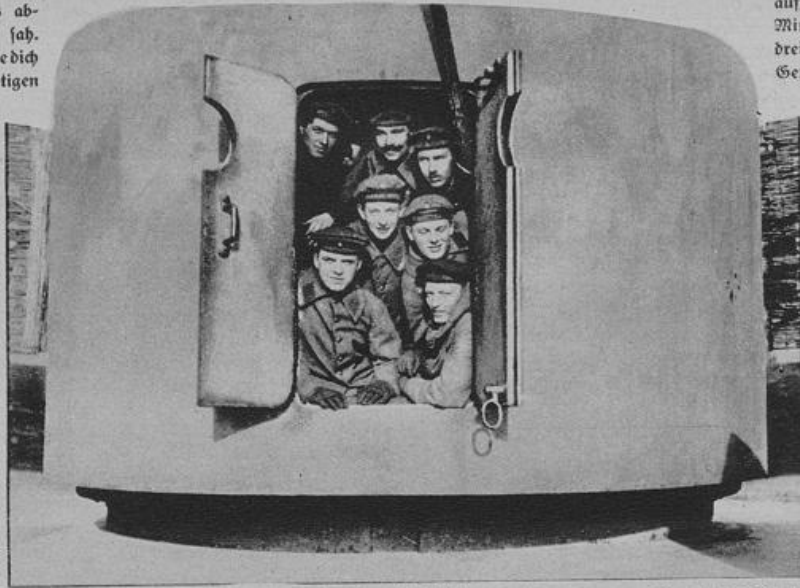
als er des Freundes abweisendes Gesicht sah. „Verzeihung! Ich habe dich wohl gerade bei wichtigen Gedanken unterbrochen?“

„Es ist nicht so schlimm! Ich habe mir nur eben durch den Kopf gehen lassen, wie wir die Strecke in dem Wald am praktischsten vermessen. Wenn es dir recht ist, wollen wir den schönen Sonntagnachmittag dazu benutzen, uns die Sache noch einmal an Ort und Stelle zu betrachten.“ Und da er Hildes Gesicht hinter ihrem Bruder hervorlugen sah, fügte er rasch hinzu:

„Vielleicht begleitet uns deine Schwester, wenn es sie nicht langweilt?“

„Ja, willst du, Hilde?“

Hilde wollte zuerst ein troziges „Nein“ antworten, aber Friedrich sah sie so bittend an, daß sie die zur Veröhnung gebotene Hand unmöglich zurückweisen konnte. So eilte sie denn, ihren Hut



In der Luke eines Geschützpanzerturmes.

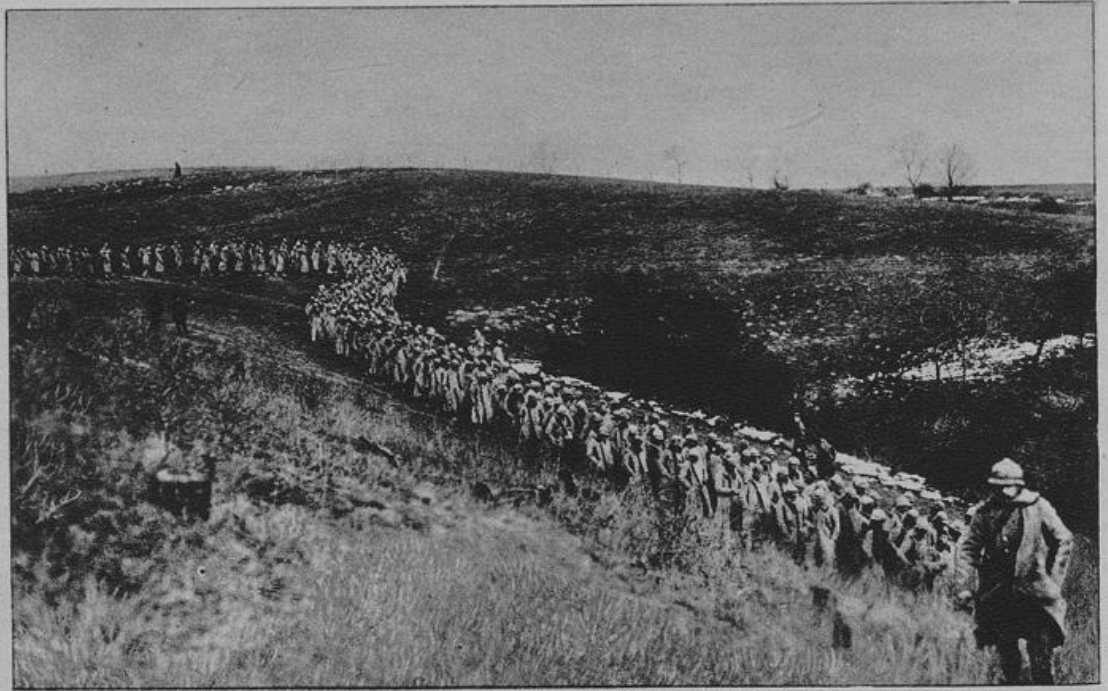
Phot. V. Groß, Berlin.

aufzusehen, und wenige Minuten später waren die drei schon in fröhlichem Gepolde unterwegs.

Friedrich erzählte Anekdoten aus seinem argentinischen Leben, bei denen Komik und Tragik sehr oft dicht nebeneinander lagen, Gustavo Fritsche berichtete mit nicht immer sehr respektvollen Zwischenbemerkungen von dem Widerstande, den das Projekt des Eisenbahnbaues zuerst bei manchem der Städter gefunden hatte, und Hilde ergänzte des Bruders Erzählungen lustig durch Einzelheiten ihrer persönlichen Erfah-

rungen. So war es denn eine recht vergnügte Gesellschaft, die in dem dunkelgrünen Schatten des uralten Waldes hinausschritt.

So hatten sie in der angenehmsten Weise bereits ein großes Stück Weges zurückgelegt als sie dort einer anderen Gesellschaft begegneten, die offenbar auf einem Ausfluge begriffen war, und in deren Mitte sich die Familie Salten befand. (Fortsetzung folgt.)



Zug der bei Ripont gefangenen Franzosen.

BUFA.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 16.

Düsseldorf, 21. April

1917.



Aus den letzten Kampfhandlungen in der Champagne: Artillerie im Feuer.

W. P. A.

Arme Schönheit.

Roman von Otfried von Hanstein.

* Copyright 1916 by Carl Duncker, Berlin.

1. Fortsetzung.

Silde begrüßte sich freundschaftlich mit Inge, und sah nicht ohne Beklemmung, wie tief Friedrich vor der Freundin den Hut zog und wie eine feine Röte seine Schläfen färbte.

„Kannten Sie die junge Dame?“ fragte er, als die Gesellschaft vorüber war, in einem Tone, der sich bemühte, harmlos zu erscheinen.

„Ja,“ antwortete Hilde mit gepreßter Stimme, und fuhr dann, entschlossen, den Kelch bis zur Reige zu leeren, rasch fort: „Es ist Inge Salten, eine ältere Freundin von mir. Sie war mit ihren Eltern.“

„Sie ist sehr schön,“ meinte der Oberingenieur mit unwehrlüchster Bewunderung.

Sustav sah verblüfft in das rote Gesicht seines Freundes, dann blickte er auf seine Schwester, die den Kopf gesenkt hatte, und schließlich tat er einen kurzen verständnisvollen Pfiff durch die Zähne. Die nächste Viertelstunde verging in einem ungemütlichen Schweigen.

„Wer war der junge Mann mit Frisches?“ fragte Frau Salten ihre Tochter.

„Es war der Oberingenieur der neuen Bahn.“

„Kennst du ihn?“

„Vorge stellt ist er mir noch nicht, aber er hat mir vorgeföhrt, als ich mit Hella von Prattwih ausfuhr, einen Zweig mit Apfelblüten in den Wagen gereicht.“

„So, so!“ sagte Frau Salten, und nach einer eindrucksvollen Pause fügte sie nachdenklich hinzu:

„Er sieht recht gut aus.“

Mehrere Stunden von dem Städtchen Rottenberg entfernt lag einsam im hohen Bergwalde die Valenburg. Von drei Seiten führten Waldwege zu ihr hinauf, denen man es ansah, daß die Schloßbewohner keinen großen Wert auf umfangreiche Geselligkeit legten. Auf der vierten fiel der Berg jäh ab, und ein alter Turm, der den Rittern als „Burgfried“ gedient hatte, sah hier besonders trohig in das Land hinaus. Auf einer Plattform waren zwei Fahnen an hohem Mast ausgepflanzt: an der Spitze die schwarzweißrote Reichsfahne und darunter die Fahne des Geschlechts mit seinem Wappen, einem federgeschmückten Ritterhelm, unter dem der Wahlspruch stand: „Sic volo!“ Nach diesem harten Wahlspruch hatten die Valenburgs immer gehandelt, von den Kreuzzügen an bis zu dem jüngsten Sprossen des Geschlechts.

* Dieser in englischer Fassung vorgeschriebene Vermerk ist unerlässlich, um den unbefugten Nachdruck unseres Romans in den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu verhindern.

Prinz Friedrich Karl von Preußen †.

Der Prinz fiel am 21. März, schwer verwundet, in englische Gefangenschaft und ist in der Oßernacht seinen Verletzungen erlegen. Er war als 2. Sohn des Prinzen Friedrich Leopold am 6. April 1895 geboren und besoldete im Heer den Dienstgrad eines Rittmeisters beim Leibhusaren-Regiment Nr. 1. Er besaß hohe Begabung als Flieger. Im Luftkampf bei Bapaume erhielt er Schüsse durch den Fuß, Rücken und Magen. Eine Operation konnte leider an dem bellagenswerten Ausgange nichts ändern.

Die großen Zeiten der Burg waren gewiß schon lange vorüber, aber ihre Bewohner sorgten mit aller Treue dafür, die Erinnerung an sie wach zu halten. Ob sie als Offiziere oder Diplomaten an dem Leben der großen Welt da draußen Anteil nahmen, sobald sie alt wurden, lehrten sie treuen Herzens immer wieder nach ihrem alten Waldhorste zurück, um den Erinnerungen zu leben, und schließlich in der Familiengruft ihre letzte Ruhestatt zu finden. Auch Graf Egon zu Valenburg hatte als Diplomat seinem Kaiser und dem Reiche gedient, er hatte noch mit der Kaiserin Eugenie getanzt und sich nach

verschiedenen Missionen an auswärtigen Höfen nach des eisernen Kanzlers Tode auf sein Stammschloß zurückgezogen.

Aber es war kein ruhiger Lebensabend, den er hier in stiller Zufriedenheit genoß, vielmehr nagte ein schwerer Kummer an seinem Herzen und hatte aus dem weltgewandten Hofmann einen verbitterten Einsiedler gemacht.

Der Stammhalter des Geschlechtes, sein einziger Sohn, lebte in weiter Ferne, und er, der Vater, hatte ihn selbst von seinem Herzen und aus seiner Nähe verstoßen.

Wie glücklich war er gewesen, als seine zarte Gattin ihn gleich zuerst mit einem Knaben beschenkte, und der kleine Egon Friedrich war ein kluges Kind, das sich trefflich entwickelte. Aber der Knabe hatte schon in frühester Kindheit einen auf alles Prattische gerichteten Sinn und liebte es, sich mit allerlei Dingen zu befassen, die nach seines Vaters Meinung sich für ihn nicht gehörten. Er half die Bäche dämmen, primitive Schleusen bauen, die Wiesen kanalisieren, und seine größte Freude war es, wenn sein junger Kopf dort noch einen Weg zum Ziele fand, wo die Alten daran verzweifelten. Als er dann größer wurde, offenbarte sich seines Vaters Art immer deutlicher. Die Räume des Schlosses füllten sich bald mit elektrischen Apparaten und chemischen Reagenzgläsern, und der junge Graf war ein gefürchteter Gast der herrschaftlichen Küche, wo er ständig nach Chemikalien herumspürte. Die Kohle auf dem Herd und das Salz im Topfe waren nicht sicher vor seiner Wißbegierde, die auch dadurch immer nur vorübergehend gedämpft werden konnte, daß der Vater sein Laboratorium, gerade wenn es am gefülltesten zu sein pflegte, kurzer Hand aus den Fenstern warf. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn



Kriegsgefangene Deutsche als Internierte bei landwirtschaftlichen Arbeiten in der Schweiz.
 Phot. Verl. Illust.-Verl.



Die Schweiz in Wahrung ihrer Neutralität: Schweizerische Ablösungstruppen auf dem Durchmarsch in Luzern.
 Phot. Nic. Auf. Zürcher

wurde auch nicht besser dadurch, daß Egon Friedrich in der Schule in Mathematik und Naturwissenschaften der Beste, in alten Sprachen und Geschichte indessen weitaus der schlechteste Schüler war, und einen Lehrer, der auf des jungen Primaners Bitte auf dem Schlosse Besuch machte, um von dem alten Grafen für den Sohn die Erlaubnis zum Studium der Naturwissenschaften zu erbitten, hatte dieser kurz entschlossen hinausgewiesen. Der Junge sollte Diplomat werden, und damit basta.

Das alles hatte nicht hindern können, daß der zum juristischen Studium nach Berlin geschickte junge Graf dort sein Ingenieurexamen machte, und die Folge dieses unerhörten Schrittes war ein tiefes Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn, das den Sohn nach Argentinien trieb und ihn dort großend zehn Jahre für seine Familie verschollen sein ließ.

Bald darauf hatte der tüchtige junge Mann, der den Adel und seinen Vaternamen abgelegt hatte, eine leitende Stellung bei einer deutschen Weltfirma, die in Argentinien eine Filiale unterhielt, angenommen.

Seit der alte Graf sich im Zorn von seinem Sohne geschieden, verbrachte er seine Jahre mit der Bewirtschaftung seines Gutes, und diese Vereinsamung rief allmählich in ihm große Bitterkeit hervor, unter der vor allem seine Gattin und seine Tochter Jutta, das einzige ihm nun geliebte Kind, zu leiden hatten.

Da hatte der Bahnbau begonnen, und eine heftige Unruhe kam über den Grafen. Alles erinnerte ihn so lebhaft an seinen Sohn, der, wie er ja wußte, ebenfalls, wenn auch in fremden Ländern, bei Eisenbahnbauten tätig war. Er empfand die Schienen, die sich anschliden wollten, nun auch durch die ehrwürdige Stille seiner Wälder zu kriechen, als freche Eindringlinge, die sich gegen heilige Traditionen auflehnten und den Atem der neuen Zeit bis an die Füße seines trohigen Burgfrieds tragen wollten.

Und bei den abweisenden Bescheiden, die er auf alle die Eingaben erhielt, die er in ohnmächtiger Wut an alle Instanzen sandte, um den Bahnbau zu verhindern, las er wiederholt den Namen des Oberingenieurs, der die Leitung des Baues in den Händen hielt.

„Egon Friedrich!“

War es nicht ein tüchtiges Spiel des Zufalls? Egon Friedrich! Die Vornamen seines verstoßenen Sohnes!

Als ob alles sich vereinen wollte, ihn immer wieder an jenen zu erinnern, und er wollte es doch nicht eingestehen, niemand, nicht einmal sich selbst, wie sehr sein Herz mit allen Fasern an dem Sohne hing, der in dem Kampf zwischen der neuen Zeit und ihren Idealen und der geheiligten Tradition gegen diese und damit gegen den Vater entschieden hatte.

Dann begann es im Walde von einem Heer von Arbeitern zu wimmeln, und der Tag rückte immer näher, wo die welfremden Wipfel der uralten Bäume erstaut dem Dröhnen der Schmieden und dem Schalle der Hämmer lauschen würden.

In seiner ungerechten Verbitterung empfand er den Bau als einen persönlichen Schimpf, den man ihm antat, und er sah Tag für Tag im Erker seines Wohnzimmers mit dem Fernrohr in der Hand, um seine Wälder gewissermaßen zu bewachen.

Er wartete auf eine Gelegenheit, noch einmal mit aller Energie gegen die Vergewaltigung dessen zu protestieren, was er als sein gutes Recht empfand.

An dem Tage, der die zweite Begegnung Friedrichs und Ingess sah, erlebte Graf Egon bereits am Vormittag einen Arger, der ihm nichts Gutes für den Tag verhieß. Jutta war in die Stadt gefahren, um einige Besorgungen zu machen, und brachte nun das Neueste mit.

„Denke dir, Vater, die Arbeiter wollen morgen beginnen, die Schienen in den Wald heraus zu legen. Gerade unter den Bergen soll der Bahnhof gebaut werden. Es muß doch reizend aussehen, wenn die Reisenden beim Heraustrreten aus den Bäumen die Stadt so mitten im Kessel vor sich liegen sehen.“

„So,“ knurrte der Graf und warf unter buschigen Brauen hervor einen zornigen Blick auf seine Tochter. „Das freut dich offenbar. Und daran, daß es mit der ruhigen Schönheit unserer Wälder nunmehr dahin ist, daß wir Tag und Nacht das Geschnaube des Dampfes des Dampfes vernehmen werden, daß die Lalenburg vor neugieriger

Touristen keine Ruhe haben wird, scheint du gar nicht zu denken, wie?“

„Aber Vater! An die Eisenbahn gewöhnt man sich doch leicht. Nach ein paar Jahren werden wir uns kaum noch erinnern, daß es jemals anders gewesen ist. Und Touristen sind doch jetzt schon genug in den Wäldern. Die andern werden auch bald merken, daß die Lalenburg kein Ausflugsort ist.“

Jutta trat zu ihrem Vater und strich ihm lieblosend über sein volles weißes Haar. Der ließ sich die Färtlichkeit des geliebten Kindes gern gefallen. Nur ein wenig von der Seite sah er in ihr weißes stolzes Gesicht, dem eine kleine, etwas aufstrebende Nase den Ausdruck einer beinahe jugenhaften Frische und Keckheit verlieh.

„Und von wem hast du denn die Neuigkeiten?“

Jutta errötete leicht.

„Von dem jungen Frische, dem Bruder von Hilde Frische, die zwei Klassen unter mir in die Schule gegangen ist! Er ist zweiter Ingenieur beim Bahnbau.“

„So!“

Graf Egon stand ärgerlich auf.

„Du weißt, mein Kind, daß ich diesen deinen städtischen Verkehr nicht liebe. Wenn wir hier auch etwas einsam leben, so gibt es doch in der Umgebung genug adelige Güter, mit deren Jugend du verkehren kannst. Aber da hälst du dich geradezu geflüchtlich zurück und scheinst dir deinen Bruder in Argentinien zum Vorbilde zu nehmen.“

Infolge dieser Unterhaltung verließ das Mittagessen höchst einfüßig, und die Gräfin sah mit Erstaunen in das verärgerte Gesicht ihres Mannes und in die verweinten Augen ihrer Tochter Jutta.

Nach dem Kaffee nahm Graf Egon seinen gewohnten Platz am Fenster wieder ein und besah die Umgebung durch sein Fernrohr. Es wahrte auch nicht lange, bis er drei Personen gewahrte, eine Frau und zwei Männer, die durch den Wald aufwärts strebten.

„Es werden städtische Ausflügler sein,“ dachte er und ließ seine Blide weiter schweifen. Aber als sie nach einer Weile wieder zu der alten Stelle zurückkehrten, sah er, daß die vermeintlichen Ausflügler haltgemacht hatten und daß die Männer damit beschäftigt waren, allerlei Apparate aufzustellen, wobei sie sich eifrig zuwinkten.

„Aha, es geht los! Das sind Vermesser,“ sagte sich Graf Egon. „Wenn ich auch mein altes Recht nicht durchsetzen kann, so sollen diese Leute doch keinen Zweifel haben, wie ich über ihre Sache denke.“

Er setzte sich seinen Jagdhut auf, ergriff seinen Stock, pfiff dem Hunde und schritt in den Wald hinunter.

Nach einer kurzen, schweigsamen Wanderung hatte Gustav Frische haltgemacht.

„Hier ist die Stelle, wo unsere Vermessungen beginnen, Fred,“ sagte er und begann, jene kleinen Apparate, die Graf Egon gesehen und mit deren Hilfe sie sich vor Beginn der eigentlichen Vermessungen orientieren wollten, aufzustellen.

Egon Friedrich war hochaufatmend stehen geblieben und ließ seine Blide bewundernd umherschweifen. Ihm war wohl und wehe zumute. Wie viele Jahre waren vergangen, seit er, der rechtmäßige Erbe dieses Bodens, das letzte Mal an dieser Stelle gestanden und noch einmal das heimatische Wipfelreich mit seinen abschiednehmenden Blicken umfaßt hatte? Seine ganze Kindheit erwachte in ihm, und da war ihm auch, als höre er unweit den Bach rauschen, an dem er seine ersten kindlichen Angelversuche unternommen. Und nun hatte ihn des Schicksals Wallen hierher zurückgeführt. Fremd, unter anderem Namen war er heimgekehrt, und ängstlich hütete er in seiner Brust als Geheimnis, daß er, der hier stand, ein Lalenburg war.

„Wie schön ist doch der Wald!“ Fast feierlich ernst rief er es, und schwenkte grüßend den Hut den alten Bäumen zu.

„Sie haben sicher im Innern von Argentinien ganz andere Wälder kennen gelernt, Herr Friedrich,“ warf Hilde schüchtern ein.

„Wie? Ach ja, ich weiß, was Sie meinen, dreimannsdick Urwaldstämme, zwischen denen die Lianen ihr üppiges Geschlecht verankert haben, Palmen von meergrüner Farbe, die bis in den Himmel zu langen scheinen, und in deren Zweigen sich schreiende Affen schaukeln. Aber das ist nicht der deutsche Wald, Fräulein Hilde, und so wahr ich voller Sehnsucht nach ihm zurückgelehrt bin, ich gäbe nicht diesen kleinen Waldbusch für den dicksten argentinischen Urwald. Wir gehören alle dahin, wo wir geboren sind. Es gibt in der ganzen Welt



Die Londoner Kohlennot:

Die Verbraucher sind gezwungen, sich ihre Kohlen selbst zu holen und nach Hause zu schaffen.

Nach einer englischen Zeichnung in einer ausländischen Zeitschrift.

kein zweites Deutschland und keinen zweiten Wald, so herb, so rein, so stolz und so duftend wie die Wälder in Deutschland! Glauben Sie mir das!"

"Es freut mich, daß du auch einmal schwärmen kannst," lachte Fritsche, während seine Schwester den Sprecher mit einem warmen Blicke betrachtete.

"Aber komm hierher, ich habe dir den Apparat zurecht gemacht! Von hier aus kannst du auch die Lalenburg herüberlugen sehen."

Friedrich trat an die Seite seines Freundes und blickte — zum

ersten Male seit zehn Jahren — nach der väterlichen Burg hinüber. Da lag sie, noch genau so schön, so stolz und so trohig wie immer. Das Herz in der Brust schlug ihm so laut, daß er fürchtete, die Freunde müßten es hören. Wie im Traume hörte er den Freund sagen:

"Weißt du, daß mir zum ersten Male auffällt, daß du mit dem alten Grafen Lalenburg Ähnlichkeit hast? Ihr werdet doch nicht verwandt sein?"

"Es gibt solche Zufälle," entgegnete Friedrich kalt und zündete sich mit scheinbarem Gleichmut eine Zigarette an.

Dann ging er an die Arbeit, die Gegend aufzunehmen, ohne dem väterlichen Schlosse auch nur noch einen Blick zuzuwenden. Fritsche machte sich mit einem Bleistift auf dem Blod die Notizen, die er ihm laut ansagte. Hilde sah beiden aufmerksam zu und unterbrach sie nur von Zeit zu Zeit mit bescheidenen Fragen, die ihr gern beantwortet wurden.

"Wie einfach das doch alles ist!" rief sie staunend aus.

"Alles Große ist einfach, liebes Fräulein," antwortete ihr der von ihrem intelligenten Interesse angenehm berührte Ingenieur ernst.

In diesem Augenblick sahen die drei durch den Wald eilig einen Mann auf sich zukommen. Trotz den dazwischen liegenden zehn Jahren, trotz dem gebückten Gang und den weißen Haaren, erkannte Egon Friedrich sofort mit Beben seinen Vater.

Stolz richtete er sich auf, entschlossen, allem Kommenden so zu begegnen, wie es sich für einen seines Geschlechtes geziemte.

Mit schnellen Schritten war der alte Graf näher gekommen. Jetzt standen sie einander gegenüber. Einen Augenblick bohrten sich ihre Augen ineinander.

Keinem, der das Verhältnis auch nur ahnte, hätte die Ähnlichkeit zwischen Vater und Sohn entgehen können. Dieselben stolzen und hohen Gestalten, dieselben edlen und feingehackten Gesichter, derselbe selbstbewußte, energische Zug um den Mund. Nur daß das Gesicht des Älteren von den Furchen des Alters wie von einer Pflugschar durchzogen erschien und daß des Jüngeren Antlitz zehn schwere Jahre harten Kampfes in Urwäldern gebräunt und schier untennütlich gemacht hatten.

Aber der Mann, der wirkliche, entschlossene, seines Willens bewußte Mann sah beiden aus den Augen.

Ein Stich ging durch des Sohnes Herz. Er vergaß in diesem Augenblick alles, was in den langen Jahren wie eine Scheidewand zwischen ihm und dem Vater emporgewachsen war. Er sah nur das graue geliebte Haupt, und unwillkürlich trat er mit offenen Armen einen Schritt ihm entgegen.

Auch der Graf atmete tief und schwer. Auch seine Arme zuckten dem Sohne entgegen; da ging es wie ein Rad durch seinen Körper. In seine Augen trat ein harter, kalter Schein. Der Stolz hatte gesiegt. Graf Lalenburg richtete sich hoch auf. Noch ein kurzer, grollender Blick, dann wandte er sich und ging mit schnellen, festen Schritten in den Wald.

Kein Wort war zwischen Vater und Sohn gewechselt. Dessen Lippen waren fest aufeinander gebissen, seine Wangen bleich. Er rang nach Fassung und bald hatte er sie gefunden.

Er sah sich nach seinen Begleitern um. Gustav war sofort einige Schritte weiter gegangen und hatte sich mit seinen Instrumenten beschäftigt. Er hatte schon mehrere Male Auseinandersetzungen mit dem alten Grafen gehabt und war froh, sie diesmal auf seinen Freund und Vorgesetzten abwälzen zu können. So hatte er nichts von dem Zusammentreffen beobachtet.

Hilde aber saß am Boden und schaute gleichmütig vor sich hin. Egon Friedrich atmete auf. Gott sei Dank, die beiden hatten nichts bemerkt.

Er gab sich nicht die Mühe, Hilde zu beobachten, so fiel ihm nicht auf, wie rot ihr Gesichtchen war und wie sie ihn mit so teilnahmsvollen Blicken betrachtete. Das junge Mädchen hatte Rästel gesehen, für die sie keine Erklärung fand in ihrem Herzen, aber ihr Takt ließ sie schweigen.



Aus Flandern.

Kapelle des Landsturmbataillons Essen bei einem Kirchenkonzert.

3. Kapitel.

Der Bürgermeister Pietsch schob einen auf dem Schreibtisch liegenden Altenstoch zurück und sah den vor ihm sitzenden Fremden etwas überrascht an.

„Sie dürfen mir nicht böse sein, wenn ich Ihr so plötzliches Angebot nicht sofort zu beantworten vermag. Ich war darauf nicht vorbereitet. Außerdem kann ich allein darüber natürlich nicht entscheiden. Das ist ja eine Angelegenheit, die die ganze Stadt angeht und daher vor allem dem Gemeinderat zur vorläufigen Erwägung unterbreitet werden muß.“

Der Fremde nickte zustimmend.

„Versteht sich von selbst. Mein Vorschlag muß natürlich den Instanzenweg gehen, wie jede Sache auf der Welt.“

losgehenden Energie zu erzählen wußte. Eigentlich hatte es nichts Merkwürdiges. Es waren die Züge eines wohlhabenden Fünffizigers; sie hätten einem zufriedenen Rentner angehören können, wenn nicht die harten, stahlgrauen Augen und zwei tiefe Falten von der Nase zum Munde verraten hätten, daß es nur die äußere Maske für einen noch unerschöpflichen Willen war.

„Nein, eigentlich rechtliche Bedenken stehen Ihrem Plan nicht entgegen. Dagegen sehe sehr wohl ideale. Sie wollen die im Süden gelegene Stadtwiese kaufen, Herr — —“

„Reinhard, Julius Reinhard, bitte.“

„Herr Reinhard, um dort eine große Papierfabrik zu bauen. Nun wäre sehr wohl zu erwägen, ob unser schönes Stadtbild durch die qualmenden Fabrikschornsteine nicht in einer unersehlichen Weise gestört würde.“



Unsere Seekente in Flandern: Beschäftigung der Mannschaften einer Marine-Division. Phot. Berl. Illust.-Ges.

„Ganz richtig. Und zu dem Zwecke wäre ich Ihnen verbunden, wenn Sie mir Ihr Angebot noch einmal schriftlich genau aufstellen wollten. Das ist kein Zeichen des Mißtrauens meinerseits, es vereinfacht bloß die Beratung bedeutend, wenn ich den Stadträten gleich eine genaue Offerte unterbreiten kann.“

„Ich verstehe sehr wohl und werde das gleich nach meiner Rückkehr ins Hotel erledigen. Nur bitte ich, zu erwägen, daß meine Zeit knapp ist, da ich meine Fabrik unmöglich lange allein lassen kann.“

„Man könnte in diesem Falle eine außergewöhnliche Ratsitzung einberufen,“ erwiderte der Bürgermeister, „und die Angelegenheit unter Umständen in wenigen Tagen erledigen.“

„Das wäre mir lieb. Ich wollte eigentlich heute nur wissen, ob meinem Vorschläge von vornherein irgendwelche stadtrechtliche Bedenken entgegenstehen.“

Der Bürgermeister sah dem Frager prüfend in das breite, bartlose Gesicht, das zugleich von Wohlleben und einer gerade auf das Ziel

„Ach so,“ entgegnete der Fremde, und ein Zug müder Langeweile verschleierte für einen Augenblick seine scharfen Augen. „Aber dem ließe sich vielleicht durch ein etwas höheres Gebot meinerseits abhelfen.“

Bürgermeister Pietsch konnte sich gegenüber dieser Auffassung eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren. Aber er zwang sich zu einem Lächeln.

„Es gibt doch Dinge auf der Welt, Herr Reinhard, die sich nicht durch Geld abkaufen lassen.“

„Nein,“ sagte Julius Reinhard, und lächelte freundlich zurück, „durch Geld nicht, aber durch mehr Geld.“

Und als ob er fühlte, daß er ein wenig zu weit gegangen war und ein seiner Natur fremdes Empfinden verlezt hatte, setzte er rasch hinzu:

„Verzeihen Sie meine materialistische Lebensauffassung, Herr Bürgermeister, aber ich bin ein Großstadtkind, und da habe ich gemeinlich für die Natur nur dann etwas übrig, wenn ich sie von der Terrasse

eines bequemen Hotels betrachten kann. Ist vielleicht ein Mantel, ich weiß, und nicht meine Schuld, wenigstens nicht ganz. Habe meine Eltern früh verloren. Mit acht Jahren handelte ich auf den Straßen mit Streichhölzern. Schämte mich dessen gar nicht; bin stolz darauf. Heute größte Papierfabrik im Land, beschäftigte vierhundert Arbeiter. Wenn Sie Referenzen wünschen

Bürgermeister Pietsch wehrte ab und sah den Mann da vor sich nun doch mit Achtung an. „Das ist vorläufig nicht nötig, Herr Reinhard.“

„Ja, was ich sagen wollte, mein Aufstieg war hart, sozusagen groschenweise. Hatte wenig Zeit zu Idealen. Möchte jetzt wohl manchmal —“ und in die hatten Augen trat ein seltsam weicher, sehnsüchtiger Zug, den man in diesem Gesicht am wenigsten erwartet hätte — „aber bin wohl schon zu alt zum Umlernen. Wollte Sie gewiß nicht kränken. Gebe nur zu bedenken, daß die Stadtwiese einzig und allein für mich in Frage kommt wegen der Nähe der für meine Fabrikation notwendigen Hölzer und der großen nahen Wasserkraft. Habe mit Genugtuung gesehen, daß die Stadt dieselbe bereits ausnützt und in meiner künftigen Nähe ein Elektrizitätswerk gebaut hat. Erleichtert meine Aufgabe sehr.“

„Wir haben noch keine Fabrik bei uns, Herr Reinhard.“

„Weiß ich. Wird aber bald nicht fehlen. Kriegen ja die Bahn hierher. Ist von ungeheurer Bedeutung für Sie. Noch zehn Jahre, und Sie werden den Wald vor Schornsteinen nicht sehen. Denken Sie an mich.“

„Ich kann Ihnen nicht verhehlen,“ sagte Pietsch nachdenklich, „daß dieser Auffassung eine ganze Anzahl Mitglieder des Stadtrats huldigen. Die werden Sie von vornherein auf Ihrer Seite haben. Ich aber weiß doch nicht recht, ob das ein Glück oder Unglück ist.“

„Ein Unglück?“ staunte Herr Reinhard. „Wenn sich die Einwohnerzahl allmählich verdoppelt und den Steuerertrag vervierfacht! Ich verstehe Sie nicht.“

„Nun ja, ich bin wohl ein wenig sentimental.“

„Wozu haben Sie die Bahn gebaut oder bauen sie vielmehr, wenn Sie den natürlichen Nutzen daraus so ungern genießen?“ Und wie in einer Anwendung von Mitleid fügte er hinzu: „Es ist eben eine neue Zeit, Herr Bürgermeister. Deutschland ist im Begriffe, aus einem Agrarstaat ein Industriestaat zu werden. Wir müssen vorwärts!“

„Wohl möglich, daß das zum Besten ist,“ antwortete Pietsch und stand auf. „Nur brauchen wir alten Leute etwas Zeit zum Umlernen. Also denn, auf Wiedersehen, Herr Reinhard, ich erwarte demnach morgen Ihre Aufklärung!“

4. Kapitel.

Egon Friedrich bewohnte ein einfaches Zimmer im Hotel zum „Goldenen Löwen“ und hatte an dem Tage, der jener Begegnung im Walde folgte, nach einer fast schlaflosen Nacht früh, sein Lager verlassen. Nun ging er ängstlich auf und nieder.

O, warum war er nicht standhaft geblieben und hatte den unglückseligen Ruf nach hieher abgelehnt! Er hatte es sich leichter ge-

dacht, zu vergessen. Warum mußten diese Wunden wieder aufgerissen werden, die er so schön vernarbt glaubte!

Er hatte schlechthin ablehnen wollen, aber was sollte er für einen stichhaltigen Grund angeben, da es sich um eine Beförderung handelte. Dann hatte er gedacht, daß es ja schließlich nur wenige Wochen seien, die ihn direkt in die Nähe der Lalenburg führten. Was war ihm schließlich Rottenberg. Er sah ja auch, daß sein Intognito genügte, um ihn vor dem Erkennen seitens der Einwohner des Städtchens zu schützen. Er war selten dort gewesen.

Alles schien gut und er glaubte sein Herz gewappnet, und nun kam das erste Zusammentreffen mit dem Vater, und all das Eis war geschmolzen, und nur der Schmerz war noch da, der bittere Schmerz, daß er den verblendeten Sinn des Vaters nicht ändern konnte und — eine heiße Sehnsucht nach Mutter und Schwester!

Wieder strich seine Hand über die heiße Stirn.

Egon, Egon, was soll das heißen! Wo ist dein Mut und deine Entschlossenheit?

Wenn nur die Augen der Mutter nicht aus jedem Winkel ihm entgegen schauten!

Es klopfte, und der Kellner brachte das Frühstück. Dabei lag ein großer Brief, den am frühen Morgen ein Bote gebracht.

Er wandte ihn um und sein Auge erkannte das Wappen der Lalenburg.

Nun erst schaute er noch einmal auf die Adresse.

Wie war es möglich, daß er des Vaters Handschrift nicht gleich erkannte? Er nickte wehmütig. Wie züchtig war die Schrift geworden in den Jahren! Zeugte auch sie von stillem Leid?

Er öffnete mit pochendem Herzen.

„Durch einen Zufall hat mir die gestrige Begegnung im Walde bewiesen, daß der Oberingenieur Egon Friedrich wirklich mit Dir identisch ist. Ich glaubte Dich selbstverständlich in Argentinien, da Du mir vor zehn Jahren bei Deiner Abreise das Versprechen gabst, nicht mehr nach Deutschland zurückzukehren. Im allgemeinen pflegt ja ein Lalenburg sein Wort zu halten. Ich möchte Dir keinen Zweifel darüber lassen, daß ich noch heute ebenso rückständig bin, wie vor zehn Jahren und es noch heute nicht für richtig halte, wenn ein Lalenburg die Traditionen seiner Familie soweit vergißt, daß er einen Beruf ergreift, dem ich, trotz aller Hochachtung für die Arbeit, keinen Geschmack abgewinnen kann.“

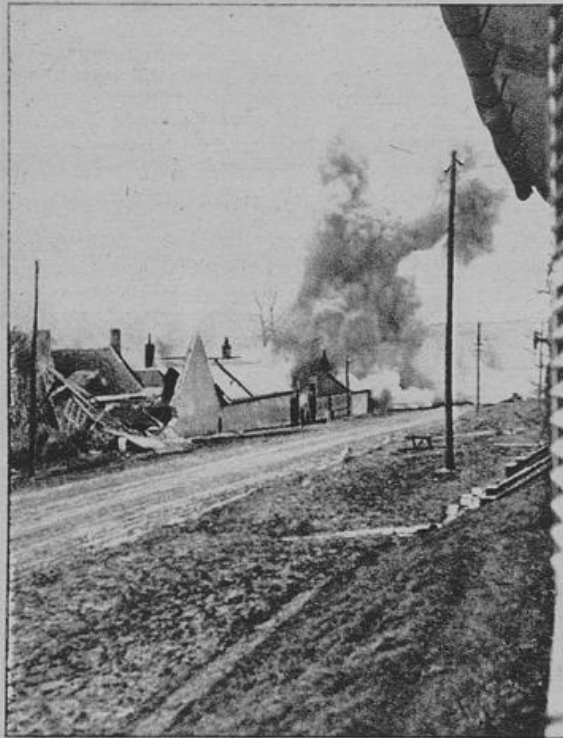
Ich schreibe Dir dies für den Fall, daß Du etwa beabsichtigt, einen Besuch auf der Lalenburg zu machen. Erspare dir dies, denn Du würdest nicht empfangen werden.

Es hat mich gefreut, daß du wenigstens soviel Korpsgeist hattest, den Adel und unseren Namen nicht zu führen. In Deinem Beruf wünsche ich Dir Glück und die Zufriedenheit, die Dir offenbar die ehrwürdigen Traditionen unseres Hauses nicht zu geben vermochten.

Dein Vater

Egon Graf zu Lalenburg.“

(Fortsetzung folgt.)



Granateinschlag in ein Dorf an der Westfront.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 17.

Düsseldorf, 28. April

1917.



Generaloberst Moritz Ferdinand Freiherr von Bissing, Generalgouverneur von Belgien, †

Phot. Nicola Perscheid.

Arme Schönheit.

Roman von Otfried von Hanstein.

* Copyright 1916 by Carl Duncker, Berlin.

2. Fortsetzung.

Lange saß Egon Friedrich vor dem Brief und seine Lippen murmelten die Worte: „Unerbittlich! Unveröhnlich!“ Dann raffte er sich auf. Er ging an den Schreibtisch und nahm Tinte und Feder.

„Mein lieber Vater!

Verzeih, daß ich Dich auch heute so nenne, denn wenn auch Welten zwischen uns liegen, und wir vielleicht nie mehr den Weg zu einander finden, so wirst du doch in meinem Herzen stehen, wie einst in den frohen Tagen meiner Kindheit. Wenn ich andere Bahnen gehe als Du und die Voreltern, so ist es gerade, weil ich unseres Hauses Wappenspruch hochhalte. Sic volo! Was ich für recht erkannt, muß ich wollen, und was ich will, das führe ich aus!“

Dann flossen ihm die Worte begeistert in die Feder. Es war keine Bitte eines verstoßenen Sohnes, es war die Rechtfertigung eines Mannes, der seine Überzeugung vertritt. Er schilderte, wie Deutschlands Größe das höchste Ideal eines jeden sei, der ein Deutscher zu heißen verdiene. Diese Größe aber beruhe auf der Arbeit, auf den Errungenschaften der Industrie. Er verwies auf die Stumm und die Hengel von Domersmark, die sich der neuen Zeit nicht verschlossen, und wie einst ihre Vorfahren als Ritter mit dem Schwert in der Hand dem Volke voran zogen, so schritten sie nun in der neuen Zeit voran als siegreich führender deutscher Adel in das Weltalter von Holz und Eisen. Und solch ein Vorkämpfer begehere auch er zu werden. „Und so geh uns denn wieder auseinander gehen, Vater, wenn Du es so willst. Freiwillig bin ich nicht in diese Gegend gekommen. Eine Verkettung von Zufällen führte mich gegen meinen Willen in die Heimat.“

Ich bitte Dich nicht um Veröhnung, wenn Dein Herz sie mit nicht bietet, aber eines fordere ich von Dir:

Sei überzeugt, daß ich nie dem Namen unseres Hauses Unehre

* Dieser in englischer Fassung vorgezeichnete Vermerk ist unerlässlich, um den unbefugten Nachdruck unseres Romans in den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu verhindern.
Die Redaktion.

machen werde, auch wenn ich darauf verzichtet habe, ihn zu führen.

Leb' wohl, Vater, und wenn ich fort bin aus dieser Gegend, dann grüße meine liebe Mutter von mir und sage ihr, daß ich in jeder Stunde ihrer gedachte und grüße auch meine Schwester.

Ich bleibe trostlosdem in Ehrfurcht und Liebe

Dein Sohn Egon Friedrich.“

Er schloß den Brief und besorgte ihn zur Post.

Draußen tief die Sirene die Arbeiter an ihr Tagewert.

Er reckte die Arme. Gott sei Dank, noch gab es ja Arbeit! Arbeit, die ihn voll und ganz in Anspruch nahm.

Mit starken Schritten ging er hochaufgerichtet zu dem Werkplatz hinüber.

Einige Stunden später kam über den Marktplatz und zum Lorenzer Tor hinaus, sporenkittend ein Husarenoberleutnant. Die Linke hatte den Säbel nachlässig gefaßt, während die blauen Augen in dem rassistig geschnittenen braunen Gesicht scharf suchend nach allen Seiten Ausschau hielten. Jetzt hatte er den Gegenstand seines Suchens offenbar entdeckt. Ein freundliches Leuchten glomm in seinen Blicken auf, mit ein paar raschen, elastischen Schritten überquerte er einige ihm im Wege liegende Eisenschienen und trat entschlossen auf den Oberingenieur Friedrich zu, der inmitten seiner Arbeiter stand und den Bericht über die Vormittagschicht anhörte.

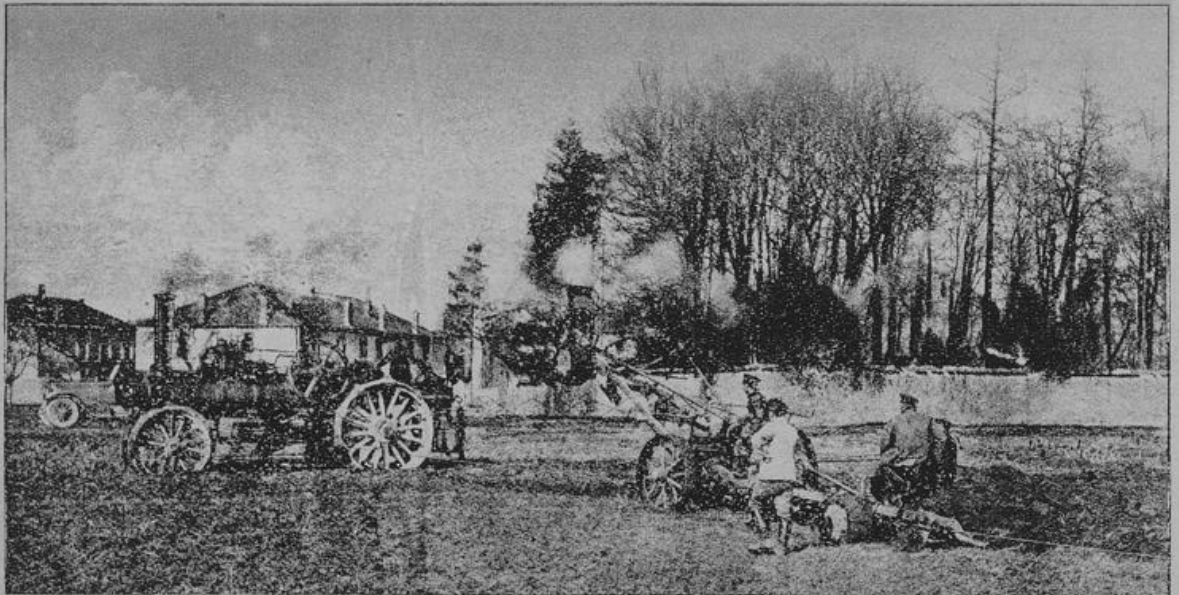
Der Husar stand still, die Sporen schlugen kittend zusammen, die behandschuhte Rechte fuhr grüßend an die Mütze.

„Wenn ich nicht irre, habe ich das Vergnügen —“

„Oberingenieur Friedrich, ganz richtig, Herr Oberleutnant.“ unterbrach ihn der andere rasch. „Wenn Sie sich freundlichst eine Minute gedulden wollen? — Ich stehe sofort zu ihrer Verfügung.“

Ruhig wandte er sich seinen Arbeitern wieder zu.

Der Offizier stand ein wenig abseits und beobachtete ihn, ein



Frühjahrsbestellung an der Westfront: Deutscher Dampfplug wird im besetzten Feindesland von Feldgrauen bedient. B. U. F. A.

Lächeln huschte über sein sympathisches Gesicht und verlor sich in den Winkeln seines Schnurrbartes.

„Noch immer die alte Komödie,“ murmelte er in sich hinein. „Hätte es mir eigentlich denken können. Die Valenburgs haben immer mit dem Kopfe durch die Wand rennen wollen. Nun, wenn es ihm Vergnügen macht.“

Friedrich hatte jetzt die Arbeiter entlassen und trat nun mit einer gewissen Herzlichkeit, die von einer guten Portion Verlegenheit nicht frei war, auf den Offizier zu. Der riß sich gewaltig zusammen, und machte ein todernstes Gesicht. Egon sah ihn ein bißchen zweifelnd an.

„Ich weiß nicht —“ begann er zaudernd.

„So, was weißt du eigentlich nicht? Ich weiß nur, daß es wenig schön ist, einen alten Spielfreund, noch dazu seinen Leibfuchs, zehn Jahre ohne Nachricht von sich zu lassen.“

„Ja, woher weißt du eigentlich —?“

„Gelt, das ist nun wieder nicht recht. Aber du mußt nicht glauben, daß das Korps seine alten Herren so einfach in der Fremde verschollen sein läßt! Wozu haben wir denn unsere diplomatischen Beziehungen! Kurzum, du hast deinen alten Herrenbeitrag seit zehn Jahren nicht gezahlt, du nachlässiger Knabe, und ich als Kassenswart habe den ehrenvollen Auftrag, dich einmal energisch zu erinnern.“

„So? Und deswegen kommst du expreß hierher, Görg?“

„Na ja, ehrlich gestanden, hatte ich ja auch sonst einmal Sehnsucht, zu sehen, wie du dich in der Zeit verändert hast. Wir sind doch noch die alten Freunde, Egon Friedrich?“

Der Ingenieur sah dem anderen einen Augenblick sinnend in die freundlich auf ihn gerichteten Augen.

„Ja,“ sagte er dann

einfach und hielt ihm eine schnell ergriffene Hand hin. „Aber Sie müssen mir schon den Gefallen tun, Herr Baron von Felbstein, und mich einfach als den Ingenieur Friedrich nehmen, der ich bin!“

„So,“ fragte der Offizier und wies mit dem Daumen hinter sich in der Richtung der Valenburg, „brummt dein alter Herr dort droben noch immer?“

Egon nickte. „Noch immer.“

„Laß nur, das wird sich schon geben! Zum Teufel, du hast doch nichts Unehrenwertes begangen, etwas, — dessen sich unsereiner irgendwie zu schämen hätte! Justement das Gegenteil! Du bist doch ein berühmter Mann, gewissermaßen. Die Zeitungen haben ja tolle Sachen über deine Tüchtigkeit in Argentinien geschrieben. Na, ich verstehe nur wenig davon, die Ehre ist ja Sache der Herren Pioniere, aber daß du was ganz grausam Geheimes sein mußt, kann ich doch da

schließlich auch bei 'nem Talglicht rauslesen: Ist doch besser ein guter Ingenieur zu sein, als ein mittelmäßiger Soldat.“

Er sagte das in etwas wehmütigem Tone.

„Nanu, Görg?“

„Na, zum Generalfeldmarschall langt es nun doch einmal nicht. Weißt es ja selbst, hast mir ja immer die halben Schularbeiten gemacht. Jetzt, wo ich älter werde und das bißchen Leutnantstum vorüber ist, hab' ich auch nicht mehr den richtigen Spaß daran.“

„Sei doch nicht melancholisch!“

„Bin ich auch nicht: Ist ja gar nicht meine Natur. Aber den bunten Rod werde ich nun doch bald ausziehen.“

„Ist das dein Ernst?“

„Und wie! Außerdem hab ich mich mein Lebenlang eigentlich mehr fürs Kinderzuchten interessiert. Ohne die Tradition wär' ich wohl gleich Landwirt geworden. Mehr als mit meinen Rekruten jedes Herrgottsjahr von neuem, kann ich mich mit meinen Ochsen auch nicht abärgern!“

„Da hast du nicht so ganz unrecht.“

„Nicht wahr, das meinst du auch?“ fragte der Husar, erfreut über die Zustimmung. „Bei besonderen Gelegenheiten kann man ja dann die olle liebe Attila immer wieder mal anziehen. Und wenn's einen frisch-fröhlichen Krieg gibt, na, dann werden doch Egon Friedrich oder der Ingenieur Friedrich auch nicht hinter der Front bleiben?“

Friedrich nickte ernst.

„Siehst du, und bis dahin wollen wir mal unsern Acker bauen. Außerdem — du scheinst nicht zu wissen, daß mein Vater gestorben ist!“

Friedrich drückte dem Freunde warm die Hand.

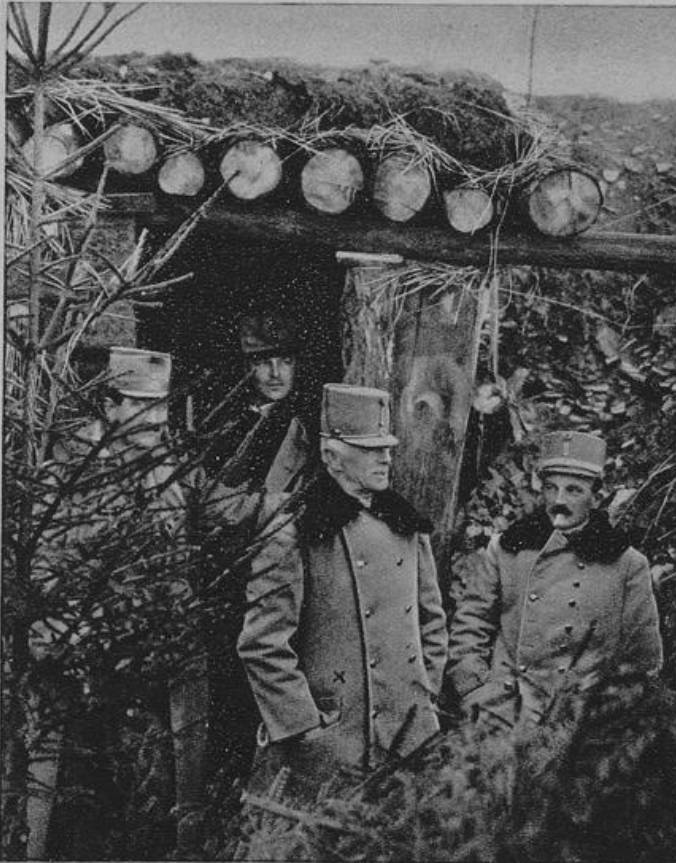
„Nein, ich höre es heute zum ersten Male. Aus eurem Verhältnis zueinander weiß ich, was du verloren hast, Görg.“

„Nicht? Ich danke dir. Ich hab' seitdem auch keine rechte Freude an der Uniform mehr. Als ich am Totenbette kniete, sagte Vater: Görg, du bist kein Kirchenlicht — so klug war der alte Herr. — Versprich mir, daß du bald den bunten Rod ausziehst und dich gehörig um unsere Güter kümmerst. Und suche dir eine richtige Frau, die dich versteht und Geduld mit dir hat, damit sie dir dabei hilft, denn allein kommst du doch nicht damit zustande. Das versprach ich ihm denn in seine erkaltende Hand, und seitdem steht er mir Tag und Nacht vor Augen und mahnt mich.“

„Na, Görg, dann ist es aber die Hauptsache, erst die richtige Frau zu finden. Das andere kommt dann von selbst.“

Der Husar sah den Freund mit einem so schlauen Seitenblide an, daß man ihm denselben gar nicht zugetraut hätte.

„Hab ich ja schon. Kate mal!“



General Stoeger-Steiner von Steinstätten Cz.,
der neuernannte österreichisch-ungarische Kriegsminister

Kilophot Wien.

wurde an Stelle des verdienten bisherigen Kriegsministers Krobotin berufen. Er war während seiner Hauptmanns- und Majorsjahre Lehrer an der Kriegsschule, und stand als Generalmajor der Armeeschule vor. Im Anfang des Krieges führte er eine Infanteriedivision beim Vorstoße nach Südpolen, später wurde ihm die Führung eines Korps am Tsonjo übertragen.

„Du kannst nicht verlangen, daß ich heute in deinen Herzensangelegenheiten noch genau so gut Bescheid weiß wie in den Körperjahren!“

„Du sollstest in einer so ernstlichen Sache keine Wiße machen, Friedrich!“ klagte der Husar, und dann fügte er etwas rasch und verwirrt hinzu:

„Siehst du, ich dachte, wo Kalenberg und Felbstein einander so wie so schon benachbart sind — und deine Schwester Jutta ist eigentlich auf Ehre ein ganz famosser Kerl — und wir verstehen uns ja eigentlich auch beide schon — kurz, Donnerwetter, hättest du was dagegen, wenn ich dein Schwager wäre?“

„Im Gegenteile, Sörg!“ sagte Friedrich herzlich, „ich wüßte mir keinen Lieberem. Aber die Frage wäre wohl, was sagen meine Eltern dazu?“

„Das ist es eben!“ meinte der Husar betrübt. „Recht würde ich ihnen ja wohl sein, aber deine Mutter meint, durch Juttas Weggang wäre dann dein Vater ganz vereinsamt, und darüber dürfe man mit ihm nicht reden! Kannst du dich denn garnicht wieder mit dem alten Herrn versöhnen, Friedrich? Du würdest dir da wirklich einen Gotteslohn um Jutta und mich verdienen!“

„Das liegt nicht an mir, Sörg!“ Und Friedrich erzählte von der Begegnung mit seinem Vater und den beiden Briefen.

„Na, Gott wird schon weiter helfen!“ seufzte der Husar tiefinnig. „Hast du dich denn noch nicht nach einer Frau umgesehen?“

Gerade sah Friedrich am anderen Ende des Platzes Inge auftauchen, und die Frage des Freundes in diesem Augenblick erschien ihm wie ein Gottesorakel.

„Vielleicht ist es die Dame, die dort kommt!“ erwiderte er.

Der Husar blickte bewundernd hin.

„Donnerwetter! Dein Geschmad hat dort unten nicht gelitten: Ist es eine von uns?“

„Nein, eine Bürgerliche, die Tochter eines Sekretärs Salten!“

„Im — Na, das ist ja jetzt in den allerersten Kreisen üblich. So ein bißchen Blutaufrischung soll garnicht übel sein. Hätte es mir wohl von dir denken können! Und seid Ihr schon einig?“

„Wir kennen uns noch nicht einmal!“

„So?“

Der Husar sah ein bißchen verduht drein, dann lachte er laut auf.

„Hätte ich mir eigentlich auch von dir denken können! Was gibst du mir, wenn ich Euch bekannt mache?“

„Wenn das unauffällig geschieht, wäre ich dir dankbar!“

„Was denkst du denn von mir! Natürlich!“

Er klemmte das Einglas ein und musterte die Näherkommende.

„Hoffentlich ist es keine Schönheit mit Entensfüßen!“

„Mit Entensfüßen?“

„Na ja, so wie die Seejungfrauen in unsern Kindermärchen: oben Venus, und vom Rest spricht man lieber nicht! Immer, wenn ich och eine tadellose Frau sehe, muß ich mir unwillkürlich sagen: Arme Schönheit!“

„Warum: Arme Schönheit?“

„Na ja, weil sie doch schließlich trotz ihrer Schönheit genau so ein Mensch ist wie unsereins, und nicht so ein vollkommenes Fabelwesen, wie wir Männer es immer von ihr verlangen. Das macht ihr denn ihr schweres Leben doppelt schwer. Arme Schönheit!“

„Du bist eigentlich wirklich gar nicht so dumm, Sörg!“

„Nicht wahr? Bin ich auch gar nicht! Auf Wiedersehen!“

Und ehe es der Freund verhindern konnte, hatte sich der Husar losgerissen und ging mit langen Schritten über den Platz.

Georg von Felbstein schien die ihm entgegenkommende Dame überhaupt nicht zu beachten. Er war offenbar ein Reisender, der zum ersten Male die Stadt besichtigte und sein ganzes Interesse dem alten Lorenzer Tor zuwandte. Doch, was war das? Einen Schritt von Inge entfernt, verwickelte er sich plötzlich in seinen Säbel und schien hinzustürzen. Aber während das junge Mädchen einen leisen

Schreckensschrei ausstieß, war er auch sofort wieder auf den Füßen und grüßte militärisch.

„Ich bitte vielmals um Verzeihung, meine Gnädige, wenn ich Sie erschreckt habe! Ich muß hier irgendwo ausgeglitten sein — —“

Und er blickte nach einem imaginären Kern auf dem Boden aus.

Inge wußte nicht recht, was sie sagen sollte. War das nun Zufall oder ein echter, rechter Husarentreiß?

„Hoffentlich haben Sie sich nicht weh getan, mein Herr!“

„Felbstein, Oberleutnant Baron von Felbstein, wenn Gnädige gestatten! Nein, diesmal bin ich offenbar ganz unverdient glücklich davon gekommen! Die Sache geschah mir schon recht, wenn ich diese alten Gebäude beaugenscheinige, wo so viel Sehenswürdiges in der Nähe ist. Eine gerechte Strafe Gottes, mein gnädiges Fräulein.“

Und er verbeugte sich galant, wobei er ihr einen aus seiner Studentenzeith her berühmten „feurigen“ Blick zuwarf.

Inge blickte etwas hilflos um sich. Da sah sie auch den Oberingenieur Friedrich drüben stehen und mit gerunzelten Brauen, halb ärgerlich, herüberlugen. Sofort beschloß sie, so liebenswürdig wie nur irgend möglich zu sein.

„Der Schred war nicht so groß, Herr Baron, daß er ein so gewaltiges Kompliment verdient hätte!“ lächelte sie, und Felbstein fuhr fort:

„Da Sie die Liebenswürdigkeit haben, gnädiges Fräulein, sich zu interessieren: ich bin eigentlich in die Stadt gekommen, um einmal einen alten Freund wiederzusehen, den Oberingenieur Friedrich, der hier die Eisenbahn baut!“

Er legte die eine Hand auf den Rücken und winkte damit Egon eifrig heran. Inge beachtete lächelnd sein Manöver. Es schmeichelte ihrem Selbstbewußtsein, daß es ihr gelang, diesen Offizier ein wenig einzuschüchtern.

„Dann haben Sie sich aber offenbar in der falschen Richtung bewegt, Herr Baron! Der von Ihnen gesuchte Herr, den ich dem Ansehen nach kenne, steht ja gerade hinter Ihnen!“

Felbstein drehte sich um. Wirklich, da stand Friedrich und sah ihn wütend an. Sofort tat der Husar, als sei er auf das Freudigste überrascht.

„Richtig, da ist er ja! Tausend Dank, meine Gnädige! Ich muß aber von Ihrem Anblick geradezu geblendet gewesen sein! Grüß dich Gott, Friedrich! Gestatten Sie, meine Gnädige, daß ich Ihnen meinen besten Freund vorstelle! Oberingenieur Friedrich — — Fräulein — —“

„Inge Salten!“

„Friedrichs!“ dachte sich Egon. Aber er verbeugte sich mit vollkommener Ruhe. „Das haben wir wieder einmal fein gedeichelt!“ sagte sich lustig der Husar. Er machte schnell eine halbe Wendung um die Dame herum, so daß er auf die andere Seite geriet und seinem Freunde die Front freigab. Ein strategisches Manöver; man war doch nicht umsonst auf der Kriegsakademie gewesen!

„Mein Freund interessiert sich auch für Kunstwerke, gnädiges Fräulein, wenn auch sein eigentliches Fach mehr die Technik ist!“

„O, ich kenne den Herrn Oberingenieur von Ansehen! Wir verdanken ihm ja hier so viel!“

Inge sah Friedrich freundlich an.

Jetzt ist der Moment, dachte Felbstein. Die Sporen klirren zusammen, die Hand lag an der Mähe.

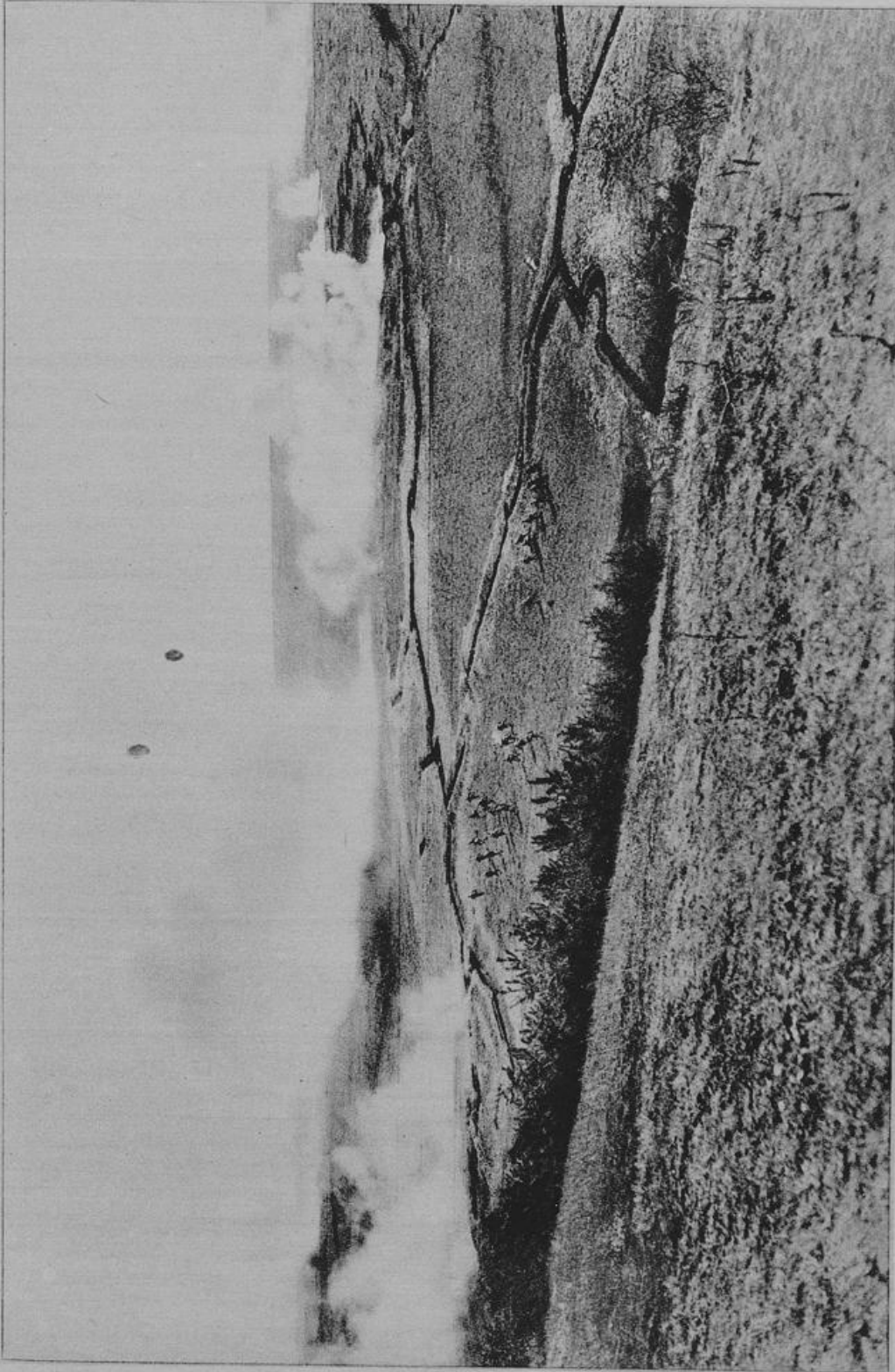
„Gnädige werden mich gütigst entschuldigen, eine Pflicht ruft! Auf Wiedersehen, Friedrich!“

Noch ein Sporenklirren, ein leichtes Neigen des Hauptes von Seiten Inges, und der Husar stolzierte davon, im Bewußtsein, eine gute Tat vollbracht zu haben.

Inge und Friedrich waren allein.

5. Kapitel.

Einige Minuten ließ die Verlegenheit beide nicht zu Worte kommen. Sie fühlten, daß ihre Bekanntschaft nicht zu den alltäglichen, konventionellen gehörte, die mit ein paar höflichen Worten erledigt



Die Kämpfe in der Champagne: Gegen die feindlichen Gräben vorgehender Stoßtrupp.

BUFA

sind, und jeder fürchtete sich, das erste Wort zu sprechen, das möglicherweise die Ansicht des anderen bestimmen konnte.

Junge sagte sich zuerst:

„Sie haben da einen lustigen Freund, Herr Oberingenieur!“

„Nicht wahr? Es ist ein Studentkollege von mir, eigentlich mein liebster. Aber das Leben hat uns auseinander geführt, mich ins Ausland, ihn in die Berliner Garnison, so daß wir uns zehn Jahre nicht gesehen haben.“

Und fast unvermittelt fügte er hinzu:

„Sind Sie mir böse, Fräulein Salten?“

Sie sah ihn verlegen an:

„Warum sollte ich Ihnen böse sein?“

die Sie mir damals in den Wagen gereicht haben. Aber ernstlich böse bin ich Ihnen, wenn Sie das alles nur taten, um mir jetzt ein paar alltägliche Phrasen herzuergötzen.

„Das freut mich!“ sagte er ehrlich. „Es liegt mir auch garnicht!“

Junge neigte zustimmend das Haupt.

„Gut! Also sagen Sie mir offen und ehrlich, wozu die ganze Komödie?“

Im Augenblick erblaute sie und hatte das Gefühl, zu weit gegangen zu sein.

Aber ihre Besorgnis erwies sich als irrig. Der Mann liebte diesen offenen Ton, er war ihn vom kameradschaftlichen Leben im fremden Erdteil her gewöhnt und ging sofort auf ihn ein.



Aufbahrung Sr. Eminenz des Kardinals Erzbischofs Dr. Franziskus von Bettinger im erzbischöflichen Palais in München. Unerwartet plötzlich ist der beliebte Kirchenfürst dahingefahren. Er war am 17. September 1830 geboren und im Jahre 1909 in der Domkirche zu München feierlich in seine Würden eingesetzt worden. 1873 empfing er die Priesterweihe und wirkte dann als Pfarrer in der Pfalz. Die Leiche wurde von Kardinal von Hartmann, Köln, im Beisein des Fürsterzbischofs von Salzburg, des Erzbischofs von Bamberg und sämtlicher bayerischer Bischöfe und Äbte eingesegnet und in der Domgruft beigesetzt. Phot. H. Hoffmann, München.

Und heimlich sagte sie sich: „Herrgott, wie formlos er ist! Könnte er nicht wenigstens gnädiges Fräulein sagen?“

„Nun, wegen der Redheit meines Freundes.“

„Aber, das war sicher ja gar nicht böse gemeint. Man darf die Herren Offiziere nicht so kritisch beurteilen. Und was Sie anbetrifft, so habe ich wohl gesehen, daß Sie die Handlungsweise Ihres Freundes nicht billigten!“

Sie blinzelte ihn an.

„Am Ende ist es Ihnen unangenehm, mich kennen gelernt zu haben?“

„Wie können Sie denken!“ rief er ehrlich enttäuscht. „Sie ist tot!“ flüsterte ihm eine innere Stimme warnend zu. Aber er konnte sich dem von ihr ausgehenden Zauber nicht mehr entziehen.

Junge lachte.

„Nein, ich bin Ihnen nicht böse, Herr Oberingenieur, nicht wegen der Redheit Ihres Freundes und erst recht nicht wegen der Blumen,

„Keine Komödie, Fräulein Salten! Glauben Sie, ich reiche jeder Frau, die mir begegnet, Blumen in den Wagen?“

Sie sah ihn offen an.

„Nein, so sehen Sie nicht aus. Aber ich kenne Sie nicht.“

„Darf ich Sie ein Stück begleiten? Meine Arbeiter halten gerade Mittagspause.“

„Bitte! Ich wollte einen kleinen Spaziergang im Walde machen.“

Es gefiel ihr nicht recht, daß er sogar jetzt an seine Arbeit dachte, wo er doch sie kennen gelernt hatte.

Die Sonnenlichter spielten über den grünen Blättern des Waldes und wiegten sich schmeichelnd auf Junges goldblondem Köpfcchen, das sie nachdenklich gesenkt trug, und auf ihrem w ihren Nacken. Die Blicke des Mannes folgten den Sonnenstrahlen. Es war kein Fehl an ihr. War es nicht wie ein Wunder, daß er diese ganzen Wochen immer an sie gedacht hatte und nun durch einen reinen Zufall wie ein alter

Freund neben ihr einhergehen durfte? Ja es war ein Wunder, ein Sonnenwunder.

„Sie sagen, Sie kennen mich nicht, Fräulein Sallen, und ich verstehe, daß es Ihnen töricht erscheinen muß, wenn ein Fremder gleich zu Ihnen von seinen Gefühlen spricht. Aber sehen Sie“ — er nahm seinen Hut ab — „mein Haar ergraut bereits an den Schläfen, trotzdem ich erst fünfunddreißig Jahre alt bin. Kriegsjahre zählen doppelt, und mein Leben hat mir eigentlich niemals Zeit zu Rosen und Täneln gelassen. Als junger Mensch habe ich studiert und gearbeitet, denn ich war ehrgeizig und wollte meine Zukunft nur meiner eigenen Tüchtigkeit zu verdanken haben, und nicht wie andere irgend welchen Familienbeziehungen. Dann bin ich nach Argentinien gegangen und dort bin ich, das darf ich wohl selbst sagen, etwas geworden. Was ich bin, verdanke ich nur mir.“

Er ist offenbar aus guter Familie, dachte sie beruhigt, sonst würde er auf diesen Umstand kein solches Gewicht legen. — Laut sagte sie:

„Sie waren lange fort, Herr Oberingenieur?“

„Neber zehn Jahre.“

„Und was brachte Sie wieder nach Deutschland zurück?“

„Das Heimweh, Fräulein Sallen. Ich wollte wieder einmal deutsche Städte sehen mit roten Ziegeldächern, deutschen Menschen die Hand drücken und dem Rauschen deutscher Wälder lauschen. Es lag mir wie eine Krankheit im Blut. Jetzt weiß ich, daß ich niemals wieder zurückgebe.“

„Ich verstehe das nicht ganz,“ meinte Inge. „Ich könnte mir so etwas nicht vorstellen. Aber das liegt vielleicht daran, daß ich diese kleine Stadt nie verlassen habe. Und wenn ich ehlich sein soll, Herr Oberingenieur: ich hätte eigentlich nichts dagegen, einmal in meinem Leben darüber hinauszukommen. Alle Tage dieselben Straßen, dieselben Häuser, dieselben Gesichter! Sie kommen aus der Welt in die Heimat zurück, ich möchte aus der Heimat in die Welt hinaus, glauben Sie da, daß irgend welche Freundschaft zwischen uns möglich ist?“

„Gewiß.“ lächelte der Mann ruhig. „Denn im Grunde sind unsere beiden Ansichten nur die beiden Seiten ein und derselben Sache. Gling es mir doch auch wie Ihnen. Alles war mir zu eng. Nun hab' ich Menschen über Menschen gesehen; Herrgott, mit wie wenig sind

schließlich selbst die wildesten zufrieden! Es ist gut, daß Sie noch nicht so abgeklärte Weisheit besitzen; sie würde Sie nicht leiden. Wenn man schön und jung ist, wie Sie, dann blüht man geradeaus.“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Inge nachdenklich, „ob die Jugend wirklich ein so beneidenswerter Zustand ist.“

„Warum nicht?“ forschte er.

„Die Zukunft liegt noch zu dunkel vor ihr.“

„Das ist doch ein Vorzug.“

„Meinen Sie? Ich bin eine Beamtentochter, Herr Oberingenieur: Das Träumen liegt mir nicht. Ich liebe die klare,

feste Gewißheit. In der Wirklichkeit heißt träumen: das Leben veräußern. Und das möchte ich nie,“ — Inge ballte energisch ihre kleinen Fäuste, — „auch um den Preis des schönsten Traumes nicht.“

Egon Friedrich konnte ein unbehagliches Gefühl über so ausgeprägten Wirklichkeitsinn nicht unterdrücken.

Inge merkte es.

„Vielleicht ist die Abneigung gegen das Träumen bei mir nur eine weibliche Angst vor dem Erwachen.“

„Wie?“

„Denken Sie, ich träume zwanzig Jahre lang, ich wäre so etwas wie eine Prinzessin, und wache dann auf und bin nichts weiter als irgendeine alte Besenbindertrude. Wäre das nicht schrecklich? Lieber erst gar nicht träumen.“ Und sie setzte nachdenklich hinzu:

„Ich habe von Frauen gelesen, die so geträumt haben, und die so erwacht sind.“

Trude Vietch war bei Hilde Fritsche zu Besuch. Sie sah in dem hübschen kleinen Zimmer der Freundin und gab sich mit Kennermiene der Beschäftigung des Zigarettenrauchens hin. Man mußte ihr lassen, daß diese etwas burschichte Art den hübschen brünetten Kopf reizend leidet, und es war sicher nicht recht von dem alten Bürgermeister Vietch, daß er den tabakologischen Bestrebungen seines Töchterchens nur sehr geringes Verständnis entgegenbrachte und es zwang, seine Zigarette heimlich außerhalb des elterlichen Hauses zu rauchen.

Hilde sah der Freundin gegenüber und bewunderte pflichtschuldigst die blauen Ringe, welche Trude sachgemäß formte. Eine angebotene Zigarette hatte sie abgelehnt. Sie hätte sich um keinen Preis der Welt eines so kühnen Wagnisses vermaßen.



Denkmal der Kgl. preussischen 53. Reserve-Division für ihre gefallenen Kameraden auf dem Kriegerfriedhof zu Vieville. Schöpfer des Denkmals ist Hauptmann Vonhülshoff. Besichtigung des Denkmals nach der Enthüllung. BUFA

Trude seufzte auf.

„Es ist doch ein Genuß, mal so ruhig seine Zigarette rauchen zu können.“

„Ach, meinst du das im Ernste, Trude? Ich kann mir darunter gar nicht so etwas Besonderes vorstellen. Gustav meint auch, du rauchst nur, weil du glaubst, daß es dich kcheidet, und in Wirklichkeit schmedte es dir gar nicht.“

„Ja, dein Bruder! Das ist auch so ein neumal Kluger. Wenn es nach ihm ginge, dann sähe ich den ganzen Tag am Fenster hinter den Gelbveiglein und blidte seufzend die Straße hinunter, ob nicht ein gewisser Herr Gustav Frische, der schönste aller Männer, bald um die nächste Ecke läme.“

„Aber Trude, wie kannst du nur so reden! Gustav liebt dich ehrlich.“

„Ja, das erzählt er mir seit meinem zwölften Jahr und ist bis heute dabei geblieben. Allerhand Hochachtung! Und er ist ja auch ein lieber Kerl. Glaubst du, die zwei Jahre, während derer er drüben bei eurem Abgott Friedrich gearbeitet hat, sind mir nicht schwergefallen?“

Und sie machte ein furchtbar ernstes und tragisches Gesicht. Hilde lachte.

„Nun, du hast sie ja mit Fassung ertragen.“

„Dafür ist man siebzehn Jahre, daß man dem Herrgott noch nicht mit unnötigen Tränen die Zeit stiehlt. Gustav und ich sind einig, unsere Eltern sind einverstanden, und wenn Gustav nach diesem Bahnbau auf Friedrichs Empfehlung eine feste Staatsanstellung bekommt, dann kann in Gottes Namen geheiratet werden. Und dann soll es erst mal lustig werden, sag ich dir!“

Hilde seufzte auf.

„Ich beneide dich um dein Temperament, Trudchen.“

„Ja, — zum Weinen, Kind, haben wir doch noch immer Zeit, wenn wir mal sechzig sind.“

„Ich kann das Leben nicht mit so heiteren Augen ansehen.“

„Das kommt daher, weil du soviel nach dem Herrn Oberingenieur Ausschau hältst.“

„Trude!“

„Ja, ruf du nur Trude! Ich kann aus meinem Herzen keine Mördergrube machen. Du solltest dich schämen! Der Mann hat ja schon graue Haare.“

„Das macht das Klima drüben. Er ist doch erst fünfunddreißig, verteidigte Hilde den Abwesenden.“

„Was tut's, die grauen Haare hat er doch. Und was bist du für ihn? Ein Kind. Mir kommt die Galle hoch, wenn ich ihn mit dir sprechen höre. Fehlte nur noch, daß er dir mit der Hand väterlich über das Haar striche.“

„Trude“, unterbrach Hilde energisch, „du verkennst meine Gefühle für Herrn Friedrich, und du nimmst dir ein bißchen zu viel heraus.“

„Bitte, als deine zukünftige Schwägerin habe ich doch Rechte. Ich muß dafür sorgen, daß kein Mitglied einer mir so nahe stehenden Familie Dummheiten macht. Wenn du noch die Energie hättest, dir einen Mann zu erkämpfen! Aber da hapert es, und du mußt doch zugeben, daß dein Angebeteter deine stille Schwärmerci überhaupt nicht

beachtet. Ich finde das zu kindlich, eine Schwärmerci, von der der andere Teil gar nichts merkt.“

Angefihts solcher Wahrheiten war es um Hildes Fassung geschehen. Unter Schluchzen sank sie ihrer Freundin an die Brust.

„Ich bin ja so unglücklich, Trudchen.“

Trude streichelte sie ganz erschrocken und versuchte, sie zu trösten: „Aber beruhige dich doch, Kind, es kann ja noch alles gut werden! Man muß bloß den Kopf nicht sinken lassen! Und wenn du ihn wirklich liebst, dann werden sich ja wohl schon Mittel und Wege finden, daß er das auch merkt. Du bist nicht so häßlich, daß du um Liebe zu betteln brauchst.“

Im stillen sagte sie sich:

„Ich muß energisch mit Gustav reden, wie er darüber denkt. Glaubst er, daß es möglich ist, so mag die Sache in Gottes Namen ihren Gang gehen. Aber sonst muß Hilde fort, bis der Bahnbau fertig ist!“

In diesen Gedanken sah sie zum Fenster hinaus. Da rief sie pföhllich: „Sieh mal, Hilde, lupus in fabula, wie dein lateinischer Herr Bruder immer zu sagen pflegt! Da kommt er auf das Haus zu

und deinen Zukünftigen bringt er mit. Aber was ist das?“ fügte sie finster hinzu, „Inge Salten ist ja auch dabei!“

Hilde hob den verweinten Kopf.

„Inge? Ich lasse mich nicht sehen, Trudchen!“

Auch vor Trudes Erinnerung tauchte jetzt der Tag wieder auf, an dem sie gesehen hatten, wie Friedrich der schönen Inge die Blüten in den Wagen reichte. Aber sie wärf entschlossen den Kopf zurück.

„Nun gerade nicht, Hilde! Wisch dir die Augen aus und tritt dem Feinde mutig

gegenüber! Nur nicht feige sein! Wer seinen Gegner kennt, hat schon halb gewonnen. Ich stehe dir bei!“

Frische hatte das vom Spaziergang zurückkehrende Paar unterwegs getroffen und es zum Kaffee eingeladen.

„Trinke doch deinen Kaffee bei mir, Fred, so gut wie in deinem Hotel wird er auch sein. Wir müssen ja sowieso nachher zusammen an die Arbeit! Nur keine Umstände, du weißt ja, daß meine Eltern verreis sind! Und auch Sie, Fräulein Salten, dürfen mir keinen Korb geben; meine Schwester würde mir das nie verzeihen!“

So brachte er denn selbst den Feind ins Haus, ohne es zu ahnen.

Während nach erfolgter Begrüßung Hilde hinaus eilte, um dem Dienstmädchen die nötigen Anweisungen zu geben, machte der Bruder geschäftig den Wirt.

„Hier, wir wollen im Zimmer meiner Schwester Platz nehmen, das ist jetzt das wohnlichste! Bei mir liegen die Pläne umher, und die anderen Zimmer sind während der Reisezeit der Tyrannei des Einmottens unterworfen. Fred, der breite Stuhl ist dein Vorrecht! Hier, Fräulein Salten, darfst du bitten? Du, Trude, weißt ja schon Bescheid!“

Friedrich ging im Zimmer umher und sah sich alles mit dem Interesse an, das man an guten Freunden nimmt. Trude musterte Inge mit feindseligen Blicden, und diese selbst folgte mit den Augen nachdenklich dem herumgehenden Oberingenieur. (Fortsetzung folgt).



Den 100. Geburtstag im Kriegsjahre 1917

beging der Rentner Nathan M. Köb zu Köln a. Rh. Er wurde aus diesem Anlasse vom Kaiser mit einem Glückwunschschreiben ausgezeichnet. Phot. Samton & Co., Köln.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfener General-Anzeiger

Nr. 18.

Düsseldorf, 5. Mai

1917.



Aus den letzten Kämpfen an der Aisne: Hofphot. Gebr. Hirsch, Karlsruhe.
Gefangene verwundete französische Hilfstruppen aus Marokko.

Arme Schönheit.

Roman von Otfried von Hanstein.

* Copyright 1916 by Carl Duncker, Berlin.

3. Fortsetzung.

So ganz war der Oberingenieur Egon Friedrich nicht Jnges Geschmack; der lebhafteste Schwung seiner Phantasie beirrte sie etwas. Ihrer Natur hätte ein nüchterner Mensch besser entsprochen. Sie fühlte keine besondere Sympathie für den Mann, dessen Zuneigung zu ihr nicht verkannt werden konnte, und sie überlegte mit der Ruhe des Rechners, wie sie sich, wenn aus der Sache etwas werden sollte, ihr zukünftiges Leben einrichten wollte.

Hilde trat wieder ein, von dem Dienstmädchen mit dem dampfenden Kaffee gefolgt, und nahm zwischen Trude und ihrem Bruder Platz. Bald war ein lebhaftes Gespräch im Gange, das sich um die Stadtneugkeiten drehte.

Egon, den das wenig interessierte, stand bald wieder auf und trat zum Klavier. Zerkreut blätterte er in den ausliegenden Notenheften.

„Sie sind musikalisch, Fräulein Freitische? Und lauter Klaffiter, wie ich sehe? Beethoven, Schubert? Ist das nicht ein bißchen ernste Kost für ein so junges Mädchen?“

Hilde blinnte auf.

„Ich denke nicht!“ sagte sie ruhig. „Das Leben ist nicht so lang, daß man es mit schlechter Musik vergeuden sollte!“

„In so jungem Munde eine sonderbare Wahrheit!“

„Was man tut, soll man mit Ernst tun!“

„Schon in so frühen Jahren? Und was meinen Sie, Fräulein Salten?“

Jngedehte sich behaglich, daß die feine Spitze ihres Fußes auf und nieder wippte.

„Ich bin leider nicht musikalisch! Fragen Sie mich im Ernst?“

„Ganz im Ernst!“

„Nun, da muß ich sagen, daß ich immer bemüht bin, alle Dinge nicht so ernst zu nehmen! Nichts ist so ernst, das wie Leben selbst, und es ist töricht, dessen Wert zu überschätzen.“

„Sie sehen traurig, illusionlos in die Welt, Fräulein Salten.“

„Gut, dafür wird sie mich um so weniger enttäuschen.“

„Können Sie sich denken, daß Sie mit einem Manne glücklich werden, der nur für das reale Leben Sinn hätte?“

„Warum nicht? Ohne Illusionen wäre jede Ehe glücklich. Niemand würde vom dem anderen mehr erwarten, als er ist.“

Trude lachte.

„Dann wäre das Leben schön langweilig.“

„Du irrst, es wäre nur glücklicher.“

Egon war an das Fenster getreten und sah hinaus. Jedes Wort, das Jngede sprach, tat ihm weh. Da merkte diese, daß sie zu weit gegangen.

„Wir stellen hier so trasse Fälle auf, wie sie das Leben selten bietet,“ meinte sie leichtsin, „dabei kommt nichts heraus.“

„Doch, Jngede, gerade bei solchen Gelegenheiten lernt man sich kennen.“

Hilde hatte die Worte ungewöhnlich scharf gesprochen, so daß Jngede aufhorchte.

Einen Augenblick sahen sich die beiden Mädchen scharf in die Augen, wie Feinde, die ihre Waffen prüfen.

Was in Hildes Augen lag, überraschte Jngede, aber sie durchschaute sofort den Sinn dieser heimlichen Kriegserklärung.

Ohne jede Verwirrung sentte sie wieder die Lider.

„Es ist ein Glück, daß die Meinungen der Menschen verschieden sind, liebe Hilde,“ entgegnete sie sanft.

Und sie sah sie an mit einem Blick, in dem die andere lesen konnte:

„Ich nehme die Herausforderung an.“

* Dieser in englischer Fassung vorgeschriebene Vermerk ist unerlässlich, um den unbefugten Nachdruck unseres Romans in den Vereinigten Staaten und anderen Ländern zu verhindern.

6. Kapitel.

Die Lalenburg verhielt sich den Vorgängen in der Stadt gegenüber teilnahmslos. Es war der Gräfin ebenso wie ihrer Tochter gewiß aufgefallen, daß Graf Egon von seinem Waldspaziergang, auf dem er den Ingenieuren seine Meinung sagen wollte, sehr verändert zurückgekommen war. Er war blaß gewesen und hatte sich früh zu Bett gelegt. Aber weder Frau noch Tochter konnten herausbekommen, was sich eigentlich zugetragen hatte.

Am nächsten Abend fand die Gräfin Gelegenheit, mit ihm zu reden.

„Sind die Leute am Ende ungezogen gewesen, Egon?“

„Das wollte ich ihnen nicht geraten haben! Nein, sie waren so höflich, wie es sich gehört. Aber verdammt harte Köpfe haben sie, diese Ingenieure! Dente dir, heute bekam ich einen Brief, in dem der Oberingenieur mich belehren will.“

Gräfin Clara lächelte.

„Nun, da ist er aber gerade an den Richtigen gekommen! Du wirst ihm heimgeleuchtet haben!“

„Nein, Donnerwetter, das ist es ja eben. Er belehrte mich, daß ich eigentlich meine Pflichten als deutscher Edelmann vernachlässige!“

Die Gräfin war starr. Das war in ihrer langen Ehe noch nicht vorgekommen, Egon Grafen Lalenburg, dem vollkommensten deutschen Edelmann, so etwas zu sagen!

„Nun, das nenne ich aber eine Kühnheit!“

Ihr Mann blinnte sie an.

„Wie kannst du das so einfach sagen! Es war eben seine Überzeugung!“

Und während die Gräfin, ganz bestürzt über diese Verteidigung, noch fassungslos dasah, fuhr er eifrig fort:

„Es ist eine ganz andere Welt geworden, weißt du! Wir sind kein Ackerbauland mehr, sondern ein Industrieland! Sieh dir die Stumm und Henkel-Donnersmark an! Die haben ihre Zeit verstanden, die gehen ihr voran!“

Als ihn aber Gräfin Clara nun wie entgeistert ansah, kam es ihm erst zum Bewußtsein, daß die Waffen, mit denen er focht, eigentlich dem Arsenal seines Sohnes entnommen waren, und er stieß wütend zwischen den Zähnen hervor:

„Ich werde nächstens da unten in der Stadt ein Herrenkonfektionsgeschäft aufmachen! Dann werde ich doch meinen Adelspflichten genug tun!“

Die beunruhigende Veränderung in seinem Wesen hielt an. Er, der im allgemeinen nur Klaffiter und historische Werke las, ließ sich jetzt plötzlich aus der Stadt nationalökonomische und technische Werke kommen und vergab sich stundenlang darin. Manchmal unterbrach er sich in der Lektüre mit einem kräftigen Fluch:

„Siehst du, was der Mann da sagt, ist schon richtig! Es war wirklich eine Affenshande, wie wir vor dreißig, vierzig Jahren alles aus dem Ausland beziehen mußten. Das kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen. Noch mein Vater kaufte seine Ackerbaumaschinen aus England, und wir jungen Dache ließen uns alle unsere Sachen aus Paris kommen. Das war sicher nicht vaterländisch, wenn wir auch damals in unserer Dummheit nicht recht darüber nachgedacht haben. Es ist groß und schön, daß wir das jetzt alles im Lande selbst herstellen können!“

Aber nach einer Weile fügte er doch hinzu:

„Aber ist es nötig, daß der Adel so was macht?“

Gern blätterte er in illustrierten Werken und zeigte wohl auch seinen Damen das eine oder das andere Bild:

„Seht mal, Kinder, die Riesenbrücke hier, die hat ein deutscher Ingenieur gebaut! Das war freilich in meiner Jugend noch nicht möglich! Ist doch eine gewaltige Sache um Holz und Eisen!“

Und dann kam wieder der Einwand:

„Die Welt ist freilich kleiner geworden, aber ob die Herzen dadurch größer geworden sind?“

Kurz, er schwankte zwischen der Anerkennung des gewaltigen Neuen und dem Festhalten an der liebgeordneten Tradition, wie sich das von seinem Alter garnicht anders erwarten ließ, hin und her, und sein letztes Wort war doch immer, daß dies alles wohl recht gut und schön, aber nicht eben Sache des deutschen Adels sei.

Gräfin Clara und ihre Tochter beobachteten diese inneren Kämpfe erstaunt. Sie dachten an den Sohn und Bruder in Argentinien, und eine leise Hoffnung wollte sich in ihnen regen, daß nun doch einmal noch alles gut werden könne. Wie sich der Sachverhalt wirklich verhielt, davon hatten sie freilich keine Ahnung.

Gräfin Claras Lieblingsgedanke war noch immer, eines Tages den Verlorenen wieder ans Herz drücken zu können. Obgleich auch sie in den ihres Mannes ebenbürtigen Traditionen erzogen worden war und ihr Leben verbracht hatte, konnte sie des Sohnes Vergehen nicht so streng beurteilen wie der Vater. Dafür war sie eben die Mutter, und das Muttergefühl ist stärker als der starreste Rechtsbegriff.

Von Hause aus nicht allzufräftig, hatte sie sich durch die Strapazen des diplomatischen Lebens ein Herzleiden zugezogen, das allen südlichen Badeorten widerstand und sich mit den Jahren derartig verschlimmerte, daß Graf Egon seinen Abschied aus dem diplomatischen Dienst viel früher nehmen mußte, als er beabsichtigt hatte. Als der Edelmann, der er war, trug er die blaße, schlanke Frau auf Händen, und er hätte ihr jedes Opfer gebracht, bloß nicht das seiner Überzeugung.

Gräfin Clara aber trug sich schon lange mit Sterbegedanken, und es war ihr natürlicher Lieblingswunsch, ihren Sohn noch vor ihrem Ende wiederzusehen. Die Wandlung in ihres Mannes Anschauung erfüllte sie mit neuer Hoffnung.

Eines Tages faßte sie also die Gelegenheit beim Schopfe. Graf Egon erklärte ihr gerade, glücklich über seine technischen Fortschritte, das so einfache und doch so grundlegende Urproblem der modernen Mechanik: das Hebelproblem. Da legte sie ihm leise die Hand auf den Arm: „Verzeihe, daß ich dich unterbreche, Egon! Aber deine Ausführungen erwecken in mir den Gedanken, daß sich unser Sohn doch eigentlich einer großen und schönen, einer vaterländischen Sache gewidmet hat, und daß wir ihn nur nicht richtig verstanden haben! Sollten wir ihn nicht doch durch den deutschen Konsul dort benachrichtigen lassen, daß ihm das Vaterhaus wieder offen steht?“

Graf Valenburg fuhr zurück. Ahnte seine Frau etwas von der Wahrheit? Das war ja unmöglich! Er atmete tief und antwortete dann: „Entschuldige, wenn ich dir nicht recht geben kann, liebe Clara! Aber zwischen mir und Friedrich handelt es sich doch noch um etwas

ganz anderes! Seit alten Zeiten sind alle Valenburgs das geworden, wofür sie ihre Väter bestimmten, das ist altes gutes Vaterrecht! Keinen hat man gefragt, ob das, was sein Vater für ihn wollte, ihm auch selbst gefiel. Und alle sind sie tüchtige und bedeutende Menschen geworden. Wir haben keinen schwarzen Fleck in der Geschichte unserer Familie! Sieh mich selbst an: ich habe Zeit meines Lebens zu nichts anderem rechte Lust gehabt als zur Landwirtschaft. Aber Vater sagte: Du studierst Jura, und da studierte ich halt Jura! Die paar Semester vergnügtes Korpsstudententum ausgenommen, war es doch recht ledernes Zeug. Bin ich darum schlechter geworden?“

Gräfin Clara streichelte seine Hand.

„Nein, sicher nicht, Egon! Ich habe mich gewiß nicht über dich zu beklagen! Aber sieh einmal, du selbst sagst, daß seit unserer Jugend eine ganz andere Zeit über Deutschland gekommen ist, und ich sehe recht wohl, daß du selber das Gefühl hast, als habe diese Zeit uns Alten gegenüber nicht ganz unrecht. Ich las einmal irgendwo den Spruch: Plag der Jugend! Wer weiß, ob auch wir nicht glücklicher gewesen, geworden wären, wenn man uns mehr Selbstbestimmungsrecht gelassen hätte? Ein anständiger Mensch mißbraucht es ja so wie so nicht, und einem schlechten Menschen gegenüber nutzt alle Vorsicht nicht! Sind wir Alten immer an unserem richtigen Plag gewesen? Wir täten vielleicht gut, mit unseren veralteten Begriffen zugunsten der Jungen abzurufen.“

Aber Graf Egon richtete sich hoch auf.

„Solange ich lebe, nicht, Clara! Adelsrecht! Vaterrecht über den Sohn ist Adelsrecht zu allen Zeiten! Du hast ganz richtig gesehen: ich denke vielleicht über den Beruf, den der Junge sich erwählt hat, heute ganz anders als vor zehn Jahren. Aber ich verurteile noch heute, genau so wie damals, daß er ihn gegen den Willen seines Vaters erwählt hat! Wir brähen zusammen, wenn wir das nicht hoch und heilig hielten! Darum darfst du mir nicht böse sein, wenn ich deinem Wunsche nicht nachkommen kann!“

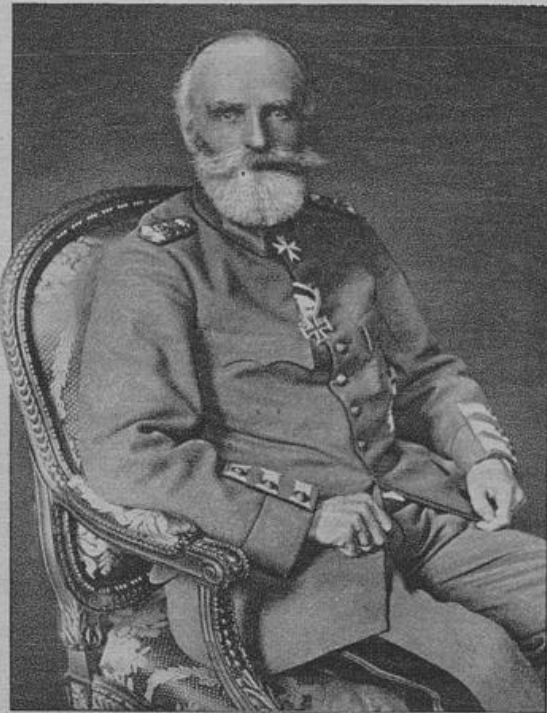
Und nachdem er so sein Gewissen vor sich selbst gerechtfertigt hatte, setzte er sehr folgewidrig mit einem schalkhaften Lächeln hinzu:

„Weißt du, was ich übrigens sehr merkwürdig finde? Der Ingenieur, der den Eisenbahnbau leitet, heißt Egon Friedrich, genau wie unser Sohn! Ich habe von ihm gehört, er soll ein sehr tüchtiger Mann sein!“

Damit ging er schnell hinaus und überließ es seiner Frau über seine Worte nachzudenken.

7. Kapitel.

Die verschiedenen Andeutungen des Grafen Valenburg hatten bei den beiden Damen im Schloß ihre Wirkung nicht verfehlt, und besonders Gräfin Clara war innerlich nicht mehr zur Ruhe gekommen.



Der neue Generalgouverneur von Belgien,

Ludwig Freiherr von Falkenhäusen Phot. A. Grob.

Ist 1844 geboren, und begann seine militärische Laufbahn im 1. Garde-Regiment zu Fuß; er wurde 1872 Hauptmann, 1880 Major und 1900 General der Infanterie, als welcher er bis 1902 dem 13. Armeekorps in Stuttgart vorstand. Von Falkenhäusen machte die Kriege gegen Dänemark, Österreich und Frankreich mit und trat bei Kriegsbeginn wieder ein. Für den Schutz des Elsaß, der ihm oblag, wurde er zum Generaloberst ernannt und mit dem „Pour le Mérite“ ausgezeichnet.



Von der Ostfront:

Deutsche Soldaten und gefangene Russen beim Auffspeichern von Stroh.

Phot. Gebr. Haedel, Berlin.

Erst war ein kleiner, schwacher Hoffnungsstrahl in ihrem Herzen aufgeleuchtet und dann wurde es ihr mehr und mehr zur Gewißheit, daß ihr Sohn, nach dem all ihre Gedanken in heißer Sehnsucht verlangten, in ihrer Nähe weilte.

Als daher an einem wunderschönen Tage der Graf zu einer größeren Jagdpartie unterwegs war, ließ sie kurzerhand anspannen und fuhr ganz allein nach Rottenburg hinunter, um sich zu überzeugen, ob jener geheimnisvolle Oberingenieur Friedrich wirklich ihr geliebter, lang entbehrter Sohn sei.

So kam es, daß die Sonnenstrahlen, die durch die offenen Fenster in Egons Zimmer im „Goldenen Löwen“ fielen, zu zwei glücklichen Menschen hineinschwebten, die da in dem Zimmer eine Stunde erfüllter Sehnsucht und ein Wiedersehen nach zehnjähriger Trennung feierten.

Nach der ersten langen und tiefen Rührung trat Gräfin Clara einige Schritte zurück und musterte den wiedergefundenen Sohn mit zärtlichen Blicken.

„Wie stark und wie braun du geworden bist! Aber ich habe dich auf den ersten Blick erkannt. Deine treuen Augen sind, Gott sei Dank, die alten geblieben!“

„Woher wußtest du denn überhaupt, Mutter, daß ich wieder in der Heimat bin?“

Die Gräfin lächelte verschmüht.

„Eigentlich durch Vater! Er machte allerhand Andeutungen, erzählte, daß ein Ingenieur Egon Friedrich die hiesige Bahn baue, und benahm sich so sonderbar, daß ich keine Mutter hätte sein müssen, um nicht zu merken, daß dahinter irgend etwas steckte. Denke dir, er studiert jetzt technische Bücher und spricht von nichts anderem als vom Ingenieurwesen! Ich habe die Hoffnung, daß nun doch noch alles gut werden kann.“

Friedrich erzählte die Begegnung mit seinem Vater. Wie wohl das tat, sich wieder einmal mit seiner Mutter aussprechen zu können!

Man umreißt die ganze Welt, lernt unzählige Menschen kennen und landet am Ende doch am liebsten immer wieder da, wo man ausgegangen ist: am Mutterherzen.

Die Gräfin hörte ihm aufmerksam und sinnend zu.

„Wie ihr zwei Euch ähnlich seid! Da kann ich mir denken, daß sich der Vater nicht so auf den ersten Ansturm ergibt. Es wird auch gut sein, wenn wir ihn nicht unnötig drängen und mißtrauisch machen. Sein Herz muß ihn von selbst allmählich der Versöhnung entgegen-treiben. Sein Troß ist bereits seit langem unterwühlt, denn seit du fort bist, ist er furchtbar einsam.“

„Aber, liebe Mutter, er hat doch dich und Jutta!“

Gräfin Clara seufzte.

„Meinst du, daß deinem Vater Frauen den fehlenden Sohn ersetzen können! Bei seinem Stolz und Ehrgeiz! Er hat alle Zeitungsausschnitte, die sich mit dir während der zehn Jahre beschäftigten, gesammelt, und sie bildeten seine liebste Lektüre. Er ist stolz auf dich, und daß du seine schlimmen Befürchtungen zunichte machtest und so aus eigener Kraft etwas wurde, imponiert seinem gerechten Sinne außerordentlich. Glaube mir, innerlich ist keiner glücklicher als er, daß du wieder in der Heimat bist und in solcher Stellung!“

„Es war nicht immer leicht, Mutter!“

Sie blickte ihn liebevoll an.

„Das kann ich mir denken, mein armer Junge! Gelt, es ist hart, die Füße unter den Tisch fremder Leute zu stecken, wenn man weiß, daß zu Hause ein warmes Zimmer leer steht? Ich hoffe nur, du hast uns nicht zu bittere Vorwürfe gemacht!“

„Aber, Mutter, wie kannst du denken —!“

„Ich weiß, ich weiß,“ beschwichtigte Gräfin Clara zärtlich, „du warst auch sonst kein Valenburg!“

„Zuerst war's schwer, Mutter! Aber ich kam mit gehörig zusammengebissenen Zähnen schon vorwärts, und als ich meinen ersten



Mannschaften des Hilfskreuzers „Möwe“ werden gelegentlich eines Besuches in Berlin im Dahlemer Walde bewirtet.

1. Obermaschinistenmaat Engelbart, 2. Burggräfin Edith zu Dohna-Schlodien, 3. Generalleutnant Imhof Pascha.

Die Mannschaft der „Möwe“, eine Abteilung von 21 Mann unter Führung eines Deckoffiziers, wohnte den für die Marine veranstalteten Festspielen im Zirkus Busch bei; sie besichtigte Berlin und begab sich auch nach Dahlem, wo sie von Burggräfin Edith von Dohna-Schlodien empfangen und bewirtet wurde.

Phot. A. Gros

selbständigen Bahnbau erhielt, da war ja das Schlimmste überstanden. Dann bekam ich durch Zufall einen alten Studienfreund, den auch der Drang nach Betätigung übers Meer geführt hatte, zum Assistenten, Gustav Freitsche hier aus Rottenberg, und da haben wir uns in unseren Freistunden so viel von Deutschland erzählt, bis wir es beide nicht mehr aushielten und vor lauter Heimweh bei jeder Gelegenheit herausheulten. So bin ich denn zurückgekommen.“

„Und nach mir hast du dich wohl garnicht geseht?“

„Aber, Mutter!“

„Ja, ich weiß, man zieht die Kinder groß, damit sie sich loslösen, sobald sie flügge sind, und in die Welt hinaus-schwärmen. Das ist nun einmal Mutterlos! Aber wenn die Haare ergrauen, wie bei dir, dann wißt ihr erst, was die Mutter wert ist!“

„Ich wußte es immer,“ sagte Egon und küßte der Mutter die Hand. „Auf den weiten Ebenen Argentiniens, beim Bahnbau in den unwirtlichen Bergen ist der Gedanke an dich meine beste Stärkung gewesen!“

Sie lächelte ihm zärtlich zu.

„Ich bin alt geworden seitdem, nicht wahr, mein lieber Junge?“



Gefangener Kojak.

Bei einer Kokino-Attade vor Vrest-Litowsk eingebracht.

„Für mich bist du immer hübsch und jung, Mutter!“

„Ich bin nicht mehr die Alte, mein Junge, und mit Herz und Lungen sieht es übel aus. Es war die höchste Zeit, daß du zurückkamst!“

Jetzt sah sie auch der Sohn aufmerksam an und bemerkte mit Besorgnis ihre eingefallenen Wangen und ihr trügerisches Rot. Sie sah sein Erschrecken und versuchte, ihm darüber wegzuhelfen.

„Wenn sich die Jungen loslösen, sterben die Alten langsam ab. Das ist Naturgesetz. Wozu ist eine Frau, die ihre Kinder groß gezogen hat, noch gut auf der Welt? Wie lange noch, und Tutta wird uns auch verlassen!“

„Ich weiß bereits! Georg Felbstein war vor einigen Tagen bei mir, um sich als zukünftiger Schwager zu empfehlen.“

„Hat er dich also auch schon ausfindig gemacht? Nun, was sagst du dazu?“

„Ich würde mich natürlich freuen, Mutter, wenn der gute Junge uns so nahe verbunden würde!“

„Nicht wahr? Er ist ein braver Mensch, trotz aller seiner Zufahrenleichtsinnigkeiten! Tutta mag ihn auch, und wir Eltern haben gewiß nichts gegen



Zug gefangener Russen, 116 Mann, die mit ihren Gewehren von dem begleitenden Meldereiter eingebracht wurden.

ihn einzuwenden. Und so wird denn bald das Haus ganz leer sein, und Vater und ich sind dann wieder so allein wie zu Anfang unserer Ehe. Das ist ein trüber Gedanke!"

"Eure Kinder werden Euch nicht weniger lieben, wenn sie nicht mehr den Schutz des elterlichen Daches genießen."

"Das selbe ist es doch nicht mehr. Aber sage mir, mein Junge, wie steht es mit deinem Herzen?"

"Ich habe bis jetzt für die Annehmlichkeiten des Lebens wenig Zeit gehabt, Mutter!" antwortete Friedrich verlegen.

Die Gräfin betrachtete ihn aufmerksam, und ihr Blick verweilte besonders auf seinem ergrauenden Haar.

"Es wird Zeit für dich, mein Junge! Ein wenig graues Haar zielt, aber viel graues Haar ist nichts für einen Junggesellen! Heute bist du noch interessant, in fünf Jahren jedoch bereits ein alternder Mann, von dem die jungen Mädchen nicht recht mehr etwas wissen wollen. Du stehst an der Grenze; gib gut acht, daß du sie nicht überstreitest!"

"Ich denke daran, Mutter!" lachte Friedrich.

"Das ist auch recht so! Es gibt genug Damen unserer Kreise in der Nachbarschaft, die einem Valenburg ihre Hand nicht versagen würden."

Friedrich erröte.

"Ich denke darin anders, Mutter," erwiderte er kühl. "Ich habe einen bürgerlichen Beruf erwählt, und ich möchte auch ein bürgerliches Mädchen heimführen, die weiß, was Arbeit ist. Auch bin ich ja kein Valenburg mehr!"

Die letzten Worte sprach er mit einem etwas wehmütigen Lächeln.

Gräfin Clara sah ihn forschend an.

"Ob du daran recht tust? Ihre Anschauungen und die unfriegen sind durch Jahrhunderte von einander getrennt!"

"Aber nicht die meinigen!"

"Nun, du wirst wissen, was du tust, du hast ja im Leben draußen gestanden! Die Zeiten sind eben andere geworden, und die Menschen bestimmen sich heute schon von Jugend an ihr Leben selbst. Wir Alten treten in den Hintergrund der Lebensbühne oder wir sehen uns besten Falls in die Logen und geben die interessierten Zuschauer ab! Hast du denn deine Mitspielerin schon gewählt, Friedrich?"

"Noch nicht, Mutter! Ich halte Umschau!"

"Suche dir keine zu arbeitsame Frau, Friedrich, sie hat keine Zeit für dich übrig. Und suche dir auch keine, die zu sehr auf das Leben der Welt aus ist, sie vergißt darüber ihr Heim! Hübsch in der Mitte liegt das Glück! Und vor allem eines, Friedrich: Heirate nie eine Schönheit!"

"Aber warum nicht, Mutter?"

"Eine wirkliche Schönheit, mein Junge, hat kein Herz! Die Natur hat es ihr versagt, aus Gerechtigkeit, weil sie unmöglich alle Vorzüge auf einen Menschen vereinigen kann. Für die Schönheit ist der Mann keine innere Notwendigkeit, sie vergißt in keinem Augenblicke des Lebens das Bewußtsein, daß er ihr ewig dankbar zu sein hat. Und da sie gewissermaßen nur für sich selbst da ist, lernt sie vom Leben nichts. Heirate nie eine Schönheit, mein Junge, heirate die Bescheidenheit! Sie braucht ja darum nicht gleich häßlich zu sein! —"

Aber ich muß jetzt aufbrechen, sonst wundern sie sich auf der Valenburg, wo ich so lange bleibe! Begleitest du mich ein Stück, mein Junge?"

"Aber gewiß, Mutter!"

Egon nahm Hut und Stod, und sie schritten in traulichem Geplauder aus der Stadt, da die gräfliche Equipage, um jedes Aufsehen zu vermeiden, bei dem außerhalb gelegenen „Schützenhause“ wartete.

"Wann sehe ich dich wohl wieder, Mutter?"

"So bald nicht! Da kannst du sehen, wie ich schon alt werde; selbst eine kleine Spazierfahrt strengt mich an. Die Hauptsache ist, daß ich dich jetzt in meiner Nähe weiß, wenn es einmal zu Ende sein sollte!"

"Mutter, wie kannst du nur so reden!"

"Ja, das fühlt man, Friedrich! Die letzte Abrechnung kommt nie unangemeldet. Und nun kann ich dich ja immer durch Felstein oder durch Jutta erreichen. Aber laß es unseren vereinten Kräften, die Versöhnung zwischen Vater und dir vorzubereiten! Aber hier wollen wir uns trennen, lieber Freig. Dich ruft deine Arbeit, und es wäre auch nicht gut, wenn man uns vorzeitig beisammen sähe! Dort steht ja auch schon mein Wagen."

Sie trennten sich mit einem Kusse. Egon sah der gebeugten Gestalt noch lange nach. Dann wandte er sich wieder nach der Stadt zurück.

"Der Oberingenieur kommt auf unser Haus zu!" mit dieser Neuigkeit stürzte Frau Salken in das Zimmer ihrer Tochter.

Junge erhob sich ungläubig halb von ihrem Ruhebett.

"Du irrst dich doch wohl, Mutter?"

"Nein, ich habe ihn eben gesehen! Du hast ihn hoffentlich aufgefordert, bei uns Besuch zu machen?"

"Natürlich habe ich das im Laufe des Gespräches fallen lassen. Aber vielleicht geht er nur an unserem Hause vorüber!"

"Aber Junge, wo er doch sonst nie hier vorbei kommt! Freilich, er ist nicht allein!"

"So? Wer ist denn mit ihm?"

"Der Herr Reinhard, weißt du, der die große neue Fabrik baut! Auch ein feiner Mann!"

Und Frau Salken machte ein Gesicht, in dem die Achtung vor Reinhard's Vermögen wie mit den Abschlagszahlen eines Hauptbuches zu lesen stand.

"Darum kannst du schon sehen," sagte Junge und ließ sich wieder auf die Kissen zurücksinken, "daß der Besuch garnicht uns gilt. Der Herr Oberingenieur ist viel zu tattvoll, uns einen Unbekannten mit ins Haus zu bringen, besonders wo er selbst seinen ersten Besuch macht!"

"Herr Reinhard hat ihn vielleicht nur hierher begleitet! — Auf jeden Fall" — fuhr Frau Salken energisch fort — "machst du dich ein bißchen zurecht, damit wir, wenn er kommt, nicht unvorbereitet sind!"

Junge erhob sich ärgerlich und folgte ihrer Mutter in das nebenan gelegene Wohnzimmer. Dort konnte sie hinter der Gardine in der Tat beobachten, daß die beiden Erwähnten auf der anderen Seite der Straße standen. Reinhard sprach eifrig auf den Ingenieur ein, der unruhig war und sich ersichtlich freizumachen strebte. Aus den Blicken, die er bei dieser Gelegenheit nach dem Salkenschen Hause warf, glaubte auch Junge folgern zu können, daß er bei ihnen Besuch zu machen beabsichtigte.

"Du scheinst recht zu haben, Mutter! Er will vielleicht wirklich bei uns Besuch machen!"

"Na also, hab' ich es dir nicht gesagt! Aber da dürfte es natürlich nicht wahr sein! Ziehe dir ein hübsches Hauskleid an und binde eine



Bei Biadolin in Galizien gefangene Russen.

Schürze vor. Die Männer lieben es, wenn wir einen häuslichen Eindruck machen!"

"Tue das, Inge!" rief auch der Vater vom Schreibtisch her. "Ich weiß, wie das wirkt. Ich bin seinerzeit selbst darauf hineingefallen!"

"Ah, du bist auch da! Dich hatte ich ganz vergessen! Wie siehst du denn aus? Du kannst dich am Ende über mich beklagen! Den Schlafrock hast du an und Pantoffeln an den Füßen! Was soll sich da der Ingenieur von dir denken?"

"Liebes Kind!" sagte Salten friedlich, "ich eile ja schon, mir den Frack anzuziehen und den Zylinder aufzusetzen! Dann werde ich wohl für deinen Besuch fein genug sein!"

In diesem Augenblicke stürzte Inge herein.

"Mama, der Oberingenieur Friedrich betritt soeben das Haus!"

Egon hatte ursprünglich gar nicht die Absicht gehabt,

bei Saltens Besuch zu machen. Nachdem er seine Mutter verlassen hatte, war er in die Stadt zurückgekehrt, wo ihm Reinhard begegnete.

Der Kaufmann blieb stehen und grüßte.

"Guten Tag, Herr Oberingenieur! Wie steht es mit der Bahn?"

"Noch einige Wochen Geduld, Herr Reinhard! Sie wird nämlich früher fertig sein, als ihre Fabrik!"

"Sie haben es auch ganz bedeutend leichter!"

"Wir Deutsche sind eben das Arbeitervolk auf der ganzen Erde!"

"Jawohl!" nickte Reinhard ernst.

"Die Leute sagen, ich sei ein Geldmacher, der für nichts Sinn hätte, als möglichst viel Geld anzuhäufen. Das ist der Dant! Glauben Sie mir, daß ich, auch wenn ich Millionen besäße, nicht ruhen könnte, und daß ich lieber dann das ganze Geld nähme und zum Fenster hinauswürfe?"

"Ich glaube es Ihnen!" war die Antwort, "es ist die Eigenart von uns Deutschen, daß wir um der Arbeit willen arbeiten!"

"Sehen Sie", meinte Reinhard nachdenklich, "was habe ich von meiner Arbeit und von meinem Gelde, um das mich die Leute so beneiden? Meine Angestellten haben Frau und Kinder, die ihnen Freude machen, wenn sie nach Hause kommen. Ich habe nichts als meine Arbeit. Ich werde schon alt und tahl und habe noch nicht Zeit gehabt, mir eine Häuslichkeit zu gründen."

"Entbehren Sie dieselbe?"

"Mitunter sehr! Ich weiß, was ich will. Eine schöne Frau, die repräsentieren kann, die in Gesellschaften und in der Öffentlichkeit ein gewisses Aufsehen erregt. Die Leute würden freilich sagen: die hat sich der Reinhard mit seinem Gelde gekauft! Aber sie würden mich darum beneiden wie um mein Geld."

"Ja," unterbrach ihn Egon hart, "wenn die Frau Sie nicht liebt? Sie waren vor Saltens Haus angelangt, und die Schilderung Reinhard's erweckte in dem jüngeren Manne die Sehnsucht nach Inge. Reinhard blieb erstaunt stehen.

"Liebt? Glauben Sie etwa daran?"

"Ja, woran soll man denn sonst glauben?"

"Ich glaube nicht daran! Was sollte eine Frau wohl an mir lieben? Eines gewiß: mein Geld!"

"Dann würde ich an Ihrer Stelle ein Ölgemälde heiraten, Herr Reinhard," sagte Egon mit kurzem Gruß, ließ den Überraschten stehen und trat ins Haus.

Frau Salten öffnete ihm.

"Oberingenieur Friedrich!" stellte er sich vor. "Ich hatte neulich das Vergnügen, Ihr Fräulein Tochter kennen zu lernen, und wollte mir erlauben, meinen Besuch zu machen!"

"Sehr angenehm, Herr Oberingenieur! Bitte, treten Sie näher!" Egon legte Hut und Stod ab und betrat das dämmrige Wohnzimmer.

Aus einer Ecke erhob sich eine dunkle Gestalt und trat auf ihn zu.

"Mein Mann!" stellte Frau Salten vor. Egon verbeugte sich.

Frau Salten ging an die Nebentür und rief hinein:

"Komm herein, Inge! Wir haben Besuch!"

"Gleich, Mama!" hörte der Ingenieur Inges Stimme.

Es war ihm, als husche ein Lichtstrahl durch das Zimmer, und ihm wurde wieder bewußt, wie sehr er bereits an dem Mädchen hing.

Herr Salten bot ihm einen Stuhl.

"Nehmen Sie Platz, Herr Oberingenieur!" Egon setzte sich und ließ einen Wortstrom von Frau Salten über sich ergehen, die ihm versicherte, daß sie den

Bahnbau mit Spannung verfolgte, und daß sein Beruf außerordentlich interessant sei.

Währenddem sah er sich das Zimmer an. Es war nicht das Zimmer reicher Leute, aber Reinlichkeit und Solidität sprachen

Vertrauen erweckend dafür, daß seine Bewohner auf ihre bürgerliche Stellung hielten.

"Aber, wie kommt Inge hierher?" fragte er sich wieder,

und er gab sich die alte Antwort:

"Arme Schönheit!" Er hätte sie sich besser als Ritterfräulein eines

alten Bildes denken können, auf arabischem Zelter, den Falken auf der Rechten.

Inge trat ein. Sie ging sofort auf Friedrich zu,

der sich respektvoll erhob, und reichte ihm vertraulich die Hand.

"Guten Tag, Herr Oberingenieur, es ist sehr liebenswürdig von Ihnen,

uns einmal aufzusuchen! Bitte, behalten Sie doch Platz!"

Und sie setzte sich in einen Stuhl, ihm gegenüber.

"Wie gefällt es Ihnen in unserer Stadt?" fragte Salten. "Sie sind freilich an größere Verhältnisse gewöhnt!"

"Die Verhältnisse eines Mannes sind seine Arbeit, Herr Salten! Und da kann ich nicht klagen: ich habe viel zu tun."

"Gut gedacht!" erwiderte Salten freundlich. Der Besuch war ihm sofort sympathisch. "Ist es nicht wirklich gleichgültig, wo man lebt, wenn man nur seine Pflicht erfüllt?"

"So gleichgültig, Herr Salten, daß ich tatsächlich von den meisten Städten, in denen ich gearbeitet habe, kaum etwas anderes kenne als meine Arbeitsstätte und mein Hotel."

Inge lachte.

"Da kommt man also bei Ihnen schlecht auf seine Rechnung, wenn man argentinische Abenteuer hören will! Aber Sie vergessen bei Ihrer Anschauungsweise uns Frauen! Wir haben doch auch ein gewisses Recht auf Leben, das durch Haus und Küche nicht ganz ausgefüllt werden dürfte!"

(Fortsetzung folgt.)



Prinz Zia eddin-Essendi, der türkische Thronfolger, besucht den Flugplatz in Döberitz und besichtigt die Anlagen. Neben ihm sein Adjutant.

Phot. N. Groß.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfener General-Anzeiger

Nr. 19.

Düsseldorf, 13. Mai

1917.



Vorgehobener Posten mit wurfbereiten Sandgranaten im Kampfgebiet zwischen St. Quentin und Laon.

BUFA.

Arme Schönheit.

Roman von Otfried von Hanstein.

Copyright 1916 by Carl Duncker, Berlin.

4. Fortsetzung.

„Das soll es auch nicht, gnädiges Fräulein,“ sagte Egon Friedrich zu Inge, „Die Frauen haben in erster Reihe das Recht auf Leben, das Sie mir gegenüber neulich so energisch vertreten haben!“

„Da wirst du wieder einen netten Unsinn geredet haben, Inge!“ meinte Frau Salten vorwurfsvoll.

Inge lachte. Die hellen Töne schwangen sich wie Silbergloden durch den engen Raum. Egon lauschte andächtig. Das Leben lachte! Lachte es ihm? Und war das Lachen ehlich oder lodte es ihn nur wie den Wanderer das Ferkel?

„Es war nicht so schlimm! Nicht, Herr Oberingenieur?“

„Nein!“ lächelte Friedrich. „Das gnädige Fräulein vertritt nur uns anderen gegenüber die Ansicht, daß das wirkliche Leben das einzige der Mühe werthe Ideal sei.“

„Das war klüger, als ich es eigentlich von meiner Tochter erwartet hätte!“ begann Salten, verstummte aber sofort unter dem drohenden Blicke seiner Frau.

„Wieso, Herr Salten?“ ermutigte ihn Egon.

„Weil man die Kinder vor Idealen behüten soll. Ich habe mich von vornherein bemüht, meine Tochter sachlich und lebensfähig zu machen. Das Leben straft alle Ideale Lügen.“

Er sagte das ruhig und ernst, als ein Mann, der sich mit dem Leben abgefunden hat. Frau und Tochter nickten ihm zu. So sehr sie auch sonst oft verschiedener Meinung sein mochten, in diesem Punkte war sich die ganze Familie einig.

„Und ist nicht das Leben an sich schön genug?“ fragte Inge. „Ich habe noch so viel von ihm zu verlangen, und es hat mir noch so viel zu erfüllen! Soll ich das aufgeben, um irgend welchen Trugbildern nachzujagen? Das wäre Torheit! Ich erwarte ja noch alles von der Zukunft! Ich will ja erst zu leben anfangen!“

„Inge, du redest, als hättest du bei deinen Eltern überhaupt noch kein richtiges Leben geführt!“ tadelte Frau Salten. „Sie müssen die Worte des Kindes nicht so wörtlich nehmen, Herr Oberingenieur! Sie hat die hohe Schule besucht und alles gelernt, was ein Mädchen nur lernen kann. Und an gutem Verstand hat es ihr nie gefehlt.“

„Also alles, was sich Reinhard wünscht,“ dachte Egon unwillkürlich und mußte heimlich lächeln. Zugleich aber überflutete eine Welle des siedenden Mitleids mit der

armen Schönheit sein Herz und machte es tief erbeben. So brave Eltern diese Leute sicher waren, konnten sie empfinden, was in ihrer Tochter vorging und daß sie sich über den engen Kreis ihrer Familie hinaussehnte? Hatten sie einen Einblick in das wundervolle Wesen der Schönheit, die nach dem großen Kreise verlangt, der sich an ihr erfreuen soll?

Egon sah Inge an. Woher hatte sie diese königliche Neigung des Kopfes, diese selbstverständliche Freiheit der Rede, woher war sie, die nie aus der kleinen Stadt hinausgekommene so ganz und gar große Dame? Er wurde fast ungesprächig vor wehmütiger Zärtlichkeit. War er der Erlöser für sie?

Friedrich hielt sich etwa eine halbe Stunde auf und hinterließ, als er endlich von der Einladung, bald wiederkommen, begleitet ging, allseitig einen guten Eindruck. Sogar Herr Salten gab zu, daß er ein vernünftiger Mann sei.

Inge aber träumte in dieser Nacht von ihrer Zukunft. Egon wäre sehr unangenehm überrascht gewesen, wenn er gewußt hätte, daß er in diesen Träumen eine sehr bescheidene Nebenrolle spielte und die schöne Frau Inge Friedrich die Hauptrolle.

8. Kapitel.

Während Egon Friedrich und seine Mutter, die an dem vor der Stadt gelegenen Vergnügungsetablisement zum „Schützenhaus“ von ihrem Wagen erwartet wurde, zur Stadt hinausritten und unter den blühenden Kastanien der alten Allee hinwandelten, waren sie so in ihr Gespräch und in die Freude des Wiedersehens vertieft, daß sie keine Augen für die Umwelt hatten.

Ehe sie sich von einander verabschiedeten, weil Gräfin Clara vorläufig nicht wünschte, daß ihr Besuch bei Egon Friedrich dem alten Grafen bekannt wurde, und darum den Sohn bat, sie nicht bis an den Wagen zu begleiten, da der alte Kutscher seinen jungen Herrn sicher wieder erkannt hätte, ließen sie sich noch für einige Minuten auf einer lauschigen Bank nieder.

Ohne daß sie es ahnten, hatte ihre Unterhaltung hier einen unfreiwilligen Zeugen, und dieser war niemand anders als die kleine Hilde Fritzsche.

Sie hatte mit Freundinnen einen Spaziergang gemacht, aber ihre Seelenstimmung verlangte nach Einsamkeit, und so hatte sie sich von den anderen getrennt und wollte nun ihre Mutter



Türkische Gäste in Berlin:

Der türkische Heerführer Mehmed Wehîb Pascha (sitzend), Oberleutnant Dr. med. Cewîf Salin Bey (links), Generalstabsmajor Hürev Bey (rechts).
Phot. Berl. Illustr.-Büro.



Von der Salonifront: Alarmierung türkischer Kavallerie in einem griechischen Dorf.

BUFA.

abholen, die mit einigen anderen Damen im Garten des Schützenhauses allwöchentlich ein kleines Kaffeetränzchen abhielt.

Da es noch früh war, hatte sich Hilde abseits vom Wege auf das Moospolster gelegt und schaute träumend in die Wipfel der Bäume.

Sie erlebte an sich das lieblichste aller natürlichen Wunder, das Erwachen des jungen Mädchens zum Weibe. Vor ihrer Seele stand Egon Friedrichs Bild, wie er sich ihr in freundlichen Augenblicken gezeigt hatte, aber ein drohender Schatten trat zwischen sie beide, das höhnisch lächelnde Antlitz Jnges, dieses stolze Gesicht, das sich seiner

Schönheit so bewußt war. Und Hilde verglich Jnge mit sich, ein Vergleich, der sie kleinmütig machte. War es dem Geliebten zu verdienen, wenn er sie, den bescheidenen Bäckfisch, neben so stolzer Schönheit garnicht beachtete? Hilde wußte recht gut, daß ihr die Begabung fehlte, sich zur Geltung zu bringen, und wie wenig ihr hübsches, aber noch kindliches Gesicht den Vergleich mit der reifen Schönheit Jnges aufnehmen könne.

In dieser nachdenklichen Stimmung lag sie unter den Bäumen wenige Schritte vom Wege, den Gräfin Clara und ihr Sohn entlang



Von der Salonifront: Eine Autopanne in den mazedonischen Bergen.

BUFA.

lamen und sich dicht neben ihr auf die Bank niederließen. Sie erbebte, als sie die betannte und geliebte Stimme hörte, sie zitterte, als sie wider Willen vernahm, was ihm Gräfin Clara antwortete:

„Aber laß es unseren vereinten Kräften, die Versöhnung zwischen Vater und dir vorzubereiten!“

Vorsichtig lugte Hilde zwischen den Baumbliättern hindurch und erkannte die Gräfin. Als dann die beiden aufstanden, blieb Hilde ganz verstört zurück. Ein Strom neuer Gedanken durchflutete sie und machte ihr Herz schlagen. Vor allem war ihr wieder jene Begegnung zwischen dem Grafen und dem Ingenieur in die Erinnerung gekommen, deren Zeugin sie gewesen war. Nun hatte sie den Schlüssel dazu! Egon Friedrich war der Sohn des Grafen Lalenburg und der gräßliche Vater zürnte ihm, weil er einen bürgerlichen Beruf ergriffen hatte.

Als sich Hilde dies alles klar machte, traten ihr Tränen in die Augen. Ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit übermannte sie, wie sie es noch nie in ihrem Leben kennen gelernt hatte. Der Mann, den sie liebte, war also ein Graf! Und damit entrückte er allen ihren Hoffnungen meilenfern. War es da ein Wunder, daß er ihre einfache Erscheinung über Jnges stolzer Schönheit völlig übersehen hatte?

Aber in das Gefühl des persönlichen Schmerzes um ein Glück, welches das junge Mädchen nunmehr als endgültig verloren ansah, mischte sich sofort ein anderes, edleres Gefühl. Ihre Gedanken stellten sich sogleich auf die Seite des geliebten Mannes und ergriffen energisch Partei für ihn gegen den Grafen. Was war das für ein Vater, der anstatt auf einen so tüchtigen Sohn stolz zu sein, ihm aus irgend welchen kleinlichen Vorurteilen zürnte und die Vaterliebe vorenthielt! O, wenn sie ihn nur sprechen könnte, sie würde ihm schon gründlich ihre Meinung sagen!

Und ihre kleine Mädchenseele sahte den heldenhaften Entschluß, jetzt nur noch dem Glücke des geliebten Mannes zu leben, ohne daß er davon wüßte. Wie süß mußte es sein, ihn glücklich zu wissen und dabei selbst unbeachtet seitwärts zu stehen! Hilde durchlebte in wenigen Minuten die ganze Süße selbstentsagender Liebe, deren nur edle Charaktere fähig sind. Und sie reifte daran zur Frau.

Sie stand auf und ging dem Schützenhause zu, aber nicht auf der großen Allee, da sie es vermeiden wollte, Egon Friedrich auf seinem Rückweg zur Stadt zu begegnen.

Als sie vor dem Gartentestaurant ankam, sah sie den gräßlichen Wagen noch dort stehen und wollte schon abermals in den Wald zurücktreten, da sie ja nicht wußte, ob der Oberingenieur noch bei seiner Mutter weilte. Aber in diesem Augenblick erkannte Frau Freitische, die gerade in eiligem Schritt durch den um diese Stunde fast leeren Garten ging, ihre Tochter und rief sie heran.

Gräfin Lalenburg hatte ihrem angegriffenen Herzen zuviel zugemutet. Die Erregung, die das Wiedersehen mit dem Sohne notwendig mit sich gebracht hatte, war zu stark gewesen. Nun, wo sie allein zu ihrem Wagen zurückkehrte, schwanden ihre Kräfte und ohnmächtig war sie dicht vor dem Schützenhaus zusammengesunken.

Natürlich hatten sich die Damen, die ja alle die Gräfin kannten, sofort ihrer angenommen und jetzt lag sie, ein mattes Lächeln auf dem Gesicht, auf einem Sofa und trank mit kleinen Schluden stärkenden Wein.

Den Rat, einen Arzt herbeizurufen, hatte sie abgelehnt. Sie kannte ihre Anfälle und hatte nur den einen Wunsch, so schnell wie möglich nach Hause zurückzukehren. Aber den Damen erschien es bedenklieh, sie ganz allein fahren zu lassen, und als nun Hilde kam, schoß der Mutter ein Gedanke durch den Kopf.

„Verzeihen, gnädigste Frau Gräfin, Sie haben wohl noch die Güte, sich meiner kleinen Hilde zu erinnern, die mit der Gräfin Jutta zusammen die Schule besuchte. Es wäre für uns eine große Beruhigung, wenn Sie gütigst gestatten würden, daß meine Tochter die Frau Gräfin zum Schloß begleitet. Sie ist geschickt und könnte, wenn etwa Frau Gräfin irgend einer Hilfe bedürften, eine Handreichung leisten.“

Hilde hatte sich über die Hand der Kranken gebeugt und einen ehrerbietigen Kuß auf dieselbe gedrückt.

Gräfin Clara sah in das liebevolle Gesicht, in dem so viel innige Teilnahme lag, und unwillkürlich sah sie sofort eine Zuneigung zu

dem Mädchen, das ihr schon als Kind, wenn es einmal zu Jutta auf das Schloß gekommen war, sympathisch gewesen.

„Wenn Sie mit mir kommen wollen und es Ihrer Mutter wirklich nicht unangenehm würde ich Ihnen dankbar sein, denn ich fühle mich recht schwach. Sie müßten dann aber schon über Nacht Gast auf Schloß Lalenburg sein, denn heute abend kann ich wohl den Wagen kaum noch einmal in die Stadt fenden.“

„Aber Frau Gräfin, ich gehe zurück!“

Da lachte die Kranke.

„Nein, mein Kind, daß ich sie zum Dank dafür, daß sie sich meiner annehmen, am Abend drei Stunden allein durch den Wald laufen lasse, werden Sie doch wohl nicht denken. Sie bleiben unser Gast und auch Jutta wird sich herzlich freuen, einmal eine Freundin bei sich zu haben. Sie spricht oft von Ihnen, das ist keine Phrase.“

Bald darauf war die Gräfin so weit, daß sie den Heimweg antreten konnte. In Hildes Seele herrschte eine große Freude. Sie durfte neben der gütigen Frau sitzen, die seine Mutter war, und sie fuhr zum Schloß Lalenburg.

War es ein Wink des Schicksals? Jedenfalls würde sie den alten Grafen kennen lernen und vielleicht — — ?

Unterwegs fand sie Gelegenheit, durch kleine Handreichungen, durch wenige Worte das Herz der Gräfin zu gewinnen.

Die kluge Frau mit dem gütigen Herzen erkannte in dem jungen Mädchen aus unbedeutenden Kleinigkeiten eine Gemütsstärke und eine Herzensbildung, die sie ihr nahe brachten, und während sie sich schlafend stellte und durch die halbgeschlossenen Lider das teilnahmsvoll auf sie gerichtete liebevolle Gesicht mit den tiefen klugen Augen betrachtete, kam ihr unwillkürlich der Gedanke:

„Das wäre eine Frau, wie ich sie Egon Friedrich wünschte!“

Während langsam der Wagen den Burgberg hinan fuhr, saß oben im Zimmer des alten Grafen der Oberleutnant von Felbstein dem Burgherrn gegenüber.

„Na, Felbstein, es ist nett, daß Sie sich auch mal wieder sehen lassen!“

Graf Lalenburg, behaglich in seinem Schreibstischstuhl zurückgelehnt, streckte dem jungen Manne herzlich die Hand entgegen. Georg ergriff sie respektvoll und drückte sie so kräftig, daß der alte Herr ein leichtes „Ah!“ nicht unterdrücken konnte.

„Es ist doch gut, daß es unserem militärischen Nachwuchs nicht an Kräften fehlt!“ scherzte er. „Nun erzählen Sie mir etwas Neues aus der Hauptstadt! Wir hier auf dem Lande hören schon rein garnichts mehr!“

„Es ist wenig Neues bei uns los, Herr Graf! Noch vor einigen Jahren habe ich das Leben wenigstens von zwei Seiten aus gesehen: vom Exerzierplatz und vom Zummel. Jetzt sehe ich es nur noch vom Exerzierplatz aus. Na, und die Reize, die man da entdeckt, die lassen sich ertragen!“

Graf Lalenburg lachte.

„Ich möchte schon einmal einen Offizier kennen lernen, der nicht stöhnt! Dabei seid Ihr doch alle, Gottlob, bei uns in Deutschland mit einer Lust und Liebe Soldat, von denen man bei anderen Völkern gar keine Ahnung hat!“

„Stimmt! Der Rommiz ist eine langwierige Sache, aber wenn dann auch mal Parade ist, und die Schwadron läuft dahin wie das liebe Donnerwetter, da weiß man doch wenigstens, wofür man sich das ganze Jahr so abgeschunden hat!“

„Na, und wie sieht's aus in meinem alten Regiment?“

„Melde gehorsamst, Herr Graf, daß der Oberleutnant von Kleinich veretzt worden ist, von wegen des jeu. Ja, und unser Oberst ist um seinen Abschied eingekommen!“

„Was, der alte Kämede! Was ist denn in den gefahren?“

„Die vielbesprochene Verjüngung des Offizierkorps, Herr Graf!“

„Hahaha! Na, bin neugierig, wie ihn der Zylinder kleiden wird. Haben zusammen als Leutnants gedient und manchen dummen Streich miteinander ausgefressen! Hätte sicher gedacht, daß er es noch zur Erzellenz bringen wird. Geschustert hat er genug!“

Seit Jahren machte so der junge Baron Felbstein, wenn er die elterlichen Güter besuchte, seinen Besuch auf der Lalenburg und erstattete dem Grafen pflichtschuldigh den Regimentsbericht. Und der

alte Herr hörte diesen immer mit einem Interesse an, als ob er noch den Kalpal trüge. Früher war er wohl, wenn der jugendliche Besuch ausblieb, selbst nach Felbstein gefahren, um die Regimentsneuigkeiten zu erfahren. Aber in den letzten Jahren hatte er sich über Vernachlässigung seitens des Husaren nicht mehr zu beklagen. Im Gegenteil: Der junge Baron kam so oft nach der Lalenburg, daß sich der Graf selbst manchmal darüber wunderte, und sich diese Wandlung nur damit erklärte, daß der junge Gutsnachbar seit seines Vaters Tode in dem älteren Freund so etwas wie einen zweiten Vater sehe. Womit er denn auch recht hatte, freilich in einem ganz anderen Sinn, als er das annahm.

Felbstein hatte schon mehrere Male ungeduldig nach der Tür geblickt, als er warte er von da etwas besonders Wichtiges. Endlich konnte er sich nicht länger halten.

„Die Damen sind wohl heute nicht zu Hause, Herr Graf?“

„Die Gräfin ist nach Rottenberg gefahren und Jutta wird sich wohl etwas für den Besuch zurecht machen, wie das so Frauenart ist, besonders bei den jüngeren!“

„Fräulein Tochter hat so etwas aber doch garnicht nötig!“ fuhr es Felbstein heraus.

„So?“ der Graf sah ihn mit großen Augen an. „Haben Sie das auch schon bemerkt? Ja, die Jutta ist ein Prachtmädel!“

„Ganz gewiß, das ist sie!“ fiel der Husar begeistert ein. „Und überhaupt — Herr Graf — ich dachte — wir sind Nachbarn — und seit mein Vater tot ist —“

Der junge Mann war aufgestanden und ging mit erregten Schritten im Zimmer umher. Verdammte! dachte er, nun sollst du Attade reiten und hast auf einmal nicht die nötige Courage! Du bist doch sonst nicht auf den Mund gefallen.

Der Graf sah seinem erregten Gebahren mit Erstaunen und schöner Ahnungslosigkeit zu.

„Ja, mein Gott, mein lieber Baron, was haben Sie denn mit einem Mal?“

Felbstein blieb vor ihm stehen.

„Verzeihen Sie, Herr Graf, ich denke nur gerade daran, daß ich den bunten Rod ausziehen will!“



Die Teilnehmer am Lehrgang über Verwendung der Jungmänner in der Landwirtschaft.

Auf Anordnung des Kriegsamt im Kgl. Kriegsministerium wurden in Crefeld eine Anzahl Vorträge über den Lehrgang zur Verwendung der Jungmänner in der Landwirtschaft abgehalten. Hierzu waren die Vertreter sämtlicher Kriegswirtschaftsämter der Monarchie, der Generalcommandos, der Oberpräsidenten, der Regierung, der Senate der Hansestädte und der Kriegsministerien von Preußen, Württemberg, Bayern und Sachsen erschienen, auch hatte das Provinzialschulkollegium zu Koblenz Vertreter entsandt. Unser Bild zeigt die im Gützlich zu Köln ausgenommenen Teilnehmer der Vorträge.

Unterste Reihe (von links nach rechts): Gymnasialdirektor Erythropel, Vertrauensmann für den Stadtkreis Düsseldorf. — Sanitätsrat Dr. Schroers in Crefeld. — Regierungslieutenant G. Laubach, Referent der Regierung Düsseldorf und des Kriegswirtschaftsamtes für die Rheinprovinz. — Major Haenisch, Vertreter des Kriegswirtschaftsamtes in Breslau. — Hauptmann von Heimendahl, Vorsitzender des Kriegswirtschaftsamtes für die Rheinprovinz. — Generalmajor Kade zu Düsseldorf, Vertrauensmann und Oberleitung für die militärische Vorbereitung der Jugend im Bezirke des VII. Armeekorps. — Oberst Friedemann, Vertreter des Kgl. Kriegsministeriums zu Berlin. — Oberleutnant a. D. von Schwerin, Vertreter des Kriegsamt in Berlin (Stab). — Hauptmann von Klübing, Vorsitzender des Kriegswirtschaftsamtes für die Provinz Posen. — Rittmeister von Kradet, Vertreter des Kriegsamt in Berlin. — Hauptmann von Haagen, Vertreter des Kriegswirtschaftsamtes zu Sigmaringen. — Oberleutnant Kayma, Vertreter des Kriegswirtschaftsamtes zu Königsberg.

Mittlere Reihe: Oberrealschuldirektor Dr. Gottschall in M. Gladbach, Oberleiter der Jungmannschaft. — Oberamtmann May, Vertreter des Kriegswirtschaftsamtes in Karlsruhe. — Dr. Schmitz, Leutnant d. F. Strauß, Vertreter des Kriegswirtschaftsamtes zu Hannover. — Leutnant d. F. Waldeyer, Adjutant beim Kriegswirtschaftsamt für die Rheinprovinz. — Leutnant Schönemann, Vertreter des Kriegswirtschaftsamtes zu Altona. — Oberleutnant Derham, Vertreter des Kriegswirtschaftsamtes zu Dresden. — Oberleutnant Nordmeyer, Adjutant des Oberleiters für die militärische Vorbereitung der Jugend im VII. Armeekorps. — Regierungsrat Rohrer, Vertreter des Kgl. Provinzialschulkollegiums für die Rheinprovinz. — Referent von Sellhorn, Vertreter des Kriegswirtschaftsamtes zu Berlin. — Oberleutnant von Hugo, Vertreter des Kgl. stellv. Generalcommandos des VII. Armeekorps zu Münster. — Referent Schupp, Vertreter des Kriegswirtschaftsamtes zu Cassel. — Hauptmann Koerber, Vertreter des Kgl. bayerischen Kriegsministeriums zu München. — Winterschuldirektor Ritgen zu Odenkirchen. — Hauptmann Kelter, Vertreter des Kriegswirtschaftsamtes zu Altona. — Geheimrat Regierungsrat Möller, Vertreter des Kriegswirtschaftsamtes zu Danzig. — Forstmeister von Grebe, Vertreter des Kriegswirtschaftsamtes zu Weimar. — Hauptmann Holzach, Vertreter des Kriegswirtschaftsamtes zu Straßburg i. Elsaß. — Hauptmann Joedan, Vertreter des Kriegswirtschaftsamtes zu Stettin. — Hauptmann Köh, Vertreter des Kriegswirtschaftsamtes zu Magdeburg. — Oberregierungsrat Walther, Vertreter des Kgl. Provinzialschulkollegiums für die Rheinprovinz. — Oberlehrer Dr. Heidrich, Vertreter des Senate der Hansestadt Bremen. — Oberleutnant Haahn, Vertreter des Kriegswirtschaftsamtes zu Frankfurt a. Main. — Leutnant d. Res. Döller zu Crefeld. — Leutnant Schilling, Vertreter des Kgl. Württembergischen Kriegsministeriums zu Stuttgart. — Leutnant Vogel, Vertrauensmann für den Stadtkreis Duisburg. — Maur in Cöln-Eindenthal, Vertreter der Stadt Cöln.

Oberste Reihe: Winterschuldirektor Wich in Prän. — Winterschuldirektor Woebel in Ralingen. — Winterschuldirektor Hömberg in Saarburg. — Hauptmann Scheimer Bau- und Regierungsrat Blumenthal zu Crefeld. — Grebben, Vertreter des Senate der Hansestadt Lübeck. — Winterschuldirektor Freiherr von Köffelholz zu Meisenheim. — Referent Dr. Schroers, Vertreter des Kriegswirtschaftsamtes zu Münster. — Winterschuldirektor Schenmackers zu Geldern, Referent beim Kriegswirtschaftsamt für die Rheinprovinz. — Oberrealschullehrer, Kommandoführer Graff zu Düsseldorf 3. J. zu Weeze. — Rittmeister von Schwarz, Vertreter des Kriegswirtschaftsamtes in Braunschweig. — Seminardirektor Dr. Gottschall in Gummersbach. — Regierungsrat Ludwig, Mitarbeiter beim Kriegswirtschaftsamt für die Rheinprovinz.

Eine böse Ahnung bligte in Graf Lalenburg auf.
 „Nanu, Felsstein, Sie werden doch nicht irgend eine Dummheit ausgefressen haben?“

Der Oberleutnant stand kerkengerade.

„Zu Befehl, nein! Herr Graf! Ich möchte mich nur mehr der Bewirtschaftung meiner Güter widmen! Hab schon lange gemerkt, daß da alles drunter und drüber geht, wenn der Herr nicht da ist!“

„Das ist brav, Felsstein! Daran erkenne ich den Sohn meines alten Freundes! Was ich Ihnen dabei behilflich sein kann — — —“

Felsstein huschte nach seiner Hand, die ihm der Graf erstaunt überließ.

„O, Herr Graf, Sie können mir in dem für mein ganzes Lebensglück wichtigsten Punkte behilflich sein — — —“

In diesem Augenblick trat der Diener ein und meldete:

„Die Frau Gräfin fährt soeben in den Schloßhof.“

Es ist wieder nichts, dachte der Husar niedergeschlagen, es scheint, ich soll nie dazu kommen, mich mit dem alten Herrn richtig auszusprechen.

Diesmal sollte er recht behalten, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich, nachdem er mit Jutta und der eintretenden Hilde einen kurzen Gruß gewechselt hatte, zu empfehlen, denn Gräfin Clara war doch leidender, als sie selbst dachte und mußte sich gleich in ihr Zimmer zurückziehen und niederlegen.

Zuerst hatte der Graf mit dem, ihm, fremden Menschen gegenüber stets eigenen Mißtrauen Hilde angeblickt, aber ihr offenes Gesicht gefiel ihm, und die Gräfin hatte mit matter Stimme so lieb von ihrer Hilfe gesprochen, daß der Graf ihr die Hand entgegenstreckte:

„Sie sind also das Fräulein Hilde Fritsche, von dem meine Tochter mir erst neulich erzählte? Nun, seien Sie mir herzlich willkommen und vielen Dank für die freundliche Hilfe, die Sie der Gräfin angedeihen ließen.“

Das Abendessen wurde von den Grafen und den beiden Mädchen allein eingenommen, aber Jutta hatte fast keine Zeit, sich um die Freundin zu bekümmern. Sie war sehr besorgt um die Mutter und ließ alle Augenblicke in deren Zimmer, um nach ihr zu sehen.

„Weißt du, liebe Jutta, lege dir nur meinerwegen gar keinen Zwang auf. Bleib doch ruhig bei der Frau Gräfin, und wenn es der Herr Graf gestattet, leiste ich ihm ein wenig Gesellschaft, und nachher erlaubt dann vielleicht die Frau Gräfin, daß ich mich an ihr Bett setze und du gehst zu deinem Vater.“

„Jutta nitte der Freundin dankbar zu und ging hinüber. Sie machte sich bittere Vorwürfe, daß sie die Mutter allein hatte fahren lassen und ängstigte sich nun sehr, obgleich ja bisher die Anfälle stets von selbst wieder geschwunden waren. Aber sie ließ auch den Vater an solchen Stunden nur ungenen allein, denn sie wußte wohl, daß jede Krankheit der Mutter auf des Vaters Gemüt außerordentlich wirkte.“

Nun saßen Hilde und Graf Lalenburg einander gegenüber, und der Graf sah mit traurigen Blicken in die abendliche Landschaft hinaus. Da fand Hilde kluge, schlichte Worte, die ihm wohlthaten, und fessam nachdem sie so eine halbe Stunde bei einander geseßen und Hilde ihm den Tee gereicht und in ihrer bescheidenen Weise geplaudert hatte, da kam sie ihm garnicht mehr wie eine Fremde vor und er verstand, daß seine Tochter sich zu diesem einfachen Bürgermädchen mehr hingezogen fühlte, als zu den adligen Damen der Nachbarschaft.

Endlich sagte er in düsterem Ton:

„Mein liebes Fräulein, Sie können in Ihrer Jugend nicht fassen, was der Gedanke für mich bedeutet, meine Frau dort drin leiden zu wissen. Und es ist eine Krankheit, gegen die ich machtlos bin! Wenn ich sie verlieren würde — — —“

Der Graf stand am Fenster. Er hatte sein Gesicht abgewendet, aber Hilde war es, als ob er weine.

Sie stand auf und trat einen Schritt näher. Mit leiser, vor Erregung bebender Stimme sprach sie:

„Herr Graf, vielleicht sind Sie doch nicht so machtlos, wie Sie denken.“

Der Graf drehte sich langsam nach ihr um.

„Wie meinen Sie das?“

„Ich bin nur ein einfaches Mädchen, und ich selbst habe wenig Erfahrung, aber so viel weiß doch auch ich, daß Kummer ein Herz beugt und Freude der beste Arzt ist.“

Graf Lalenburg sah sie mit fragenden Blicken an, in seinen Augen bligte wieder ein Funken des Mißtrauens auf.

„Mein Fräulein, ich verstehe nicht — — —“

Sie aber trat dicht an ihn heran, alles Blut war aus ihren Wangen gewichen und ihr Herz pochte stürmisch. Sie schaute zu ihm auf mit einem vollen Blick ihrer großen, blauen, in diesem Augenblick tränensuchten Augen und sagte mit bittender Stimme:

„Herr Graf, um der Frau Gräfin willen! Wäre es nicht möglich, daß sie sich mit Ihrem Herrn Sohn versöhnten?“

Einen Augenblick stand der Graf starr.

„Mein Fräulein!“

Er hatte es in hartem Ton gesprochen, dann aber sah er wieder in das liebliche Gesichtchen, das so ängstlich zu ihm emporgerichtet war.
 „Kennen Sie meinen Sohn? Und woher wissen Sie?“

„Mein Bruder ist sein Assistent und ich war damals im Walde Zeuge, als Sie Ihrem Herrn Sohn gegenübertraten.“

„Und davon hat er Ihnen natürlich erzählt, und Sie spielen nun wohl ein abgetartetes Spiel. Daher auch die Besorgnis um meine Frau.“

Hilde stand ruhig da. Die erregten Worte des Grafen hatten ihr eine unwillkürliche Würde gegeben, die ihre junge Gestalt aufrichtete, und in erstem, traurigem Ton erwiderte sie:

„Herr Graf, es war vermessend von mir, Ihnen gegenüber so zu sprechen, aber ich denke, es gibt Ihnen keinen Grund, mich zu beleidigen.“

Ich schähe Ihren Herrn Sohn, aber er hat nie mit mir über seine Familienverhältnisse gesprochen. Ebensovienig zu meinem Bruder. Die Ahnungen, die mir damals im Walde aufstiegen, wurden lediglich durch einen Zufall, der mich heute einige Worte der Frau Gräfin hören ließ, zur Gewißheit. Sie gestatten, daß ich mich entferne.“

Der Graf trat ihr entgegen. Der Ton ihrer Stimme hatte ihn stuhig gemacht.

„Nicht so eilig, mein Kind, ich wollte Sie nicht beleidigen und glaube Ihnen. Sie sind noch jung, sonst würden Sie wissen, daß in einer Angelegenheit, wie sie zwischen meinem Sohn und mir liegt, kein dritter Mensch das Recht hat, sich einzubringen.“

„O gewiß, Herr Graf; Sie haben ja recht! Aber verzeihen Sie jemandem, der ein sehr glückliches Elternhaus besitzt, wie solches durch nichts auf der Welt zu ersetzen ist. Mir tut es weh, zu sehen, daß ein Mann, der es nach seinem Charakter ebenso verdient, dieses höchste Glück entbehren soll und daß ein Mutterherz darüber weint!“

„Ich habe meinen Sohn nicht aus dem Elternhause vertrieben, er hat sich freiwillig daraus verbannt!“

„Ja, Herr Graf, weil er sich nicht einer Überzeugung unterwerfen wollte, die er als falsch erkannt hatte. Sie haben Ihren Herrn Sohn wegen einer Lauterkeit des Charakters vertrieben. Derentwegen Sie ihn um so höher schätzen sollen!“

„Lieberes Fräulein,“ entgegnete Graf Lalenburg mit gerunzelter Stirn, „Sie nehmen sich etwas viel mir gegenüber auf Grund der Tatsache heraus, daß Sie eine Dame, und noch dazu erst eine halberwachsene Dame sind!“

„O, Herr Graf, wenn es nur das ist, dann lassen Sie bitte jede Zurückhaltung fallen! Nehmen Sie ruhig an, nicht ich stünde hier, sondern mein Bruder und fragte Sie, warum Sie seinen besten Freunde das Elternhaus verschließen?“

„Gut also, wenn Sie dann, nur als ein tapferer Mensch, mich wegen einer Ihrer Meinung nach begangenen Ungerechtheit zur Rede stellen, so will ich Ihnen als einem solchen ehelich Antwort geben! Es ist wahr, ich liebe den Beruf meines Sohnes nicht; aber ich muß zugeben, daß ich heute über denselben anders denke als früher, daß ich ihn achten gelernt habe, und daß ich stolz darauf bin, daß mein Sohn in ihm ein tüchtiger Kerl geworden ist, der unserem alten Geschlecht auf eine neue Weise Ehre macht!“

„Das freut mich, Herr Graf!“ strahlte ihn Hilde an, „dann steht ja Ihrer Versöhnung mit Ihrem Herrn Sohne nichts mehr im Wege!“

„Halt, nicht so eilig, liebes Kind! So weit sind wir denn wohl doch noch nicht! Wenn Ihnen Ihre Eltern etwas befehlen, würden Sie dann gehorchen?“

„Unbedingt, Herr Graf!“

„Das habe ich Ihnen gleich angesehen. Solch Gesichtchen lügt nicht! Wenn Sie aber nicht gehorchen würden, wäre es dann nicht gerecht, wenn sich Ihre Eltern von Ihnen lossagten, besonders, wenn Sie in einer Lebensfrage ungehorsam wären?“

„Halt, Herr Graf!“ lächelte Hilde schalkhaft, „ich glaube, Sie wollen mich fangen!“ Und nach kurzem Bedenken fuhr sie fort:

„Sie wollen mein Urteil darüber, ob Ihr Herr Sohn seinen Beruf mit Recht oder Unrecht gegen Ihren Willen gewählt hat? Er hat mit Recht gegen Ihren Willen gewählt, und das Unrecht ist ausschließlich auf Ihrer Seite!“

Der Graf machte eine unwillig abwehrende Bewegung, aber Hilde ließ sich nicht mehr abschrecken.

„Ich denke mir, der Beruf ist für den Mann wohl dasselbe, wie für die Frau die Ehe. Nun kann ich mir vorstellen, daß mich meine Eltern — sicher in der Absicht, mein Bestes zu wollen — zu einer Ehe mit einem Manne zwingen würden, mit dem ich das Gefühl hätte, totunglücklich werden zu müssen. Von dem von mir wirklich Geliebten aber würden meine Eltern nichts wissen wollen. Ist der Fall ähnlich, Herr Graf?“

„Er hat etwas davon, und ich bin von Ihnen überzeugt, daß Sie in jedem Falle dem Willen Ihrer Eltern gehorchen würden!“

Hilde schüttelte energisch das blonde Köpfchen.

„Es tut mir leid, Herr Graf, Ihre gute Meinung enttäuschen zu müssen! In dem Falle würde ich höchstwahrscheinlich durchbrennen!“

„Ja“, fuhr sie mit plötzlicher Lustigkeit fort, als der Graf sie ganz entgeistert anstarrte, „ganz richtiggehend durchbrennen und zwar mit dem von mir geliebten Manne! Denn, würde ich mir sagen, mit dem anderen, aus dem ich mir gar nichts mache, den ich womöglich verabscheue, würde ich auf alle Fälle unglücklich werden. Meine Eltern meinen es gewiß gut mit mir, aber sie sind nun mal andere Menschen als ich, und kennen mich doch nicht so gut, wie ich mich selber kenne. Wenn ich nachher unglücklich wäre, würden sie keine frohe Stunde mehr haben, weil sie es sind, die mein Unglück verschuldet haben. Folglich muß ich als gute Tochter handeln, ich muß meine Eltern vor den lebenslänglichen Vorwürfen bewahren und zugleich mein eigenes Glück retten, indem ich — klüger bin als sie! Ver-



Höhere Schüler im landwirtschaftlichen Hilfsdienst: Gemeinschaftliches Mittagessen.

Phot. Berl. Illustr.-Ges.



Ausmarsch der im landwirtschaftlichen Hilfsdienst tätigen Schüler zur Arbeit.

Phot. Berl. Illustr.-Ges.



Die im landwirtschaftlichen Hilfsdienst beschäftigten Schüler bei der Arbeit.

Phot. Berl. Illustr.-Ges.

zeigen Sie, Herr Graf, wenn ich das so ehrlich herausfage, aber wahr ist es!"

Hilde hatte immer lustiger gesprochen, ihre Augen blitzten, und ihr war, als würde ihr langsam ein Alp von der Brust genommen. Der Graf hörte ihr aufmerksam zu, und merkwürdig, auch seine Mienen erblickten sich mehr und mehr. Als sie geendet hatte und ihn siegesicher ansah, kam er liebenswürdig auf sie zu.

"Gestatten Sie mir, liebes Kind, daß ich Ihnen einen Kuß gebe?"

"Nein", fuhr er lächelnd fort, als Hilde zurückschrak, "nicht so, bloß auf die Stirn! Sie haben recht, Sie sind der weise Salomo, bloß viel jünger und hübscher, und ich bin ein alter Esel! Sie haben die Partie gewonnen, und nur eines möchte ich gern wissen: welchem Umstande verdankt eigentlich mein Sohn eine ebenso gewandte wie liebenswürdige Vert. idigerin?"

Hilde wurde blutrot und ihre Redheit wandelte sich in große Verlegenheit.

"Ihr Herr Sohn ist der beste Freund meines Bruders, Herr Graf, und darum uns allen teuer! Sie haben schon in Argentinien zusammen gearbeitet!"

"Ei, mein liebes Kind, lehren Sie einen alten Praktikus die Frauen kennen! Das ist für eine Frau noch lange kein genügender Grund, so für einen Mann einzutreten, wie Sie das eben für meinen Sohn getan haben!"

Hilde war dem Weinen nahe. Ihre ganze Redheit war mit einem Schlage dahin.

"Aber wenn ich Ihnen versichere, Herr Graf, daß ich für Ihren Herrn Sohn nur die Schwester seines Kollegen bin, und daß er mich als ein Kind betrachtet!"

"Wenn Sie es mir versichern, liebes Fräulein, dann will ich Ihnen gewiß glauben! Aber, bei Gott, mein Sohn tut bitter Unrecht daran, und ich werde denn doch die gute Meinung, die ich mir auf Ihre Schilderung hin von seiner Klugheit bereits gebildet hatte, ein wenig nachprüfen müssen. Ein Kind sind Sie freilich, aber das ist ein Vorzug, und daß Sie klüger sind als ich, das haben Sie mir ja eben sozusagen

mathematisch bewiesen! Na, auf jeden Fall dürfen Sie jetzt beruhigt sein: Ich werde meinen Sohn zwar nicht gleich reuig aufsuchen — das verträgt sich denn doch nicht mit meiner väterlichen Würde, aber wenn er zu mir kommt, das Haus wird ihm offen sein! Glauben Sie mir das?"

Und er hielt Hilde seine Hand hin.

"Ich glaube Ihnen, und danke Ihnen, Herr Graf!" sagte Hilde und schlug ein.

In diesem Augenblick trat Jutta ein. Erstaunt sah sie auf die Gruppe, aber ihr Herz war zu froh bewegt, um zu forschen.

"Papa, der Anfall ist Gott sei Dank vorüber und die Mutter verlangt nach dir."

Froh schaute der Graf auf.

"Dann will ich gleich hinüber. Und du unterhalte mir ja das kleine Fräulein hier gut und halte sie dir warm. Ich habe dir ja immer gesagt, die ist tausendmal mehr wert, als alle die langweiligen alten Jungfern aus der Nachbarschaft, mit denen du so gern verkehrst."

Jutta blidte ihm erstaunt nach. Es war ihr zwar weder bekannt, daß ihr Vater so etwas „immer gesagt" hatte, noch daß sie mit den Damen der Nachbarschaft „gern verkehrte", aber sie hatte nur Ursache, sich dieser Sinnesänderung zu freuen, und die Freundinnen hatten sich noch viel zu erzählen.

Graf Valenburg aber küßte in tiefer Rührung das bleiche Gesicht seines Weibes und erzählte ihr, die mit glücklichen Augen zuhörte, von seiner Unterredung.

"Weiß der Teufel, der tapfere, goldene kleine Kerl hat mich derart umgetrampelt, daß ich mir fast schon als Schuldner meines Sohnes voromme. Aber ihre Klugheit war es nicht allein. Sie hat so etwas Warmes im Tonfall gehabt, so ein unverkennbares Etwas, kurz, ich müßte ein schlechter Menschenkenner sein, wenn das Prachtmädel nicht unseren Jungen liebt."

Und die trante Gräfin lag regungslos in ihren Kissen, auf ihren Lippen aber schwebte ein leises, weiches Lächeln, und es war, als ob ein künftiges Glück einen verheißungsvollen Strahl über ihr Antlitz leuchten ließe.

(Fortsetzung folgt.)

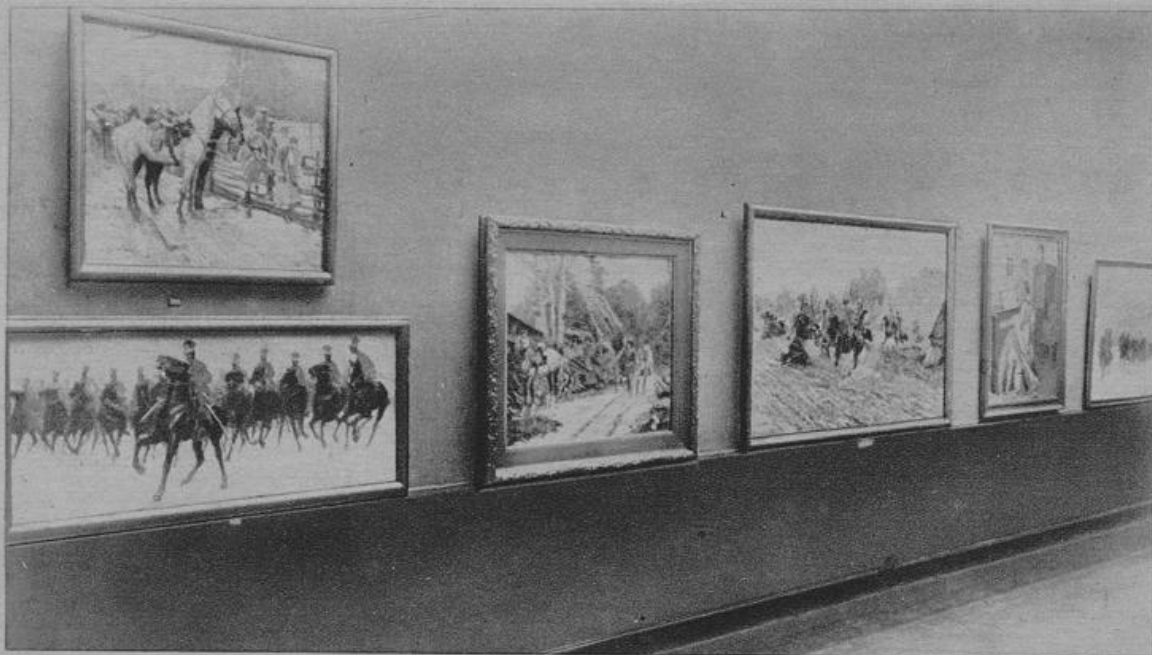


Bild in einen Saal der Ausstellung der polnischen Legionen in Warschau.

Phot. Verl. Müller & Co.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 20.

Düsseldorf, 19. Mai

1917.



Die fünf erfolgreichsten Flieger der Jagdstaffel des Rittmeisters Freiherrn von Richthofen.

Es schossen bisher feindliche Flugzeuge ab: Freiherr von Richthofen 52, Diefeldwebel Keffner, (inzwischen †) 12, Leutnant Schäfer 25, Leutnant Freiherr von Richthofen 14, Leutnant Wolff 29.

Arme Schönheit.

Roman von Otfried von Hanstein.

* Copyright 1916 by Carl Duncker, Berlin.

5. Fortsetzung.

9. Kapitel.

„Also ich hab's richtig deinem alten Herrn gegenüber nicht herausgebracht! Ich habe gedruckt und gedruckt — und als ich glücklich so weit war, daß ich Sturm blasen wollte, da — ja, hm — da kam wieder irgend'ne Störung dazwischen, ich weiß nicht mehr recht, was, und meine schönen Absichten wurden zu Wasser. Solche Angst hab' ich noch nie gehabt; wenn's nicht so blamabel für einen Offizier Seiner Majestät wäre, ich möchte mich am liebsten hinter die Weiberröde stecken und deine Mutter ins Feuer vorausschicken!“

Felbstein gestand es dem Freunde in dessen Büro, und seine Miene war so kläglich, daß Egon Friedrich hell aufschauen mußte.

„Ich sehe dich schon als alten Junggesellen, lieber Görg, wie du noch immer um die Kalenburg herumtschleichst und nach den Fenstern meiner Schwester hinaufschmachtest! Vorausgesetzt natürlich, daß meine Schwester inzwischen nicht die lange bewahrte Geduld verloren und ihr Herz anderweitig verpfändet hat!“

„Du hast recht, liebster Fritz!“ entgegnete der Husar totentst. „So wird's wohl kommen, weil ich ein gar so miserabler Feigling bin! Ich habe mal so einen alten Junggesellen von Rittmeister gehabt, der auch nicht zur richtigen Zeit den Mut gefunden hatte. Jeden Sonntag ging der alte Knabe in seiner Paradeuniform mit einem großen Blumenstrauß bewaffnet zu „ihr“, die inzwischen auch aus dem Schneider gekommen war. Es war sehr poetisch, so ein Stück militärischer Troggenburger, aber ich glaube halt, ihm muß das

* Dieser in englischer Fassung vorangeführte Vermerk ist unerschwinglich, um den unbefugten Nachdruck dieses Romans in den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu verhindern.
Die Redaktion.

Weinen dabei auch öfters näher gewesen sein als das Lachen! So wird mich Schiller auch vorausgeahnt haben!“

„Schäme dich, du erwachsenes Kind!“ sagte Egon halb ärgerlich. „Man müßte eigentlich an dein Regiment schreiben; vielleicht läßt es dich für unmündig erklären! Und noch dazu, wo du es so leicht hast! Ihr seid Euch einig, und ich müßte Vater garnicht kennen, wenn er nicht mit beiden Händen zugreifen würde! Ja, wenn alles so einfach wäre —!“

Und Friedrich seufzte tief auf.

„Aha!“ meinte der Husar und machte ein pffiffiges Gesicht.

„Pfeift bei dir auch derselbe Wind? Beichte mal! Wie steht's mit unserer schönen Bekanntschaft von neulich?“

„Wenn ich ehrlich sein soll, eigentlich garnicht, Görg! Wir waren einige Male zusammen, und ich habe pflichtschuldigst bereits bei ihren Eltern Besuch gemacht. Das sind sehr brave Leute, aber ein bißchen lebensunlustig, weil ihnen das Leben bisher auch nicht übertrieben leicht gemacht wurde. Nun sehen sie es ein wenig an wie der Fuchs die sauren Trauben. Und da mitten drin sitzt nun die „Schönheit“ als ein richtiges Dornröschen und hungert nach diesem Leben, sage ich dir, daß es für mich ein Rausch und eine Beängstigung zugleich ist. Das brennt und verzehrt sich wie ein prächtiges Feuerwerk. Weißt du, Görg es gibt so selten etwas ganz vollkommen Schönes, daß man, wo man es auch trifft, niederknien sollte und anbeten!“

„Das scheinst du ja reichlich zu tun!“ lachte der Husar. „Hast du denn Furcht vor einem Korb?“

„Das glaube ich nicht. Die Eltern würden froh sein, ihre Tochter



Stoßtrupp eines Landsturmabteiles auf einer Patrouille in den Kokitnojsümpfen.

gut zu verheiraten, und sie will ja um jeden Preis aus den kleinen Verhältnissen heraus. Sie tut mir ja so leid! Aber ich zweifle mitunter an meiner Kraft, für sie der richtige Mann zu sein."

"Nun, mir scheint die Frage, ob sie die richtige Frau für dich ist, mindestens ebenso wichtig!"

"Die Frau, die man liebt, ist immer die richtige!"

"Auch für immer?"

"Ich muß dir ehrlich sagen, Görg, daß ich noch nie so ein Gefühl der Bangigkeit gehabt habe. Ich komme ihr nicht recht nahe. Sie ist klug, aber ihrer Klugheit fehlt, glaube ich, das Herz. Und trotzdem möchte ich sie jedesmal, wenn ich mit ihr allein bin, an mich reißen!"

"Höre, Friß", sagte Felbstein vertraulich, "ob so eine Sphinxnatur auch das Richtige für dich ist? Du bist doch kein Kind mehr, und die Ehe darf kein Rätselraten für dich werden. Solltest du deine Wahl nicht nach anderen Gesichtspunkten treffen? Ich habe da neulich zufällig ein sehr hübsches kleines Mädel kennen gelernt, die Schwester eines Freundes von dir, Hilde Fritzsche heißt sie, glaube ich —"

Egon lachte. — "Aber Görg, das ist doch noch ein Kind!"

"Lieber Friß, in unseren modernen Zeiten ist man, wenn man ins siebenzehnte Jahr geht, durchaus kein Kind mehr!

Übrigens glaube ich, unsere Mütter waren auch nicht viel älter, als sie heirateten. Und die Kleine scheint mir gerade das zu haben, was du bei der Anderen vermißt hast: Herz!"

"Das hat sie," betätigte Friedrich warm.

"Gerade so wie ihr Bruder.

Es sind ein paar ganz prächtige Menschen und mir beide sehr wert!

Aber du glaubst doch nicht etwa, daß Fräulein Hilde etwas für mich übrig hat?"

"Es wollte mir doch so scheinen!" sagte der Husar vorsichtig. "Wenigstens

sprach sie über dich mit einer Anerkennung, wie ich sie sonst eigentlich nur von deiner Mutter und Schwester gewohnt bin."

"Daran erkenne ich ihr kleines gutes Herz! Du tätest ihr bitter Unrecht, wenn du diese Freundschaftsgefühle, welche sie mit ihrem Bruder für mich teilt, falsch auslegen würdest! Es ist reine Freundschaft. Ich bin für sie so eine Art verehrter Onkel, nichts weiter!"

"So, bist du das?" entgegnete Felbstein trocken. "Nun, es wäre nicht das erste Mal, daß sich diese Nichtengefühle bei einem jungen Mädchen mit der Zeit als etwas ganz anderes entpuppt hätten!"

"Lieber Görg," antwortete Friedrich energisch, "du wirst mich ernsthaft reizen, wenn du nicht aufhörst, hier der Freundschaft einer jungen Dame zu mir falsche Motive unterzulegen! Das hat sie wirklich nicht um mich verdient!"

"Also gut!" sagte der Zurechtgewiesene. "Dann bleibt mir bloß übrig, zu fragen, ob du in Bezug auf die Schönheit entschlossen bist?"

"Ja, das bin ich!" war die feste Antwort. "Es ist bloß noch die Form, über die ich mir nicht einig bin. Man darf so wichtige Dinge nicht gewaltsam herbei führen, sie müssen sich natürlich entwickeln."

"Hast du ihr deinen wahren Stand entdeckt?"

"Wie kannst du das nur denken, Görg! Ich werde natürlich um sie als Bürgerlicher! Das andere hebe ich mir bis kurz vor der Hochzeit auf. Es hat für mich nicht mehr einen solchen Wert wie für Euch, und ich will auch nicht, daß meine Frau es überschätzen soll!"

So oft Inge Salten ausging, begegnete sie Julius Reinhard, und das wiederholte sich mit so mathematischer Regelmäßigkeit, daß sie es kaum für einen Zufall halten konnte. Der kleine runde Mann mit dem energischen Amerikanergesicht stand stets vor irgend einem Laden, der ihn gewaltig zu interessieren schien, und grüßte respektvoll. Seit er Inge in einer Gesellschaft beim Bürgermeister kennen gelernt hatte, suchte er jede Gelegenheit, wieder in ihre Nähe zu kommen, ohne daß er bis jetzt damit Erfolg gehabt hätte.

Und eines Tages sprach er sie kurz entschlossen an und erkundigte sich, wie ihr damals die Gesellschaft bekommen sei. Inge dankte höflich und ging weiter, der kleine Mann blieb an ihrer Seite. Um irgend etwas zu sagen, fragte Inge:

"Ihre Fabrik schießt rüstig in die Höhe?"

"Nicht wahr?" erwiderte Reinhard erfreut, "ich hoffe, sie gleichzeitig mit dem Bahnhof einweihen zu können!"

"Die beiden Wahrzeichen der neuen Entwicklung der Stadt! Das wäre famos!"

"Hoffentlich drücke ich es durch! Genug schufsten tu ich ja! Und für wen? Daran darf ich alter Junggeselle garnicht denken!"

Er warf einen seitlichen Blick auf Inge, ob sie auf die Worte irgendwie geachtet, aber Inge war zu Hause angelangt und verabschiedete sich kühl.

Es wäre ihr auch garnicht in den Sinn gekommen, daß dieser ältliche und wenig einladende Herr, der so geringen Wert auf seine äußere Erscheinung legte, sich in Gedanken ernsthaft mit ihr beschäftigte.

Und trotzdem war es so. Seit jener Gesellschaft hatte sich bei Reinhard der Gedanke festgesetzt, daß hier eigentlich die Frau sei, die er schon seit langem suchte. Und mit der ihm eigentümlichen Energie betrieb er auch diese Angelegenheit genau wie seinen Fabrikbau. Alles, was er hörte, ermutigte ihn. Er hatte bald heraus, daß Saltens sehr achtbare, aber nicht vermögende Bürgerleute wären, und daß die schöne und etwas hochmütige Tochter auf eine entsprechende Mitgift nicht zu rechnen hätte.

Gut! Sehr gut! sagte sich Reinhard. Sie wird also eine Ver nunftsthe mit einem älteren wohlhabenden Manne schließen müssen, um ihrer Schönheit eine würdige Umgebung zu schaffen. Ich kann ihr alles bieten, was sie sich wünscht, und andererseits finde ich gerade in ihr die richtige Persönlichkeit, um das große Haus zu machen, das ich geschäftlich brauche. Wir werden uns da ohne viel große Worte leicht verstehen! Und er machte sich daran, Inges Leben auszuforschen.

Dabei konnte es ihm natürlich nicht entgehen, daß er in der Person des Oberingenieurs einen sehr ernsthaften Mitbewerber besaß. Reinhard hatte zu viel Selbstkritik, als daß er sich dieser Konkurrenz gewachsen gefühlt hätte, aber er besaß auch Vertrauen in sich genug, um den Kampf nicht ohne weiteres verloren zu geben. So fand ihn denn Inge von jetzt ab oft auf ihrem Wege, und als er erst einmal mit ihr ins Gespräch gekommen war, erneuerte er das mit so viel Hartnäckigkeit, wußte er mit so viel neuen Wendungen auf seine gute Existenz und die ihr mangelnde Hausfrau anzuspüren, daß schließlich auch Inge die Augen aufgingen. Aber der neue Verehrer belustigte sie nur als eine Art Mensch, die sie nie in ihrem Leben ernst



Aus der Aisne-Schlacht: BUFA. Reserven, auf den Befehl zum Vorgehen wartend.

genommen hatte, und sie versuchte, ihn durch Einsilbigkeit wieder abzuschütteln.

Das ließ sich nun Reinhard nicht gefallen, und eines Tages kam es zu einer unverblünten Aussprache.

„Ich lebe“, sagte Reinhard, durch eine Bemerkung getränkt, mit der sie ins Herz seines Lebens, auf die Papierwäsche gezielt hatte, „daß Ihnen die Gesellschaft eines alternden Mannes, der es ehrlich mit Ihnen meint, nicht so angenehm ist, wie die des Herrn Oberingenieurs.“

„Herr Reinhard!“ rief Inge, rot vor Zorn, „ich habe Sie wirklich nicht zum Richter über mein Tun und Lassen erwählt! Sie verfolgen mich mit einer Ausdauer, zu der ich Sie nicht ermutigt habe, und jetzt üben Sie auch noch Kritik an mir!“

„Weil ich es gut mit Ihnen meine, mein Fräulein! Vielleicht habe ich mich etwas schroff ausgedrückt, mein Leben hat mir bisher für gesellschaftliche Bildung keine Zeit gelassen. Dann verzeihen Sie mir! Meine Überzeugung ist, daß Sie und der Ingenieur nie ein Paar werden! Fahren Sie nicht wieder auf! Er ist ein kluger Mensch, ein tüchtiger Mensch, aber er ist für seine Jahre noch zu jung. Es wird nicht lange dauern, und Sie werden sich beide mißverstanden haben, weil er von Ihrer Natur etwas erwarten oder verlangen wird, das nicht in ihr liegt!“

Inge preßte die Zähne zusammen. Sie fühlte die Wahrheit, die in Reinhard's

Worten lag und sie tröhte ihm deswegen erst recht.

„Und was dann, Herr Reinhard?“ fragte sie spöttisch. „Sie widmen mir ein so schmeichelhaftes Interesse, daß ich annehme, Sie haben bereits einen Mann in petto, der besser für mich paßt!“

„Jawohl“, antwortete Reinhard einfach, „mich!“

Und als Inge nur eine abwehrende Handbewegung machte, fuhr er ruhig fort:

„Ich verlange nicht, daß Sie sich sofort auf meinen Antrag äußern! Habe ich so lange auf eine Frau gewartet, so werde ich auch ganz gut ein paar Wochen länger warten können! Aber weisen Sie mich nicht so einfach zurück! Ich biete Ihnen alles, was eine schöne Frau vom Leben verlangen kann, Geld, für das alle Genüsse käuflich sind, ein großes Haus, in dem Sie als Königin herrschen werden, die Erfüllung aller äußeren Wünsche, die Sie nur immer haben können! Und ich verlange dafür von Ihnen nichts, wenigstens nichts, das Sie nicht von

selber bieten, nämlich die wirkliche Repräsentation meines Hauses. Ich quäle Sie nicht mit Liebe, begnüge mich mit Ihrer Achtung. Und ich verbürge Ihnen das Glück, zu der ich Sie, wenn mich nicht alles trügt, gerade berufen sind!“

„Ich danke Ihnen, Herr Reinhard!“ sagte Inge kühl, „aber das Glück, das Sie mir bieten, erscheint mir nicht ganz so begehrenswert, als Sie annehmen! Ich weiß nicht, wie weit ich einen Mann zu lieben vermag, aber ich möchte doch keinen, der auf diese Liebe von vornherein verzichtet. Adieu.“

„Adieu, gnädiges Fräulein! Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich Ihre Antwort keineswegs als eine endgültige Abweisung betrachte! Vielleicht kommt für meine Werbung einmal ein gelegener Zeitpunkt!“

Egon erfuhr von dem neu aufgetauchten Nebenbuhler zuerst durch Felbstein.

Der war durch die Stadt gebummelt, wobei er die Beiden traf, und seinem erfahrenen Blick war der ergebene Ausdruck im Auge des kleinen Mannes nicht entgangen. Er beeilte sich, dem Freunde von seinem Verdachte Kenntnis zu geben. Aber dieser lachte ihm ins Gesicht:

„Da verdiente ich ja Prügel, Görg, wenn ich auf diese Mensch gewordene Papierwäsche gar eiferfüchtig sein sollte!“

Der Husar klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter.

„Weißt du, von Eisen und Holz verstehst du ja gräßlich viel, und

da habe ich auch allen Respekt vor dir und werde mich wohl hüten, mich mit dir einzulassen! Aber was Fleisch und Bein betrifft, da mußt du mich schon als den Kompetenteren nehmen. Und ich rate dir, fühle dich nicht zu sicher. Der olle Adam ist aus seiner Eva auch erst richtig klug geworden, als die Beiden aus dem Paradies mußten! Siehst du, wenn es sich um einen hübschen jungen Dachs handelte, da würde ich sagen, lache darüber! Damit spielen die Frauen wohl einmal, aber sie nehmen es nicht tragisch! Aber hier dreht es sich um einen Mann mit Moos, und das ist der Punkt, wo die meisten Frauen die Ohren spiken. Vergiß nicht, du bist in den Augen deiner Angebeteten ein Ingenieur, für den das Geld bis zu einem gewissen Grade noch Zukunftsmusik ist! Da hast du eine fürchtbare Konkurrenz bekommen!“

Ein unbestimmtes Gefühl in Egon gab dem Freunde recht, aber er lachte ärgerlich:

Dorf und Stadt in Rumänien.



Deutsche Soldaten vor Erdwohnungen in einem rumänischen Dorfe.



Aufziehen der deutschen Wache in Bukarest an einem hohen Festtage.

„Verbitz mir mit solchen grotesken Behauptungen nicht die Freude an meiner Liebe!“

„Na, ich an deiner Stelle würde es doch einmal mit dem anderen jungen Fräulein versuchen, wie heißt sie doch? Hilde, nicht?“

„Was du nur immer mit Fräulein Frifische willst!“

„Sie hat am Ende Geschmack genug und liebt dich! Siehst du, mein Laienstandpunkt ist nämlich der folgende: Das Glück des Mannes besteht darin, sich lieben zu lassen, das Glück der Frau darin, zu lieben! Wo das Umgekehrte der Fall ist, wie bei dir und deiner blonden Schönheit, da scheint mir nicht der richtige Segen dabei zu sein!“

Junge kam ganz erregt nach Hause und erzählte die Begegnung ihren Eltern halb wütend und halb lachend. Dabei fühlte sie sich aber doch ein wenig geschmeichelt durch die Bewunderung Reinhardts.

Sie hatte erwartet, daß die Ihrigen gleich ihr über diese Zumutung lachen würden, und war daher sehr erstaunt, als ihre Mitteilungen nur einem auffälligen Schweigen begegneten.

„Nun und —?“ fragte Frau Salten endlich, „was hast du dem Manne geantwortet?“

Eprudelnd vor Entrüstung gab



Ein Held von Arras: Generalleutnant von Hofacker wurde in Anerkennung seiner Truppenführung vor Arras mit dem Orden „Pour le Mérite“ ausgezeichnet.
Phot. Berl. Illust.-Gef.

Junge ihre Absage an Reinhard wieder.

„Ja, aber Kind, was hast du denn eigentlich? Wie konntest du das nur!“ rief Frau Salten in großer Erregung, „er ist doch ein notorisch reicher Mann!“

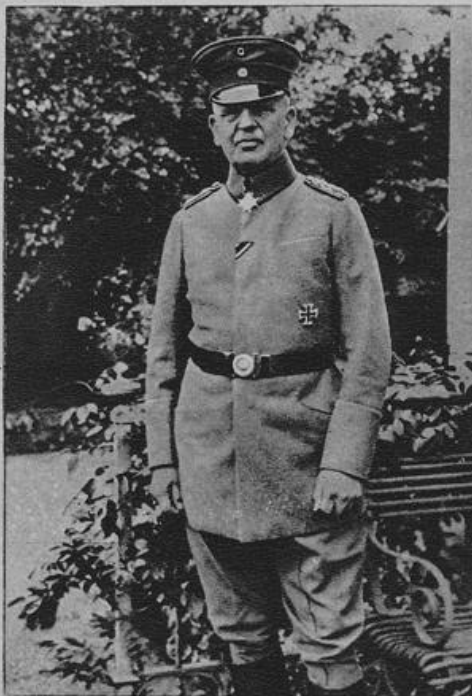
Junge blieb das Wort in der Kehle stecken. Sie blickte auf ihren Vater hin. Aber auch dort begegnete sie dem gleichen verständnislosen und sorgenvollen Ausdrücke. Und wieder wandelten ihre Blicke zwischen ihren Eltern hin und her, und mit einem Male trat riesengroß und lebendig wieder das Ungeheuer vor sie hin, das sie in den letzten Tagen ganz vergessen hatte, das wirkliche Leben. Was war sie denn? Die Tochter unbemittelter Leute, die froh sein mußte, wenn sie durch die Ehe eine gute Versorgung fand. Nicht die vornehme Dame ihrer Einbildung, deren Huld jeden Mann beglücken mußte, sondern das arme Bürgermädchen, das wenig zu beanspruchen hat. Und Egon Friedrich? Hatte er denn schon etwas geäußert? Hatte nicht Reinhard am Ende recht, und sie war ihm nur eine vorübergehende Episode?

Allem dem, was sie dachte, gab ihre Mutter jetzt scheltend Ausdruck. Die Sorgenfalten in ihrem Gesicht traten scharf hervor. Salten sagte, er selbst würde noch zu Herrn Reinhard gehen, vielleicht ließ sich die Ungezogenheit der Tochter noch gut machen.



General der Kavallerie von der Marwitz, der Führer einer Armee im Westen.

Aufgenommen in dem jetzt im feindlichen Feuer liegenden St. Quentin.
BUFA.



General der Infanterie von Böhm, Ritter des Ordens „Pour le Mérite“, zeichnete sich bei den Kämpfen im Westen aus.

Phot. Berl. Illust.-Gef.

Sequält bligte Jnge von einem zum andern.

„Laß mich noch ein paar Wochen!“ bat sie schließlich. „Vielleicht habe ich mir dann mein Leben so geformt, wie ich es wünsche. Und wenn das nichts ist, dann will ich Euch nicht mehr im Wege sein!“

10. Kapitel.

„Eins — zwei — los! Eins — zwei — los —!“

Eintönig zählt die Stimme des Oberaufsehers. Scharf laufen ihm die Arbeiter. Die Adern an den muskulösen Armen treten wie Stride hervor. Der elektrische Kran stöhnt. Den ganzen Tag ist er so tätig, die eisernen Bahnschwellen, welche für die schwachen Menschen viel zu schwer sind, emporzuheben und an die Plätze zu legen, welche ihnen angewiesen sind. Der ganze Wald ächzt, aus seiner Jahrhunderte alten Ruhe gerissen. Artschläge schallen, Bäume werden niedergelegt, welche den Weg behindern, den in Kürze das Dampftröck beschreiten soll. Kaum liegen sie am Boden, da fährt auch schon der elektrische Pflug knirschend über die Stelle, reißt zornig die Wurzeln aus und glättet den Boden. Und der Kran hebt wieder seinen dunkeln Riesenarm und senkt eine neue Eisenschiene herab, auf die sich sofort die Menschen stürzen, um sie festzunieten. Wenn der Lärm einen Augenblick schwieg, vernahm man aus weiter Ferne einen dumpfen Widerhall wie ein zu spät kommendes Echo.

Ingenieur Freische horchte hinüber.

„Drüben von der Hauptbahn arbeiten sie uns am Verbindungsstrange schon wader entgegen!“

„Ja“, antwortete Egon Friedrich, „in zwei Wochen werden wir uns treffen. Dann ist unsere Arbeit getan, und wir können weiter gehen, mein lieber Junge, und anderen Gegenden die Segnungen von Holz und Eisen bringen!“

„So mit dem Herzen habe ich noch nie gearbeitet, wie dieses Mal!“

„Ich glaub's. Keine Arbeit ist so schön wie die, welche man für seine Heimat tut. Aber es kann nichts ewig dauern. Das Zigeunertum gehört nun einmal zu unserem Beruf.“

„Schlimm für unsere zukünftigen Frauen, wenn sie uns immer nur während unserer Ferien zu Gesicht bekommen oder während eines flüchtigen Urlaubs!“

Egon nickte ernst.

„Ja, wir sollten eigentlich nie heiraten! Wir verlangen mehr, als wir bieten können.“

„Und doch, Fred, Hand aufs Herz, hast du nicht auch Sehnsucht nach der Stelle, wo man nach seiner Arbeit hingehört?“

„Du auch?“ fragte Egon überrascht.

„Na ja“, antwortete Freische verlegen. „Und unter uns, Fred, die Sache ist eigentlich schon seit Jahren abgemacht. Wenn ich nach diesem Bahnbau durch deine mir in Aussicht gestellte Fürsprache eine selbständige Arbeit bekomme, heirate ich Trude Pietsch und lasse mich hier dauernd nieder!“

„Du Glücklicher!“ sagte Egon warm. „Ich wollte, das Leben läge auch schon so klar vor mir! Ich wünsche dir von Herzen Glück.“

„Und du?“ fragte Freische verschämt. „Es schien mir doch —?“

„Wer kann das so genau sagen, Gustav? In meinem Alter ist man bedächtig gegenüber dem Glück. Ich bin nicht mehr jung genug, Bester, um noch so richtig daran glauben zu können.“

„Du nimmst alles so schwer, Fred!“

Egon nickte.

Beide schwiegen eine Weile. Man hörte nur das leise Stöhnen der Arbeiter und das tiefe, sonore Brummen der Maschinen.

„Ehe es so weit ist“, fing Egon wieder an, „haben wir noch den schwierigsten Teil der Aufgabe zu überwinden: den Tunnel dort durch den Berg gegenüber der Lalenburg. An ihm stößt unsere Arbeit und die unserer Kollegen zusammen, er ist die letzte Schwierigkeit auf unserer Strecke!“

Freische lachte.

„Der Sankt-Gott-hard unserer Alpen-durchquerung!“

„Na ja, im Kleinen! Seit gestern werden die ersten Stollen hineingelegt. Darin lassen wir dann die Dynamitpatronen zündfertig liegen, so

daß man im gegebenen Augenblick von unten aus bloß den Kontakt der elektrischen Zündung zu schließen braucht!“

„Ist das nicht gefährlich für die spazierenden Städte, Fred? Wie leicht kann jemand aus Versehen an die Patronen geraten!“

„Keine Sorge! Ich habe überall an den Wegen Warnungstafeln angebracht und Wachen aufgestellt. Die Herren Bürger müssen eben einmal auf ein paar Wochen auf einen schönen Aussichtspunkt verzichten. Um so größer ist nachher die Freude. Vorläufig ist es noch, als trenne dieser Berg die Stadt von der übrigen Welt. Der Donner, der die Erde herauschleudernden Patronen, ist für deine Heimatstadt gewissermaßen die Ouvertüre der Erschließung der Welt! Und uns bleibt dann noch die Aufgabe, der Naturarbeit mit der Kunst ebend nachzuhelfen. Dann können wir weiter gehen, denn der feierlichen



Fliegerei durch Südtirol, Karst und Dolomiten: Photopresse Kankowffy. Oesterreichisch-ungarisches Flugzeug über italienischem Gebiet.

Einweihung des Bahnhofes beizuwohnen und zum Mittelpunkt irgendwelcher Festreden zu werden, das liegt doch wohl weder dir noch mir!"

"So eilig haben Sie es also, uns zu verlassen?"

Beim Klange der Frauenstimme wandten sich die beiden Freunde überrascht um. Inge Salten stand im weißen Sommerkleide hinter ihnen und weidete sich lächelnd an ihrer Verlegenheit.

"Verzeihen die Herren, wenn ich ohne meinen Willen zum Zeugen Ihres Gesprächs geworden bin! Aber ich war einmal heraufgekommen, um mir Ihre Arbeit anzusehen. Man interessiert sich doch als Kind der Stadt dafür und versteht so außerordentlich wenig davon!"

Fritsche hatte sich schnell gefast.

"Guten Tag, Fräulein Salten! Ich bin überzeugt, daß mein Freund mit besonderem Vergnügen den Führer machen wird, denn zur Zeit genüge ich für die Beaufsichtigung der nächsten Arbeiten vollkommen!"

Mit einer höflichen Verbeugung zog er sich zurück. Er liebte Inge Salten ganz und gar nicht, und auf sein Herz machte ihre Schönheit nicht besonderen Eindruck. War doch für ihn schon Erude Vietich seit Jahren die unvergleichlich schönste aller Frauen! So betrachtete er Inge mit doppelt kritischen Blicken und hatte für ihr fähles, hochmütiges Wesen nicht viel übrig. Egon Friedrich blieb etwas verwirrt mit Inge allein zurück.

"Sie zürnen mir doch nicht, Herr Oberingenieur, daß ich Sie bei der Arbeit überrascht habe?" lächelte Inge.

Wenn sie nur nicht gehört hat, was ich mit Gustav sprach! schloß es ihm durch den Kopf, sie muß sich ja sonst eine ganz falsche Vorstellung von mir machen!

"Wie sollte ich!"

sagte er laut. „Es heißt, daß man einen Menschen am besten bei der Arbeit kennen lernt, und mir liegt daran, daß Sie, gerade Sie, Fräulein Salten, mich recht gut kennen lernen!"

"So, liegt Ihnen daran?" Sie sah ihn mit einem tiefen Blicke an. „Und dann sehnen Sie schon die Stunde herbei, welche Sie wieder von unserer Stadt hinweg einer neuen Pflicht entgegen führt?"

"So dürfen Sie es nicht auffassen!" antwortete er ziemlich kleinlaut. „Ich sehne mich nicht hinweg, im Gegenteil! Wir sprachen nur von der Notwendigkeit, die uns einmal weiterrufen wird, und von unserem Wunsche, dabei allen städtischen Festlichkeiten aus dem Wege zu geben. Es giebt für jemanden, der seine Arbeit liebt, nichts Weinlicheres, als irgendwie gefeiert zu werden, wenn man doch das

Gefühl hat, nichts außergewöhnliches getan zu haben, sondern nur seine Pflicht, für die man ausreichend bezahlt wird!"

"Ihre Bescheidenheit ehrt Sie!" Inge bohrte mit der Spitze ihres Sonnenschirmes im Boden und hielt den Blick gesenkt.

"Wenigstens für die Frau kann ich Ihnen das nicht zugeben! Ich denke es mir herrlich, wenn ich einmal öffentlicher Anerkennung meines Mannes beizuwohnen könnte! Es bildet einen Teil meines Ehrgeizes?"

"Sollte das nicht viel eher Eitelkeit sein?" Er erschrak, als ihm das so herausfuhr.

"Gut, nennen Sie es Eitelkeit!" Inge warf den Kopf zurück.

"Eine Frau, die nicht häßlich und nicht dumm ist, soll und muß eitel sein. Es gehört nun einmal zu ihr!"

"Ich beuge mich vor Ihrer Einsicht!" lachte Egon. „Sie haben wieder einmal dreifach recht! Ich lerne Ihre Lebensflugheit immer mehr bewundern!"

"Soll das ein Kompliment sein oder eine Kränkung?"

"Eine Wahrheit!"

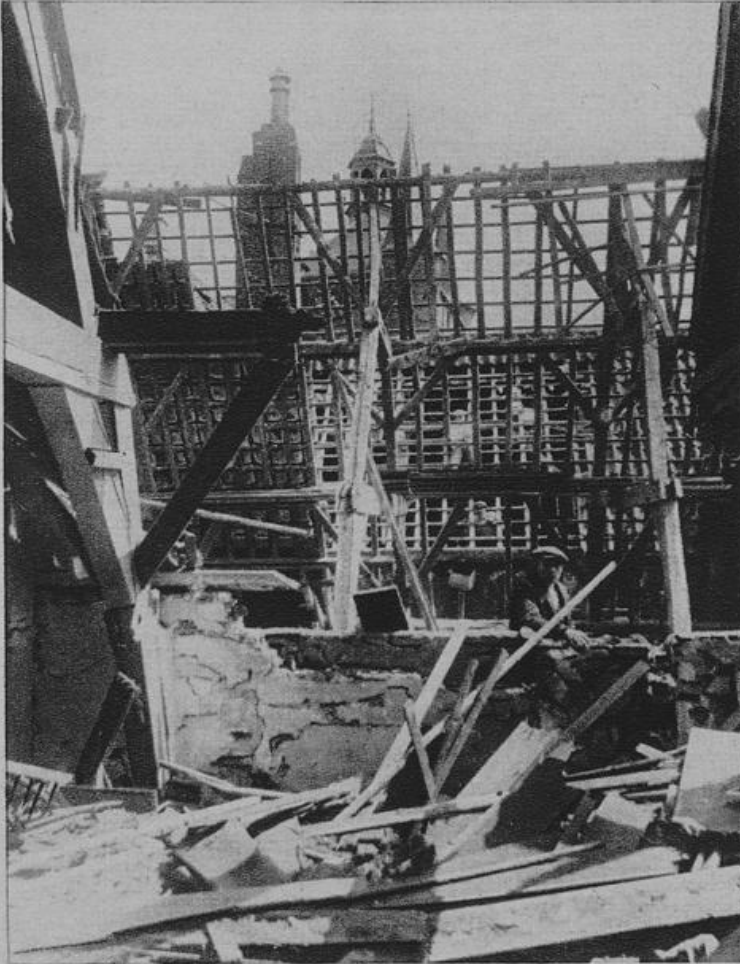
"Ich wollte, ich wäre dumm!" seufzte Inge, „das ist für eine Frau so gut wie ein lebenslange Versicherung auf Glück! Die Eltern sind selig, wenn sie zärtlich zu ihrer Tochter sagen können: Du dummes Kind! Und nie ist ein Mann glücklicher, als wenn er zu seiner Frau: Du Dummmchen! sagt. Ich bedaure nichts so sehr, als daß ich das Glück der Dummmheit nie kennen gelernt habe!"

Egon sah sie fragend an und sie fuhr lächelnd fort:

"Ja, sehen Sie, als ich noch ein Kind war, sagten schon meine Eltern immer zu mir: Sei klug! Halte die Augen offen! Und da ich ein gehorames Kind war, beging ich in der

Tat die Dummmheit, so klug zu sein. Die Maultwurfslöcher bei uns im Garten, unser altes Dienstmädchen hatte mir gesagt, daß die der Zugang der Heintelmännchen zur Oberwelt wären. Aber meine Mutter lachte mich aus und belehrte mich, daß es überhaupt keine Heintelmännchen gäbe. Ich habe damals die ganze Nacht darüber geweint, aber von nun ab wußte ich es, und kam mir grausam klug gegenüber den anderen Kindern vor, die noch immer an die Heintelmännchen glaubten. Wenn ich ehrlich sein soll, die anderen Kinder sind ganz gewiß glücklicher gewesen als ich."

"Liebes Fräulein Salten!" rief Egon und ließ sich von seinem Mitgefühl für die trauernde Schönheit wieder fortreißen. „Wie gern würde ich gerade Ihnen den Glauben an die Heintelmännchen wieder schenken!"



Englischer Bombenwurf auf den holländischen Ort Hierikzee. Ein vollständig zerstörtes Haus.

Eine ganze Familie wurde in Stücke gerissen, gewaltiger Sachschaden entstand.

Phot. A. Groß.

„Versuchen Sie es!“ Inge schüttelte den Kopf. „Meines königlichen Dantes dürfen Sie sicher sein! Aber ich büege nicht für den Erfolg! Was in der Kindheit Erziehung war, ist jetzt bei mir längst Natur geworden.“

„Aber Sie müssen doch“ rief er außer sich „irgendwelche Hoffnungen, irgendwelche Erwartungen an das Leben knüpfen!“

„Ich kann mich eigentlich nicht erinnern, daß ich das jemals getan hätte. Darum sehne ich mich auch aus der Heimat hinaus, was Sie so verurteilen. Der Abwechslung wegen. Ich denke mir, Abwechslung, das wird es sein, was die Menschen so gemeinhin Glück nennen. Anders kann ich es mir nicht gut vorstellen.“

Sie stand lässig da und sagte alle diese ungeheuerlichen Dinge so ruhig, als spräche sie damit die selbstverständlichsten Sachen der Welt aus. In ihren goldblonden Härchen spielte der Wind und trieb sie neckisch in die Schläfen. Sie hatte die langen goldenen Wimpern wie Vorhänge über die blauen Augen gesenkt und blickte ruhig und nachdenklich zu Boden. Dem, von ihrer Schönheit verzückten Manne erschien sie wie die Verkörperung des Märchens, aber wie ein fremdes Märchen von sonderbarem Reize, das er noch nie gehört hatte. Die trostlose Eigenheit ihrer Rede machte ihre Schönheit seltsam herb wie die eines Marmorbildes aus altgriechischer Zeit. Der Mann mußte sich gewaltsam beherrschen. Hingerrissenheit und Mitgefühl einten sich in seiner Seele zu einem unwiderstehlichen Gefühl, das stürmisch alle Schranken niederzureißen drohte.

Inge bemerkte davon nichts. Sie hing ihren Gedanken nach und hob den Kopf.

„Fräulein Inge!“ —

Er nannte sie zum ersten Male beim Vornamen, und er sprach diesen Vornamen mit einer solchen Innigkeit aus, daß Inge überrascht den Kopf hob. Aber sie sentte ihn sofort wieder, denn das

seltsame Leuchten seiner Augen verwirrte sie wider Willen. Obgleich die Erwartung dieses Augenblicks in den vergangenen Wochen den Bestandteil so mancher Berechnungen von ihr gebildet hatte, empfand sie doch etwas wie Furcht, nun es so weit war.

„Fräulein Inge, lassen Sie mich ehrlich zu Ihnen sprechen, wie ich als Freund zum Freunde reden würde!“

„Bitte!“ — sagte sie und sah ihn voll an.

„Sie haben mir von sich mit einer Offenheit erzählt, die mich dankbar entzückt hat, gestatten Sie mir, Ihnen daher auch ein bißchen von mir zu reden! Meine Kindheit verlief der Ihrigen durchaus unähnlich, das, was man Ihnen versagte, ist mir in vollster Fülle gewährt worden. Meine Jugend war voll vom Glauben an die Heinesmännchen! Und gerade darum bin ich, sobald ich selbständig denken konnte, hinausgezogen, um das wirkliche Leben aufzusuchen. Es geschah nicht nach dem

Willen meiner Eltern, und ich habe mit meiner Handlungsweise manche aufopfernde Liebe enttäuscht, die ich mir jetzt erst wieder schwer zurückerobern muß. Ich habe es nie bedauert. Jeder Mensch muß sich sein Leben nach seiner eigenen Natur formen. Könnten Sie nicht den Mut finden, das auch zu tun?“

„Ja, wenn ich so genau wüßte, welches meine eigene Natur ist?“

„Aber wenn man Ihnen dabei hülfte, Fräulein Inge?“

Inges Herz schlug, aber sie ließ es nicht merken.

„Wer sollte mir wohl dabei helfen?“

„Ich, Fräulein Inge!“

Und als sie nichts erwiderte, sondern wortlos weiter zu Boden blickte, fuhr er fort:

„Ich habe zehn Jahre der härtesten Arbeit hinter mir. Jetzt möchte ich mit mein Leben erst begründen. Brauche ich Ihnen erst zu sagen, welchen Eindruck Sie bei unserer ersten Begegnung bereits auf mich machten und wie sich dieser Eindruck seitdem ich das Glück Ihrer näheren Bekanntschaft genieße, stetig verstärkt und vertieft hat? Gewiß, es war zuerst zweifellos Ihre außerordentliche Schönheit, die mich zu Ihnen hinzog. Aber wahrhaftig ernst ist mein Gefühl für Sie doch erst geworden, seitdem ich auch einen Einblick in Ihre Natur gewonnen und einen eigenartigen Menschen in Ihnen schätzen gelernt habe. Ich weiß nicht, ob ich die Kraft besitze, das an Ihnen wieder gut zu machen, was Ihre Jugend an Ihnen versäumt hat. Aber den ehrlichen Willen besitze ich, daran dürfen Sie nicht zweifeln. Könnten Sie mich nun lieben, wie ich Sie liebe, Fräulein Inge?“

Inge war bestürzt. Ein Strom warmer Sympathie ging von dem Frager auf sie über und bewegte sie mehr, als es sonst ihrer Natur gemäß war. Sie hätte dem Manne,

der so leidenschaftlich zu ihr sprach, um keinen Preis der Welt eine Unehrlichkeit gesagt.

„Ich will nicht, wie das wohl manchmal in solchen Fällen üblich ist, die Überraschte spielen und so tun, als ob ich Ihre Neigung zu mir nicht bemerkt hätte. Ich habe sie natürlich bemerkt, und ich habe sie gern bemerkt. Wer im Käfig sitzt, der freut sich, wenn sich jemand zeigt, der ihm den Käfig öffnen will. So habe ich Ihre Annäherung an mich betrachtet. Hätten Sie mich vor wenigen Wochen wie heute gefragt, ich hätte Ihnen wohl einfach mit „Ja“ geantwortet. Aber ich habe seitdem über manches nachgedacht und ich habe Sie schätzen gelernt. Darum sage ich Ihnen das alles heute so aufrichtig. Ich achte Sie, und Sie sind der einzige Mann, von denen die ich bisher kennen lernte, der mich mehr als gewöhnlich interessiert!“

(Fortsetzung folgt.)



August Thyssen, -Mülheim (Ruhr), beging seinen 77. Geburtstag.

Mit verhältnismäßig geringen Mitteln begann Thyssen seine industrielle Tätigkeit im Jahre 1868. Dem kleinen Walzwerke das er gründete, schlossen sich zahlreiche Betriebe der Eisenindustrie, Schiffahrts-Unternehmungen, Steinkohlen- und Erzgruben an, und heute gehören die Unternehmungen des Thyssenschen Konzerns zu den umfangreichsten Europas. Geschäftliche Gewandtheit, scharfer Blick und rastlose Tätigkeit machten den energischen Mann zu einem Führer in der Großindustrie.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 21.

Düsseldorf, 26. Mai

1917.



Zu Pfingsten auf dem Lande.

Phot. Conrad Hensch.

Arme Schönheit.

Roman von Otfried von Hanstein.

* Copyright 1916 by Carl Duncker, Berlin.

6. Fortsetzung.

Egon machte eine freudige Bewegung, aber Inge ließ sich nicht stören.

„Wenn Sie mich fragen, ob ich Sie genau so liebe wie Sie mich, kann ich Ihnen nicht antworten. Ich weiß nicht, was Liebe ist. Ich habe noch nie in meinem Leben so etwas wie eine Leidenschaft empfunden. Ich achte Sie. Ich möchte meine Zukunft in keines anderen Mannes Händen so gern wissen als in den Ihrigen. Aber ob das Liebe ist, vermag ich nicht zu sagen, schon darum nicht, damit Sie mir nicht später den Vorwurf der Enttäuschung machen können.“

Egon sann nach. Was ihm Inge sagte, war vielleicht nicht ganz das, was er erwartete, es paßte schlecht zu der himmelstürmenden Stimmung seines Gemüts. Und doch beseligte ihn die große Offenheit ihrer Natur, die ohne Faltsch war selbst in einem Augenblick, den sie vielleicht herbeigesehnt hatte. So rief er denn:

„Was Sie sagen, Fräulein Inge, macht mich so glücklich, als ich es nur immer erwarten kann. Ich glaube, das, was Sie mir so freiwillig von selbst einräumen, ist der Weg, welcher zu der tiefsten Form aller menschlichen Zuneigung führt. Ich bin zufrieden damit, es macht mich glücklich. Und in diesem Gefühl frage ich Sie noch einmal: Würden Sie mir ihr Leben anvertrauen?“

„Ja!“ sagte Inge, ohne ihn anzusehen.

„Inge —!“

Und er beugte sich zu ihr herab.

Sie hielt ihm ohne viel Worte ihren jugendfrischen Mund entgegen. Er küßte ihn lange und leidenschaftlich. Inge erstaunte im tiefsten Herzensgrunde, daß sie so gar nichts dabei empfand. Nur eine tiefe Befriedigung war in ihr, daß nun ihr Leben, welches so lange eine unsichere Bahn beschrieben hatte, in einem Hafen angelangt war, wo es sich sicher und verlässlich ruhete. Und in diesem Gefühl der Dankbarkeit und Geborgenheit erwiderte sie den Kuß.

Er brachte sie dann noch nach Hause, und sie verabredeten, daß er in den nächsten Tagen bei ihren Eltern Besuch machen solle, um das Weitere mit ihnen zu besprechen. Dann verließ er sie.

Er irrte noch lange wie im Rausche durch die Straßen der Stadt so daß ihm die ihm begegnenden Leute verwundert nachsahen. Er war ja so glücklich! Am liebsten hätte er jeden Begegnenden angehalten und zum Zeugen seiner Seligkeit gemacht. Und in all dieser Trunkenheit schwieg nicht jenes leise Angstgefühl von Inges Fremdheit ihm gegenüber, das er auch in den vertrautesten Augenblicken des heutigen Tages nie ganz hatte verlieren können.

„Ich habe mich soeben mit Herrn Ingenieur Friedrich verlobt!“ antwortete Inge auf die Fragen ihrer Eltern nach dem Grunde ihres Ausbleibens.

„Ist es auch wahr, Kind?“

Die Mutter strahlte.

„Ja, er machte mir seinen Antrag, und ich habe ihn angenommen!“

„Und wann wird er zu uns kommen?“

„In den nächsten Tagen, Mutter!“

„Nun, mein liebes Herz!“ sagte Frau Salten, „Gott erfülle dir so alle deine Wünsche, wie du meinem Mutterherzen mit deiner Mitteilung die erste große Freude in deinem Leben bereitest! Ich dachte mir doch gleich, als du den Antrag des Herrn Reinhard ablehnst, daß du dazu wohl deine triftigen Gründe habest!“

Auch Herr Salten gab seine Zustimmung zu erkennen.

Inge ließ stolz die Beglückwünschungen ihrer Eltern über sich ergehen. Und doch wurde sie ein Gefühl der Bekommenheit nicht los, das sie vergebens zu unterdrücken bemüht war.

* Dieser in englischer Fassung vorgeschriebene Vermerk ist unerlässlich, um den unbefangten Nachdruck unseres Romans in den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu verhindern. Die Redaktion.

„Vater“, sagte sie schließlich, „du hast mich immer gelehrt, ich solle das Leben so ansehen, wie es ist, und dann darin als ein anständiger Mensch handeln. Ich habe das Gefühl, als ob ich heute nicht so gehandelt habe!“

„Aber was hast du denn mit einem Male, Kind?“

„Er liebt mich so! So hat in meinem ganzen Leben kein Mensch zu mir gesprochen. Und was bietet ich ihm eigentlich dafür? Doch gar nichts!“

„Kind!“ entgegnete Frau Salten vorwurfsvoll. „Bist du nicht ein Schönheit? Die Liebe findet sich schon, wenn man verheiratet ist!“

11. Kapitel.

Im Bürgerkasino sollte ein Festmahl mit Ball stattfinden. Die Stadt hatte alle Ursache, sich zu freuen. Es galt, die Grundsteinlegung des Bahnhofes und zugleich die der Fabrik Reinhardts zu feiern, zwei Marksteine in der städtischen Entwicklung, wie sich der Festredner ausgedrückt hatte.

Egon Friedrich verspürte wenig Reizung, das „Lammerhüpfen“, wie er sagte, mitzumachen, und es bedurfte der ganzen Aberredungskunst seines Freundes Frischke, um ihn umzustimmen.

Aber am Abend des großen Tages warf sich der Herr Ingenieur Egon Friedrich doch in seinen Frack. Nicht ohne Selbstzufriedenheit musterte er sich in dem hohen Spiegel seines Hotelzimmers. Das schwarze Galatheid stand ihm besser, als er geglaubt hatte. Es verlieh seiner ersten Erscheinung ein gewisse ehrbare Würde und ließ seine kräftige aber schlanke Erscheinung vorteilhaft hervortreten.

Im Ballsaal richteten sich die Blicke der bereits seit längerer Zeit Versammelten, gespannt auf den Eintretenden. Er nahm diese Last, als eine halb offiziöse Erscheinung aufzutreten, seufzend mit in den Saal und hielt sofort nach allen Seiten Ausschau, ob er nicht Inge gewahren könne.

Da tanzte sie an ihm vorüber, ohne ihn zu bemerken. Sie war dicht in den Arm des jungen Apothekenprovisors geschmiegt und hielt ihre Augen in Hingabe an den Walzerhythmus halb geschlossen. Ihr weißes Seidenkleid streifte Egon, und die leichte Berührung durchdrückte seine Nerven wie eine elektrische Entladung.

Am liebsten wäre er ihr nachgeeilt und hätte sie dem dummen, gleichgültigen Laffen aus dem Arm gerissen. War es denn wirklich nötig, daß sie sich so hingebend an diesen langaufgeschossenen törichtigen Bengel lehnte? Kaum war Egon in den Ballsaal getreten und schon ärgerte er sich.

„Guten Tag, Herr Oberingenieur! Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie unser Fest beehren!“

Bürgermeister Pietsch kam mit ausgestreckten Händen auf ihn zu. Egon setzte sein strahlendstes Gesicht auf. Es schwebte ihm auf der Zunge, seinem lebhaften Wunsche, sich schon wieder entfernen zu können, Ausdrück zu geben, aber er unterdrückte es mit Heldenmut.

„Ich darf doch sicherlich nicht bei einem Fest fehlen, das gewissermaßen meiner Arbeit zu Ehren gegeben wird, Herr Bürgermeister!“

„Das ist auch recht! Ich begrüße Sie im Namen unserer Stadt! Hoffentlich schwingen Sie das Tanzbein ebenso tüchtig, wie Sie den Bahnbau gefördert haben!“

„Sehr schmeichelhaft, Herr Bürgermeister! Aber mit dem Tanzen wird es wohl nicht mehr viel sein! Als Tänzer habe ich bereits abgedankt!“

„Warum nicht gar! In Ihren Jahren!“

Egon blickte unruhig umher. Tanzte Inge denn noch immer? Richtig, da lag sie schon wieder im Arme eines anderen Menschen! Wie im Traume hörte er die Worte des Bürgermeisters:

„Gestatten Sie, daß ich Sie meiner Familie vorstelle, Herr Oberingenieur?“

„Wenn Sie so liebenswürdig sein wollen —?“

Langsam folgte er dem Bürgermeister, wurde einer wohlbeleibten Dame vorgestellt, drückte Hilde und Gustav Friische die Hand, der ihn mit einem malitösen Lächeln ins Auge blickte, für das ihn Egon hätte erdolchen können, und hatte sich mit einem Male vor Trude Piefisch verbeugt, mit der er sich inmitten des Walzers wiederfand.

„Es geht ja noch ganz gut!“ sagte er sich, aufatmend. „Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei.“

Seine Tänzerin versuchte vergebens, ihn in irgend ein Gespräch zu ziehen. Er antwortete nur einsilbig. Eben tanzte Inge an ihm vorüber. Sie hatte ihn bemerkt und nickte fröhlich-lachend mit dem Kopfe. Die Welt war doch schöner, als man nach den trüben Erfahrungen der letzten halben Stunde hätte annehmen sollen! Sahte sich Inge jetzt nicht zu ihren Eltern?

Ja, gewiß! Egon machte mit seiner Tänzerin vor dem Eingange ihrer Eltern Halt, verbeugte sich steif und stürzte dann, ohne weitere Erklärungen abzuwarten, davon, indem er sich mit kräftigen Armen den Weg durch die Tanzenden bahnte.

„Es ist schön von Ihnen, Herr Oberingenieur, daß Sie hier sind!“ begrüßte Frau Salten ihren präsumtiven Schwiegersohn.

Herr Salten steckte ein verbindliches Lächeln auf.

Inge sagte gar nichts. Sie strahlte nur Friedrich mit einem Blicke an, daß er sich beinahe vollkommen versöhnt fühlte.

Es tanzte sich doch ganz anders mit ihr Walzer als mit Fräulein Piefisch. Inge walzte mit voller Hingabe, mit der Leidenschaft, welche die geborene Tänzerin auszeichnet. Sie hatte sich dicht an ihn geschmiegt, so daß der Duft ihres vollen Haares ihn berauschte, und sah ihn von unten an mit einem so süßen Blicke, daß er sich wehrlos fühlte. Aber hatte sie nicht den Laffen vorhin genau so angesehen? Salt dieser Blick nicht nur dem Tanze und nicht der Person des Tänzers? Und wie es ihn durchlief, mochte da dieselben Gefühle nicht auch jeder andere Mann haben, der sie gerade zum Tanze aufgefordert hatte?

Inge bemerkte nichts von seinen Gedanken. Sie dachte nur an den Tanz.

„Aber du tanzt ja recht gut! Was hast du mir unnötige Angst gemacht?“

„Inge! Süße Inge!“ stammelte er verwirrt. „Laß uns ein bißchen Plaz nehmen!“

„Schon?“ fragte sie enttäuscht. Er führte sie zu einem Stuhle abseits. Sie nahm Plaz, und er stellte sich hinter sie. Ungeduldig fast sah sie in den Saal hinaus, nach den anderen Tanzenden. Egon bemerkte diesen Blick.

„Bist du überzeugt, daß ich dich liebe, Inge?“ fragte er verlegen. Inge lachte.

„Was ist das für eine komische Frage!“

Ihr Blick ging über ihn fort in den Saal, wo eben ein Rheinländer begann.

„Wollen wir wieder?“ fragte sie ihn.

„Und würdest du mir zu Gefallen ein kleines Opfer bringen?“ fuhr er fort, ohne auf ihre Gegenfrage zu antworten.

„Mein Gott, was hast du denn?“ sagte nun auch sie ganz bestürzt und sah sich nach ihm um.

„Siehst du, Inge!“ flüsterte er mit leidenschaftlicher Stimme.

„Ich habe dich so lieb, daß ich es nicht vertragen kann, dich in den Armen eines anderen Mannes zu sehen, sei es auch selbst nur im Tanze! Als dich der da —“ er wies auf den Provisor — „vorhin im Arme hielt, als hätte er ein Recht dazu, da hätte ich ihn am liebsten vor allen Menschen georfeigt. Inge, wenn du mich wirklich achtest, so tue mit die Liebe und tanze heute mit keinem Menschen mehr!“

„Du bist zu komisch!“ Inge lachte, aber in ihrem Lachen lag eine gewisse Schärfe. „Was gehen mich alle diese Menschen an? Sie sind doch für mich Tänzer, nichts weiter! Wenn ich es anders auffaßte, da hätte ich doch schon früher manche Gelegenheit dazu gehabt! Sei nicht töricht!“

Eine feine Falte grub sich in ihre weiße Stirn.

„Gängt er schon jetzt an?“ dachte sie.



Pfingstmorgen im Klostersgarten.
Gemälde von Georg Macco. (Erstveröffentlichung).

„Ich weiß, daß es töricht ist, Inge!“ flehte er wieder. „Aber — Lieb — Männer sind nun einmal nicht anders! Also tue mir den einzigen Gefallen und erfülle heute meinen Wunsch!“

„Das darf nicht sein!“ durchfuhr es Inge. „Gehbe ich heute seinem törichten Verlangen nach, so bin ich für alle Zeiten die Schwächere.“

Laut entgegnete sie:

„Nein, Egon, das tue ich nicht! Wenn es sich um etwas wirklich für dich Wichtiges handeln würde, dann wäre es etwas anderes. Aber

so! Wie oft habe ich im Leben denn ein Vergnügen? Ich gebe alle Jahre zu vier, fünf Bällen. Und ich tanze doch so leidenschaftlich gern! Da darfst du mir meine wenige Freude nicht durch eine so falsche und unberechtigte Eifersucht vergällen! Nicht wahr, das siehst du ein?“

Er sah sie nur an.

„Du wirst also wirklich meine kleine Bitte nicht erfüllen?“

Inges Fuß trat ungeduldig auf den Boden.

„Nein!“

Sie blickte fest und hart vor sich hin.

„Ich will nicht der Tyrannei meiner Eltern enttrinnen, um dafür unter die meines Mannes zu geraten!“

Während er erblaßte, trat ein junger Mann auf sie zu.

„Darf ich mir erlauben, gnädiges Fräulein!“

„Inge — —!“

„Bitte!“

Sie verneigte sich und legte dann ihren Arm ruhig in den des jungen Mannes, der mit ihr in die Reihe trat. Egon sah ihnen nach. Allerlei schwere Gedanken bewegten ihn. So klein und unscheinbar der Vorfall war, er erhellte ihm

blitzschnell die Zukunft und zeigte ihm manches, was er bisher im Rausche nicht gesehen hatte. War es am Ende nicht so beneidenswert, der Mann einer schönen Frau zu sein und zusehen zu müssen, wie ihr die anderen Männer den Hof machten? Womöglich noch liebenswürdig dazu lächeln? Wer ist der Herr dort am Büfett? Kennst du ihn nicht? Das ist doch der Mann der schönen Frau Inge! Ein sehr liebenswürdiger Herr! —

In dem großen Tanzsaal waren mächtige Tafeln aufgeschlagen worden, die mit Blumen schön geschmückt waren. Der Bürgermeister hatte Egon besonders ehren wollen, indem er ihm den Platz neben seiner Tochter anwies.

Egon sah verflohen die Tafel hinunter. Wenige Schritte von ihm entfernt saß Inge neben dem Provisor. Sie lachte und scherzte mit ihrem Nachbar, als ob überhaupt kein Egon Friedrich auf der Welt wäre. Da sah sie auch ihn der Trost, und er entfaltete seiner Nachbarin gegenüber eine Gabe der Gesprächigkeit, die Trude verblüffte. Hatte sie doch erst noch vor einer halben Stunde wütend zu Hilbe gesagt: „Dein Schwarm ist ein Kloß!“ Nun entwickelte der Kloß mit einem Male gefällige Talente, die sie gerade bei ihm nicht vermutet hätte. Er goß ihr Wein ein,

er sorgte für ihr leibliches Wohl, und er wußte so interessant über die Geselligkeit in Amerika zu plaudern, daß Trude den Geschmack Hildes allmählich zu begreifen anfang.

Der Bürgermeister schlug an sein Glas. Alles horchte auf. Pletsch gedachte in langer und wohlgeheurer Rede der Veranlassung, welcher man das heutige Fest verdankte. Zum Schluß leerte er sein Glas auf das Wohl der Herren Friedrich und Reinhard!

Braufende Hochrufe erhoben sich, und von allen Seiten kamen die Festteilnehmer, um mit Egon anzustoßen.

Dieser war aufrichtig gerührt, als er in die vielen begeisterten Gesichter sah, die sich um ihn drängten. Dann schlug auch er an sein Glas und sprach, was das Herz ihm eingab, mit freier, natürlicher Wärme. Er habe, führte er aus, zehn Jahre draußen in Argentinien gelebt, oft genug mit größeren und scheinbar gewaltigeren Aufgaben beschäftigt, als es der hiesige Bahnbau sei. Warum habe er doch

dabei niemals die tiefe glückliche Befriedigung gefühlt, welche ihm die nunmehr in Kürze beendigte Arbeit gewährte und gewähre? Weil bei allen diesen großen Aufgaben das Beste fehle, das, was einer Arbeit erst den ganzen vollen Wert verleihe, das Vaterland! Erst seitdem er wieder deutsche Luft atme, sei er aufs neue ein ganzer und glücklicher Mensch. Er leere sein Glas auf das große unüberwindliche Vaterland und auf diese echt deutsche Stadt!

Da seine Rede von Herzen kam, drang sie auch zu den Herzen der Zuhörer und es erhob sich großer Jubel. Wieder drängte alles zu ihm. Er fühlte den warmen Händedruck Hildes und seines Freundes. Trude



Der chinesische Gesandte Dr. W. W. Yen vor seiner Abreise aus Berlin.

Phot. A. Groß.



Konjul H. A. Nolze Phot. Berl. Müllstr.-Ges.
übernahm den Posten des von der Leitung des Norddeutschen Lloyd zurückgetretenen Präsidenten Ahelis.



Dr. Thorwald Thorson, Phot. Berl. Müllstr.-Ges.
ein dänischer Menschenfreund, der 1 Million Mark zur Verfügung stellen wollte um 15 000 deutsche Kinder in Dänemark unterzubringen.



Weinversteigerung in Trier vom 17. April bis 16. Mai 1917 im Saale des katholischen Bürgervereins. Phot. M. Böh.
Aufnahme am Tage der Versteigerung der Reichsgräflich von Kesselstatt'schen 1915er Weinerte, die für 86 Fuder zu je 1300 Flaschen einen Tageserlös im Betrage von 1 280 000 Mark brachte.

Pietich sah ihn gerührt an. „Das haben Sie gut gemacht!“ sagte sie leise. Unwillkürlich blickte er nach der Seite hin, wo Inge saß. Beider Augen begegneten sich. Und er bemerkte in ihren Augen ein feines Lächeln, das ihn abkühlte und quälte. Wie ein Nix ging es erschreckend durch sein Herz, daß sie die Gefühle, die er eben ausgesprochen, garnicht teilte, ja, nicht einmal verstand. Seine Rede erschien ihr höchstens wie eine klug ausgedachte Komödie! Und bei diesem Gedanken wurde ihm so traurig zu Mute, daß es ihm alle Freude am Beifall der anderen vergällte, und daß die Beklemmung, welche er schon den ganzen Abend fühlte, sich immer erdrückender auf ihn herabsenkte.

Die Tafel war aufgehoben worden und nach kurzer Pause begann der Tanz von neuem. Egon sah um sich. Die älteren Herren hatten sich wieder zu ihren Karten zurückgezogen, und die jüngere Generation wiegte sich von neuem nach den Klängen eines Strauss'schen Walzers. Dort tanzte auch Inge wieder mit der ganzen Hingabe ihres Temperaments. Friedrich zürnte ihr nicht mehr. Ihm war es zu Mute, als sei er diesen Abend um eine ganze Reihe von Jahren älter geworden und erblicke jetzt Dinge, vor denen er bisher seine Augen wie ein absichtlich Blinder bewußt verschlossen hatte. Er sah um sich. Saß dort nicht Hilde Freitsche und blickte zu ihm herüber? Es fiel ihm aufs Gewissen, wie sträflich er eigentlich bisher an diesem Abend die Schwester des Freundes vernachlässigt habe.

So ging er denn zu ihr.

„Darf ich ein bißchen neben Ihnen Platz nehmen?“ fragte er freundlich.

Sie nickte ein strahlendes Ja. Er setzte sich und blickte gleichmütig auf die Reihenden der Tanzenden vor ihm.

„Tanzen Sie denn nicht, Fräulein Freitsche?“ fragte er.

„O“, sagte sie, „ich habe heute bereits mehr als reichlich meine Schuldigkeit getan. Ich habe mir schon auf zwei Monate Vorrat getanzt!“

„Aber Sie werden mir doch keinen Walzer abschlagen?“

Hilde zögerte einen Augenblick.

„Ich weiß nicht“, sagte sie dann verlegen, „aber mit Ihnen plaudere ich lieber!“

„Aber“, scherzte er, „ich werde Ihnen doch nicht ein zu schlechter Tänzer sein?“

„Das nicht!“ sagte sie leise. „Aber ich habe das Gefühl, als ob es Ihnen keine Freude machte und als ob es auch nicht recht zu Ihnen paßt!“

Er blickte sie ganz erstaunt an. Woher hatte nur dieses Kind ein so unendlich feines Gefühl?

„Na ja!“ meinte er dann melancholisch, „ich gehöre eben schon zum alten Eisen!“

„Wie können Sie das nur sagen!“ erwiderte sie rasch und vorwurfsvoll. „Sie sind ja in Wirklichkeit viel jünger als die meisten jungen Leute hier! Aber ich glaube, am Tanzen hat nur derjenige die rechte Freude, dessen Leben noch nicht durch seinen vollen Ernst ausgefüllt ist. Wer erst so weit gelangt ist, den kleidet nach meinem Gefühl das Tanzen nicht mehr recht!“

Egon war immer überraschter. Wie klug und wahr traf sie doch mit ihren Worten was er selbst innerlich fühlte! Er blickte sie von der Seite an. Was für einen feinen und garnicht mehr kindlichen Kopf sie hatte! Zu komisch, daß er das heute zum ersten Male bemerkte! Und hübsch war sie auch. Freilich nicht so schön wie Inge. Aber anders, gewissermaßen menschlicher.

„Und was meinen Sie denn, stünde mir besser als das Tanzen?“

Sie blickte ihn offen an. Die Iris ihrer Augen schwamm in treuherzigem Glanze.

„Die Arbeit!“ sagte sie dann beinahe feierlich. „Ich habe Sie mir niemals anders als arbeitend denken können! Und Sie haben mir immer am besten gefallen, wenn ich Sie arbeiten sah!“

Egon war bestürzt. Wie kam dieser Badfisch dazu, hier wie selbstverständlich die Gedanken auszusprechen, welche eigentlich sein innerstes und persönlichstes Glaubensbekenntnis waren?

„Ein Glück“, versuchte er nochmals humoristisch zu werden, „daß ich nicht verheiratet bin, Fräulein Hilde! Meine Frau dürfte mit Ihrer Auffassung meiner Person schlecht einverstanden sein!“

„O“, entgegnete Hilde ruhig, „dann würde ich sie von Herzen bedauern, denn dann würde Ihre Frau Sie sehr wenig lieben!“

Sie stand auf und reichte einem jungen Manne den Arm, der sich vor ihr verbeugt hatte. Egon blieb in unbeschreiblicher Verwirrung zurück.

Noch niemals hatte ihm jemand mit so wenigen Worten bewiesen daß er seine innerste Seele verstand.

„Hier ist meines Bleibens nicht länger“, sprach er zu sich, „sonst werde ich noch heute abend an allen Dingen irre, deren ich bis jetzt ganz sicher zu sein glaubte! Wenn doch Inge Hilde wäre oder Hilde Inge!“

Am Ausgang des Saales traf er auf Inge.

„Ach, du gehst schon?“ sagte sie leicht. „Das tut mir leid. Es fängt doch erst an, hübsch zu werden! Sehe ich dich morgen wie gewohnt?“

„Jawohl!“ sagte er und küßte verwirrt ihre Hand.

12. Kapitel.

„Hast du schon in der Zeitung den Bericht über das Fest im Bürgerkasino gelesen?“ fragte Graf Kalenburg seine Frau.

Gräfin Clara verneinte. Sie hatte große Ränder als Zeichen einer schlaflosen Nacht um die Augen. Schon seit einigen Tagen fühlte sie sich schlechter als sonst, und sie vermochte mit dem besten Willen keinen zusammenhängenden Gedanken zu fassen. Aber mit der ihr eigentümlichen Liebe wollte sie ihren Angehörigen keine Sorge machen und verschwieg ihren Zustand. Sie erklärte sich ihn damit, daß in ihrem nun schon lange andauernden Herzleiden irgend etwas nicht in Ordnung sei, und daß auch dieser Zustand wie schon so mancher andere ohne weitere Folgen vorüber gehen werde. So raffte sie sich denn mit Gewalt zusammen und tat ihre Hausfrauenspflicht in gewohnter Weise, und nur die Nächte sahen ihre einsamen Beängstigungen.

„Es wird dich aber interessieren, Clara! Auch dich, Jutta, und Sie, lieber Feldstein, werden als alter Freund des Hauses sicher auch Anteil nehmen! Friedrich hat eine ganz famose Rede geschwungen; hört nur!“

Er las Friedrichs Toast vor.

„Ich kann mir nicht helfen, der Junge ist doch, Gottlob, ganz mein Fleisch und Blut!“

Gräfin Clara versuchte zu lächeln.

„Das sagst du jetzt so, wo du ihn wieder verstehst! Aber als du ihm böse warst, da war er natürlich immer mein von mir verwöhntes und verzogenes Fleisch und Blut!“

„Na ja, Liebling“, antwortete der Graf etwas verlegen, „wir Männer sind nun eben einmal ganz schlimme Tyrannen!“

„Du bist immer mein lieber Tyrann gewesen!“ erwiderte die Gräfin und sah ihn jählich an.

Dann erhob sich die Gräfin Clara und ging hinaus, um einige Anweisungen zu geben. Ihr Herz schlug plötzlich wie ein Hammer in der Brust und eine unsägliche Bangigkeit schnürte ihr die Kehle zusammen, als sie den Empfangsalon durchschritt, konnte sie nicht weiter und mußte sich an den Kamin Sims lehnen. Sie holte tief und schwer Atem. Was war das nur? Vor ihren Augen tanzten mit einem Male bunte Kreise, die sich schnitten und ineinander überfloßen. Sie konnte nichts mehr erkennen. Mit den Händen versuchte sie, sich zur Klingel zu tasten, um Hilfe herbeizurufen, aber auf halbem Wege stieß sie plötzlich einen durchdringenden Schrei aus und stürzte besinnungslos schwer zu Boden.

Der Schrei war im Nebenzimmer gehört worden. Graf Egon wurde kreidebleich.

„Ich habe es immer gefürchtet!“ stöhnte er. Er wollte auf, ins Nebenzimmer, seiner Frau zu Hilfe. Aber der große starke Mann, den noch nichts im Leben beben gemacht hatte, zitterte derartig, daß er sich am Tische festhalten mußte und nicht vom Stuhle hochkam.

Jutta war bereits in den Vorraum geeilt und kniete bei ihrer schwer atmenden Mutter. Sie riß ihr die Kleider auf und horchte auf das mühsam arbeitende Herz. Feldstein stand fassungslos daneben.

„Schnell, besorge Wasser!“ rief sie ihm zu. Es war das erste Mal, daß sie ihn in der Verwirrung „du“ nannte, und es lang ihm

mitten in all dem Schreden süß und verheißungsvoll ins Ohr. Rasch eilte er hinaus und lehrte mit einer Wassertrasse zurück. Jutta rieb ihrer Mutter die Schläfen und das Herz. Inzwischen war auch der Graf hinzu gekommen. Seine Züge waren in bemitleidenswürdiger Weise verstört, und seine Augen hingen an dem hingestredten Körper seiner Frau mit einer zärtlichen Angst, die Felbstein erschütterte. Er mußte an den Tod seiner innig geliebten Mutter denken, damals als er noch ein Junge von zwölf Jahren war. Die Hofe der Gräfin stand hilflos daneben.

In diesem Augenblick öffnete Gräfin Clara die Augen. Als sie ihre Lieben um sich sah, versuchte sie schwach zu lächeln. Es sah rührend und kläglich aus.

„Es wird nur ein Ohnmachtsfall sein!“ hauchte sie.

Dann schloß sie mit einem schweren Seufzer wieder die Augen.

„Friedrich, deine Mutter liegt bewußtlos, und ich reite, den Arzt holen!“

„Ist es schlimm?“ fragte Friedrich traurig.

„Wir wissen es noch nicht. Sie ist zu Bett gebracht. Ich würde an deiner Stelle alles liegen lassen und aufs Schloß kommen!“

„Hat dir mein Vater das aufgetragen?“

„Wie sollte der alte Mann daran gedacht haben! Er hat ja vollständig den Kopf verloren. Innerlich gewünscht hat er das gewiß!“

„Ich werde es mir überlegen!“ antwortete Lalenburg kurz.

„Ich würde dich nie wieder ansehen, wenn du in solch einem Augenblicke das Vergangene nicht begraben sein ließe!“ rief der Husar und war verschwunden.

Friedrich zog sich an und ging, Fritsche davon benachrichtigen, daß dieser heute die Arbeit allein übernehmen müsse.



Die Landgemeinde Altdorf in der Schweiz, zur Beschlußfassung versammelt.

Phot. Nic. Maf.

„Was stehen Sie da?“ herrschte der Graf die Hofe an. „Schnell, bringen Sie die Frau Gräfin zu Bett!“

Jutta sah mit an, und die Besinnungslose wurde auf ihr Zimmer getragen.

„Wo ist der Diener? Er muß sofort in die Stadt zum Arzt!“

„Gefallen Sie, Herr Graf,“ warf Felbstein schüchtern ein, daß ich das besorge? Es geht schneller so! Ich lasse im Stall den „Alexander“ satteln und galoppiere hinunter, und der Reitknecht kann gleich mit der „Elmire“ mit. So kann ich den Arzt gleich heraufbringen.“

„Tun Sie das, lieber Freund! Gott mit Ihnen!“

Der alte Mann war fassungslos wie ein Kind. Seine Gesichtszüge zuckten und die Tränen waren ihm nahe.

Felbstein ließ eilig die Pferde satteln und jagte mit dem Reitknecht in die Stadt hinunter.

Es pochte an Egons Tür. Friedrich öffnete und sah in die verstorbenen Züge des Husaren.

„Was ist dir denn?“ fragte der Freund, dem seine blasser Miene auffiel.

„Ich erhalte soeben die Nachricht, daß meine Mutter schwer krank, vielleicht sogar bereits im Sterben liegt!“

„O!“ murmelte sein Freund mitteilend. Er hatte sich nie um seines Vorgesetzten Familienverhältnisse gekümmert und wußte nur, daß Friedrich seines Berufes wegen in Unfrieden von seinem Vater geschieden war.

„Hoffentlich erweist es sich als nicht so schlimm!“

„Die Gräfin Clara —!“ fuhr hingegen Hilde bestürzt heraus, und ihre großen Augen standen voll Tränen.

Friedrich sah sie erstaunt an. Wußte dieses kleine Mädchen alles? Er blickte auf den Freund, aber dieser hatte Hildes leisen Ausruf vollkommen überhört.

„Du wirst begreifen,“ sagte Egon zu Fritsche, „daß ich sofort nach Hause muß. In ein, zwei Tagen bin ich voraussichtlich wieder da! Auf Wiedersehen! Fräulein Hilde, begleiten Sie mich ein Stückchen?“

„Gern!“ Sie band sich ein Tuch um ihr Haar und ging mit ihm hinaus. Einige Minuten schritten sie schnell und schweigend neben einander her. Dann begann Hilde leise:

„Fassen Sie sich als Mann, Herr Ingenieur! Wir wissen hier in der Stadt, daß Gräfin Clara seit langen Jahren schwer herzleidend ist und haben es immer erwartet, daß eines Tages die Katastrophe eintreten müsse!“

„Woher wissen Sie aber, daß Gräfin Clara meine Mutter ist?“

Hilde lächelte unter Tränen.

„O, das habe ich zum ersten Male gemerkt, als Sie Ihrem Herrn Vater gegenübertraten, damals im Walde. Als ich Sie beide nebeneinander sah und Ihre große Ähnlichkeit bemerkte. Später hat mir dann noch etwas anderes die völlige Gewißheit gegeben.“

„Und Sie haben es mir nie gesagt?“

„Keinem Menschen!“

„Und warum nicht?“

„Weil Sie zu uns gehören, Graf Calenburg! Weil Sie Ihren Titel und Ihre Familie aufgegeben haben, um ein Bürger in bürgerlicher Arbeit sein zu können! Und ich weiß, —“ fügte sie fest hinzu — „Sie werden das auch bleiben,



Feldoberpfarrer Prälat Dr. Middendorf ist zum Domprobst von Köln ernannt worden.
Phot. Berl. Illust.-Bef.

wenn Sie sich jetzt mit Ihrem Herrn Vater, der sich nach Ihnen sehnt, versöhnt haben! Sie werden niemals verleugnen, wozu Sie sich einmal mit ganzem Herzen bekannt haben!“

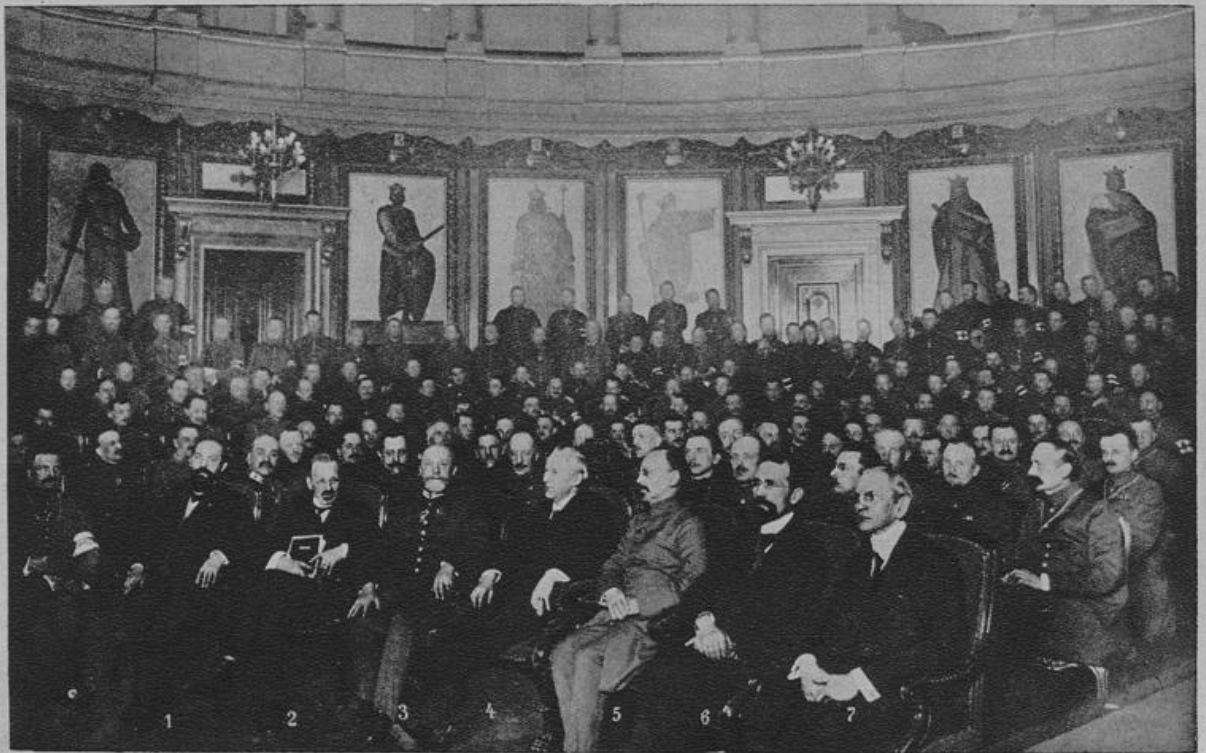
Egon war stehen geblieben. Die beiden Menschen sahen sich an, er mit den erstaunten und sinnenden Augen eines Mannes, der plötzlich etwas ungeahntes entdeckt hat, sie mit der festen Zuversicht der von dem geliebten Manne überzeugten Frau.

Plötzlich ergriff er ihre Hand und küßte sie. Sie wurde blutrot, aber sie blickte mit einem glücklichen Lächeln auf die geküßte Hand.

„Seien Sie überzeugt, Fräulein Hilde,“ sagte er fest, „daß ich diesen Augenblick nicht vergessen werde! Seit kurzem weiß ich nun, daß wenigstens ein Mensch lebt, der alle meine Gefühle sofort und ohne viele Worte versteht. Ich wollte, ich hätte Sie etwas früher so genau kennen gelernt. Ich danke Ihnen!“

Damit wandte er sich ab und schritt eiligen Ganges nach dem Schlosse zu.

Als er sich nach einigen Minuten umwandte, sah er Hilde noch an derselben Stelle stehen und mit ihrem kleinen weißen Taschentuche wintern. (Fortsetzung folgt.)



Kriegstagung der evang. Feldgeistlichkeit des westlichen Kriegsschauplatzes im Senatsaal zu Brüssel. Phot. Samson.
1. Prof. D. Deißmann, 2. Prof. D. von Wurster, 3. Feldoberpfarrer D. Goens, 4. Prof. D. Dr. Seeberg, 5. Feldoberpfarrer Rosenfeld, 6. Prof. D. Pfennigsdorf, 7. Dir. P. Kallsting.

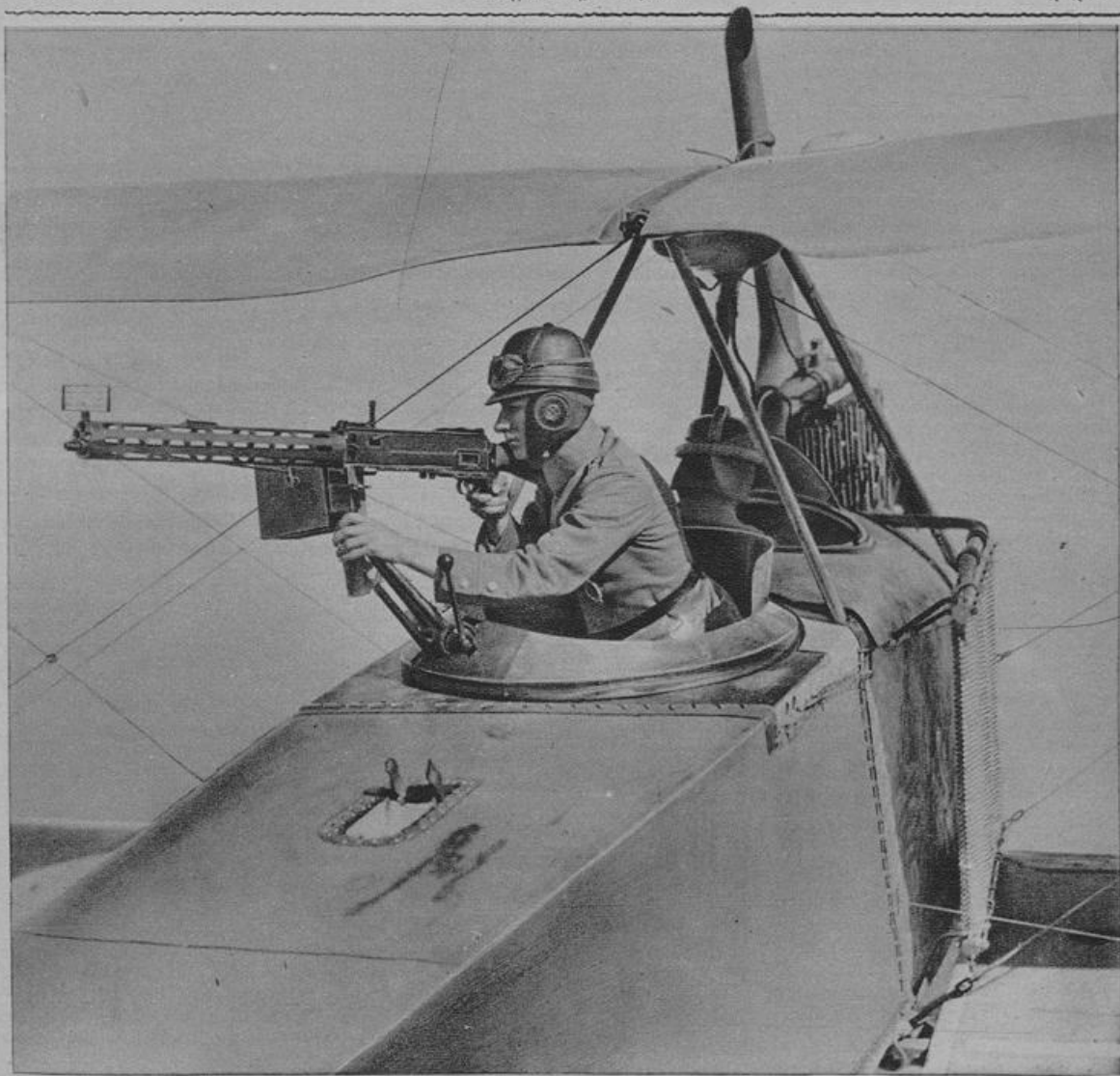
Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 22.

Düsseldorf, 2. Juni

1917.



Sertig zum Schuß: Deutsches Kampfflugzeug mit Maschinengewehr.

Phot. H. Graf.



Arme Schönheit.

Roman von Otfried von Hanstein.

Copyright 1916 by Carl Dancker, Berlin.

7. Fortsetzung.

Der Diener, der Egon Friedrich auf dem Schlosse öffnete, sah ihn fragend an.

„Ich bin der Sohn des Hauses,“ antwortete Egon kurz. Es war ihm sonderbar, dieses so lange nicht gehörte Wort wieder auszusprechen.

Da eilte auch schon Felbstein herbei und legte den Finger auf den Mund.

„Der Arzt ist eben im Krankenzimmer zur Untersuchung,“ flüsterte er. „Leider ist der Sanitätstakt vertriebt, und ich mußte seinen Vertreter, der deine Mutter noch nicht kennt, bringen. Er hat ein so besorgtes Gesicht gemacht, daß ich das Schlimmste befürchte.“

Leise betrat die beiden das Vorzimmer. Friedrich erbebt in tiefer Rührung, wie er so als Mann die geliebten Räume wieder sah, in denen er als Knabe gespielt und die er als Jüngling zürnend verlassen hatte.

In einer Fensternische lehnten Graf Egon Valenburg und Jutta.

„Ihr Sohn, Herr Graf,“ flüsterte Felbstein.

Graf Egon drehte sich rasch um. Friedrich erschauert, als er das verstörte Gesicht seines Vaters so in einem Tage wie um Jahre gealtert vor sich sah. Eine heiße Rührung stieg in ihm auf, und Liebe, Kindesliebe dem gegenüber, dem er sein Leben verdankte.

Graf Egon las wohl etwas davon in seinen bewegten Zügen. Er breitete nur wortlos die Arme aus, und Friedrich stürzte sich hinein. Mit dieser Annäherung war der Zwist eines Jahrzehnts beigelegt und begraben, kein Wort mehr wurde darüber zwischen den beiden Männern gewechselt.

Einige bange Minuten verstrichen, ehe der Arzt eintrat.

„Welches ist Ihr Befund, Herr Doktor?“

Der Doktor betrachtete ihn scharf durch seine goldene Brille. Als er seine verstörte Miene bemerkte, fragte er:

„War Ihre Frau Gemahlin schon lange herzleidend?“

„Schon seit langen Jahren, Herr Doktor!“

„Sie hat einen neuen und ziemlich schweren Anfall ihres Leidens. Regen Sie sich nicht gleich darüber zu sehr auf, das könnte der Kranken Schaden. Hoffentlich geht er vorüber. Aber ich möchte nicht dafür einstehen. Falls die Familie nicht versammelt oder falls irgendein lehrer Wille zu verfügen ist, wäre es jedenfalls auf alle Fälle gut, daß es gleich geschieht. Wir stehen ja alle in Gottes Hand, und gerade bei Herzleiden kann man nie wissen, ob nicht einmal ein Anfall schnell zu einer Katastrophe führt.“

„Ich denke Ihnen, Herr Doktor. Ist größte Gefahr vorhanden?“

Der Arzt sah ruhig auf seine goldene Uhr.

„Ich bin sehr beschäftigt,“ sagte er, ohne auf die Frage des Grafen überhaupt einzugehen. „Meine Patienten in der Stadt warten schon auf mich. Entschuldigen Sie! Ich komme morgen wieder nachfragen.“

Er wandte sich an Felbstein.

„Sind Sie der Herr Sohn?“

Felbstein wies auf Friedrich.

„Kann ich Sie einige Minuten bitten, Herr Graf? Ich möchte Ihnen noch einige Anweisungen geben.“

Friedrich begleitete den Doktor auf die Diele. Der sah dort noch einmal auf seine Uhr und sagte dann rasch:

„Ich will Ihnen die Wahrheit sagen. Die Krankheit ist im letzten Stadium. Es ist überhaupt ein Wunder, daß Ihre Frau-Mutter sich noch die letzten Wochen aufrecht erhalten hat. Sie müssen sich auf das Ende gefaßt machen, und zwar innerhalb von Stunden. Ich habe hier eine Medizin mitgebracht. Geben Sie Ihrer Frau Mutter alle Viertelstunde einen Schlöffel. Sie ist jetzt wach, und Sie können mit ihr be-

* Dieser in englischer Fassung vorgeschriebene Vermerk ist unerschöpflich, um den unbefangenen Nachdruck unseres Romans in den verschiedenen Sprachen Nordamerikas zu verhindern.
Die Redaktion.

sprechen, was vielleicht noch zu besprechen ist. Ich würde das schleunigst tun.“

So kehrte denn Friedrich in das Vorzimmer zurück und teilte entschlossen seiner Familie mit, was ihm der Arzt gesagt hatte.

Sie waren nur wenige Minuten um den tief erschütterten Vater beschäftigt, als die Joste eintrat.

„Die gnädige Frau Gräfin möchte die Herrschaften gern sprechen.“

So gingen sie denn in das Krankenzimmer.

Gräfin Clara lag auf ihrem Bett und lächelte den Eintretenden wehmütig entgegen. Ihr Gesicht war in der kurzen Frist merkwürdig schmal und gelb geworden, und die unnatürlich vergrößerten Augen brannten wie Kerzen in den eingefallenen Zügen. Jutta und die Joste hatten ihr Kissen untergeschoben, damit sie aufrecht sitzen könne. Hinter der Mutter stand Jutta mit verweinten Augen.

„Kommt näher heran, meine Lieben!“ sagte die Kranke mit schwacher Stimme, „damit ich mit euch reden kann!“

Sie wandte sich zärtlich zu ihrem Mann.

„Du wirst dich nun die längste Zeit mit mir geärgert haben, mein armer Egon!“

„Aber wie kannst du so etwas sprechen!“ antwortete ihr der Graf mit einer erzwungenen Lustigkeit. „Morgen bist du doch wieder ganz fidel!“

„Du kannst mich nicht täuschen, Bester,“ erwiderte sie mit einem stillen Blick. „Es krieche schon seit langem wie eine Schlange hier in meiner Brust herum, und jetzt will es heraus, ich fühle das! Und weil ich kaum bis morgen Zeit haben werde, möchte ich doch noch ordnen, was zu ordnen übrig bleibt.“

Sie winkte Felbstein und Jutta heran.

„Hast du noch nicht bemerkt, Egon, daß die beiden Kinder sich lieb-gewonnen haben?“

„Nein,“ sagte der Graf überascht.

Die Gräfin lächelte.

„So blind seid ihr Männer nun einmal. Ich glaube gar, du hast dir eingebildet, Felbstein sei deinetwegen die letzte Zeit so oft zu uns gekommen? Das Auge der Mutter sieht da doch ein bißchen schärfer. Was sagst du nun dazu, Egon?“

Der Graf musterte die jungen Leute. Jutta hielt errötend den Blick gesenkt, und der Husar sah so mutig nach einer andern Seite, als künde dort ein anzugreifender Feind. Da war es für den Grafen nicht schwer zu erkennen, daß seine Frau recht hatte.

„Ich wünschte mir nichts Lieberes, als den Sohn meines ältesten Freundes zum Schwiegersohn zu haben. Unter der Voraussetzung natürlich, daß er den Dienst quittiert und seine hiesigen Güter bewirtschaftet, denn ich möchte Jutta nicht weit von mir weggeben, zumal —“

Er stockte. Er hatte sagen wollen: du uns verlassen willst, aber die Worte erkälten ihm in einem heiseren Schluchzen.

„Das war sowieso ja bereits meine Absicht,“ fiel der Husar ein. Die Gräfin winkte das junge Paar dicht an das Bett.

„Dann ist es also abgemacht, Kinder. Werdet glücklich miteinander; und wartet mit eurer Hochzeit nicht eine unnötig lange Respektfrist noch eurer Mutter Tode! Das taugt nichts und macht mich doch nicht wieder lebendig. Heiratet bald und behaltet mich lieb!“

Felbstein küßte ihr die Hand und Jutta schluchzte sargungslos.

„Und ihr?“ wandte sich die Gräfin nun an Mann und Sohn. „Hat sich euer Hühnerkopf nun abgekühlt, und habt ihr euch jetzt wieder vertagen?“

„Ich zürne Friedrich schon längst nicht mehr,“ erwiderte Graf Egon.

„Ich weiß,“ lächelte es vom Bett, „du bist ja in der letzten Zeit selbst keinmal Ingenieur geworden. Und du, Friedrich, hast du auch deinem Vater aufrichtig verzeihen?“

„Ich hatte Vater nie etwas zu verzeihen, sondern nur er mir,“ antwortete Friedrich fest.

Die großen Frauenaugen leuchteten zärtlich.

„Daran erkenne ich meinen stolzen Jungen. Ich habe es schon immer gewünscht, daß du mir niemals Unrecht machst. Wir haben einander alle auf dieser Welt soviel zu verzeihen, mein Junge, daß ein jeder des andern Schuldner und Gläubiger zugleich ist. Wenn wir nun in dem großen Abrechnungsbuch einigermassen abschneiden, können wir schon sehr zufrieden sein.“

„Wie kannst du das von dir sagen, Clara!“

Die Kranke nickte sanft.

„Keiner von uns weiß, lieber Egon, wie seine Rechnung einmal abschließen wird. Möchtet ihr mich nicht etwas mit Friedrich allein lassen? Ich möchte doch noch etwas mit ihm besprechen.“

Als die übrigen das Zimmer verlassen hatten, trat Friedrich mit der Flasche, welche ihm der Arzt gegeben hatte, an das Bett.

„Du mußt das nehmen, Mutter,“ sagte er eifrig. „Es wird dir gut tun.“

Gräfin Clara wehrte sanft ab.

„Laß nur, mein Junge; ich weiß, wie es mit mir steht, vielleicht sogar besser als euer Arzt! Das alte Altwort hat schon seit langem gestodt und mich an die Stunde gemahnt, wo es einmal stillstehen wird. Nun ist es soweit. Warum wollen wir die Qual noch verlängern?“

Friedrich stellte wortlos die Flasche weg. Es war ihm diesen wissenden Augen gegenüber unmöglich zu lügen.

„Versprech mir, deinem Vater, wenn ich nicht mehr bin, ein guter Sohn zu sein!“

„Mutter!“ — „Ich weiß, was du sagen willst. Du versprichst mir jetzt vielleicht alles, was ich will. Aber ein alter Stoll erwacht leicht wieder einmal bei uns Menschen.“

„Liebe Mutter, ich grolle Vater seit langem nicht mehr. Ich habe ihn immer nächst dir am meisten in der Welt geliebt.“

Die Mutter nickte.

„Ich habe keine andere Antwort von dir erwartet. Die Welt hat dein anständiges Herz nicht zu verderben vermocht. Und bedenke, wie allein der Vater nach meinem Tode sein wird! Felbstein und Zutta

wohnen ja in der Nähe, aber, nach der Bibel folgt die Frau ihrem Manne, und besonders, wenn keine Mutter mehr da ist, da muß du dann Frau und Sohn zugleich sein.“

„Ich werde alle Liebe, die ich für dich im Herzen trug, dann auf den Vater mit übertragen, Mutter.“

Ein jaghafter Blick kam zu ihm herüber.

„Wenn er so allein ist, mein Junge, wäre es dann nicht vielleicht

gut, wenn du deinen Beruf aufgeben und nach der Lalenburg übersiedeln würdest?“

Es klang wie ein Flehen. Egon schob das Blut zum Herzen. Eine Sterbende bat ihn, und diese Sterbende war seine Mutter. Aber er fand sich wieder und beugte sich über sie.

„Es geht unmöglich, Mutter,“ sagte er fest. „Mein Beruf ist mir in langer Erprobung alles geworden, ich gebe in ihm vollkommen auf, wie in keiner anderen Sache sonst in der Welt. Ich werde immer wieder, so oft und so lange wie er es irgend erlaubt, zum Schlosse meiner Väter zurückkehren. Aber ihm zu entsagen, das vermag ich nicht. Ich könnte mir ebensogut die Luft zum Atmen selbst entziehen.“

„So hart seid ihr Männer!“ klagte die Frau. „Und doch, du hättest mich nicht so erseut, wenn ich eine andere Antwort von dir bekommen hätte. Der Mann gehört zu seiner Lebensaufgabe, wie die Frau zum Manne. Weibe ihr treu!“

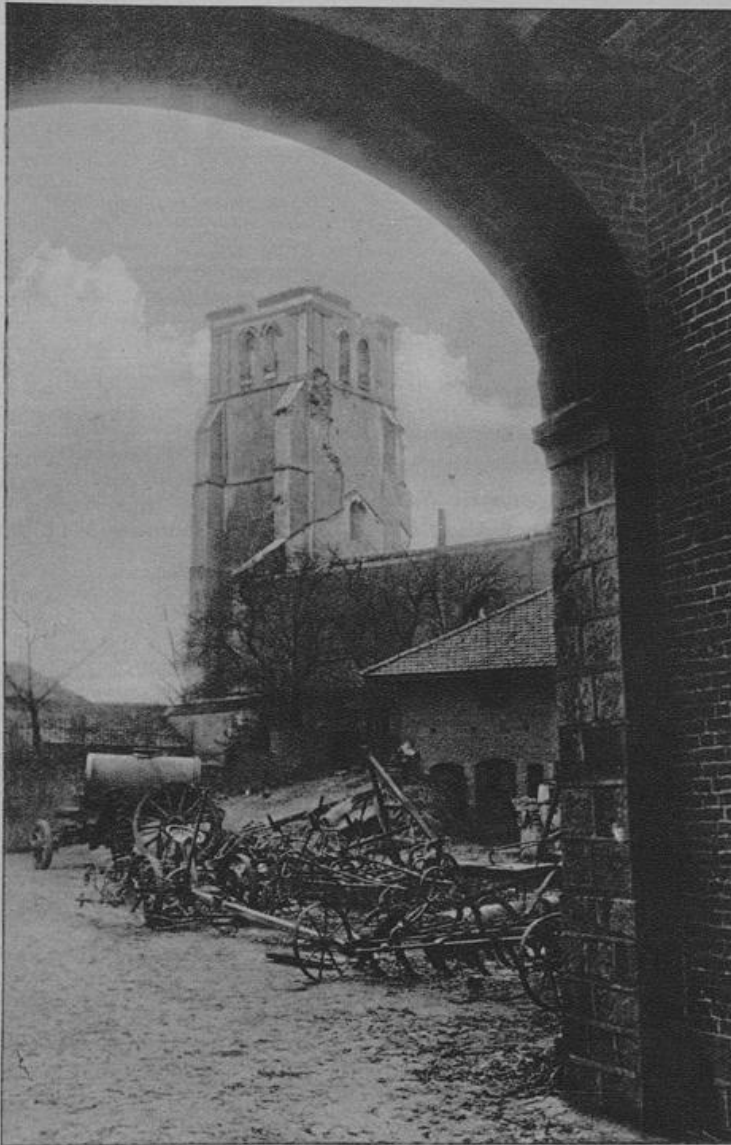
Es ist ja das Glück der Mutter,“ fuhr sie zärtlich fort, „zu sehen, daß ihre Kinder nicht gleichgültig in der Welt stehen. Wie bange Tage und Nächte habe ich geweint, als dich Vater

damals von sich stieß, und wie stolz bin ich auf jede Zeitungsnachricht gewesen, die von dir sprach. Du hast keine meiner Erwartungen betrogen, Friedrich, nimm meinen Dank!“

Erschüttert beugte sich der Sohn auf den blassen Mund herab, der sich ihm kraftlos entgegenstreckte und küßte ihn.

Die Kranke sank schwach in die Kissen zurück.

„Wenn ich wenigstens noch einen Tag hätte!“ stöhnte sie. „Es gibt noch so viel Dinge in der Welt, die geordnet werden müßten. — Egon!“



Aus dem französischen Kampfgebiet: Die Kirche von Mondy bei Arras.

Phot. W. Braemer.

„Ja, Mutter?“

„Egon, du bist der letzte der Lalenburgs, auf dir beruht das Weiterbestehen eines alten stolzen Geschlechts einzig und allein! Schon ergaut das Haar an deinen Schläfen, daß es mich fast erschreckt. Wießt du deiner Pflichten gegen dein Haus eingedenk sein?“

„Ich werde es, Mutter!“

„Bist du schon auf dem Wege?“

„Ich bin es, Mutter!“

Die Sterbende lächelte.

„Ist es eine Bürgerliche?“

„Ja, Mutter!“

„Ich dachte es mir! Das schadet gar nichts, mein Sohn, wenn es Vater zuerst vielleicht auch nicht recht sein wird! Die Lalenburgs sind ja immer ein bißchen streng darin gewesen, aber in meiner Familie, die doch auch alt und stolz ist, hat es segensreiche bürgerliche Heiraten gegeben. Ein Onkel von mir hat sogar eine Tänzerin geheiratet; es gab einen großen Skandal in der Familie damals, aber sie haben hübsche Kinder bekommen, und die Frau ist so aristokratisch geworden, daß es eine Pracht war! Ist sie schön?“

„Blendend schön, Mutter!“

„Das ist schlimm, mein Junge! Schöne Frauen denken immer zu viel an sich. Ich habe wenig schöne Frauen gekannt, die ihren Mann glücklich gemacht hätten! Und liebt sie dich?“

„Ich liebe sie, Mutter!“

Die Mutter sah ihn forschend an.

„Liebt sie dich?“

„Sie liebt mich auf ihre Art, glaube ich.“

„Du glaubst es und weißt es nicht? Es gibt nicht verschiedene Arten von Liebe, Fritz, wie es verschiedene Arten von Menschen gibt, sondern es gibt nur eine Liebe, und die ist bei allen Menschen gleich. Schade! Sie sank sanft zurück. „Du läßt mich doch nicht glücklich sterben! Ich wollte, du liebest eine andere Frau, so eine wie die kleine Hilde, die neulich hier oben gewesen ist!“

„Hilde war hier?“

„Du weißt es nicht? Ja, sie war hier. So hat sie also doch die Wahrheit gesprochen, das prächtige Mädel! Sie hat deinen Vater in einer halben Stunde derartig umgewandelt, daß er sogar zugab, du hättest damals nicht unrecht gehabt, sondern er.“

Friedrich sah nachdenklich vor sich hin; das feine Mädchengesicht Hildes, das ihn jetzt überhaupt mit einem Male zu seiner Verwunderung mehr beschäftigte als sonst die ganze Zeit, tauchte lächelnd wieder vor ihm auf und verfinsterte die stolze Schönheit Junes.

„Egon!“

„Mutter!“

„Könntest du das kleine Mädchen nicht lieben?“

„Ich bin doch zu alt für sie, Mutter!“

„Du alt, du Dummbart!“ lächelte Gräfin Clara schallhaft. „Ein richtiger Mann ist nie zu alt für die Frau, die ihn liebt! Versprich mir eins, Fritz!“

„Mutter?“

„Heirate nie eine Frau, von der du nicht sicher bist, daß sie dich liebt.“

„Aber Mutter!“

„Versprich es mir, damit ich ruhig sterben kann!“

Und so versprach denn Friedrich seiner Mutter wehmütig das Gewünschte in die erkaltende Hand.

„So. Jetzt sterbe ich ruhiger! Küsse mich noch einmal, mein Junge!“

Und als sich Friedrich noch einmal mit tränenden Augen auf sie beugte, flüster sie ihm, mit einem Versuche zu lächeln, ins Ohr:

„Und gib diesen Kuß einmal von mir deiner Braut!“

Um 8 Uhr 45 Minuten starb Gräfin Clara von Lalenburg an Herzschlag. Verklärt und stolz ruhte das feingeschnittene Gesicht in den weißen Kissen, schluchzend sah Graf Egon am Bett.

Friedrich trat an ihn heran.

„Sie ist schön gestorben, sanft und ohne Schmerz. Mäde uns alle einmal das Ende ebenso sanft werden, lieber Vater!“

„Und was bleibt mir?“

„Deine Kinder bleiben dir, Vater, und du mußt ihnen jetzt alles sein!“

13. Kapitel.

Die Beerdigung der Gräfin Clara von Lalenburg fand in verhältnismäßiger Stille statt. Dem Herkommen gemäß waren nur die näheren und weiteren Familienmitglieder dazu eingeladen worden, eine von der Stadt offiziell angebotene Beteiligung hatte der Graf mit dem höflichen Dank für die Ehre abgelehnt. In der alten, neben der Hauskapelle befindlichen Familiengruft des Schlosses fand die Feierlichkeit statt. Dann saßen die Hinterbliebenen zusammen und ach, die wichtigste und gütigste Stimme fehlte heute und für immer an ihrem Tische!

„Du wirst mich nun auch bald verlassen, liebste Jutta, um als Herrin nach Felslein überzusiedeln, und dann werde ich alter Mann ganz allein sein!“ eröffnete Graf Egon das Gespräch. Seine Augen waren von unendlicher Trauer trüb und rot und blickten rührend unter seinem weißen Haar hervor. Niemand hatte einen so harten Verlust erlitten wie er.

„Aber Vater!“ rief Felslein mit schlecht gespielter Heiterkeit, „wie kann man nun von Trennung reden, wo unsere Besitzungen noch nicht eine Stunde voneinander entfernt liegen!“

„Da hast du freilich recht! Aber dasselbe ist es doch nicht. Da hilft kein Klagen, das Alter muß sich eben darin finden. Eine Familie stirbt ab, und eine neue blüht auf. Wir können nichts gegen das Naturgesetz. Es ist bloß hart, wenn man alt wird.“

Jutta ging zu ihm und küßte ihn. Ihre Augen wie die des Bräutigams hingen an Egon. Er fühlte es wohl, daß man ein Wort von ihm erwartete, und er wußte auch recht gut, welches Wort dies eigentlich war. Aber er hätte es nicht sprechen können, und wenn das Leben seines Vaters dadurch gerettet worden wäre.

„Und was gedenkst du zu tun, Egon?“ fragte jetzt der Vater. In seinen Augen stand ein Flehen, das dem Sohne das Herz zerriß, und gegen das er sich doch, seiner Berufung wegen, weigern mußte.

„Was soll ich tun, Vater?“ fragte er mit erkünstelter Leichtigkeit. „Die Last des Lebens, welche mir Gott aufgebürdet hat, als gerader Mann weiter tragen, natürlich Eisenbahnen bauen, solange meine Augen sehen und meine Hände nicht zittern werden. Und in meinen freien Stunden hier zu dir heimkehren und mit dir als meinem besten und eigentlich einzigen Freunde alles besprechen, was mit im Leben und Beruf der Beachtenswerten bezugnet ist!“

„Wißt du unsern alten Namen wieder führen?“

„Nein, Vater! Ich wüßte, ich täte unserer Familie keine Liebe damit. Und auch praktisch wäre es vielleicht nicht richtig. Man hat draußen ein Vorurteil gegen adlige Ingenieure. Ich will meinen bürgerlichen Beruf auch als Bürgerlicher ausüben!“

„Aber wenn du einmal heiratest?“

„Ich werde sicher eine Bürgerliche heiraten, Vater! Keine, die uns Schande macht, sondern nur eine, die du unbedenklich als Schwiegertochter begrüßen kannst! Die wird dann genau so empfinden wie ich!“

Graf Lalenburg senkte das müde Haupt noch tiefer. Aber er widersprach nicht mehr. Er wollte seinen Sohn nicht noch einmal verlieren.

In einem der nächsten Tage traf Egon, der an seine Arbeit zurückgekehrt war, den Fabrikbesitzer Reinhard, der ihn anredete:

„Ich habe gehört, Sie haben Ihre Mutter verloren; mein herzlichstes Beileid!“

„Ich danke, Herr Reinhard!“

„War Ihre Frau Mutter schon alt?“

„Ja!“

„Und woran starb sie, wenn man fragen darf?“

„An einem Herzleiden.“

„Wenn das nicht lästerlich wäre, würde ich Sie um Ihren Schmerz beneiden!“

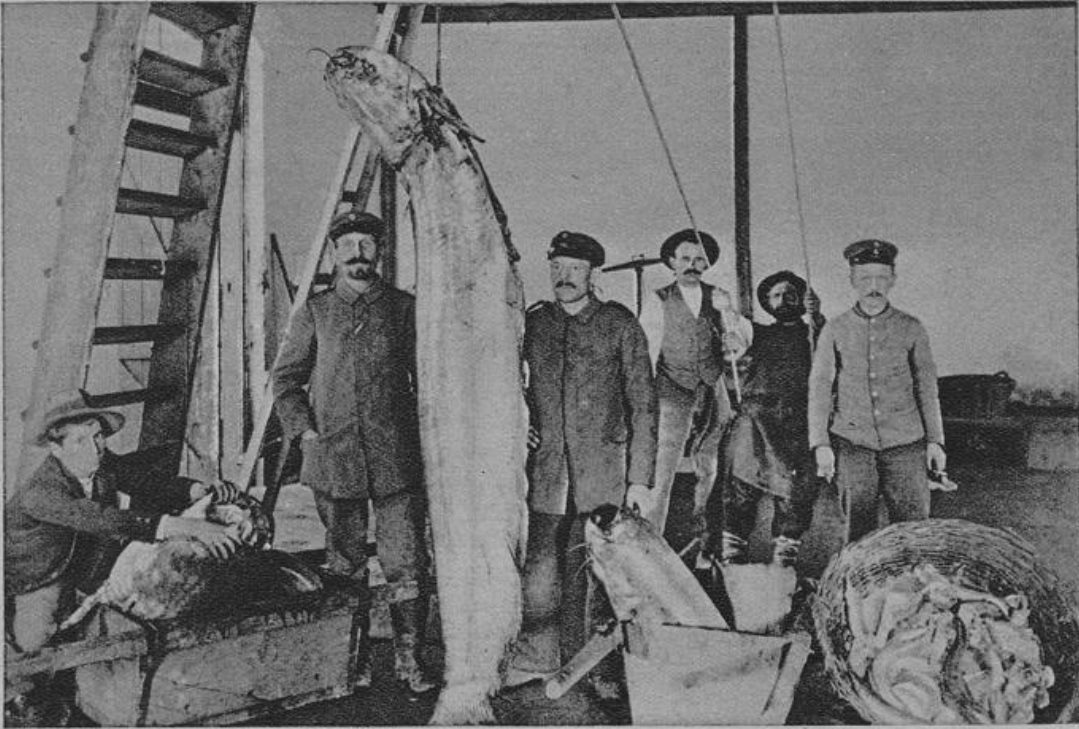
Egon sah den Sprecher erstaunt an. Reinhard nickte.

„Ja“, sagte er trübe, „ich habe diese menschlichste Liebe nie gekannt. Ich bin im Waisenhaus aufgewachsen. Das ist bitter. Und dann das Leben, immer Arbeit, Arbeit und nichts als Arbeit — schließlich stirbt man und weiß nicht einmal recht, wozu man gelebt hat.“

„Sie sollten heiraten, Herr Reinhard!“

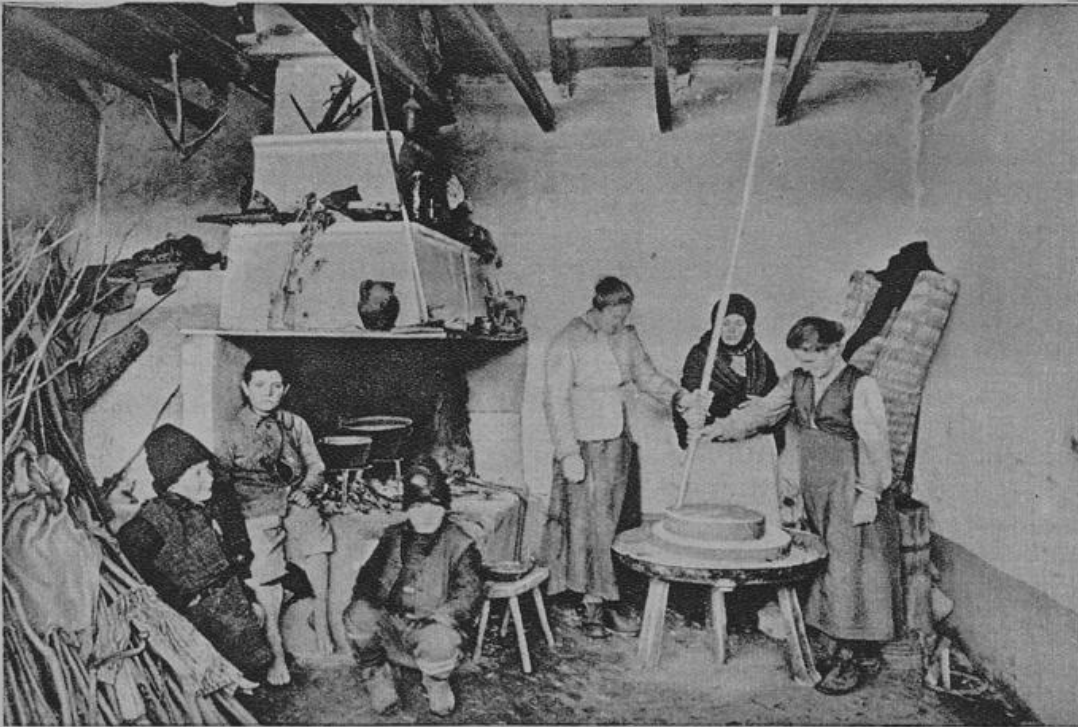
„Ja, darüber sprachen wir ja schon einmal. Wenn das nur so leicht wäre!“

„Warum? Ein vermögender Mann wie Sie, noch in seinen besten Jahren?“



Rumänische Riesen-Welse, gefangen in der Donau bei Galatz.
Die Fische werden bis 2 m lang und bis 250 Pfund schwer.

Phot. Max Wipperling.



Rumänisches Bauernleben: Einfache Maismühle zum Handgebrauch.

Phot. Max Wipperling.

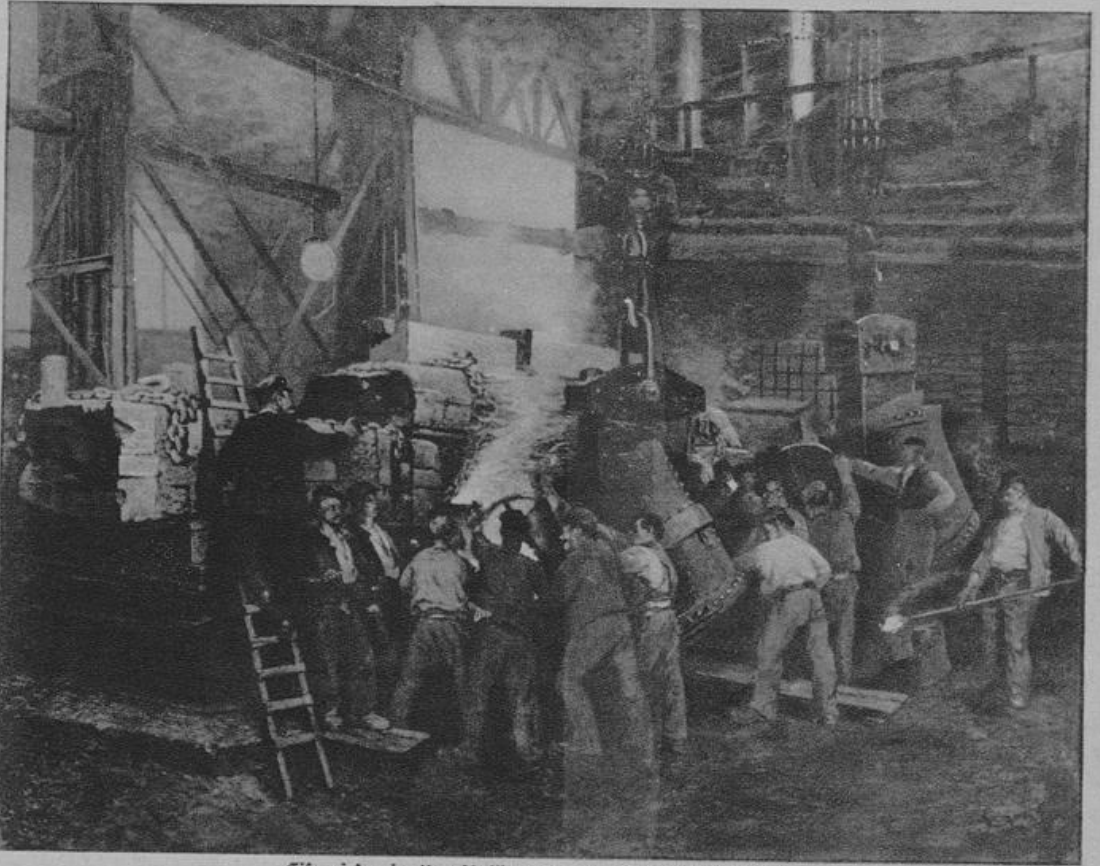
„Ja, wer sich auf die Frauen versteht? Auch dazu hatte ich niemals Zeit. Das ist eine ganze Wissenschaft für sich.“
 „Neulich dachten Sie doch ganz anders über diesen Punkt.“
 „Seit neulich habe ich auch meine Erfahrungen vermehrt.“
 „Darf ich fragen, wie so?“
 „Kennen Sie Fräulein Inge Salten?“ war die Gegenfrage.
 Egon sah Reinhard bestürzt von der Seite an. Sollte er ahnen? Aber das war ja unmöglich. So antwortete er denn:
 „Ja. Warum?“
 „Sehen Sie, Herr Oberingenieur, das ist die Frau, die ich brauche. Schön, so kann sie das Haus repräsentieren, das ich machen möchte,

zogen wird?“ — Er blickte zur Seite auf Egon. Beide Augenpaare begegneten sich. Und Reinhard las in dem Gesichte des andern Mannes ohne Worte, was er wissen wollte.

„O,“ sagte er halb verblüfft und halb mißbilligend, „Sie sind es also? Wie war bei Ihnen nur so ein Mißgriff möglich?“

„Herr Reinhard!“

„Fahren Sie nicht auf, hören Sie ruhig auf einen älteren Mann, der Sie in der kurzen Zeit seiner Bekanntschaft aufrichtig schätzen gelernt hat. Ich spreche jetzt nicht als Nebenbuhler, ich betrachte die Sache ganz objektiv als mitfühlender Mensch. Was wollen Sie mit einer schönen Frau? Sie brauchen eine Frau, die Sie liebt! Dazu braucht



Eisengießerei. Von A. Montan †. (Erstveröffentlichung.)

Der Künstler, dessen Bilder wie hier bringen ist im Krankenhause zu Rath nach schwerer Operation verstorben. August Montan stammte aus Schweden, war aber ständig in Düsseldorf ansässig. Seine Kunst lag in der Wiedergabe materischer Innenräume, denen er durch die Lichtwirkung eigene Reize abgewann. Zahlreiche Werke dieser Art hat er in stetiger Arbeit geschaffen.

Hug, so wird sie mir keine Feinde machen, falls, so brauche ich keine Furcht zu haben, daß sie sich jemals verliebt. Und dann ist sie ein armes Mädchen, hat zu Hause die Entbehrungen kennengelernt und würde mir also immer Dank wissen. Das alles habe ich mir gesagt und habe bei ihr um die Hand angehalten.“

„Und man darf Ihnen Glück wünschen, Herr Reinhard?“

Reinhard wehrte ab.

„Nein. Sie hat mir einen glatten Korb gegeben. Das hat mich sehr gewundert. Sie muß also noch einen andern in petto haben, der ihr materiell ebenso lieb ist, denn aus andern Gründen heiratet dieser Typus Schönheit nicht. Nachher ist denn auch der Vater gekommen und hat mich noch um einige Wochen Bedenkzeit gebeten. Haben Sie vielleicht eine Ahnung, wer der Glückliche sein könnte, der mir vorge-

man bloß einmal eine halbe Stunde mit Ihnen gesprochen zu haben, um das zu wissen. Also überlassen Sie mir Fräulein Salten!“

„Woher wissen Sie denn, daß mich Fräulein Salten nicht liebt?“

„Ganz einfach,“ entgegnete Reinhard mit einem forschenden Blick, „weil sie nicht lieben kann. Es gibt solche Menschen, ich weiß es von mir selber. Es ist unecht, von ihnen etwas zu verlangen, was ihnen die Natur versagt hat. Ich rate Ihnen nochmals, Herr Oberingenieur, treten Sie zurück, Sie machen sich und die Dame unglücklich, und sich am meisten.“

„Sollte nicht etwas Eifersucht aus Ihnen sprechen, Herr Reinhard?“ fragte Egon spöttisch. In seinem Kopfe ging es ihm wie ein Mühlrad um. Was er immer an Inge besonders geschätzt hatte, war ihre Wahr-



„Alter Kupferschmied.“ (Motiv aus Horn in Lippe.)

Von A. Montan. — Erstveröffentlichung.

heitsliebe, ihre unbedingte Ehrlichkeit. Und nun hatte sie ihm so Wichtiges verschwiegen!

„Ich eifersüchtig?“ fragte Reinhard erstaunt. „Doch eher Sie, der Sie der Begünstigte von uns beiden sind. Mir liegt Eifersucht völlig fern. Ich bin ganz unfähig, so etwas zu empfinden. Ich vernagete mir nicht die Welt mit Phantasien. Ich rate Ihnen nur freundschaftlich: verzichten Sie! Für Sie blüht anderes. Stürzen Sie sich nicht in unnatürliche Verhältnisse!“

„Sie müssen mir gestatten, mein Herr, meine Verhältnisse nach meinem eigenen Ermessen zu gestalten,“ entgegnete Egon kalt, zog den Hut und ließ den andern stehen.

„Ich muß vor allen zu Inge und sie zur Rede stellen,“ ging es

Da konnte er nicht anders, als in herzlichem Tone erwidern: „Ich danke dir, mir geht es immer gut, wenn ich dich sehe. Aber meine arme Mutter ist leider gestorben.“

Sie warf einen Blick auf seinen Arm, mit dem Trauerflor und verzog ihr Gesicht sofort in ernste Beileidsfalten:

„Mein herzlichstes Beileid! Hoffentlich war der Tod sanft?“

Egon erzählte ihr ohne Erwähnung der näheren Umstände von der Sterbestunde. Sie hörte scheinbar mit großem Interesse zu. Aber sie dachte in der Zeit: er hat irgend etwas gegen mich auf dem Herzen, sonst würde er mich viel herzlicher begrüßt haben! Seine Erzählung berührte sie fremd und kalt. Und sie sagte es ihm denn auch:

„Sei mir nicht böse, Egon, daß ich das alles nicht begreifen



Von der englischen Angriffsfrente im Westen:
Abtransport gefangener Engländer durch eine zerstörte Ortschaft des Kampfgebietes vor Arras.

BUPA

ihm durch den Kopf. — Er hatte sie nunmehr einige Tage nicht gesehen, und während dieser Zeit hatten alle Zweifel, die sich so lange verstreut hielten, Gelegenheit gehabt, in ihm zu wirken. Aber als er sie nun erblickte, erwachte auch sofort der Hauber, den sie auf ihn ausübte, in ungeschwächter Kraft. Vergessen waren die Vorwürfe, welche er ihr machen, die Fragen, welche er an sie stellen wollte. Sie stand vor ihm, der blühende Sommer selbst, und ihre Freude über seine Rückkehr war so aufrichtig, daß er es nicht über das Herz bringen konnte, streng mit ihr zu reden. Mit zärtlichen Blicken überflog er ihre schlante Figur, das schöne Gesicht und das goldene Haar, dessen reiche Fülle keine Kunst brauchte. Er hatte sie schon von weitem kommen sehen und ihren königlichen Gang bewundert, den keine andere Frau, die er kannte, besaß. Nun stand sie vor ihm und mit leuchtenden Augen sagte sie: „Guten Tag, Egon! Wie geht es dir?“

kann, aber es liegt wohl an meiner Jugend. Ich glaube, ich könnte niemand sterben sehen, selbst meine Eltern nicht; es wäre mir zu furchtbar. Ich vertrage einfach den Anblick des Todes nicht, er macht mich krank!“

„Was ist sie doch für eine Egoistin!“ dachte er.

„Wenn ich aber schwer krank wäre, Inge?“

„Das ist doch etwas anderes, Egon. Das Verhältnis zwischen Frau und Mann ist ja doch etwas anderes — es muß etwas ganz anderes sein.“

Sie sagte es grüblerisch und betonte unwillkürlich das Muß.

„Aber was wollen wir uns beide mit solchen Dingen quälen!“

„Du hast recht,“ lachte Egon gezwungen. „Sage mir lieber, was du in diesen Tagen getan hast?“

„Bist du eifersüchtig?“ fragte Inge mit einem toletten Blicke.

(Fortsetzung folgt.)

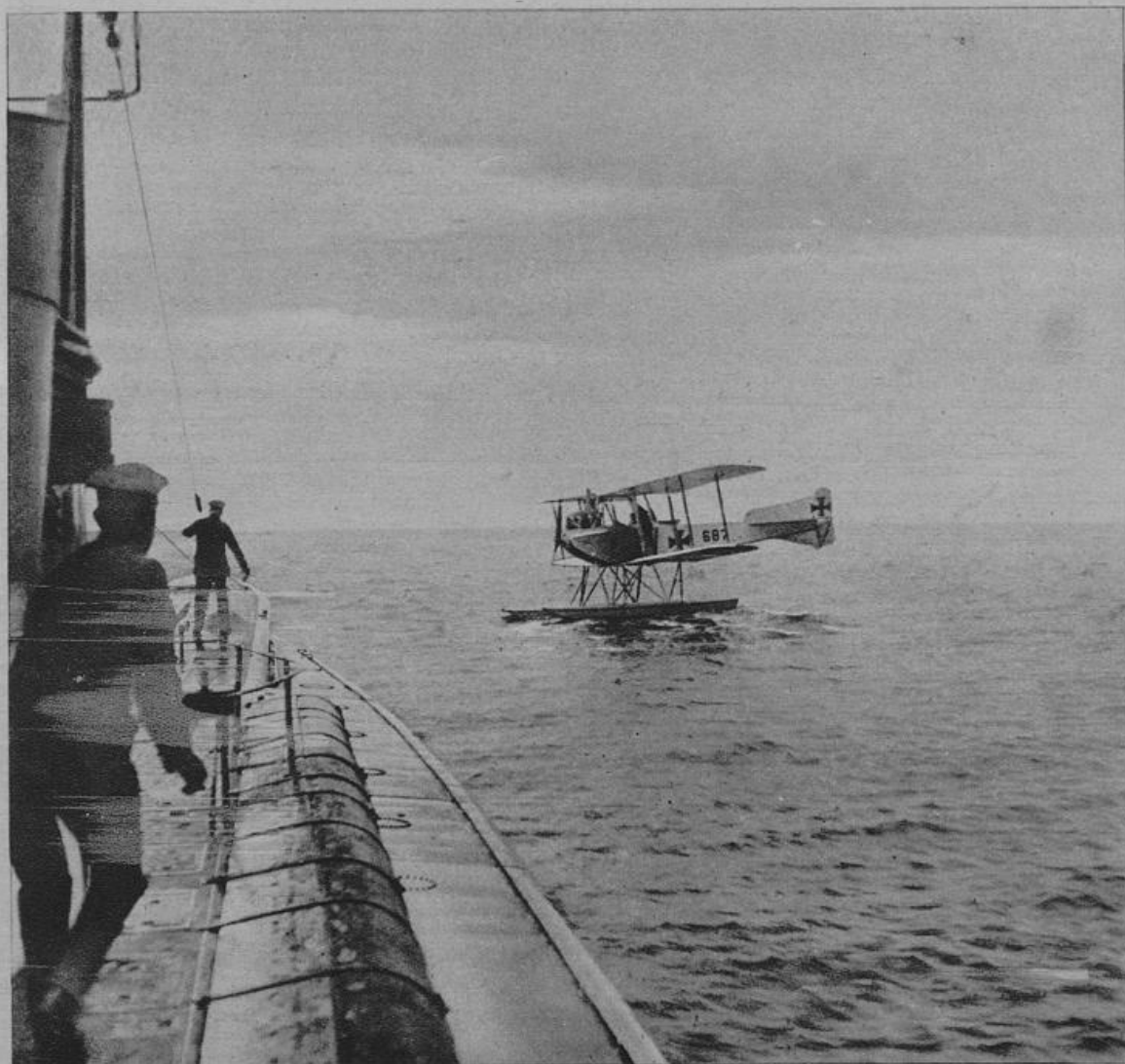
Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 23.

Düsseldorf, 9. Juni

1917.



Deutsches Wasserflugzeug begegnet einem deutschen U-Boot auf hoher See.

BUFA.

Arme Schönheit.

Roman von Otfried von Hanstein.

• Copyright 1916 by Carl Duncker, Berlin.

8. Fortsetzung.

Rannst du in den Spiegel sehen und es mir dann noch verargen, wenn ich es bin?" fragte Egon zurück und sah Inge mit brennenden Augen an.

Sie lachte geschmeichelt. Es klang wie das behagliche Schnurren einer kleinen Maientaube.

"Du solltest mich zu gut kennen, um eifersüchtig zu sein."

"Gewiß. Aber unsere Gefühle sind stärker als unsere Abfertigung."

"Bei mir nicht!"

"Ich weiß das. Und doch wirst du bei all deiner Klugheit begreifen können, daß ich eifersüchtig bin, sogar auf das, was vor mir war!"

Sie blinnte bestrebt zu ihm auf.

"Was vor dir war? Vor dir war nichts!"

"Du bist viel unworben worden?"

Inge dehnte sich behaglich.

"Ich habe es dir ja erzählt. Aber es waren lauter Menschen hier aus der Stadt. Kein fremder Prinz darunter. Bis du kamst!"

"Und seit ich dich kenne, Liebste, ist nicht — ist nicht noch ein fremder Prinz gekommen?"

Inge stuzte leicht. Sollte er von Reinhard wissen und davon, daß sie schließlich ihre Eltern um einige Wochen Bedenkzeit gebeten hatte? Aber nein, das war ja Unsinn! Ob sie es ihm erzählte? Würde sie damit nicht Gefahr laufen? Und selbst wenn nicht, wäre es doch unklug, seine Eifersucht, die sie schon als eine Fessel peinlich empfand, noch zu verschärfen.

So schüttelte sie denn lächelnd den Kopf.

"Nein! Wie du nur so fragen kannst!"

Er wurde sehr bleich und empfand in seinem Herzen einen schmerzhaften Stich über ihr doppeltes Spiel.

"Kein einziger fremder Prinz, Inge?"

"Nein!"

"Inge du lägst!"

Da war es, was sie dunkel gefürchtet hatte. Mit einem Satz war sie auf den Füßen.

"Wie darfst du es wagen, in solchem Tone mit mir zu sprechen!" rief sie in heller Entrüstung. Sie war rot geworden bis unter die Haarwurzeln.

"Ich spreche mit dir nicht anders, als du es selber verdient hast," sagte er sehr blaß aber unbeugsam. "Oder kannst du mir versichern, daß Reinhard mich belogen hat?"

Jetzt wich auch ihre Röte der Blässe. Langsam senkte sie den Kopf. "Wenn er mit dir darüber gesprochen hat, dann muß er dir auch gesagt haben, daß ich ihm einen Korb gegeben habe!"

"Das hat er gesagt," antwortete Egon.

"Nun also?" rief Inge. Sie hob wieder das Haupt und er sah in zornsprühende Augen. Ein häßlicher schiefer Zug um den Mund entstellte ihr schönes Gesicht.

"Das ist ganz gleich," sagte Friedrich langsam. "Es wäre trotzdem deine Pflicht gewesen, mir nach dem, was zwischen uns im Gange war, auch von dieser Werbung genau so zu erzählen, wie von all den anderen, ja noch hundertmal mehr. Ohne unbedingtes Vertrauen gibt es keine glückliche Ehe, Inge."

"Wenn ich aber diese ganze lächerliche Sache nicht für so wichtig hielt, um sie überhaupt in unsere Gespräche zu mischen, Friedrich?"

"Sie kann dir doch unmöglich ganz lächerlich gewesen sein."

"Warum nicht?"

"Weil du doch sonst kaum deine Eltern um einige Wochen Bedenkzeit gebeten hättest."

Inge wurde noch bleicher. Also auch das hatte ihm Reinhard erzählt. Als die verwandte Natur, die sie war, durchschaute sie das

* Dieser in englischer Fassung vorgeschriebene Vermerk ist unerlässlich, um den unbefugten Nachdruck unseres Romans in den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu verhindern.
Die Redaktion.

ganze Spiel Reinhard's oder glaube, es zu durchschauen; und zugleich fühlte sie immer deutlicher, was sie die ganze letzte Zeit nur geahnt hatte; daß Friedrich trotz seiner Liebe langsam zwar, aber unaufhaltbar von ihr wegglied, die ihn so sicher zu halten geglaubt hatte. Ihre Naturen stießen sich immer wieder ab. Ein ihr ungewohnter Zustand der Schwäche überkam sie, und sie mußte für eine Sekunde die Augen schließen.

"Das war doch lediglich ein kleines Zugeständnis, das ich meinen Eltern machen mußte," sagte sie matt. "Meine Eltern waren immer so auf meine Versorgung bedacht. Du kennst sie ja aus meinen Schilderungen zur Genüge. Du mußt das doch einsehen, Friedrich."

Ihre Stimme war leise und tonlos geworden.

Friedrich blieb fest.

"Das alles entschuldigt dich nicht."

Aber Inge hatte sich schon wieder gefunden. Sie erhob das schöne Haupt und sah ihn kalt und abweisend an.

"Ich habe nicht nötig, mich zu entschuldigen. Noch bin ich Herrin meiner Handlungen und habe über sie keinem Menschen Rechenschaft zu geben. Auch dir nicht, Friedrich. Und ich will immer Herrin meiner Handlungen sein. Versteht du mich?"

"Ich verstehe dich," antwortete er mit gesenktem Kopf.

"Adieu, Friedrich!"

Und sie ging mit dem Stolz einer Königin von dannen, ehe er eine Bewegung machen konnte, um sie aufzuhalten.

14. Kapitel.

"Ich habe schon lange nicht das Vergnügen gehabt, dich bei mir zu sehen, Hilde."

Inge versuchte unter einer leichten Ironie die Verlegenheit zu verbergen, in welche der unerwartete Besuch sie versetzte. Ihre Freundschaft mit Hilde Freitische war immer nur die Gelegenheitsfreundschaft einer kleinen Stadt gewesen und hatte niemals einen wärmeren Charakter angenommen. In der letzten Zeit zumal war der Verkehr ganz und gar eingeschlafen, und Inge sagte sich mit richtigem Instinkt, daß Egon Friedrich's Zuneigung zu ihr das vielleicht veranlaßt haben könnte.

Die beiden Mädchen nahmen einander gegenüber Platz und musterte sich, wie das Frauen immer zu tun pflegen. Inge dachte: sie wird alle Tage hübscher. Wenn sie sich nur ein bißchen geschmackvoller kleideten, würden ihr jetzt schon die Männer auf der Straße nachsehen. Aber sie ist doch ein wenig gar zu kleinstädtisch. Hilde sah auf Inges feine, schlanke, wohlgepflegte Hände, dann glitt ihr Blick aufwärts zu deren heute etwas bleichem Gesicht und betrachtete es mit aufrichtiger, schwerer mütiger Bewunderung. Nein, sie war wirklich schön wie ein Bild. Es war Egon nicht zu verdenken, daß er über dieser Rose ein bescheidenes Weichen wie sie vollkommen über sah.

"Was hast du in letzter Zeit erlebt, Hilde?"

"Wenig genug, Inge. Du weißt ja selbst, was man bei uns erleben kann. Meine Eltern sind verreist, und so ruht denn die Last des Hausstandes ein wenig schwer auf meinen Schultern. Ich bin das ja nicht recht gewöhnt, und du kennst ja Gustav. Er ist ein ziemlich anspruchsvoller Hausherr. Trude kann sich heute bereits zu ihm gratulieren."

"Sind er und Trude sich denn schon vollkommen einig?"

"Das weißt du nicht? Ich glaube, sie hätte es dir bereits erzählt. Ja, sobald er den ersten selbständigen Auftrag erhält, soll ihre Verlobung veröffentlicht werden."

"Man verliert noch immer sehr genug seine Freiheit," sagte Inge und roch an einem kleinen Blumenstrauß, der neben ihr auf einem kleinen Tischchen stand.

"Und was tauscht man dafür ein? Eine Abhängigkeit, die sich schlimmstenfalls das Ansehen der Liebe gibt."

„Schlimmstenfalls?“

„Ja, schlimmstenfalls. Das sind die unangenehmsten Männer, die uns lieben. Sie sind unsere Tyrannen, sie möchten uns keinen eigenen Gedanken mehr lassen, sie möchten das letzte Quentchen Freiheit in uns erküden — und das alles rechtfertigen sie damit, daß sie uns lieben!“

Ihre Stimme hatte sich unwillkürlich erhoben, als schleuderte sie diese Vorwürfe einem Anwesenden ins Gesicht.

„Du sprichst so erregt, Inge, als sei es eigene Erfahrung, die dir so heftige Worte eingibt.“

Inge nickte heftig.

„Ist es auch! Solltest du nicht wissen —?“

Einen Augenblick zauderte Hilde. Konnte sie es rechtfertigen, wenn sie, die grade hierher gekommen war, um sich mit Inge auseinanderzusetzen, jetzt noch weiter die Unwissende spielte? Nein, sie wollte ehrlich sein!

„Ich weiß es, Inge.“ — „Ich hätte mir nicht denken können, daß seine Freunde gar nicht unterrichtet sein sollten.“

„Er hat zu uns nie davon gesprochen; wirklich nicht, Inge.“

„Das glaube ich gern. Aber man merkt ja so etwas.“

Einige Minuten herrschte Stillschweigen, dann begann Hilde wieder schüchtern, ohne Inge dabei anzusehen:

„Er ist ein herrlicher Mann, nicht wahr, Inge!“

Inge schüttelte den Kopf.

„Das kommt ganz darauf an, liebes Kind, was du darunter verstehst. Er ist ein begabter Mann, er ist ein ehrlicher Mann, aber er ist ein höchst unbequemer Mann, wenn er liebt. Es ist ein zweifelhaftes Glück, von ihm geliebt zu werden.“

„Inge!“ — „Ich weiß, was ich dir sage. Er gehört zu jenen Menschen, die uns gefallen, solange sie uns nicht lieben, und die uns furchtbar werden, sobald sie uns lieben. Dann möchten sie uns jeden Gedanken ausaugen, der nicht ihnen gehört, und sind auf den Schatten an der Wand eifersüchtig. So ist Egon Friedrich.“

„Ob nicht alle Menschen, zum mindesten aber alle Männer so sind, wenn sie lieben, Inge? Ein Mann, der nicht so ist, liebt wohl auch nicht mit seinem Herzen.“

Inge lachte kurz.

„Mag sein, daß du recht hast. Dann ist aber die Liebe überhaupt nicht etwas zu Wünschendes, sondern etwas zu Fürchtendes!“

„Aber Inge!“

„Nun siehst du mich ganz entsetzt an. Und ich sage dir doch meine aufrichtige Ansicht.“

„Sei mir nicht böse, Inge, aber wenn du wirklich so, wie du sagst, denkst, dann bist du einer solchen Liebe auch nicht wert.“

Inge blickte erstaunt auf, als solche Worte an ihr Ohr schlugen. Der leidenschaftliche Ton von Hildens Stimme, die ihre Selbstbeherrschung verloren hatte, ihr flammendes Antlitz enthüllten Inge das so lange sorgfältig bewahrte Geheimnis. Sie war maßlos erstaunt, und als Hilde atemlos schwieg, sagte sie nur kurz und boshaft:

„Du aber, Hilde, wärest einer solchen Liebe wert, nicht?“

Der Schuß traf die Angegriffene ins Herz. Ihre Röte machte einer tiefen Blässe Platz, aber sie fand keine Worte der Erwiderung.

„Also, du liebst ihn, Hilde, nicht? Ich hätte es mir denken können. Und du empfindest also alles das, was du bei mir mit solchem Abscheu vernimmst! Weißt er darum?“

„Aber Inge!“

„Nein, er weiß nicht darum. Zu so hinterlistigem Kampfe warst du zu anständig. Du bist einfach in dein Kämmerlein gegangen und hast da von deiner Liebe geträumt. Nicht?“

Und als Hilde noch immer schwieg, fuhr sie halb traurig, halb spöttisch fort:

„Es ist doch merkwürdig, daß ich nichts von all dem empfinden kann, was du da in so begeisterten Worten gepredigt hast. Ich muß doch ein sehr armseliges Geschöpf sein.“

Hilde machte eine Bewegung, aber Inge ließ sich nicht stören.

„Du mußt aber nicht glauben, daß ich gelogen, daß ich Gefühle geheuchelt habe, deren ich nun einmal nicht fähig bin. Ich habe dem von dir geliebten Manne nichts anderes entgegengebracht als eine ernsthafte Wertschätzung. Und er war damit zufrieden.“

Sie war zum Fenster getreten und blickte nachdenklich hinaus.

„Oder richtiger, er schien damit zufrieden zu sein. Seit einigen Tagen aber weiß ich, daß er es auch nicht ist. Ich will dir gegenüber ehrlich sein: du hast gesiegt, ohne zu kämpfen!“

„Inge!“ —

„Ich mache dir keinen Vorwurf. Du hast mir gegenüber anständig gehandelt. Du hast dich zurückgehalten, solange du dazu fähig warst, und als du jetzt nicht mehr dazu fähig warst, bist du hierher gekommen, mir einen ehrlichen Krieg zu erklären. Aber es ist nicht notwendig, der Krieg ist entschieden, ehe er geführt ist.“

Beide schwiegen nach diesen Worten. Plötzlich wendete sich Inge jäh um.

„Sieh einmal, wer ist das?“

Hilde sah hinaus.

Egon kam die Straße entlang. Mit gesenktem Haupt und tief in Gedanken. Vor dem Hause, in dem Saltens wohnten, schien er noch einmal zu zögern. Dann trat er ein.

Hilde sah Inge an. Diese verstand sie.

„Nein, ich habe dich nicht belogen,“ sagte sie mit melancholischem Lächeln. „Es kann sich nur noch um eine letzte Aussprache handeln.“

„Aber er darf mich doch unmöglich bei dir treffen, Inge. Und wenn — ich bin nicht in dem Zustande, ihm jetzt gegenüber zu treten!“

„Ja, was machen wir da? Das Haus kannst du doch unmöglich verlassen!“ Sie öffnete die Tür zum Nebenzimmer. „Tritt inzwischen hier ein!“

„Aber ich kann euch doch unmöglich belauschen.“

„Du könntest dann durch dieses Nebenzimmer ins Freie. Aber —“ und wieder hob Inge das so lange gesenkte Haupt in altem Stolz — „es ist mir so sehr lieb, wenn du zuhörst. Ich habe nichts zu verbergen.“



Großstadtkinder in Ostpreußen:
Eine lustige Frühstücksgesellschaft.

Phot. A. Semeder.

Aber nun mach rasch und verspare dir das Überlegen auf ein anderes Mal, sonst ist es zu spät!"

Egon Friedrich hatte sich entschlossen, noch einmal Inge aufzusuchen. Er entschloß sich zu einem letzten Kampfe um das, was er für sein Lebensglück hielt, aber er fühlte es bereits dunkel, daß es ein Verzweiflungskampf sei, in dem ihn der Sieg vielleicht mehr kosten würde als die Niederlage.

Inge empfing ihn mit einer weichen Güte, die er an ihr nicht gewohnt war, und die ihn überraschte und verwirrte. Er ahnte nicht, daß es die Weichheit der Entfugung war; sie erschien ihm zugänglicher als jemals.

Sollte sie vielleicht ihre Handlungsweise bereuen? Inge ihrerseits dachte an die nebenan laufende Hilde und wollte auch alles vermeiden, was, wie sie fühlte, zwecklose Aufregung für sie im Gefolge haben könnte. Sie forderte ihn freundlich auf, Platz zu nehmen und blidte ihn ruhig fragend an.

"Ich bin gekommen, Inge, um mich noch einmal mit dir auszusprechen," stammelte er verlegen.

"Es ist nicht nötig, Friedrich," wehrte sie mit einer kühlen Geste ab. "Wir haben diese Wochen in einer natürlichen Täuschung gelebt. Du hast verständlicherweise Eigenschaften in mich hinein gedichtet, die ich nicht besaß, und mein Fehler war, daß ich glaubte, du würdest dich mit der Zeit daran gewöhnen, mich so zu lieben, wie ich wirklich bin. Das war nicht richtig von mir. Früher oder später mußtest du dich von mir lösen, das hätte ich wissen müssen. Und dann habe ich dich — ich sehe das jetzt ein — in einer häßlichen Weise hintergangen, die dich abstoßen mußte. Das war meine Schuld. Verzeihe sie und behalte mich darum nicht in schlechter Erinnerung!"

Hatte Inge, in Gedanken an die nebenan sitzende Hilde geglaubt, auf diese Weise ein ruhiges Auseinandergehen anzubahnen, so hatte sie den falschen Weg eingeschlagen. Purpurrote bedeckte das Antlitz des vor ihr sitzenden Mannes, und sein Atem ging schwer. Seine ganze Leidenschaft erwachte wieder, als er das schöne Weib so unerwartet

sanft fand, anstatt, wie erwartet, trotzig, und seine Hoffnung auf neues Glück lohnte riesenhoch wieder empor.

"Schreibe dir nicht alle Schuld zu," rief er leidenschaftlich, "wo sie doch ganz und gar mich trifft! Ich hätte nicht von dir verlangen dürfen, was nicht in deiner Natur lag, ich hätte dich lieben müssen, wie du bist, oder hätte dir niemals von Liebe sprechen dürfen. Verzeihe mir, Inge!"

"Ich verzeihe dir," sagte Inge sanft. "Und nun geh, und ich wünsche dir ohne Zorn diejenige Frau, die wirklich für dich bestimmt ist."

"Wie, du schickst mich fort?" fragte der Mann ganz verwirrt. "Du verzeihst mir meine Torheit und du stößest mich zugleich von dir? Du willst mir nicht gestatten, meine Schuld an dir wieder gut zu machen und dir zu beweisen, daß ich deiner nicht so ganz unwürdig bin?"

Inge blickte unruhig nach der Tür zum Nebenzimmer. Was mußte Hilde empfinden?

"Nein," schüttelte sie abwehrend den Kopf, "es hätte so gar keinen Zweck, Friedrich. Wir würden uns heute wieder versöhnen, und nach einigen Wochen würde das alte Spiel wieder von neuem beginnen. Wir dürfen das uns nicht zuleide tun."

Aber ihre abwehrende Ruhe riß den Mann nur um so mehr mit sich fort.

"Du hast recht, Inge," rief er, mehr in ihrem Banne als jemals. "Aber du vergißt das eine, was alle Abgründe überbrückt, du vergißt, daß ich dich liebe."

Sie lächelte ängstlich.

"Du liebst mich ja gar nicht, Friedrich! Du liebst eine schlante Figur und ein hübsches Gesicht, und du redest dir immer wieder ein, das wäre ich! Aber ich bin ganz anders, und

mich kannst du nicht lieben!" — Da war, ehe ihre ängstliche Bewegung es hindern konnte; der Mann neben ihr auf die Knie gesunken und umschlang sie. Sie versuchte aufzustehen, sich von ihm zu befreien, aber er hielt sie wie ein Verzweifelter fest.

"Inge!" flüsterte er heiß. "Du, nur du bist die schönste und herrlichste unter den Frauen! Was sind all die anderen neben dir? Die Sterne müssen verblassen, wenn die Sonne unter sie tritt! So bist du



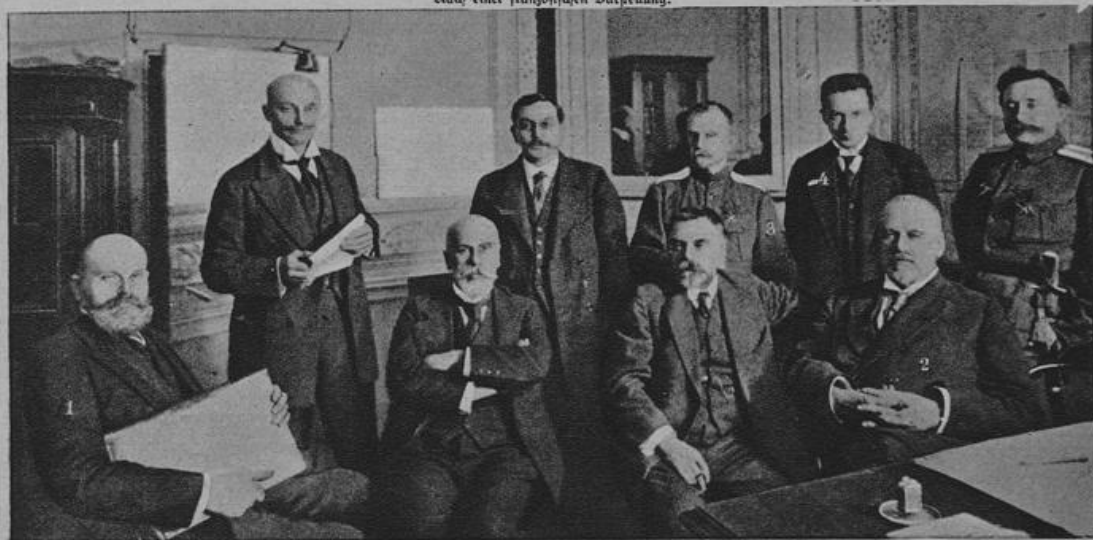
Königin Ranavalona von Madagaskar †.

Die ehemalige Königin von Madagaskar ist an Embolie verstorben. Der Tod dieser durch Frankreich ihres Thrones beraubten Königin ruft die Blutarbeit des französischen Heeres auf Madagaskar wach. Unter nichtigen Vorwänden hat die Republik die Madagassen in den Jahren 1885 und 1895 unterjocht und dem friedlichen Volke seine Freiheit genommen. Die Königin wurde nach Algier in die Verbannung geschickt. Von da aus hat sie auch Paris besuchen dürfen, wo ein großer Pomp entfaltet wurde, der jedoch nur darauf berechnet war, dem neugierigen Straßenpublikum eine Augenweide zu bieten.



Eine nach französischer Auffassung beunruhigende Gestalt in der russischen Revolution.

Der Vertreter Georgiens, Tschedsse, hält als Vorsitzender des ausführenden Rates der Arbeiter und Soldaten in der Kaserne der Seesoldaten eine Rede.
Nach einer französischen Darstellung.



Bekannte Männer der russischen Revolution:

1. Fürst Lwow, 2. Rodzianko, 3. Oberst Engelhart, 4. Kerenski.

in mein Leben getreten. Ich liebe alles an dir! Dein schönes Gesicht, und dein herrliches Haar, dessen Goldglanz nirgends auf Erden seinesgleichen hat! Ich liebe deine hohe Gestalt und ihren stolzen Gang. Ich fühle es, ich werde auch deine Fehler lieben lernen, denn es sind ja keine Fehler, es sind Dinge, die genau so zu deiner Natur gehören wie deine Schönheit. Stoße mich nicht von dir, weil ich dich nicht gleich verstanden habe!"

Inge dachte nicht mehr an Hilde. Die Leidenschaft des Mannes ging über sie hin wie ein Sturzstrom, riß sie mit sich fort und ließ sie noch einmal mit dem Gefühl an das glauben, was ihr Verstand ihr als falsch bewiesen hatte.

"Friedrich!" flüsterte sie zitternd.

"Inge!" kam es zurück. Und er erhob sich und preßte seine Lippen heiß auf die ihren.

In diesem Augenblick ertönte aus dem Nebenzimmer ein lauter Schrei. Friedrich fuhr zurück. Inge riß sich, bis in die Lippen blaß geworden, von ihm los, und eilte ins Nebenzimmer.

Die Tür zum Korridor stand weit offen. Hier mußte Hilde geflohen sein.

Inge stürzte auf den Korridor. Er war leer. Eben hörte man unten die Haustür laut zuschlagen. Inge kehrte zu Friedrich zurück und lehnte sich ans Fenster. Unten sah sie Hilde wie wahnsinnig über die Straße eilen. Ein mitleidiges und zugleich bitteres Lächeln huschte über die Lippen der Herabblidenden. Der Traum war zerronnen. Sie sah wieder das Leben, wie es wirklich war. Was mußte die arme Hilde nicht alles in den wenigen Minuten gelitten haben! Und wofür? Für einen Wahn. Inge blickte auf den Mann an ihrer Seite, und es erschien ihr unbegreiflich, wie sie sich noch eben hatte so fortziehen lassen können. Nein, er verstand sie nicht, und wenn er sie verstand, was war dadurch gebessert? Es würde nur ein ewig unglückliches Leben geben, wenn der Raub der Honigmonde erst verlossen wäre. Nein! Nicht nachgeben, das Leben, wenn es sein müßte, auch ohne Liebe, fest in der Hand behalten! Der erregte Mann wich vor dem kalten Blick zurück, mit dem sie ihn ansah. Einige Minuten schwiegen beide. Dann sagte Inge ruhig:

"Nein, Friedrich! Was sollen wir uns unnötig täuschen? Wir passen nicht zu einander und wir wollen es doch dabei in aller Freundschaft sein Bewenden haben lassen."

Ein lauter Donner erdröhnte, der die Stadt erbeben machte. Die Leute stürzten aus den Häusern auf die Straße.

"Der Tunnel!" rief Friedrich. Und er erzählte Inge von den Dynamitpatronen, die am Nachmittag entzündet werden sollten. Inge sah ihn an, sah auf das leere Nebenzimmer, und eine furchtbare Ahnung stieg in ihr auf.

"Hilde war hier im Nebenzimmer, Friedrich. Sie hatte mich besucht und wollte nicht von dir gesehen werden. Sie hat alles gehört!"

"Die beiden Menschen blickten sich fragend in die Augen, und die furchtbare Ahnung wurde in beiden gewiß."

"Herr Friedrich," sagte Inge mit tonloser Stimme, "das Spiel ist aus, und ich bin der Meinung, daß wir es schon zu lange gespielt haben. Wenn Sie wirklich ein Herz in der Brust besitzen, ist jetzt ihr Platz bei der Frau, die Sie liebt."

Und mit einer kalten Verbeugung ging sie.

Egon Friedrich sah ihr einen Augenblick wie abwesend nach. Dann ergriff er seinen Hut und stürzte hinaus.

15. Kapitel.

Unsaugbare Gefühle gingen in Hilde vor, als sie so im Nebenzimmer, ohne eingreifen zu können, der Auseinandersetzung zwischen Inge und Egon als unfreiwillige Zeugin beizuhören mußte. Voller Hoffnungsfreude war sie dem Anfang der Unterhaltung gefolgt. Ihr Gespräch mit Inge belebte alles in ihr wieder, was in der ersten Zeit der Zuneigung Friedrichs zu Inge schon traurige Ergebung in ein unvermeidliches und schweres Schicksal gewesen war. Ihre reine Liebe zu Egon sagte wieder Mut, als sie so zusammenbrechen sah, was sich wie ein unüberwindliches Hindernis zwischen sie und den Geliebten stellte. Gewiß, der Himmel hatte ihre Gebete erhört, er wollte sie dafür belohnen, daß sie ohne selbstfüchtige Hintergedanken dem Wohle des von ihr geliebten Mannes zu dienen entschlossen war.

Und in diese hoffnungsfreudige und glückliche Stimmung hinein schlug wie ein Donner die Leidenschaft, mit der Egon Friedrich Inge besüßte, alles zu vergessen und seine Liebe zu erhören. Hildes Hoffnungen brachen mit einem Schlage jäh zusammen, und eine tiefe Trostlosigkeit demüchtigte sich ihrer, die mit jedem Worte, das sie vernahm, an Traurigkeit gewann.

Mit unnatürlicher Ruhe war sie weitvorgebeugten Leibes der Steigerung des Gesprächs gefolgt. Dann machte sich ihre tief-schmerzliche Erschütterung in jenem lauten und herzzerreißenden Schrei Luft, der Inge im Nebenzimmer erbeben machte.

Aber kaum hatte sie ihn ausgestoßen, als auch schon ihr Selbstbewußtsein zurückkehrte. Hatten die Beiden ihren Schrei gehört? Sie mühten es wohl, denn mit einem Male herrschte bestürzte Ruhe im Nebenzimmer. Mit Windeseile jagten sich die Gedanken in Hildes Kopf. Jetzt würden sie hereintreten, sie sah schon das triumphierende Gesicht Inges und das mitleidige Egon Friedrichs vor sich. Nein, nur das nicht, nur kein Mitleid, das schlimmer ist als Haß. In Scham und Verzweiflung riß sie die Tür auf, eilte die Treppe hinunter und flog wie eine Wahnsinnige über die Straße.

Wohin rannte sie? Sie hätte es selbst nicht zu sagen gewußt. Nur fort, fort von hier, wo ihr Herz eben die tiefste unheilbare Wunde empfangen hatte. Wohin, war ja so gleichgültig. Ihr war es, als wiesen die Leute auf der Straße bereits mit den Fingern auf sie. Das war also die Hilde, die alle ihre junge Liebe an einen Mann hing, der sich nichts daraus machte und nach einer anderen begehrte. Und sie rannte und rannte, sinnlos und mit hochroten Wangen, bis sie den forschenden Blicken der Leute entflohen war und sich unter den tausenden Wipfeln des Waldes allein mit ihrem Schmerz fühlte.

Da hielt sie einen Augenblick tiefaufatmend still, und die gewaltsame Erregung der letzten Stunde machte sich Luft in einem unaufhalt-samen Strome von Tränen. Was sollte sie überhaupt noch auf der Welt? Jung und warmherzig, hatte sie ihr ganzes Lebensglückogleich auf eine Karte gesetzt und das Leben hatte sich rauh und häßlich gegen sie entschieden. Das Herz tat ihr körperlich weh. Sie würde diese erste und schwerste Täuschung ihres Gefühls nie mehr überwinden können, sie würde nur noch als eine Gezeichnete, als eine am Leben Lebende durch die Menschen gehen.

Hilde hob ihr tränenüberströmtes Gesicht empor. Da fiel ihr Blick auf den Berg, durch den, wie sie von ihrem Bruder wußte, heute Nachmittag der Tunnel gesprengt werden sollte, um der Bahn den Weg frei zu machen. Wie eine erste Mahnung, wie von der Vorsehung berufen, winkte er ihr entgegen. Stand sie nicht mit ihren Gefühlen Egons Glüd im Wege wie dieser Berg der Bahn? Mit einem Streich, mit der Entzündung eines Streichholzes konnte sie beide Hindernisse aus dem Wege räumen und so im Tode noch dem Geliebten Gutes tun.

Hilde faßte mit beiden Händen ihren schmerzenden Kopf. Noch einmal sträubte sich die unter dem Schmerz glimmende Lebensluft ihrer Jugend gegen den furchtbaren Gedanken. Aber der Berg winkte, und besinnungslos, ganz hingegeben der wahnsinnigen Erregung des Augenblickes, stürzte Hilde hinauf.

Nun war sie an der Stelle angelangt, wo die Stollen in die harten Wände getrieben und die Dynamitpatronen hineingelegt waren. Wie harmlos sahen doch diese kleinen, zylindrischen Formen aus, und doch barg jedes in sich den unerbittlichen Tod? War denn das Leben anders? Gleich solcher Patrone sah es von außen unschuldig und harmlos aus und brachte doch Elend über jeden, der sich ihm unvorsichtig näherte.

Mit zitternden Händen strich Hilde ein Bündel Holz an, und hielt es an die Zündschnur. Als diese zu glimmen begann, stieß sie in einem Wiedererwachen der Vernunft einige Schritte zurück. Ein Donner ertönte, der ihr wie die Posaunen des letzten Gerichts klang. Sie erhob einen Schlag an die Schläfen und sank ohnmächtig zu Boden.

Ansichts der unerwarteten Explosion herrschte eine große und begreifliche Erregung in der Stadt. Die Bewohner stürzten aus ihren Häusern auf die Straßen und begegneten sich mit Fragen, die sie sich nicht beantworten konnten.

"Hast du auch den Donner gehört?"

"Ja, war es nicht entsetzlich? Es klang, als ob ein ganzer Berg zusammenstürzte. Solange ich lebe, kann ich mich nicht erinnern, jemals etwas Ähnliches gehört zu haben."

Ein Dritter, der dazu kam, lachte.

Wie kann man nur so hasenförmig sein! Habt ihr nicht gehört, daß heute der Eisenbahntunnel gesprengt werden sollte? Das ist eben die Sprengung gewesen. Da ist weiter keine Ursache, sich zu erschrecken; es ist die natürlichste und einfachste Sache von der Welt!

„Ja, aber es hieß doch, daß der Tunnel erst heute Nachmittag gesprengt werden sollte.“

„Willst du etwa der Wissenschaft Vorschriften machen? Vielleicht war eben jetzt Vormittag der Augenblick der Sprengung besonders günstig. Da haben ihn die Ingenieure benützt, ohne erst darauf zu warten bis ein hochverehrtes Publikum sich richtig in Positur gesetzt hatte.“

Auch um Friische, der auf dem Platz vor dem Büro stand und den

In diesem Augenblick lehrten die entsandten Arbeiter zurück.

„Die elektrische Vorrichtung ist vollständig in Ordnung, Herr Ingenieur. Es hat keine Entladung stattgefunden.“

Friische wurde eine Schattierung bleicher. Aber er bewahrte vollkommen seine Fassung.

„Es ist ja unmöglich,“ dachte er, „daß jemand so unvorsichtig gewesen sein kann. Wo wir doch so gewarnt haben.“ Und laut sagte er:

„Dann muß eine natürliche Entladung stattgefunden haben. Auch das ist möglich. Durch die herrschende Hitze kann das Gras in der Nähe so heiß geworden sein, daß seine Wärme ausreichte, um die Explosion einer empfindlichen Patrone herbeizuführen.“

Er wandte sich an die Arbeiter.



Aus dem besetzten Gebiet im Westen: Französische Zivilarbeiter auf dem Wege zur Arbeitsstätte.

Phot. Gebr. Saedel.

Arbeitern Befehle gab, die elektrischen Leitungen nachzusehen, drängten sich die Fragenden. Er begegnete allen Fragen mit heiterer Gemütsruhe.

„Nein, wir haben die Sprengung noch nicht vorgenommen, meine Herren. Wir hatten ja den heutigen Nachmittag dafür festgesetzt, und wir hätten schon im Interesse der Bürgerschaft unbedingt daran festgehalten.“

Ein beifälliges Gemurmel der Umstehenden folgte seinen Worten.

„Was ist aber dann geschehen?“ fragte einer.

„Das kann ich noch nicht mit Gewißheit sagen. Ein Unglücksfall ist jedenfalls nicht zu befürchten. Arbeiter waren nicht in der Nähe beschäftigt, und die Bürgerschaft war ja, wie Sie wissen, bereits seit langem gewarnt, sich in die Nähe der Sprengungsstelle zu begeben. Ich kann mir die Sache nur so erklären, daß durch irgend eine von uns nicht entdeckte Unordnung der elektrischen Vorrichtung die Entladung vorzeitig stattgefunden hat.“

„War einer von euch schon im Hotel, um nachzusehen, ob Herr Oberingenieur Friedrich zu Hause ist?“

Einer der Arbeiter trat vor.

„Ich war dort. Der Herr Oberingenieur ist nicht zu Hause.“

Gerade wollte Friische überlegen, was nun zunächst zu tun sei, als Egon die Straße entlang gestürzt kam. Er trug den Hut in der Hand und sein blaßes Gesicht wies alle Anzeichen äußerster geistiger Erschöpfung auf.

„Am Himmels willen, Gustav, du bist noch hier?“

„Ich wartete auf dich.“

„Du müßtest schon längst am Sprengungsorte sein. Es gilt doch ein Menschenleben.“

Die Umstehenden wichen bestürzt zurück. Ein erschrockenes Gemurmel erhob sich.

„Meinst du?“ fragte Gustav erregt. „Ich dachte, daß vielleicht durch Selbstentzündung —“

„Ach, das mag in östlichen Ländern vorkommen. Nein, Gustav, wir haben höchste Eile. Nimm einige Arbeiter mit!“

Und sie hasteten, von den Arbeitern gefolgt, davon.

Die Zurückgebliebenen wußten gar nicht, was sie sagen sollten. Einige Minuten verschlug es ihnen den Atem. Dann zerstreuten sie sich mit Windeseile, zuerst in ihre Häuser, um nach ihren Lieben zu sehen, und dann durch die Stadt, um überall mitzuteilen, daß die Dynamitpatronen unvorgeesehen explodiert wären und einen Menschen getötet hätten.

Inge sah am Fenster ihres Zimmers und sah mit bellommenen Gefühlen hinaus. Würgende Angst um Hilde beherrschte sie, aber in dieses Gefühl mischte sich zugleich eine tiefe, ihr bisher unbekannt gebliebene Traurigkeit um sich selbst. Es war ihr zumute wie einem Menschen, der über eine blumige Wiese geht und plötzlich in einen Abgrund hinunterfällt, den er nicht vor seinen Füßen gesehen hat.

Frau Sallen stürzte herein.

„Weißt du schon, Inge, daß oben am Berge bei der Kalenburg eine Explosion stattgefunden hat? Es soll einem unserer Mitbürger das Leben gekostet haben.“



Aus dem deutschen Kunstleben:
Der Maler Lovis Corinth, Vorsitzender der Berliner Sezession, wurde zum Professor ernannt.
Phot. N. Mandorff.

Inge fuhr nervös empor.
„Am des Himmels willen, erschrecke einen doch nicht immer so furchtbar. Wie kann man nur mit einer derartigen Nachricht so hereinplagen!“

„Rege dich doch nicht gleich so auf, Kind! Ist es nicht schrecklich?“

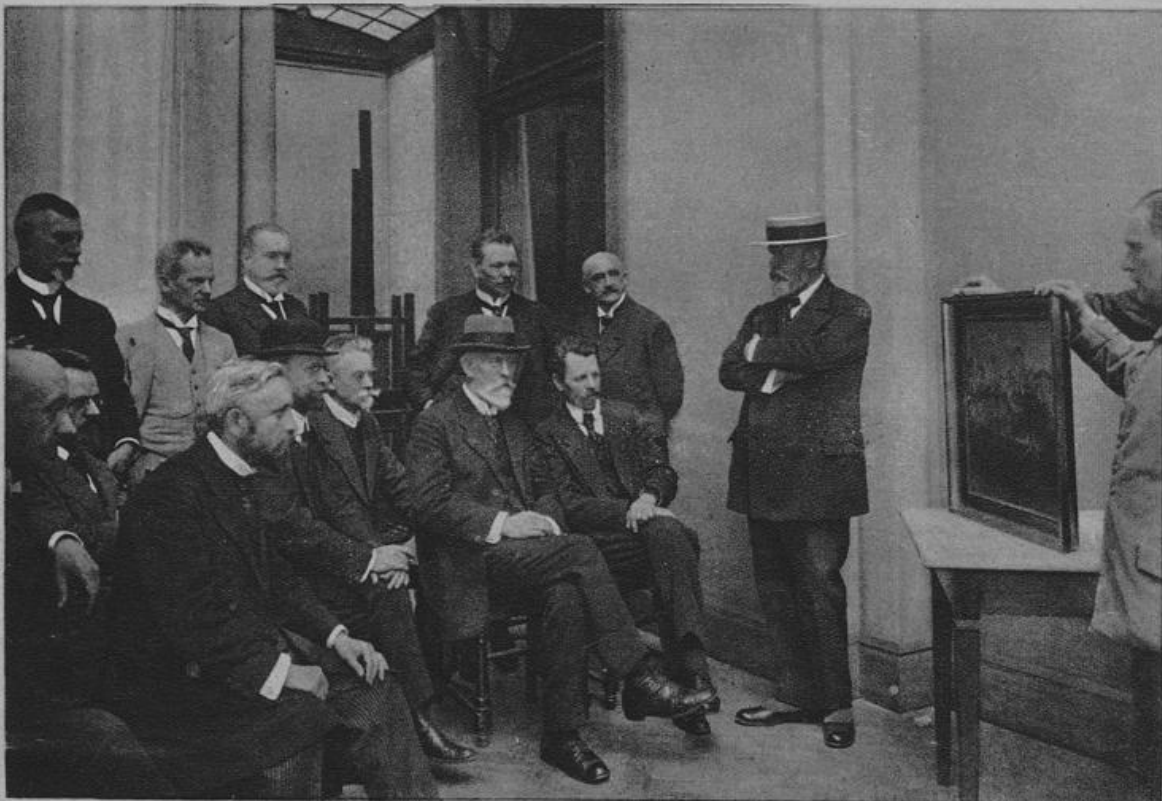
„Es wird nur wieder irgend so ein Gerede sein.“

„Meinst du? Wenn jemand kommt, Inge, ich bin auf die Straße gegangen, um zu hören, was los ist.“

„Es ist gut, Mama.“

Der Trupp, welcher auszog, nach der Explosion zu forschen, näherte sich der Stelle, wo sie stattgefunden haben mußte. Egon eilte allen voran. Wenn sie tot ist, dachte er, was bleibt mir dann noch übrig, als ihr zu folgen? War ich mit Blindheit geschlagen? Er versuchte, sich Inge vorzustellen, aber es schien, als habe die Katastrophe Jahre zwischen ihn und sie gelegt, und Inges Bild erschien ihm nur ganz verschwommen.

Jetzt stichen ihre Füße an das Geröll, welches die Gewalt des Dynamits über den Abhang hinuntergeschleudert hatte. Steine und Erdschollen lagen wirt durcheinander. (Fortsetzung folgt.)



Die Jury der Großen Berliner Kunstausstellung 1917 bei der Arbeit. Phot. Berl. Master-Ges.
Von links nach rechts, sitzend: Professor Max Rabes, Bildhauer Schmidt-Cassel, Karl Wendel, Berth. Genzmer, Professor Ad. Schlöblich, Professor Kallmorgen, Professor Lewin-Funde.
Stehend: Karl Menke, Prof. F. Heinemann, Prof. A. Felderhof, Prof. W. Haverkamp, Prof. Max Schlichting, Prof. Hans Kooschen.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 24.

Düsseldorf, 16. Juni

1917.



Bei der Heuernte in Nordfrankreich.

Französische Bauernmädchen und Frauen arbeiten mit unter Aufsicht deutscher Soldaten.

Phot. Obr. Lohde.

Arme Schönheit.

Roman von Otfried von Hanstein.

* Copyright 1916 by Carl Duncker, Berlin.

9. Fortsetzung.

Frei erschütterte die Luft. „Fred!“
Und da fand man sie, wenige Schritte von ihrem Gute entfernt. Rein und schlank lag ihr halb kindlicher Leib, über den schon in so jungen Jahren so schweres Leid dahingegangen war, zwischen Gestirb und Geröll ausgestreckt. Es war ein erbaumungswürdiger Anblick, und trotzdem atmete Egon auf, als er sah, wie sich die Brust des Mädchens unter dem dünnen Sommerkleid hob und senkte. Sie war also nicht tot.

Unter Schluchzen kniete der junge Mann bei der dahingestreckten Schwester nieder. Was Egon ehrfurchtsvoll sonst nicht gewagt hatte, das tat er. Er befühlte die jungen Glieder. Sie schienen nicht gebrochen zu sein. Er legte sein Ohr an das Herz der Verunglückten, es schlug noch, wenn auch unruhig und fieberisch.

„Wir können Gott danken,“ sagte Egon ernst, „es scheint, als sei sie, bewußt oder unbewußt, vor der hereinbrechenden Katastrophe geflohen, so daß sie nur noch das davongeschleuderte Gestein, nicht aber die volle Wucht der Erdmassen erreichten. Das wichtigste ist, daß du frisches Wasser holst und sie abwäschst.“

Frei schickte sich, der Anweisung des Freundes nachzukommen.

Jetzt sah man deutlich einen breiten roten Streifen, der über ihre Augenlider hinweg lief und den Ingenieur tief erschreckte.

„Du mußt unbedingt sofort zum Arzt, Gustav,“ sagte er.

Frei zögerte einen Augenblick.

„Ich werde bei ihr Wache halten. Sei ruhig, sie ist bei mir jetzt in ebenso guter Hut wie bei einem Bruder.“ Frei rannte den Weg hinab und war bald dem nachsehenden Freunde aus den Augen verschwunden.

So blieb Egon mit Hilde allein. Zunächst entfernte er die Arbeiter. Auch jetzt, durch die allmächtige Hand des Schicksals mitten in die Entscheidung seines Lebens gerissen, vergaß er doch seine Aufgabe nicht. Die Zeit drängte ja. Jede Stunde war gewonnen, in der man den schon auf der anderen Seite des Berges arbeitenden Kollegen früher entgegenkam. So schickte er denn die Arbeiter mit ihrem Handwerkszeug zur Explosionsstelle aufwärts, um dort mit Menschenkraft weiter zu schaffen, wo ihnen die Naturkraft des Dynamits den Weg gebahnt hatte.

Da regte sich Hilde. Sofort beugte er sich zu ihr nieder. Sie erwachte aus ihrer Ohnmacht und versuchte mit einem tiefen Seufzer die Augen zu öffnen. Aber es ging nicht, und mit leisem Schmerzensschrei sank sie wieder zurück.

„Sie tun so weh. Ich bekomme sie nicht hoch!“ klagte sie.

„Beruhigen Sie sich, Fräulein Hilde!“ sprach er zu ihr. „Ihr Bruder ist schon nach der Stadt und wird bald den Arzt bringen.“

Als sie seine Stimme hörte, zuckte sie von ihm fort, als wolle sie entfliehen. „Wo bin ich?“ fragte sie schließlich mit leiser Stimme.

„Sie sind spazieren gegangen, Fräulein Hilde, als hier eine natürliche vorzeitige Explosion entstand. Sie befinden sich hier an der Unfallstelle!“

Er berührte zart ihre Hand, um sie von seiner Nähe zu überzeugen. Aber Hilde fuhr vor seiner Berührung zurück, als wolle er sie morden.

„Wenn Sie wirklich noch einige Achtung vor mir haben, Herr Graf,“ flehte sie angstvoll, „so entfernen Sie sich und ersparen mir die Qual, Sie noch einmal zu sehen!“

Und dann sank sie infolge der tiefen Aufregung von neuem in Ohnmacht.

In diesem Augenblick trat Frei mit dem Arzt ein, den er sofort, trotz seines Sträubens, mitten aus der Sprechstunde mit sich geschleppt hatte. Unterwegs war ihm in fliegender Eile der Fall erklärt worden.

* Dieser in englischer Fassung vorgeschriebene Vermerk ist unerlässlich, um den unbefugten Nachdruck unseres Romans in den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu verhindern.

Die Redaktion.

Der Arzt war zufällig derselbe, welcher Gräfin Clara bei ihrem Tode behandelt hatte. Er erkannte Friedrich sofort wieder und redete ihn mit „Herr Graf“ an, ohne daß dies in der allgemeinen Aufregung aufgefallen wäre.

Der Arzt beugte sich zu Hilde nieder und untersuchte sie. „Sie können Ihr Fräulein Schwester nach Hause transportieren,“ sagte er zu Frei. „Und besorgen Sie umgehend eine Krankenschwester!“

16. Kapitel.

An den Bäumen begannen sich die Blätter allmählich braun zu färben. Der späte August goh noch einmal alles Licht und alle Wärme des Sommers über die kleine Stadt in den Bergen.

Egon Friedrich ging über den Marktplatz, um Frei aufzusuchen, von dem er seit einer Reihe von Tagen nichts gehört hatte. Er wollte sich nach Hildes Befinden erkundigen und zugleich dem Freunde mitteilen, daß der Bahnbau beendet sei und ihn also nichts mehr an die Stadt fesselte. Der Einweihung in den nächsten Tagen würde er ja mit Rücksicht auf die Behörden noch beiwohnen müssen. Dann war seine Arbeit hier erledigt.

Sein Fuß schritt durch das braune Laub, das die alten Lindenbäume am Marktplatz verschwenderisch um sich streuten. Wie das Laub so war sein Leben geworden, in einem Sommer geworden. Er dachte daran, wie er Juge hier zum ersten Male gesehen, dachte an die himmelstürmenden Wogen seiner Leidenschaft. Und dann kam die allmähliche Enttächtigung, die Wahrheit, die Katastrophe. „Arme Schönheit“ sagte er zu sich, „du hast keine Schuld daran. Warum hat dich die Natur so herrlich ausgestattet, daß man dich nicht sehen kann, wie du bist? Hätte ich weniger erwartet, mir wäre mehr zuteil geworden!“

Die Ereignisse des Sommers lebten wieder in ihm auf. Er hatte seine Mutter verloren, er hatte seinen Vater wiedergefunden, er hatte erleben dürfen, daß sein Freund um seine Schwester warb. Und nun ging er, und schwere Schuld fesselte ihn an die blinde Hilde.

Er trat in Freis Wohnung ein. Der Freund empfing ihn mit dem Finger auf dem Mund.

„Wie geht es?“ fragte Egon.

„Wir wissen schon garnicht mehr, was wir tun sollen! Sie fällt von Tag zu Tag mehr ab. Sie schläft viel. Aber auch wenn sie wach ist, spricht sie wenig, und es scheint, als ob sie sich innerlich verzehre.“ Drinnen im Zimmer stellte er den Freund seinen Eltern vor. Das Gespräch wurde dadurch unterbrochen, daß der Arzt eintat.

Frau Frei stürzte auf ihn zu.

„Was haben Sie bei meiner Tochter gefunden?“

Der Arzt zauderte. Er warf einen Blick auf Egon. Dieser verstand. Er erhob sich.

„Würde der Herr Doktor vielleicht gestatten, daß ich einmal Fräulein Frei sehe?“

„Der Herr Oberingenieur ist ein alter Freund von uns!“ fügte Gustav erläuternd hinzu.

Der Arzt verbeugte sich.

„Ich habe um so weniger dagegen einzuwenden, als meine Patientin augenblicklich schläft. Aber auch während des Wachens kann ihr Gesellschaft nicht schaden, die auf andere Gedanken bringt!“

Leise trat Egon näher. Da lag sie in ihrem kleinen, schmalen, weißen Mädchenbette, von dessen zartem Leinen sich ihr blasser Krankentopf kaum abhob. Quer über die Augenlider hinweg lief wie eine Anlage noch immer die tödliche Narbe der Wunde. War es eine Folge des Leidens oder schien es ihm nur so, daß ihre Züge in den wenigen Wochen die er sie nicht mehr gesehen hatte, älter und reifer geworden waren? Gerührt beugte er sich auf sie herab. Die Kranke bewegte sich unruhig im Schlafe. Sie warf sich hin und her, ihr Gesicht zuckte, als täte man

ihr weh. Jezt flüsterte sie. Friedrich, der angestrengt horchte, glaubt seinen Namen zu hören.

Er sah sich um. Niemand war da, der ihn hätte belauschen können. Da beugte er sich ganz über sie und küßte sie zart und schnell auf die wunden Lippen und auf den zuckenden kleinen Mund. Es war wie ein heiliges Gelöbniß.

Dann entfloß er aus dem Krankenzimmer wie ein Dieb.

Friedrich tastete sich durch das dümmrige Licht, bis er die Klinke der Wohnzimmertür fand.

Der Arzt war noch immer da. Frau Fritzsche hatte das Gesicht in den Händen verborgen und Friedrich hörte, wie sie qualvoll und vernehmlich schluchzte. Der alte Herr Fritzsche ging, die Hände auf dem Rücken, in sichtbar erregter Stimmung im Zimmer umher. Gustav sah am Fenster und starrte hinaus.

„Die Sache ist nämlich die,“ wandte sich nun der Arzt erklärend an Friedrich, „daß ich mein Möglichstes getan habe, um Fräulein Fritzsche das Augenlicht durch normale Behandlung zu retten. Aber ich muß gestehen, daß ich hiermit am Ende meiner Kunst bin. Die Augen werden immer schwächer, und wenn auch der übrige Körper allmählich erstarrt, so tut er das nur auf Kosten der Augen. Bald werden die Augennerven ganz ihr Reaktionsvermögen verloren haben, und dann ist die Blindheit unvermeidlich. Um das vielleicht, ich betone vielleicht, zu vermeiden, gibt es nur noch ein Mittel.“

„Und welches ist das?“ fragte Friedrich.

„Fräulein Fritzsche muß zu Scheimrat Wendelin in die Klinik gebracht werden und sich dort einer Operation unterziehen.“

„Ich lasse mein armes Kind nicht operieren!“ rief Frau Fritzsche.

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Was du da sagst, ist ein veraltetes Vorurteil,“ sagte Herr Fritzsche zornig.

„Ja, es ist ein Vorurteil,“ wiederholte Egon langsam. „Gewiß, eine Operation ist nichts, was man auf die leichte Schulter nehmen

darf. Man soll sich zu ihr immer erst entschließen, wenn kein anderes Mittel mehr übrig bleibt. Aber dieser Fall ist hier doch, wenn ich den Herrn Doktor richtig verstehe,“ — der Arzt nickte zustimmend mit dem Kopfe — „eingetreten. Bedenken Sie, wenn Ihr Kind — was Gott verhüten möge — hier blind im Hause umherginge, von jedem Lebensgenuß abgeschnitten, und Sie sich immer sagen müßten, daß Sie es durch eine rechtzeitige Operation vielleicht noch hätten retten können!“

„Nein, nein!“ schluchzte Frau Fritzsche, „das will ich nicht.“ Sie hob ihre weinenden Augen zu Friedrich. „Sie haben grausam gesprochen, aber Sie haben mich überzeugt. Ich willige ein.“

Fritzsche drückte Friedrich nur stumm die Hand.

„Dann werde ich alles Nötige zur morgigen Überführung der Kranken vorbereiten!“ sagte der Arzt. „Vor allem muß ich dem Herrn Scheimrat telegraphieren. Ich empfehle mich!“

„Ich begleite Sie, Herr Doktor!“ rief Friedrich, der die Familie jetzt mit sich allein lassen wollte, und verabschiedete sich.

Auf der Straße sagte der Arzt:

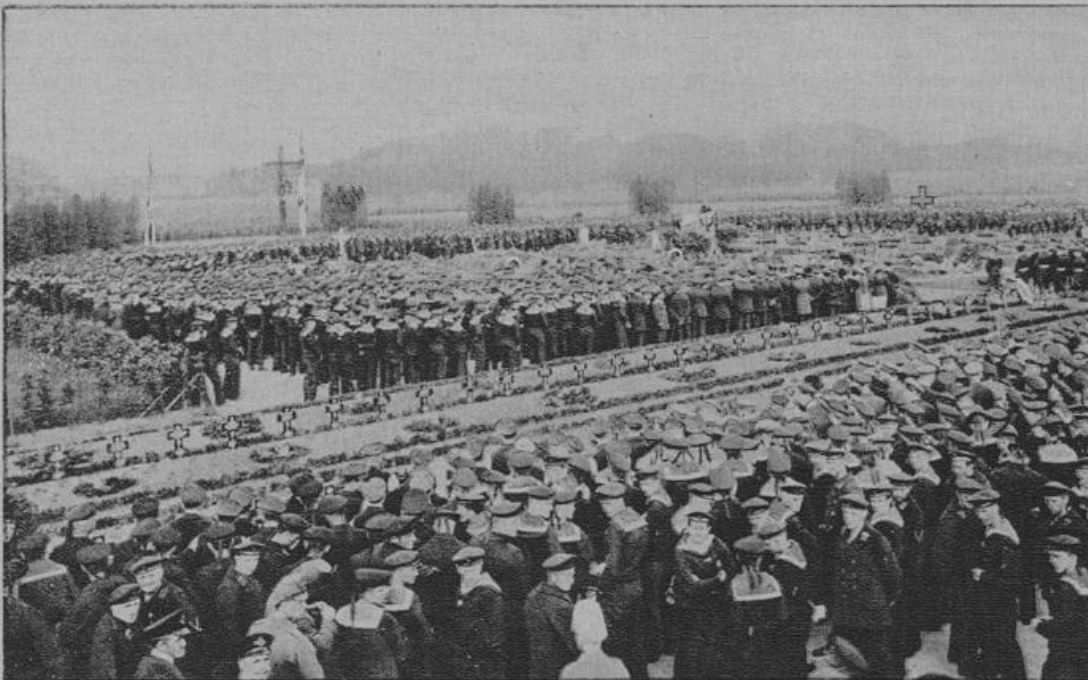
„Es ist für einen Arzt besonders schwer, die Leute von dem zu überzeugen, was doch nur ihr Bestes ist.“

„Das ist menschlich,“ antwortete Friedrich und fügte leise lächelnd hinzu: „es geht nicht nur dem Arzt so!“

17. Kapitel.

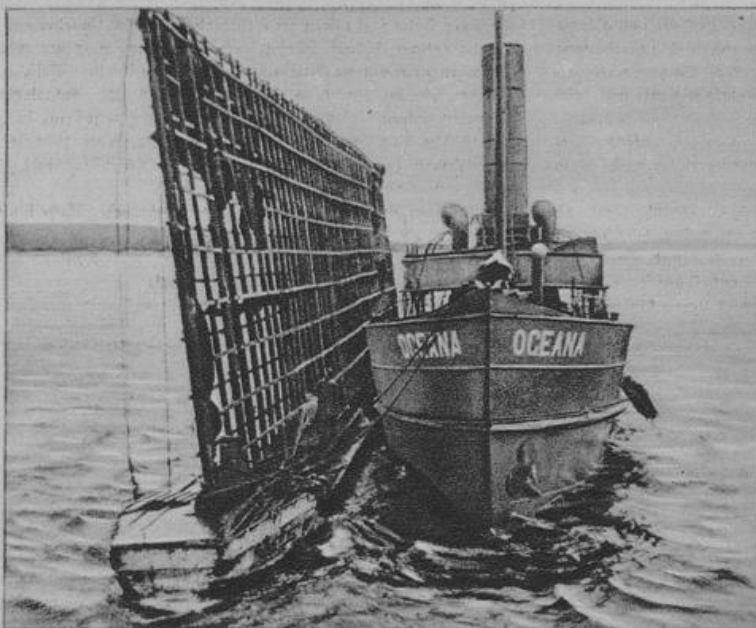
Der Fabrikbesitzer Reinhard befand sich seit einigen Tagen in gehobener Stimmung. Er hatte Inge Salten und Egon Friedrich unausgesetzt beobachtet und natürlich bemerkt, daß die Besuche des Letzteren aufgehört hatten. Sein Weizen schien der Blüte nahe. Da hatte er auch eines Tages den alten Salten getroffen, und dieser hatte ihm unter der Hand zu verstehen gegeben, daß zwischen Egon und Inge alles aus sei. So hatte er denn kurzer Hand beschlossen, nochmals mit einem persönlichen Besuch bei Inge sein Glück zu versuchen.

Er traf den Vater an der Haustür, im Begriff wieder in sein Büro



Stagerrat-Gedenkfeier in Wilhelmshaven: Feldgottesdienst auf dem Ehrenfriedhofe.

Zum Gedenken der in der Seeschlacht am Stagerrat gefallenen deutschen Seehelden fand am Jahrestage der ruhmvollen Abwehr des an Gefechtsstärke weit überlegenen Feindes eine würdige Feier statt. Die an der Schlacht beteiligt gewesenen deutschen Schiffe hatten Abordnungen entsandt und auch Admiral Scheer, der Leiter der deutschen Streitkräfte, sowie Vizeadmiral von Hippel waren mit vielen Offizieren erschienen. Daneben legten Vertretungen der Jadeschiffe, militärischer Vereine und von Jugendwehren viele Erinnerungskränze an den Gräbern nieder.



Zielschießen bei der englischen Marine; die Scheibe wird ausgebracht.

Nach englischer Darstellung.

zu gehen, dagegen empfing ihn Frau Salten mit größter Liebenswürdigkeit und nötigte ihn in das Zimmer.

Junge war so stolz und unverändert, daß sich Reinhard überrascht fragte, ob das wirklich eine Frau sei, der soeben ihr eigentliches Lebensglück, wie er zu wissen glaubte, gescheitert sein mußte. Höflich und zuvorkommend läuschte Junge seinen Liebenswürdigkeiten und Schmeicheleien, aber kein Wort verriet, daß sie irgend ein Leid drückte, und seinen Versuchen, sie auf dieses Thema zu bringen, begegnete sie mit einer scheinbar verständnislosen Verwunderung. Nur eins fiel ihm auf: daß sie nämlich während der ganzen Zeit einen gewissen würdevollen Ernst bewahrte und niemals lachte. Dadurch fand er den verlorenen Faden wieder. Und er bewunderte ihre Klugheit, die ihm eine Bürgschaft mehr für ihr zukünftiges Glück zu sein schien.

„Wie steht es mit Ihrer Fabrik?“ fragte Junge im Laufe des Gespräches.

„Gut. Glänzend!“ antwortete Reinhard strahlend. „Wir werden in den nächsten Tagen den Rohbau durch eine kleine Festlichkeit einweihen. Ich hoffe, die Herrschaften werden mir zu dieser Gelegenheit auch das Vergnügen machen.“

Saltens dankten und versprachen zu kommen.



Britische Schiffsgeschütze an der Westfront: Vorbereitung für den Schuß.

Nach englischer Darstellung.

„Ja,“ fuhr Reinhard fort, und sein gescheites Gesicht glänzte vor Behagen „mir sind von Berlin aus schon hunderttausend Mark Nutzen geboten worden, wenn ich die Sache verkaufen wollte. Aber ich werde mich hüten! Die Fabrik soll mir noch viel mehr bringen!“

Frau Salten strahlte. Ein Mann, der so hunderttausend Mark Nutzen ausschlagen konnte, das war ein Schwiegersohn nach ihrem Herzen.

Aber dann machte sie sich einen Vorwand, entschuldigte sich und verschwand in der Küche. Als er glaubte, seinen Besuch lange genug ausgedehnt zu haben, wollte sich Reinhard erheben und gehen. Er tat es ungern, denn der Zauber, den Jnges Schönheit auf ihn ausübte, war stark. Hier neben ihm sah alles, was er sein Leben hindurch mit

„Mein Vater sagt mir, Herr Reinhard,“ fing Inge wieder an, „daß Sie ihn gebeten hätten, Ihre seinerzeitige Bewerbung um mich bei mir zu erneuern und zu unterstützen. Er hat das in einer Weise getan, aus der ich ersehen konnte, daß Sie ihm als Schwiegersohn angenehm wären. Ich bin von Jugend auf gewöhnt, in allen Dingen den Rat meiner Eltern zu befolgen. Aber zuvor möchte ich Sie doch erst fragen, ob Sie auch mir gegenüber jetzt Ihren Antrag aufrecht erhalten?“

„O, Fräulein Salten“ — stieß Reinhard hervor. Mehr konnte er nicht sagen, aber seine Augen sprachen für ihn.

Seine wortlose Ergebenheit rührte Inge, und in etwas weniger trocken-sachlichem Tone als bisher fuhr sie fort:

„Dann bin ich die Ihrige!“



Rumänische Fischer und Befahungstruppen in der Nord-Dobrußja.

Phot. Max Wippelring.

Schmerzen entbehrt hatte, seltene Schönheit, Feinheit des Wesens, Gewandtheit in gesellschaftlichen Formen.

Er berauschte sich in ihrer Nähe an dem Gedanken, daß ihm dies alles gehören würde und wie sehr ihn darum alle beneiden müßten. Wenn sie ihn ansprach und dazu mit ihren großen blauen Augen ansah, konnte der sonst nicht leicht in Verlegenheit zu setzende Mann erröten wie ein Schultnabe, der durch das Examen zu fallen fürchtet.

Aber Inge hielt den Aufbrechenden zurück, sie hatte einen Entschluß gefaßt.

„Nehmen Sie noch einmal Platz, Herr Reinhard!“ sagte sie zu dem ganz verduht vor ihr stehenden Manne. „Ich bin der Meinung, daß man Dinge, die einmal erlebigt werden sollen, garnicht rasch genug erlebigen kann!“

Reinhard setzte sich und Inge musterte ihn lähl von oben bis unten. Dem Manne wurde unter ihrem scharfen, beobachtenden Blicke schwül zumute.

Inge hielt ihm die Hand hin, die er zärtlich küßte. Dann öffnete sie die Tür und rief ihre Mutter.

„Darf ich bitten, Mama? Herr Reinhard hat soeben um meine Hand angehalten und ich habe ihm mein Jawort gegeben.“

Frau Salten tat außerordentlich gerührt.

„Gott segne Euch, meine Kinder!“

Beide senkten den Kopf unwillkürlich unter dem mütterlichen Segen.

Dabei sah Inge zufällig nach Reinhard hin und bemerkte um seine Lippen ein feines, mühsam unterdrücktes Lächeln, und dieses fand seinen Abglanz bei ihr, sie lächelten sich mitten in dem „feierlichen Moment“ an. Es war das erste Mal seit längerer Zeit, daß ein humoristischer Zug auf ihre Antlitz trat. Die gleiche Abneigung Reinhard's gegen die „Feierlichkeit“ die ihr auch eigentümlich war, berührte sie angenehm und ließ die Hoffnung in ihr aufleuchten, daß solche Gleichheit der Empfindungen doch noch ein gewisses bescheidenes Lebensglück verbürgen möchte.

Dann sahen sie noch einige Zeit beisammen und besprachen die Zukunft. Es zeigte sich auch hier, daß Inge und Reinhard eine verwandte Lebensauffassung hatten. Im Sommer würden sie hier in der Stadt leben, wo ja doch Reinhard seine Fabrik hatte, und während der Saisonmonate des Winters in Berlin. Sie würden ein Haus führen, in dem Reinhard seine Geschäftsfreunde bei sich sehen könnte. Gestattete es die Zeit, so wollten sie zusammen reisen und die Welt sehen, von der sie beide noch nichts wußten.

Inzwischen kam Salten aus dem Büro und drückte Reinhard erfreut die Hand.

Als dieser sich endlich verabschiedete, um die Verlobungsanzeige in das Vorkalblatt einrücken zu lassen, und Inge da wieder die Hand küßte, sagte Frau Salten entschlossen:

„Aber Inge, du hast ja deinem Bräutigam noch gar keinen Ruf gegeben!“

Reinhard sah erschrocken und wehmütig auf Inge.

Langsam hielt ihm Inge die Lippen hin, die er zärtlich und vorsichtig küßte. Es überließ Inge, als gößte ihr jemand einen Eimer kalten Wassers in den Nacken. Aber sie biß die Zähne zusammen und lächelte ihren Verlobten freundlich an.

18. Kapitel.

Die Klinik des Geheimrats Wendelin lag in einer der vornehmen Privatstraßen des Berliner Westens. Wenige Schritte davon sauchten die „Elektrischen“, tuteten die Automobile, drängte und schob sich eine aufgeregte Menschenmenge dem Erwerbe nach. Aber hier herrschte die völlige Ruhe, kaum daß Menschen vorübergingen, kaum daß ein rasch dahinjagendes Automobil die Einsamkeit belebte. Man hätte sich in eine stille Provinzstadt veretzt glauben können.

Dafür herrschte in der schloßartigen Klinik das lebhafteste Treiben. Auch hier ohne jeden Lärm. Geräuschlos eilten die hell gekleideten Krankenschwestern und die Krankendiener auf Filzschuhen hin und her, mitunter von einem Besuch oder einem der in ihre weißen Kittel gekleideten Assistenzärzte angerufen. Ordnung und Ruhe, das waren offenbar die beiden Götter des Hauses.

Egon Friedrich durchschritt die Wartezimmer. Sie waren voll von bald ängstlichen, bald zuversichtlichen Menschen, die alle den Geheimrat sprechen wollten. Aber seine Freunde waren nicht darunter.

So blieb er denn auf dem Korridor, um den Geheimrat abzufangen.

Nach einer halben Stunde Wartens kam der Arzt die breite Freitreppe herunter. Er war eine sofort auffallende, bedeutende Erscheinung. Seine große Gestalt war trotz des hohen Alters hoch aufgerichtet. Aber dem weißen, fast tolett gepflegten Barte leuchtete ein willensstarkes, schmales Gesicht, nicht ohne Härte. Friedrich zählte, daß der Geheimrat während der fünf Minuten, die er mit den Assistenzärzten verplauderte, drei russische Zigaretten rauchte und ihre Reste achtlos auf die Erde warf. Aber in dem hageren Gesicht des großen Arztes suchte seine Miene, und man hätte ihn, wenn nicht diese kleinen Zigaretten gewesen wären, für das Muster eines eisernen Menschen halten können.

Als Wendelins Blick auf Friedrich fiel, benutzte dieser die Gelegenheit, sich zu verbeugen und vorzustellen.

„Graf Lalenburg!“

„Womit kann ich dienen?“ fragte der Geheimrat kurz.

„Ich wollte um freundliche Auskunft über eine junge Dame bitten, die heute operiert werden soll.“

„Um wen handelt es sich, bitte?“

„Am Fräulein Frischke.“

„Sie sind ein Verwandter?“

Friedrichs Herz schlug.

„Ich bin der Bräutigam der jungen Dame.“

Einer der Assistenzärzte trat auf den Geheimrat zu und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

„Ah so. Die Operation wird in Kürze vor sich gehen. Es handelt sich um einen einfachen Fall. Einige beschädigte Nerven müssen ent-

fernt werden, damit die übrigen wieder ungestört arbeiten können. Es sind zum Glück keine wichtigen Nerven verletzt.“

„Herr Geheimrat glauben also, daß Fräulein Frischke ihre Sehkraft wieder gewinnen wird?“

„Das ist wahrscheinlich. Vorausgesetzt, daß die Operation glückt.“

„Und sind Aussichten für einen glücklichen Ausgang vorhanden?“

„Das sind sie immer. Bestimmtes kann ich Ihnen nicht sagen. Ich tue meine Pflicht. Das Abrige steht in Gottes Hand!“

Und der Geheimrat schritt mit einem kurzen Kopfnicken vorüber. Friedrich drehte sich halb getrübt und halb noch mehr deunruhigt um. Hinter ihm stand Gustav.

„Da hörst du es! Mehr ist nicht möglich gewesen, während der ganzen Behandlung aus ihm herauszubekommen. Es ist sehr lieb von dir, daß du hergekommen bist.“

Sobald wurde Hilde in den Operationsaal gebracht. Bleich und aufgeregter traten die Eltern zu Friedrich und drückten ihm die Hand. Frau Frischke hatte rotgeweinte Augen und bemühte sich vergebens, gefaßt auszugehen. Auch dem Vater merkte man das Mühsame seiner Selbstbeherrschung an.

„Er ist jetzt bei Hilde,“ flüsterte Gustav den Eltern zu.

Die Mutter stieß einen leisen Schrei aus. Der Vater wurde noch eine Schattierung bleicher und preßte die Hand auf das Herz.

„Möge Gott ihr zur Seite stehen! Sie ist unsere einzige Tochter.“

Frau Frischke war an das Fenster getreten. Als sich Egon nach ihr umsah, bemerkte er, daß sie mit leidenschaftlicher Inbrunst betete. Ihre Lippen bewegten sich hastig, aber tonlos, und nur an dem Ausdruck ihrer Augen war zu erkennen, daß sie mit ihrem Gott sich allein fühlte. Da packte es auch Friedrich, und er trat abseits, um seinen überquellenden Gefühlen Ausdruck zu geben.

„Herrgott!“ betete er, „die ganze Schuld liegt an mir, der ich mich nicht genug geprüft hatte trotz meines schon ergrauenden Haares. Muß dafür jemand büßen, so trifft den wahren Schuldigen, trifft mich, aber laß nicht das Kind Zeit seines Lebens unglücklich werden, das nichts gefündigt hat, als daß es mich zu aufrichtig liebte!“

Einer der weiß gekleideten Assistenzärzte kam aus dem Zimmer gestürzt und wollte an ihnen vorüberhasten.

„Wie steht es, Herr Doktor?“ hielt ihn Gustav auf.

Der Arzt riß sich los.

„Ich habe keine Zeit. Der Fall ist ernster, als wir geglaubt haben!“

Frau Frischke weinte laut.

„Fasse dich, liebes Kind!“ tröstete sie der Gatte sanft. „Gutes und Schlechtes ist Schidung; wir Menschen können nichts Besseres tun, als es mit Fassung ertragen!“

Egon kam sich wie ein Verbrecher vor. Daneben rang das junge Leben um sein Glück, und das alles durch ihn. Eine qualvolle halbe Stunde verging. Dann öffnete sich die Tür des Operationszimmers, und der Geheimrat trat mit seinen Assistenten heraus. Noch auf der Türschwelle blinkte schon die goldene Dose in seinen Händen, und er zündete sich die unvermeidliche Zigarette an. Aber die frauenhaft feinen und gepflegten Hände bebten dabei so wenig, als hätte ihr Besitzer nicht die geringste Aufregung hinter sich.

Da bemerkte Wendelin die ihn angstvoll erwartende Gruppe, und sofort näherte er sich, wobei ein freundliches Lächeln seltsam weich seine steinernen Züge löste.

„Ich gratuliere!“ sagte er einfach und reichte dem Vater die Hand.

Frischkes Gesicht verklärte sich mit einem Male in einer wahrhaft rührenden Weise.

„Sie wollen sagen, Herr Rat —“ stammelte er.

„Wir haben das liebe Kind über die schlimme Sache hinweg gebracht, natürlich! Es ging doch nicht an, so ein hübsches junges Geschöpf erblinden zu lassen!“

Frau Frischke beugte sich über des Arztes Hand und küßte sie, ohne ein Wort zu sagen. Der Geheimrat ließ es ruhig geschehen. Er war an derartige menschliche Gefühlsäußerungen gewöhnt. Die Zigarette flog

n die Erde, und er zündete sich sofort eine neue an. Jetzt, nach der Arbeit kam eine gewisse Gesprächigkeit über ihn und mit verbindlichem Tone wandte er sich an die Fragenden:

„Ihr Fräulein Tochter ist vollständig gerettet, es ist nicht das Geringsste mehr zu befürchten. Sie muß noch drei Wochen bei mir bleiben, damit die Sache ausheilt. Während der Zeit können Sie sie täglich eine halbe Stunde sprechen. Aber nicht länger und keine Aufregung! Nach den drei Wochen kann sie zu ihnen ins Hotel ziehen und braucht sich nur täglich hier vorzustellen. Dann kann sie tun und lassen, was sie will!“

Friedrich war noch ganz betäubt. Sein Gebet war also erhört worden! Da fiel der Blick des Geheimrats auch auf ihn. Wendelin lächelte.

„Ich glaube, Sie sind mir am meisten dankbar,“ sagte er freundlich. „Und Sie haben sicher auch den meisten Grund dazu.“

„Ich danke Ihnen von Herzen, Herr Geheimrat!“

Ein Assistenzarzt kam.

„Herr Geheimrat, Nummer sieben!“

„Auf Wiedersehen, meine Herrschaften!“

Und Wendelin ging wieder an seine ernste Arbeit.

Wenn auch das Schwere als überwunden gelten konnte, so vergingen doch der auf die Genesung Hildes hartenden Familie noch drei Wochen in Bangen, während dieser täglich ein oder zwei von ihnen die Kranke besuchten und ihr vorsichtig tastend den Zusammenhang mit der so lange verschlossenen äußeren Welt zurückgaben. Sie fanden Hilde zu ihrer Freude nur wenig verändert gegen früher, nur viel ernster und gemessener geworden und völlig abgeneigt, die Ereignisse, welche zu ihrem Leiden geführt hatten, auch nur flüchtig zu erörtern.

Trotzdem wagte es Gustav eines Tages, von Mitleid mit dem

Freunde bewegt, den er sich täglich mehr und mehr verzeihen sah, seinen Namen bei einem Besuche zu nennen.

Hilde lag erschöpft und doch fröhlich auf ihrem Bett. Noch war ihr Kopf den größten Teil des Tages mit schwarzen Binden umwickelt, aber sie hatte doch bereits flüchtig in das Antlitz der goldenen Sonne blicken dürfen, sie hatte die Gewißheit, daß sie nicht erblinden würde, und sie empfing das einst in der Leidenschaft fortgeworfene Leben aus den Händen des Arztes mit innigem Danke als ein kostbares Geschenk zurück. Ihre Stimmung gewann an Hoffungsfreude.

Gustav beschloß, sich diese weiche und glückselige Stimmung zunutze zu machen.

„Weißt du auch, Hilde, daß außer Vater, Mutter und mir noch jemand bei deiner Operation anwesend war und nicht weniger sehnlich als wir auf deine völlige Genesung wartet?“ fragte er so harmlos wie möglich.

Hilde zuckte zusammen. Sie wußte, was jetzt kommen würde, sie hatte es seit der Wiedertekehr ihres bewußten Denkens gefürchtet und sie versuchte, ihm jetzt ängstlich auszuweichen.

„Ich wußte niemanden auf der Welt außer Euch, dessen Anwesenheit in Berlin für mich irgend ein Interesse haben könnte, Gustav!“

„Aber du vielleicht für ihn!“

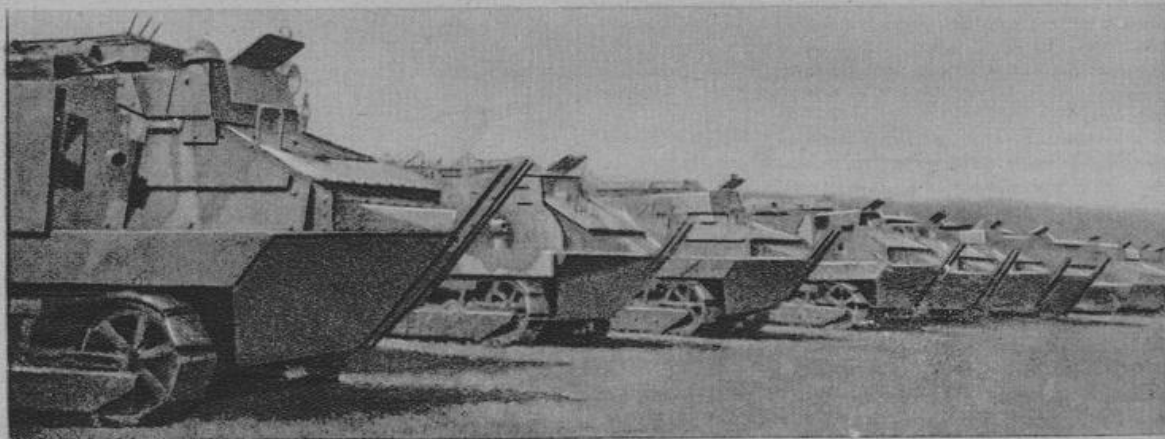
„Auch das nicht, Gustav!“ erwiderte sie mit fester Stimme.

„So, dann meinst du wohl, daß Egon Friedrich Valenburg unferne wegen sich seit Wochen in Berlin aufhält, daß er keinen besonderen Grund hatte, früher zur Operation zu kommen, als wir und daß er zwecklos täglich fragt, wann du die Klinik verlassen wirst?“

Nun war es heraus. Gustav sah seine Schwester besorgt an, ob ihre die Eröffnung auch nicht schaden werde. Aber Hilde lag scheinbar so ruhig da, als ginge sie die ganze Sache nichts an.



Major Bossut, Gruppenchef der französischen Angriffsartillerie, vor seinem Führungswagen. Daneben Leutnant Boucheron. Bossut fiel beim Angriff, Boucheron wurde verwundet.
Nach französischer Darstellung.



Französische Panzerwagen, die vor dem Angriff an der Aisne zur Besichtigung aufgeföhren sind.
Nach französischer Darstellung.

„Ich kann dabei nichts Besonderes finden, Gustav. Er ist doch dein bester Freund, und es ist nur natürlich, daß er an deinen Angelegenheiten einen freundschaftlichen Anteil nimmt.“

„Aber er nimmt den Anteil durchaus nicht an mir, sondern an dir!“

„Das ist sehr freundlich von ihm. Aber du irrst dich, Gustav, wie du seine Anteilnahme beurteilst!“

„Das ist nicht gut möglich, Hilde! Er hat mir selbst eingestanden, daß er dich liebt, und auch die Eltern wären damit sehr einverstanden!“

„Wann hat er dir denn das Geständnis gemacht, von dem du redest?“

„Noch zu Hause, als wir alle für dein Augenlicht fürchteten!“

„Daran kannst du sehen, wie es von ihm gemeint war. Als ritterlicher Freund bedauerte er das mir zugestohene Unglück und wollte mich durch seine vorgebliche Liebe darin trösten.“

„Hilde, du irrst dich!“

„Ich irre mich nicht, Gustav! Es wäre nicht schön, ihn jetzt, wo die Verhältnisse anders geworden sind, an sein flüchtiges Mitleid binden zu wollen. Außerdem weiß ich, daß dein Freund bereits anderweitig liebt!“

„Wen denn?“

„Junge Salten!“

„Fritsche lachte.“

„Daß du auch immer so gut unterrichtet bist! Junge Salten ist ja öffentlich verlobt!“

„Hildes Atem stockte.“

„Mit wem denn?“

„Nun, mit Herrn Reinhard!“

„So, das wußte ich allerdings nicht, Gustav! Aber das ändert doch nichts an der Sache. Ich meine, daß man, um die Bewerbungen

eines Mannes anzuhören, den Mann lieben muß. Wie es später einmal sein wird, kann ich ja nicht wissen. Und ich liebe ihn nicht.“

Jeden Tag, wenn Hilde Fritsche aus dem Portal des von ihren Eltern bewohnten Hotels trat, in das sie aus der Klinik entlassen war, um den Geheimrat zur Untersuchung aufzusuchen, sah sie auf der gegenüberliegenden Seite Egon stehen und ungeduldig auf sie warten. Und jedes Mal trat sie sofort ins Hotel zurück und verließ es erst wieder, wenn sie gesehen hatte, daß er sich entfernte.

Seit ihrer schroffen Abfage an ihn durch den Bruder, welche ihm Gustav kopfschüttelnd mitgeteilt hatte, hatte der junge Graf nur einen Wunsch, Hilde selbst zu sprechen. Dann würden, hoffte er, alle Mißverständnisse zwischen ihnen sich auflären und der Weg zu ihrem Glück geebnet sein.

Er merkte wohl, daß sie ihm auswich, und er sann darüber nach, wie er sie zu einer Unterredung zwingen könne. Und eines Tages, als Hilde gerade aus der Klinik getreten war, sah sie ihn ganz plötzlich neben sich so daß es ihr unmöglich war, ihm zu entfliehen. Ihr Herz schlug ihr in der alten Liebe bis zum Halse, und wenn Egon in ihr Inneres hätte sehen können, wäre ihm froher zumute gewesen. Aber sie verhärtete sich. Nein, er sollte nicht ahnen, daß weder Schmerz noch Krankheit vermocht hatten, ihre Gefühle für ihn zum Schwinden zu bringen. Ruhig sah sie ihn an:

„Warum verfolgen Sie mich, Herr Graf?“

Mit Rührung betrachtete er die kleine Narbe über ihren Augenhilfen, die zu erblicken begann.

„Weil Sie mich fliehen, Fräulein Hilde!“

„Ich habe keinen Grund, Sie zu fliehen. Wenn ich Ihnen ausweiche, so geschieht das nur, weil ich Sie und mich nicht unnötig aufregen will!“ (Schluß folgt.)



Von der italienischen Kampffront: Oesterreichisch-ungarische Feldtelegraphisten im eroberten Gebiet. Phot. W.J.B.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorf General-Anzeiger

Nr. 25.

Düsseldorf, 25. Juni

1917.



Deutsche Soldaten am Denkmal Ferdinand Verbiests in Pitthem, Westflandern.

Verbiest war ein berühmter flandrischer Gelehrter, der in China gewirkt hat und in Peking 1688 gestorben ist. Phot. A. Groß.

Arme Schönheit.

Roman von Otfried von Hanstein.

* Copyright 1916 by Carl Duncker, Berlin.

Schlus.

„Unnötig nennen Sie das, Fräulein Hilde?“ rief Egon schmerz-
lich aus. — Sie nickte.
„Jawohl, unnötig. Man soll Totes nicht wieder zu er-
wecken suchen, Herr Graf, man erntet sonst nichts als Enttäuschung
und Schmerzen.“

„Nun wohl, so bitte ich Sie in Erinnerung an die Freundschaft,
die Sie einst für mich empfanden und die ich vielleicht verwirrt habe,
gewähren Sie mir eine letzte Unterredung.“

„Wozu, Herr Graf?“

„Ich bitte Sie von ganzem Herzen!“

Seine Stimme klang so innig, daß Hilde nicht hart bleiben konnte.

„Es sei, obgleich ich weiß, daß es in uns beiden nur alte Wunden
aufreißen wird. Begleiten Sie mich denn in unser Hotel.“

Gustav war erfreut, als er Hilde an Egons Seite kommen sah.
Beide traten in das jetzt leere Wohnzimmer, das die Familie zwischen
ihren Schlafzimmern im Hotel reserviert hatte.

„Nun, Herr Graf, aber ich bitte Sie, seien Sie kurz und
bedenken Sie, daß ich noch Konsalvezintin bin.“

„Fräulein Hilde, ich glaubte einst, daß Sie mich mit freundlicheren
Blicken betrachteten.“

Hilde lachte bitter auf.

„Sagen Sie es nur offen: daß ich Sie wie ein Badfisch geliebt habe,
und daß ich mir in dieser Badfischleidenschaft das Leben nehmen wollte,
weil Sie mich nicht beachtet. Sie brauchen sich darum ebensowenig
einen Vorwurf zu machen, wie ich es tue. Es ist töricht, einem Menschen
seine Liebe aufzudrängen und dann zu glauben, er müßte auch unsere
Gefühle erwidern. So töricht war ich. Sie trifft keine Schuld.“

Sie haben gehandelt wie jeder an Ihrer Stelle gehandelt hätte,
und ich bin für meine Tat und ihre Folgen ganz und gar allein verant-
wortlich. Nicht nur, daß Sie keine Schuld mir gegenüber haben, habe
ich eine solche gegen Sie. Ich habe Ihnen sicher durch nichts verschuldete
Gewissensbisse bereitet, habe Ihnen schließlich Mitleid eingeflößt und
Sie dadurch veranlaßt, mit meinem Bruder und meinen Eltern so zu
sprechen, wie Sie mit ihnen sprachen. Nehmen Sie meine Ent-
schuldigung an, und lassen Sie damit die Vergangenheit zwischen
uns begraben sein!“

„Aber, Hilde, Sie vergessen ganz, daß ich Sie liebe.“

Hilde schüttelte den Kopf.

„Ich will keine Liebe, die verstecktes Mitleid ist.“

„Meine Liebe ist mehr, sie ist ganz etwas anderes.“

„Ich glaube es Ihnen nicht. Sprechen Sie jetzt zu mir die Wahr-
heit, so haben Sie in jenem Gespräch gelogen, dessen unfreiwilliger
Zeuge ich neben Ihres Zimmer wurde. So oder so, Sie sind nicht
mehr der Mann, den ich liebte, denn wie sollte ich Ihnen heute vertrauen
wenn Sie erst gestern einer andern das gleiche vorgelogen hätten?
Dann will ich doch lieber annehmen, daß aus Ihnen zu mir das Mitleid
spricht.“

Egon senkte das Haupt, von ihren Worten betroffen.

„Sie strafen mich da schwer für die einzige Schuld, die ich in
meinem Leben vielleicht begangen habe, Fräulein Hilde. Wir
Menschen irren alle.“

„Woher wissen Sie, daß Sie sich jetzt nicht irren?“

„Das sagt mir eine innere Stimme.“

„O, die sprach auch damals.“

„Nein, damals war es die Stimme der Leidenschaft, nicht die des
Herzens, die sprach, Fräulein Hilde. Ich kam aus einem heißen Lande,
ich hatte immer nur Arbeit gefunden und niemals Liebe, sondern stets
nur Leidenschaft. Können Sie es da so schwer an mir rächen, daß ich

* Dieser in englischer Fassung vorgezeichnete Vermerk ist unerschließlich, um den
Nachdruck unseres Romans in den Vereinigten Staaten Nordamerikas
Die Redaktion.

die Leidenschaft mit der Liebe verwechselte? Ich gebe Ihnen mein
heiliges Ehrenwort, Fräulein Hilde, daß vom Augenblick an, wo mein
Gefühl die Wahrheit zu ahnen begann, mein Herz mit der Leidenschaft
in den Kampf trat und sie schließlich besiegt hätte, auch wenn mir nicht
das Glück zuteil geworden wäre, in das Paradies eines echten liebenden
Frauenherzens Einblick zu gewinnen, in das Ihre, Fräulein Hilde.
O, die Erkenntnis kam mir nicht wie ein Sturmwind, sie kam langsam
und unter schweren Kämpfen, aber als sie gekommen war, auch so sieg-
haft wie der Frühling.“

„Er liebt mich doch,“ jauchzte es in Hilde. Aber dann trat wieder
der böse Zweifel vor sie hin und grinst sie an. Tonlos fragte sie:

„Woher glauben Sie, daß Sie mich lieben?“

„Das will ich Ihnen sagen, Hilde, liebste Hilde. Zuerst daran, daß
immer, wenn ich mich in Gedanken mit der andern beschäftigte, Ihr
junges treuherziges Bildnis dazwischen trat in all seiner Güte, und daß
sich dann von meinen Lippen der Wunsch löste: Ach, wenn sie doch so
wäre wie Hilde! Wenn sie doch zu ihrer Schönheit Hildes sanftes Ge-
müt, Hildes gutes Herz, Hildes schöne Eigenschaften hätte! Immer
häufiger wurde dieser Zwiespalt in mir, ohne daß ich törichter Mensch
es wußte, welcher mit der Leidenschaft rang und im Begriff war, sie zu
besiegen. Bis Sie dann Ihr höchstes Liebesopfer brachten oder bringen
wollten: Ihr blühendes, junges Leben. Da wurde es licht in mir, und
ich hätte nun keinen Augenblick mehr schwanken können!“

Hilde lauschte seinem leidenschaftlichen Geständnis in höchster
Seligkeit. Er liebte sie also wirklich, liebte sie, wie sie es geträumt
hatte! War es da nicht Sünde, sich noch länger gegen ihn zu
verhärten, anstatt ihm in die Arme zu sinken? Sie war völlig
verwirrt. Aber in diesem Augenblick stieg ein Bild vor ihr auf,
das sie durch Wochen verfolgt hatte und an ihrem ganzen Anglück
schuld war. Nein, wenn er sie doch belog, wie er die andere be-
logen hatte? Gewaltig raffte sie sich zusammen.

„Herr Ingenieur“ — sie blieb stehen — „ich will Ihnen glauben,
daß Sie mich in diesem Augenblick lieben, nicht nur aus Mitleid lieben.
Aber ich vermag Ihnen nicht dauernd zu glauben. Zwischen Ihnen und
mir liegt für ewig jener Tag, an dem ich Sie vor der andern auf den
Knieen liegen sah. Ich kann das nicht vergessen. Es ist wie ein Schicksal,
das mir droht. Ich vermag Ihnen nicht mehr zu vertrauen, wie ich
das einst tat. Leben Sie wohl!“

Sie stand auf und verließ, ohne umzublicken, das Zimmer.

19. Kapitel.

Mein lieber Gustav!

Du wirst dich gewundert haben, daß ich plötzlich aus Berlin abgereist
bin, ohne daß ich mich vorher von dir und von deinen mir so herzlich
entgegenkommenden Eltern verabschiedete, wie sich dieses eigentlich
gehört hätte. Aber du weißt ja, das Leben ist stärker als wir.

Ich habe mir also einen Korb geholt, und ich kann nicht einmal
sagen, daß dieser Korb unberechtigt gewesen wäre. Hilde hat mich ganz
richtig an die Schuld erinnert, die ich bereits einmal ihr gegenüber auf
mich geladen habe, und ich kann ihr nicht verdenken, wenn sie mit einer
derartigen Erinnerung, den ihr so unsicher erscheinenden Versuch nicht
noch einmal wagen will. Ich habe vergeblich mit allen mir zur Ver-
fügung stehenden Mitteln versucht, ihr Zutrauen zurückzugewinnen,
da ich, wie ich hoffte, ihre Zuneigung besäße. Aber es ist mir nicht ge-
lungen. Da habe ich denn, verzweifelt, die Hoffnung aufgegeben,
daß es mir je gelingen könnte, zwischen Hilde und mir einen wolken-
losen Himmel zu schaffen. Ich habe die Strafe für meine Schuld auf
mich genommen und bin noch am selben Tage, ohne einen von Euch
wiederzusehen, aus Berlin abgereist. Ich hätte es in jener Stimmung
wohl kaum ertragen, einen von Euch zu sehen.



Übung im Gleitflug in den Stöllner Bergen. Flieger Richter führt sein Flugzeug auf dem Hügel vor, auf dem Otto Lilienthal, der Vorkämpfer für diesen Sport, am 12. August 1896 tödlich verunglückte. Phot. H. Grob

Ich habe an die mir noch immer gewogene argentinische Regierung telegraphiert, daß ich einen neuen fünfjährigen Vertrag eingeebe.

Dennoch muß ich Dir zum Abschied sagen, daß Deine Schwester mir unrecht getan hat im gleichen Maße, als sie mir recht tat. Ich kam zu ihr mit meiner Reue, ich kam zu ihr mit meiner Liebe, an der sie nicht zweifeln konnte, und sie stieß mich zurück, trotzdem sie mich liebt, weil sie der Liebe nicht die Kraft zutraut, die Vergangenheit für uns dauernd zu überwinden. Die Vergangenheit, die in Wahrheit schon begraben hinter uns liegt.

Wenn Du mich noch einmal sehen möchtest, lieber Junge, wie ich Dir gern Abschied nehmend die Hand drücken möchte, dann komme am nächsten Sonntag nach Hamburg. Um 6 Uhr fahre ich ab.

Dein Egon Friedrich."

Gustav hielt mit verstörter Miene den Brief, den er soeben von Egon erhalten, in der Hand. Dann ging er zu seinen Eltern und legte ihnen stillschweigend das Schreiben des Freundes vor. Sie lasen es gemeinsam, und dann sagte zu des Sohnes Überraschung der sonst von ihm für sehr klug gehaltene Vater in dem Tone des schmerzlichsten Bedauerns:

"Das arme, arme Kind!"

"Wie?" fragte Gustav, völlig aus dem Gleichgewicht gekommen, „du verteidigst Hilde wohl gar noch?"

"Wer klagt denn Hilde an?"

"Nun, tut das dieser Brief nicht gerade genug?"

Der Vater mußte lächeln.

"Du bist noch sehr jung, mein Sohn, trotz aller deiner sonstigen Tüchtigkeit, und in Sachen des Lebens wirst du einmal gewaltig in die Schule deiner Frau gehen müssen. Dieser Brief, das merke dir für alle Fälle,

ist durchaus kein Anlagebrief. Im Gegenteil, dein Freund senkt da reuig sein Haupt und schlägt sich an die Brust. Was muß er an meinem Kinde für eine große, mir nicht bekannte Schuld abzutragen haben, daß er sich als Mann soweit demütigt. Was muß Hilde gelitten haben, um so an ihm handeln zu können! Sie, die das sanfteste und liebevollste aller Geschöpfe ist! Und dann, lieber Gustav, ist dieser Brief ein Liebesbrief, und zwar ein Liebesbrief von einer Innigkeit, welche die leidenschaftlichsten Versicherungen nicht erreichen könnten. Denn das sind nur Worte, und diese Zeilen sind Herzblut."

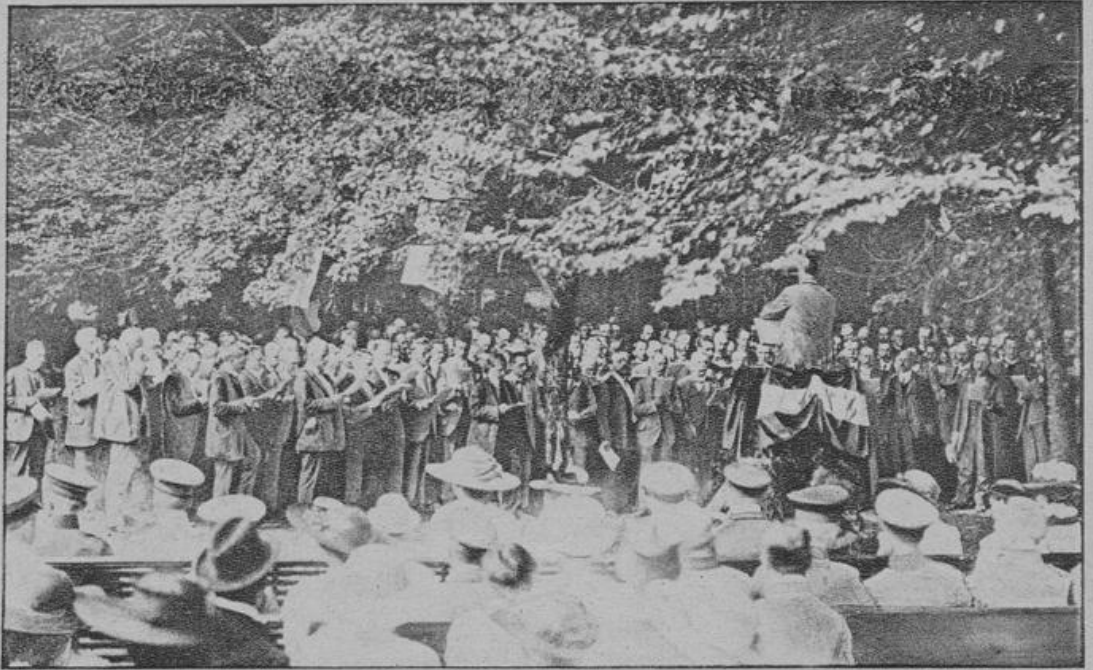
"Du hast recht, Vater," entgegnete Gustav beschämt.

"Wie aber," fuhr Herr Fritsche fort, „wie bringen wir es Hilde



Der Gleitflieger Richter während des Fluges. Phot. H. Grob

Der Wiener Männergesangsverein in der Schweiz.



Der Wiener Männergesangsverein beim Vortrag seiner Lieder in Zürich.

Phot. M. Muf.



Internierte deutsche Offiziere und Mannschaften in Zürich lauschen den Vorträgen des Wiener Männergesangsvereins.

Dieser war aus Anlaß des 75. Stiftungstages des Eidgenössischen Sängervereins nach der Schweiz gekommen. Die formvollendeten Darbietungen der österreichischen Sänger fanden bei den Schweizern und bei den dort internierten Deutschen begeisterte Aufnahme.

bei, daß die Sache eine so unerwartete Wendung genommen hat? Denn unerwartet ist die Wendung sicher. Dein Freund muß sehr schuldbehaftet, sehr vom Leben zermürbt gewesen sein, um gleich so die Flinte ins Korn zu werfen und zu fliehen, jetzt, wo der eigentliche Kampf doch erst hätte beginnen müssen!"

"Gib mir den Brief!" bat Frau Freitche, „ich finde wohl schon die richtige Gelegenheit, ihn zur Wirkung zu bringen!"

Und sie suchte und fand sie in der Tat noch beim Mittagessen am nächsten Tage. Als sie da alle um den gedeckten Tisch im Hotelzimmer der Eltern saßen und jeder seinen Gedanken nachhing, sagte die Mutter plötzlich:

„Liebe Hilde, habe doch die Freundlichkeit und frage morgen Vormittag deinen Geheimrat, ob wir nicht schon morgen nach Hause zurückkehren können! Vater hat heute ein Telegramm erhalten, daß seine Anwesenheit geschäftlich durchaus notwendig ist!"

Hilde wurde bleich. Diese Abreise, das bedeutete ja das Ende. Niemand von den Jünglingen hatte seit jenem Gespräch wieder etwas von Egon gehört, und sie war tief beunruhigt. Hatte er sie wirklich belogen, und sie war ihm so wenig wert, daß er sie nach dem ersten mißglückten Sturmangriff bereits verloren gab? Oder hatte sie sich zu weit fortziehen lassen und ihn so verlegt, daß er sich ihr nicht mehr zu nähern wagte?

„Und du, lieber Gustav," wandte sich Frau Freitche nunmehr an ihren Sohn, „kannst ja eventuell morgen gleich nach Hamburg fahren. Heute ist Sonnabend. Du kommst dann noch zur echt, dich von deinem Freunde zu verabschieden!" — Gustav nickte. Eine Bewunderung der mütterlichen Klugheit begann sich seiner zu bemächtigen.

Hilde blühte bläß von einem zum andern. Was hatten sie nur, wovon sie gar nichts wußte? Und von welchem Freunde wollte sich Gustav in Hamburg noch verabschieden?

„Was willst du in Hamburg, Gustav?" stammelte sie.

„Ach so," antwortete die Mutter für den Sohn, „du hast wohl deiner Schwester noch gar nicht den Brief gezeigt, der gestern angekommen ist?"

„Aber Mutter, du hast ja selbst —"

„Ach richtig, ich vergaß, du brachtest ihn gleich zu uns! Hier habe ich ihn ja noch bei mir. Mein Gedächtnis wird schwach. Ja, Hilde, da schreibt uns Gustavs Freund Graf Salenburg aus Hamburg, daß er morgen wieder nach Argentinien abfährt! Es tut uns eigentlich leid, daß wir den jungen Mann so schnell wieder verlieren, denn Vater und ich hatten ihn während unserer kurzen Bekanntschaft aufrichtig lieb gewonnen, und dann war er auch so liebevoll um dich während deiner Krankheit besorgt! Aber der Beruf geht natürlich vor."

Frau Freitche übergab Hilde den Brief. Hilde las ihn, und war ihr Gesicht vorher bläß gewesen, so wurde es jetzt glutrot. Das war der alte Egon wieder, den Mann, den sie liebte, bevor seine Leidenschaft für die andere Frau zerstückend dazwischen trat. Er sprach aus jeder Zeile des Briefes vorwurfsvoll zu ihr, er sah sie aus jedem Worte mit seinen großen traurigen Augen an. Ja, er liebte sie wahr und echt, nur sie und keine andere! Und nun hatte sie ihn selbst

durch ihre häßliche Eifersucht auf die begrabene Vergangenheit von sich gejagt! Die Wolken der Seelenqualen zerrissen und die große heilige Sonne der Liebe schien wieder klar und hell über Hilde Freitche. Sie



Düsseldorfs neuer Ehrenbürger:

Erster Generalquartiermeister Generalleutnant Dr. h. c. Ludendorff, zugleich vom Kaiser à la suite des Niederreinschen Füsilierregiments Nr. 39 gestellt, dessen Kommandeur er früher war.

Gemälde von Prof. Walter Peterken.

verbarg ihr Gesicht in den Händen, und ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihren noch von der Krankheit geschwächten jungen Körper.

Die Eltern sahen schmerzvoll da. Eine solche Wirkung hatten sie weder gewollt noch erwartet. Langsam legte die gerührte Mutter den Arm um Hilde.

„Aber beruhige dich doch, mein Kind!“

Da barg die Tochter das weinende Gesicht im Schoße der Mutter.

„Ach, Mutter, ich bin so unglücklich!“

„Das ist nicht recht, mein Kind,“ entgegnete diese.

„Hier ist der Platz, wo du deine Sorgen auszuweinen kannst. Tröste dich über den schlechten Menschen! Er hat dich so furchtbar gekränkt, und es ist richtig von dir, daß du nichts von ihm wissen willst.“

„Aber Mutter, ich liebe ihn ja!“

„So?“ meinte Frau Frißche scheinbar erstaunt. „Aber warum bist du dann so heftig zu ihm gewesen?“

Und wieder fand Hilde nur die einzige Antwort:

„Aber, Mutter, ich liebe ihn ja!“

„Siehst du,“ wandte sich die Mutter zu Gustav, „so sind wir Frauen. — Aber nun beruhige dich, mein Kind! Wenn du den schlechten Menschen wirklich noch liebst, dann wird es schon ein Mittel geben, ihn wieder zu dir zurückzuführen.“

„So, meinst du, Mutter?“

Frau Frißche nickte lächelnd.

„Ja, dann mußt du einfach morgen mit Gustav nach Hamburg fahren und dich dem Manne mir nichts dir nichts an den Hals werfen und ihn einfach nicht reisen lassen. Wir Eltern würden hier bleiben, denn wir sind alte Leute und recht schlechte Zuschauer für eine so junge Liebesgeschichte. Aber ich würde mir an deiner Stelle die Sache doch sehr überlegen. Der schlechte Mensch ist wirklich solche Verleugnung deiner Würde nicht wert.“

Hilde war bei den ersten Worten ihrer Mutter emporgefahren. Sie rannte geschäftig im Zimmer hin und her. Die Eltern bemerkten mit Freude, wie eine lange nicht gesehene Röte wieder die Wangen des geliebten Kindes belebte. Plötzlich stürzte Hilde auf ihre Mutter zu und küßte sie zärtlich, was diese sich schmunzelnd gefallen ließ.

„Du bist wirklich meine einzige, kluge, geliebte Mama. Ja, so muß ich es machen. Ob ich in diesem Kleide fahren kann? Meinst du, daß es mir steht? Darf ich deine Ledertasche nehmen? Oder, nicht wahr, Gustav, ich tue meine Sachen einfach in deine Tasche? Reisen wir schon heute Nacht?“

„Nein, liebes Kind,“ erwiderte die Mutter entschieden. „Du wirst erst morgen fahren. Und dann fragst du erst den Geheimrat um seine Erlaubnis! Dein zukünftiger Bräutigam wird eine gesunde Braut auch lieber sehen als eine kranke, ein so edler Mensch er auch immer sein mag.“

Am nächsten Morgen erwachte Hilde mit Kopfschmerzen und, ob sie selbst es auch nicht wahr haben wollte und sich gegen die Erkenntnis sträubte — mit einem Drückgefühl auf den Augen.

Trotzdem fuhr sie zur Klinik. Sie nahm heute einen Wagen, weil sie es nicht abwarten konnte, den Bescheid des Geheimrats zu hören, von dem ihre Reise nach Hamburg abhing.

Aber sie kam traurig aus dem Sprechzimmer des Arztes.

„Fräulein, Sie haben ja geweint. Ich sehe es Ihren Augen an. Das dürfen Sie nicht! Nun müssen Sie wieder ein paar Tage ganz ruhig zu Hause bleiben. Von einer Reise ist absolut keine Rede.“

So lautete der Bescheid, und mit müden, kleinen Schritten ging sie auf das Hotel zu.

So war denn alles vorbei! Aber plötzlich kam ihr ein Gedanke. Wie, wenn sie telegraphierte? Ihr Herz schlug zum Zerspringen, und mit beschleunigten Schritten eilte sie heim. Jetzt mußte die Mutter raten.

Frau Frißche, auf deren Gesicht heute ein zufriedenes Lächeln schwebte, empfing die Tochter und führte sie in ihr Schlafzimmer.

„Nun, Kind, können wir zur Reise rüsten?“

Fast hätte Hilde schon wieder geweint, aber sie schluckte mit Energie die Tränen hinunter.

„Ach, Mutter, ich darf ja nicht reisen. Meine Augen sind von dem dummen Weinen gestern wieder schlimmer geworden, und nun ist alles vorbei.“

Zimmer noch lächelte die Mutter.

„Ja, was machen wir denn nun?“

„Mutter, du mußt an ihn telegraphieren, daß er zurückkommt.“

„Und du glaubst, dann kommt er auch gleich?“

„Ja, Mutter, er liebt mich, und sicher wird er kommen.“

„Dann laß mich mal einen Augenblick allein. Geh in das Wohnzimmer und überlege dir die Sache noch einmal. Ich will mit dem Vater sprechen, und wenn du in einer Viertelstunde noch derselben Meinung bist, will ich telegraphieren.“

Hilde ging mechanisch auf die Türe zu. Heute war sie auf ihre Mutter eigentlich böse. Warum lächelte diese nur immer und nahm ihren großen Schmerz gar nicht recht ernst?

Sie öffnete die Tür — da sah sie vor sich eine hohe Gestalt, zwei ausgestreckte Arme streckten sich ihr entgegen. —

„Hilde!“

„Egon, ist es möglich?“

In jauchzender Freude sank sie an seine Brust. Die Eltern, die sich schon im Voraus sagten, daß eine Reise nach Hamburg so kurz nach der Operation unmöglich sei, hatten schon am Abend eine lange Depesche nach Hamburg gesandt, und diese erreichte Egon Friedrich in dem Augenblick, als er den Kabinenplatz für die Überfahrt nach Argentinien belegen wollte.

Es dauerte länger als eine Viertelstunde, bis Frau Frißche in das Wohnzimmer eintrat und lächelnd fragte:

„Nun, Hilde, soll ich telegraphieren?“

Da flog sie an das Herz der Mutter.

„Nein, Mütterchen. Ich darf wünschen und hoffen, was ich will, du hast es sicher schon vorher gewußt und nach meinem Wunsche getan.“

Es war eine trauliche, stille, glückliche Feier, die da oben in dem Hotelzimmer von der Familie Frißche begangen wurde, und es war den beglückten Herzen, als ob nach langen träben Wochen mit einem Male die Sonne klar und wärmend sie umstrahlte. —

Etwa drei Wochen später ritt Georg von Felbstein an einem Oktobertage, der fast an den Juli gemahnte, den Weg von der Lalenburg hinunter. Aber niemand hätte ihm den schneidigen Husarenleutnant erkannt.

Er hatte nun in der Tat die geliebte Ultila ausgezogen und sich soeben in seiner neuen Würde als Landwirt in Hoppe und grauen Reitbofen sowie in langen Reitstiefeln seiner Braut vorgestellt.

Er wäre so glücklich gewesen, wenn seinem gutmütigen Herzen nicht der alte Graf leid getan hätte, der nun schon seit Wochen von dem wieder gewonnenen Sohne keine Nachricht hatte. Georg schüttelte unwillig den Kopf. Nein, nun verstand er Egon Friedrich wirklich nicht mehr, und er beschloß, ihm einmal energisch zu schreiben. Raum war er aber über diesen heroischen Entschluß ganz zufrieden, fiel ihm ein, daß er gar keine Adresse wußte, und wieder schüttelte er ärgerlich sein Haupt.

Da fiel sein Blick in das Tal hinaus, und verwundert zügelte er sein Pferd. Was war denn das? Ein Wagen kam in schlankem Trab auf die Lalenburg zu, denn der Weg führte sonst nirgendwo anders hin. Wer konnte denn das sein? Als künftiger Schwiegersohn fühlte er sich verpflichtet, gewissermaßen schon hier an der Gutsgränze etwaigen Besuchern die Honneurs zu machen, und ritt dem Wagen entgegen.

Aber der gute Junge vergaß plötzlich seine Würde als Gutsherr und zukünftiger gräflicher Eidam und stieß einen hellen jauchzenden Jodler aus, als er in dem offenen Wagen Egon Friedrich und an seiner Seite die kleine Hilde sah. Aber das war nicht der ernste, verschlossene Egon, der vor einigen Wochen aus Rottentberg abfuhr. Helles Glück leuchtete aus seinen Augen und es war, als ob er um Jahre verjüngt sei.

Graf Egon sah wie immer an seinem Schreibtisch und suchte in der Aufzeichnung seiner Lebenserinnerungen Vergessenheit. Auch der Platz am Fenster war ihm verleidet, seit der Schienenstrang ihn immer an den Sohn erinnerte, der nun wieder fort war.

Da kam Tutta herein und helle Freude lag auf ihren Zügen.

„Vater, sieh, wen ich bringe.“

Schon stand Egon vor dem Vater und an seiner Hand führte er Hilde.

„Vater, gib uns deinen Segen. Heute bring ich dir ein Töchterchen.“



Wirtl. Geh. Oberregierungsrat Dr. Adolf Matthias †
kurz nach seinem 70. Geburtstage. Er stammte aus Hannover, und
wirkte u. a. mehrere Jahre als Gymnasial-Direktor in Düsseldorf. Danach
war er Schulrat in Koblenz und Vortragender Rat im Ministerium.

Dr. Rosa Kempf, bisher Leiterin des Frauenseminars für soziale
Berufsarbeit in Frankfurt a. Main, wurde zur Studiendirektorin
der Niederrheinischen Frauen-Akademie, Ausbildungsstätte für
soziale Berufsarbeit und Wohlfahrtspflege in Düsseldorf, erwählt.



Dem Sportfest Kriegsbeschädigter in Görden bei Brandenburg:
Generaloberarzt Dr. Leu (x) während einer Pause in den turnerischen Übungen der Einarmigen und Einbeinigen.

Phot. Berl. Illust.-Bibl.

Lange schaute der alte Mann auf die beiden und sein Auge wurde feucht.

Dann schloß er Hilde in seine Arme.

„Willkommen, herzlich willkommen, mein Kind. Ja, du bist die Rechte. Rollt auch dein adliges Blut in deinen Adern, so hast du den wahren Adel des Herzens. Nun hilf mir, mein liebes Töchterchen, den da zu halten!“

Sie verlebten trauliche Stunden auf der Lalenburg, wie man sie seit der Gräfin Tode nicht mehr für möglich gehalten. Georg hätte am liebsten sofort eine Doppelhochzeit gerichtet, aber Egon wollte erst das Trauerjahr abwarten und die Zeit benützen, um über seine eigene Zukunft klar zu werden.

So wurde denn beschlossen, daß Hilde den Winter auf der Lalenburg bleiben sollte, um Jutta zu helfen, den alten Grafen aufzubehtern.

Der Sohn hörte zu und sah nachdenklich vor sich hin.
„Du darfst mich nicht in einem Atem mit zwei ganz Großen nennen, aber was du da sagst, ist nicht unrichtig. Laß mich darüber nachdenken.“

Wieder war der Sommer ins Land gekommen, als die alte Lalenburg sich zu einem großen Feste rüstete. Es galt der Doppelhochzeit des Grafen Egon Friedrich Lalenburg, der in den deutschen Staatsdienst getreten war und den Namen seiner Väter wieder aufgenommen hatte, mit seiner Hilde und des Barons Georg Felbstein mit der Gräfin Jutta Lalenburg. Aber eigentlich war es eine dreifache Hochzeit, denn an demselben Tage hatten auch Gustav Fritsche und Trude Vietsch vor dem Altar gestanden, und der Bürgermeister hatte der persönlichen Bitte des alten Grafen nachgegeben, auch die Hochzeit seiner Tochter



Sonntagskonzert der Kapelle eines niederrheinischen Regiments auf dem Marktplatz in Sedan.

Fritsches, die nun erst erfahren hatten, daß der Oberingenieur Friedrich eigentlich ein Graf Lalenburg sei, waren von Herzen einverstanden.

Ehe Egon abreiste, um seine Angelegenheiten zu ordnen, sagte der alte Graf eines Abends zu ihm:

„Mein Junge, bei all deiner Logik bist du in einem doch inkonsequent.“

„Wie meinst du das, Vater?“

„Weil du dich weigerst, meine Bitte zu erfüllen; und den Namen unserer Familie wieder anzunehmen. Gerade weil du meinst, daß der Adel auch in der Industrie jetzt dem Volke vorangehen müßte, solltest du an deinem Namen festhalten.“

Wenn ein Graf Zeppelin herrliche Luftschiffe baut, ein Graf Acco die drahtlose Telegraphie ausbaut, warum soll nicht ein Graf Lalenburg im Eisenbahnbau Schönes und Großes schaffen?“

auf der Burg zu feiern, damit die Geschwister Fritsche ihren Ehrentag gemeinsam begehen konnten.

Es war eine seltsame demokratische Gesellschaft, die da auf der alten Ritterburg vereinigt war, und alle waren überrascht, ein wie moderner Mensch der alte Graf in Wirklichkeit geworden.

Die ganze Stadt Rottenberg nahm Teil an dem jungen Glück, und jeder wollte den Oberingenieur Friedrich „sofort erkannt“ haben.

Nur in einem Hause, das in etwas überladenen Prunk draußen auf der Stadtwiese neben der Papierfabrik entstanden war, stand eine junge Frau in tiefen, ernstesten Gedanken. Inge Reinhard hatte es durchzuckt, als sie die überraschende Nachricht las.

„Gräfin Lalenburg?“ Würde es nicht doch besser gewesen? Aber sie zuckte die Achseln. Reinhard war der Mann, den sie brauchte, und sie gönnte der kleinen Hilde ihr Glück.

— Ende. —

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 27.

Düsseldorf, 7. Juli

1917.



Im befehlten Rumänien: Generalfeldmarschall von Mackensen besucht das Lazarett in Blaesii.

Phot. Berl. Illustr.-Gef.

Der Stachelndrahtzaun.

Eine heitere Erzählung.

Von Hermann Wagner.

1. Fortsetzung.

Serr von Rebwein heißt der Mieter im 1. Stockwerk," erklärte der Villenbesitzer.

"Und Sie wissen bestimmt, daß er noch nicht verheiratet ist?" fragte die fremde Dame.

Anton Pichler legte betuernd die Hand aufs Herz. „Auf Ehre, gnä Frau, und i soll oan miserabler Lump sein, wenn esch nôt wahr isch, daß der Herr von Rebwein noch loa Frau nôt hat!“

„Und was kostet die Wohnung?" fragte die zu vier Fünfteln schon Begwangene.

Anton Pichler nannte den Preis, schlug indessen in Anbetracht des Umstandes, daß die Wohnung nicht nur einen Balkon, sondern auch einen benachbarten Junggesellen hatte, der reichsdeutscher Gymnasialprofessor war, fünfzig Kronen auf.

„Das ist aber recht teuer, lieber Mann.“

„Schauens Enen dô Aussicht an, gnä Frau! Und denkens an den vornehmen Umgang, woas dô gnä Frau hoaben können, wo doch oan reichsdeutscher Herr Professor in unsrigen Haus wohnen tuat! — Na, gnä Frau, dô Wohnung isch nôt teuer, die Wohnung isch billi, — so oan billige Wohnung haben dô gnä Frau noch niamals nôt ghabt!“

„Gut, ich miete die Wohnung. Bitte, entlohnen Sie den Kutscher, und besorgen Sie mir das Gepäd herauf!“

Unverzüglich steckten die zwei Finger im Munde Pichlers, und ein schriller Pfiff ertönte. „Lois!," donnerte die Kommandostimme die Treppe hinunter, „lauf, sag dem Kutscher, doas er der Gnädigen dôs Gepäd aufi bringt!“

„Ewan die gnä Frau verheiratet, und kommt noch der Herr Gemahl noach mit die Suaben und mit die Dirndl?" wandte er sich an die so schnell und leicht Besiegte mit einem Zwinlern der Augen, das besagte, daß er die Frage, an deren Berechtigung er selbst nicht glaubte, nur der Form wegen stelle.

„Ich bin Witwe und kinderlos," antwortete die Gnädige unter leichtem Errotten.

„Ah", bedauerte Anton Pichler aus tiefstem Herzen, „noch so jung und scho Witwe!“

„Mein Mann war Regierungsbaumeister und ist vor vier Jahren gestorben. Ich heiße Edith Sieblein und bin aus Halle an der Saale.“

Anton Pichlers Augen machten ein Ausrufungszeichen, das Verwunderung, Stolz und Freude zugleich ausdrücken sollte. „Aus Halle? A da legst di niader! Die gnä Frau isch a oane Reichsdeutsche? Die Ehre, gnä Frau! Da wird sich der Herr von Rebwein oaber freuen!“

Die Dame namens Edith Sieblein lächelte geschmeichelt. „Meinen Sie, Herr, — Herr —?“

„Pichler, Anton," ergänzte Anton Pichler stolz.

„Dôs Gepäd wär aufi," meldete schwizend der Kutscher.

Frau Sieblein entlohnte den Mann, atmete tief auf und meinte: „So, und jetzt möchte ich mich ein wenig restaurieren.“

Anton Pichler machte eine schwungvolle Verbeugung. „Ich geh scho, gnä Frau! Die Ehre! Und wenn die gnä Frau sonst was brauchen tuat oder oanen Wunsch hat, dann tretens halt hier auf die Treppen aufi und schreins hinunter: Mirzl! — Dô Mirzl, dôs isch nämli mei Tochter, — dô woas mit moa Frau die Herrschaften bedient! — Grüas Gott, gnä Frau! die Ehre!“

Nun war auch die verwitwete Frau Regierungsbaumeister Edith Sieblein allein und konnte daran gehen, sich etwas Lust zu machen. Sie fühlte ein starkes Bedürfnis danach, denn sie trug verschiedene Marterwerkzeuge an ihrem Körper, die zwar geeignet waren, dessen Schönheit und Jugendlichkeit, nicht aber dessen Wohlbefinden zu heben.

Vor allem verriegelte sie fest die Tür. Darauf schloß si ihren großmächtigen Reijelorb auf und entnahm ihm hundertertei Dinge, die bald in den zwei Zimmern wüß durcheinander lagen, so daß sie kaum noch die Möglichkeit hatte, sich zwischen dem Reimsraum frei zu bewegen.

Das halbe Bett nahm allein das Riesenrad von Hut für sich in Anspruch; auf dem Tisch und auf den Stühlen türmten sich wahre Berge von Nichtigkeiten, die in den Augen der Frau Sieblein doch Notwendigkeiten waren, und der Fußboden war überjät mit Einpackpapieren der verschiedensten Farben und Formate, während der Waschtisch einem Verkaufstand glich, an dem Seifen, Mixturen, Pulver, Flüssigkeiten und sonstige Parfümericartikel feilgehalten wurden.

Achzend entledigte sich Frau Sieblein ihrer Schuhe, die nich' allein ungewöhnlich, hoch sondern auch ungewöhnlich eng waren, und ächzend rieb sie an ihrer rechten kleinen Zehe einen Berg aus Hornhaut, den man gemeinhin ein Hühnerauge nennt. Oh, wie wohl taten jetzt die weiten Hauspantoffeln aus feinstem roten Filz!

Der enge Rod und die giftgrüne Seidenbluse wurden abgestreift, ein sogenanntes Bekleidungsstück, das teils aus Hornstäben, teils aus eisernen Ösen und Haken bestand, wurde knadend geöffnet und auf das Bett neben das Riesenrad geworfen, und bald umfloß die schlante Erscheinung, die sich gern eine königliche nannte, ein weites und weiches Hauskleid aus hellem Battist, das zwar bequem war, dessen Qualität aber trotzdem Zeugnis davon ablegte, daß seine Trägerin zu den Kreisen der besitzenden Klassen gehörte.

Jetzt konnte daran geschritten werden, das üppige goldblonde Haar aufzulösen, was eine Aufgabe war, die viel Geschid und Vorsicht erforderte, denn es galt, einen Zopf, der sehr viel Geld gekostet hatte, von den Resten des eigenen Haares, das die Natur umsonst geliefert hatte, so zu lösen, daß keine Verwirrungen und Schäden entstanden.

Der leure Zopf wurde in Seidenpapier gewickelt und in einem Kasten des Waschtisches wohl verwahrt. Die billigen Reste des eigenen Haares wurden sorgfältig lurchgekämmt, so gut es ging, und zu einer kümmerlichen Schnde aufgesteckt, über die ein duftiges Häubchen aus echten Spizen dergestalt gestülpt wurde, daß niemand ahnen konnte, daß sich unter dieser losbaren Hülle nur Dinge höchst unvermuteten Charakters verbargen.

Darauf ging Frau Sieblein in ihrem prinzeßlichen Hauskleid in die Küche und stellte fest, welch praktische Einrichtung es doch sei, wenn man sich auch in der Fremde selbst kochen konnte. Denn, ungeachtet der zweihundertvierzigtausend Mark, die ihr ihr seliger Mann hinterlassen hatte, war sie das Muster einer sparjamen deutschen Hausfrau, die es nicht liebte, mit ihrem guten Gelde die teuren Gastwirtschaften zu füttern. Neben dem Bestreben, noch möglichst jugendlich und schön zu erscheinen, um auf diesem Wege dahin zu gelangen, nach dem seligen Regierungsbaumeister noch einen zweiten Mann glücklich zu machen, war das Kochen sogar die einzige Leidenschaft, der sie fröhnte. Es gab auch keine Köchin, die so vortrefflich zu kochen verstand wie sie selbst, und da es keine gab, so sah sie nicht ein, warum sie eine Sache, in der sie sich dermaßen auszeichnete, nicht selbst betreiben sollte. Ob ein Mann auf ihr üppiges goldblondes Haar, ihr Riesenrad von Hut, ihre giftgrüne Bluse und ihre hohen Stöckelschuhe hincin iel, blieb immerhin zweifelhaft. Nicht im mindesten aber zweifelhaft war es, daß der Mann in vorgerückteren Jahren, der einmal von ihr zubereitete Schweinsende mit Sauerkraut und vogtländischen Klößen gegessen hatte, sie auch liebte!

„Mirzl!" rief die verwitwete Frau Regierungsbaumeister die Treppe hinunter.

Die Mirzl kam und knixte. „Gnä Frau?"

„Ich brauche als Aufwartung ein junges Mädchen, ein Mädchen, das mir die nötigen Küchenarbeiten besorgt und das Geschir wäscht. Wollen Sie das gegen eine entsprechende Entschädigung machen?"

„Aber gern, gnä Frau!"

„Es ist gut," nickte ihr Frau Sieblein aus Halle an der Saale gnädig zu, „wenn ich Sie brauche, werde ich Sie rufen.“

Sie trat nun auf den Balkon hinaus, rücte sich einen Korbsessel zurecht und schlug einen Leihbibliotheksroman auf, um sich, so gewappnet, dem ungestörten Genuß der zauberhaften Landschaft hinzugeben.

In der Tat, die Gegend war schön und hielt das, was der Frau Regierungsbaumeister ein junger Neffe daheim in Halle versprochen hatte. Immerhin, einen Fehler hatte sie: sie bewies einen auffallenden Mangel an Menschen. Das Lognon, das doch vornehmlich dazu da war, die Toiletten der verschiedenen Sommerfräuleitinnen kritisch zu mustern, kam nicht zu seinem Recht. Und Frau Sieblein bog weit den spitzenbehaubeten Kopf über das Balkongeländer, um Ausschau nach einem Menschen zu halten, der die schöne Gegend wahrhaft und wirksam beleben sollte.

Halt, dort kam einer. Er schien recht vertieft in seine eigenen Gedanken zu sein, denn er ging sehr langsam und mit gesenktem Kopf, ganz so wie einer, der düstern Rätseln nachgrübelt.

Frau Sieblein hob das Lognon und betrachtete ihn. Welch kühne Nase er hatte! Und recht salopp gelleidet ging er, nicht wie einer, der Wert darauf legt, schon durch sein Äußeres zu zeigen, daß er der guten Gesellschaft angehört. Und doch wiesen die Augengläser, die er trug, und sein stark vergeistigtes Antlitz darauf hin, daß er im Besitze einer Intelligenz

sei, die in den unteren Kreisen nie gedeiht. Wer war der Sonderling?

Wahrhaftig, jetzt bog er in den Garten unten ein! Und jetzt hob er den Kopf und sah sie. Staute er nicht? Ja, er staute und wurde rot! Und jetzt zog er den Hut, um zu grüßen. —

Die verwitwete Frau Regierungsbaumeister Edith Sieblein lächelte bestridend und senkte zum Dank leicht den spitzenbehaubeten Kopf.

„Das ist er also,“ dachte sie, — „der noch ledige Gymnasialprofessor Max von Rebwein aus Leipzig!“

Oh, er sah so übel nicht aus, wenn auch einigermahen vernachlässigt, was bei einem Junggesellen in seinem Alter nicht weiter verwunderlich war. Sicherlich lehrte er von dem Spaziergang heim, den er nach dem Mittagessen gemacht hatte.

Und jetzt kam er die Treppe herauf. Wie leise und gesittet er auftrat, ganz so bescheiden und schüchtern, wie es dem Ausdruck seines weltfremden Gelehrtengeflüchtes entsprach!

Frau Sieblein schob den zerlesenen Leihbibliotheksroman zurück, hob das Lognon und betrachtete die Gegend aufs neue. Mit einem Male wollte es scheinen, daß es auch seine guten Seiten hatte, wenn eine Sommerfrische nicht allzu belebt war; man war dann mehr unter sich und schloß sich einander leichter an!



Don der Kampffront im Westen: Ein in ein Granatloch geratenes schweres Geschütz der Franzosen.

Phot. A. Grob.



Don der Kampffront im Westen: Herausziehen des eingesunkenen schweren Geschüzes.

Phot. A. Grob.



Saal 1 der Ausstellung Berliner Künstler in der Großen Berliner Kunst-Ausstellung Düsseldorf 1917.
Julius Söhn, Hofphot., Düsseldorf.

Und so lehnte sie sich behaglich zurück und lächelte verstonnen, — ganz im Gegensatz zu Max Rebwein, der, oben auf seinem Balkon angelangt, nicht dieselbe Miene zeigte, die er gestern aufgesetzt hatte, als er der Mirz! beim Wäscheaufhängen ansichtig geworden war. —

Es war doch seltsam: Max Rebwein fand, um sich in seinen geliebten Meister und Lehrer Artur Schopenhauer zu vertiefen, nicht jene Sammlung und heilige Andacht, die er erwartet hatte.

Lag es daran, daß die Sonne so heiß über dem See hing und zum Baden und zu Rahnfahrten einlud? Lag es an dem üppigen Grün der Hänge, die einem winkten, sie aufzusuchen, sich in ihre schwellendes Gras zu werfen, den Blick auf den wolkenlosen blauen Himmel gerichtet, um zu träumen?

Ja, es war seltsam: man träumte wohl, allein, man träumte nicht von Artur Schopenhauer und von dessen Verknüpfung des Willens zum Leben.

Viel eher träumte man von einer Befähigung des Willens zum Dasein, und was einen zu dieser Befähigung des Willens zum Dasein trieb, das waren wiederum weniger die Sonne, der blau opalisierende See und die im saftigen Grün prangenden Hänge der Berge, das waren —

Nun ja, warum sollte man es leugnen, wenn man mit sich allein war, und wenn doch niemand die Gedanken belauschen konnte, denen man sich in scheuester Heimlichkeit hingab: es waren die zwei Augen eines Wesens, das mit nichten dem männlichen Geschlecht angehörte, dem edlen, kraftvollen, gottähnlichen männlichen Geschlecht, vielmehr dem kurzbeinigen, breitbüstigen und engbrüstigen weiblichen Geschlecht, in dessen Verachtung sich zu üben und zu vervollkommen man eigentlich hierher in die Stille der Berge gekommen war.

Max Rebwein ärgerte sich und wischte mit dem Taschentuch einen

Tropfen von der Nase. Auch an seinem Schnallenschlipsis zupfte er unzufrieden herum. In seinem Leben erschien er zum ersten Mal nicht geeignet, den Wettstreit mit einem eleganten, schwerseidenen und farbenfatten Selbstbinder aufzunehmen.

Und dann sein Anzug! War der von der Art, daß er einem jungen Mädchen, das in Graz gewesen war und dem dort kavalierrmäßige Studenten Komplimente gemacht hatten, ins Auge stechen konnte? Nein! Nicht einmal eine Bügelsalte hatte dieser Anzug; viel eher zeigten die Beinkleider an den Knien Beulen, — vom Hute ganz zu schweigen, der, seit er einmal neu gewesen war, so manchen Wechsel des Wetters erlebt hatte.

Ja, war es denn wirklich Wahrheit: war er, der: Gymnasialprofessor Max Rebwein, der Mann, der eine Nase hatte, die stopfte, und eine arme Schwester, die versorgt werden mußte — war er verliebt?

„Unsinn!“ antwortete der Verstand des Mannes, der es gelernt hatte, in allen Mädchen und Frauen nur minderwertige und kindische Geschöpfe zu sehen, die ein überlegener Geist unter nachsichtigem und mitleidigem Lächeln links liegen läßt.

Aber das Herz dieses selben Mannes, der es dennoch nie veräußt hatte, für seine Schwester viel gründlicher zu sorgen als für sich selbst, widersprach da lebhaft: „Kein Unsinn, — Wahrheit!“

Es war Wahrheit, und zwar war es eine schmerzliche Wahrheit, weil sie einen Zustand betraf, der Leuten, die jung und gut gewachsen sind, gar nicht übel ansteht, während er, sofern ältere Hagestolze mit kleineren oder größeren Schönheitsfehlern von ihm heimgesucht werden, einer statt komischen Färbung nicht entbehrt.

Gewiß doch, Max Rebwein fand sich komisch. Allein, dieses Gefühl vor sich selber eine komische Rolle zu spielen, wurde noch von jenem



Bilder der städtischen Galerie in der Großen Berliner Kunstausstellung Düsseldorf 1917.
Julius Söhn, Hofphot., Düsseldorf.

überwogen, unglücklich zu sein. Und da ein jeder, der unglücklich ist, das Bestreben hat, glücklich zu werden, und da es für Max Rebwein, um zu diesem Glück zu gelangen, nur einen Weg gab, nämlich den: der Mirzl seine Liebe zu gestehen, — so trug er sich heftig mit dem Gedanken, dem Mädchen, das in Graz immerhin Umgang, mit Studenten gehabt hatte, einen Heiratsantrag zu machen.

Denn er kalkulirte also: daß die Mirzl, das junge und hübsche Ding, mich, den alten und nasentropfenden Junggesellen, lieben sollte, ist ausgeschlossen. Hingegen keineswegs ausgeschlossen ist es, daß sie heiratet, sintemal man sehr wohl eine tropfende Nase verabscheuen, gleichwohl aber einen ehrenwerten, angesehenen und pensionsberechtigten königlich sächsischen Gymnasialprofessor heiraten kann, zumal man ein einfaches Rättners Vorstmädchen ist, das taum Aussicht hat, als Gatten einen Baron heimzuführen.

Bei und trotz Schopenhauer: so argumentierte Max Rebwein! Und so sehr war er in seinen Plan verhasst, daß er schon seit vierzehn Tagen auf eine passende Gelegenheit lauerte, sich Mirzl zu offenbaren und sein Schicksal in ihre netten, kleinen und doch kräftigen Hände zu legen.

verfüge. Himmel, war es denn möglich, daß sich so viel Geld in einer einzigen Hand befand? Ganz klein kam er sich seitdem vor, und bang lastete die Erwägung auf seiner Seele, ob er nicht auch für die Mirzl eine viel zu arme Partie wäre.

Zweihundertvierzigtausend Mark — es war unglaublich! Was machte bloß die Frau mit so viel Geld? Wie glücklich wäre er gewesen, wenn er nur den zehnten Teil dieser Ansumme besessen hätte — er, der sich trotz seiner unbeschreiblich bescheidenen Lebensweise im Laufe der letzten zehn Jahre nur siebentausendfünfhundertvierundwanzig Mark und siebenunddreißig Pfennige hatte ersparen können! Wie hätte es dann seine Schwester gut haben sollen, und wie hätte er dann auch einmal an sich selbst denken wollen! Zum mindesten zwei neue Anzüge hätte er sich gekauft, einen schwarzen und einen grauen, und einen neuen eleganten Filzhut dazu und ein Paar Stiefel mit Lackspitzen und eine Krawatte, die ganz bestimmt kein Schnallenschlips gewesen wäre. —

Die Phantasie Max Rebweins bekam etwas Ausschweifendes, und er erkannte, daß es Zeit sei, zu bremsen. Er seufzte, hob den Kopf und sah nach dem See hinunter, der in der mittäglichen Gluthitze tief-



Die Gerhard Jansen-Gruppe in der Großen Berliner Kunst-Ausstellung Düsseldorf 1917.

Julius Sohn, Hofphot., Düsseldorf.

Leider wollte sich diese passende Gelegenheit nicht ergeben. Wohl ein dutzendmal hatte er zwar versucht sie herbeizuführen, und so ungeschickt er sich natürlich in diesen seinen Versuchen auch gezeigt hatte, einige Male war es ihm trotzdem schon gelungen, der Mirzl habhaft zu werden. Aber immer dann, wenn er im besten Zuge war, das heikle Thema anzuschneiden und dem Mädchen seiner endlichen Wahl auf diplomatisch verbrämte zarte Weise zu verstehen zu geben, welche ernste Absichten ihn bewegten, — immer dann erschien wie aus einer Vertiefung heraus jene Frau, die ihm ein böses Schicksal in den Weg geführt hat, er mußte, jene verwitwete Frau Regierungsbaumeister Edith Sieblein aus Halle an der Saale, die immer so sonderbare Augen machte, wenn sie ihn ansah, so daß er die qualvolle Empfindung nie los wurde, ein Bösewicht zu sein, dessen heimtückische Ränke die Göttin der Rache mit grellem Blizlicht bestrahlte.

Was wollte doch diese Frau von ihm, der zu nahen er sich fürchtete, weil sie so ausgesucht elegant war, und die dennoch nie müde wurde, seine armen Schuldners, Gesellschaft zu suchen?

Es schüttelte ihn noch heute, wenn er sich dessen erinnerte, wie sie jüngst so ganz beiläufig in das Gespräch hatte einschleichen lassen, daß sie über zweihundertvierzigtausend Mark in besten deutschen Wertpapieren

blau dalag. Ein schneeweißes Seegelboot glitt verträumt über ihn hin, und aus dem nahen Städtchen Millstadt kam wie sanfte Musik das Läuten der Mittagsglocken. — „Herr Professor?“ —

Max Rebwein fuhr erschrocken auf und beugte sich über das Ballongeländer.

Die Frau Regierungsbaumeister Edith Sieblein aus Halle an der Saale, stand mit ihrem düftigsten Hauskleid angetan und das Splienhäubchen auf dem Kopfe, auf dem unteren Balkon und blickte bestridend lächelnd zu ihm auf.

„Herr Professor, Sie sind noch da? Ich glaubte, Sie wären schon beim Mittagessen im „Seehof!““

Max Rebwein grüßte ehrfurchtsvoll und erwiderte recht besangen: „Ich habe mich verträumt, gnädige Frau. Aber ich will sogleich gehen.“

Da traf ihn abermals jener sonderbare Blick. „Eigentlich sollten Sie nicht gehen, Herr Professor, sondern — wenn ich Sie darum bitten dürfte! — bleiben.“ —

„Bleiben —?“

„Ja, weil ich mir heute so große Mühe gegeben habe, etwas Gutes zu kochen. Ich habe ein heimisches Gericht zubereitet, Herr Professor. Und da wollte ich Sie bitten, mein Gast zu sein, und Ihr Urteil abzugeben.“

„Gnädige Frau —“
 „Schlagen Sie es mir ab?“
 Noch nie in seinem Leben war Max Rebwein so verlegen gewesen.
 „Ich weiß wirklich nicht —“
 „Sie sagen zu? Ach, wie nett von Ihnen! — Mirzl!“
 „Gnädige Frau?“ kam aus dem Hintergrunde jene helle Stimme, die Max Rebwein so viel zu schaffen machte.
 „Schnell noch ein zweites Gedeck, der Herr Professor wird bei mir speisen!“

Max Rebwein trat vom Balkon in sein Zimmer zurück und befühlte seine Stirn, ob er nicht noch träume. Nein, es war Wirklichkeit. Aber was sollte diese Wirklichkeit bedeuten? Wie kam er zu der Ehre, bei einer Frau zu Mittag zu speisen, die zweimalhundertvierzigtausend Mark in Vermögen hatte?

Gleichviel, er konnte nicht mehr absagen, ohne unhöflich zu erscheinen. Außerdem würde die Mirzl in der Nähe sein, er würde sie sehen, ja, vielleicht sogar Gelegenheit haben, das Wort an sie zu richten.

Das war entscheidend. Er trat vor den Spiegel, richtete seinen Schnallenschlupf und sah nach, ob zwischen seinen Beinleidern und seinen Stiefeln nicht das weiße Bändchen der Unterhosen hervorglitzte, was es so gerne tat. Und dann schnuzte er sich vor allem gründlich.

So vorbereitet, stieg er unter heftigem Herzklopfen in den ersten Stock hinunter.

Die Dämmerung ging in fallende Dunkelheit über. Jergendwo unten am See sang ein Tenor ein Lied, das ganz unwahrscheinlich süß war, so süß und süß-traurig, daß denen, die aus der Ferne zuhörten, sich wider Willen und ganz unmerklich eine schwermütige Sehnsucht entrang, um in die Dunkelheit davon zu flattern, weit fort, über Berge und über Täler, ins Unbekannte hinein. —

Max Rebwein stand unten im Garten, und vor ihm auf einer Schaukel saß die Mirzl und schaukelte sich, während die verwitwete Frau Regierungsbaumeister Edith Sieblein aus Halle an der Saale, sich oben auf ihrem Balkon verstedt hielt und mit trampfhaft angehaltenem Atem lauschte.

Nicht alles vernahm sie, was die beiden da unten sprachen, aber die Nacht war immerhin still genug, daß sie so manches vernahm, mehr vielleicht, als ihr lieb war, denn aus dem Wenigen, das sie geschickt ergänzte, ging deutlich hervor, daß ihre schlimmsten Befürchtungen nahe daran waren, sich zu verwirklichen.

Was redeten die beiden miteinander?

Nichts, was zur Not ein jeder Dritter nicht hätte hören dürfen; allein ausgenommen den Fall, daß dieser Dritte zufällig eine verliebte und deshalb eifersüchtige Witwe von zweiundvierzig Jahren gewesen wäre, die begründete Rechte zu haben glaubte.

Welche Rechte aber hatte jenes junge Gänschen dort unten, das wohl für einen lebfrischen Rärntner Douerntuben oder bestenfalls für einen hinterwäldischen Dorfsschulmeister geschaffen war, nie und nimmer dagegen für einen königlich sächsischen Gymnasialprofessor aus Leipzig in dem reifen Alter von neununddreißig Jahren?

Wie dumm doch dieser Mann da unten, dessen Gesicht so durchgeistigt schien, im Grunde war! Vergaß er es so ganz, daß er eine Schwester hatte, die zu unterstützen seine moralische Pflicht war? Und war er noch jung genug, um dem soliden Wert unübertrefflich zubereiteter Schweinsleiden, Pöfelzungen, Kalbenierentraten und gefüllter Eiertuchen ein vergängliches hübsches Lärchen vorziehen zu dürfen?

Frau Edith Sieblein hatte Mühe, sich zu beherrschen. Diese Mühe war um so größer, als sie, um sich nicht zu verraten, in ziemlich gebückter Stellung verharren mußte, was für einen langen Körper, der vor Spannung zittert, und für ein eifersüchtiges Herz, das vor Erregung bebzt, keine leichte Aufgabe ist.

Allein, für eine Frau, die fest entschlossen ist, das, was sie wissen muß, unter allen Umständen auch zu erfahren, gibt es keine Aufgabe, die sie nicht bewältigte. Und deshalb verharrete Frau Edith Sieblein tapfer weiter in ihrer quabollen Stellung und lauschte. Lauschte mit angehaltenem Atem. Und schwigte.

„Sie sind so schön, Fräulein Mirzl,“ sagte unten der Professor, „Sie haben so reizende Händchen!“

Die Mirzl lachte, gab ihrer Schaukel einen Stoß und erwiderte: „Ach gehns, Herr Professor!“

„Nein, wirklich, — solch reizende Händchen möchte ich drüden dürfen!“

„Sie sind ein Schlimmer!“

„Oh nein,“ be'euerte treuherzig der Herr Professor, „ich meine das völlig ernsthaft, ich spreche sozusagen als ein älterer Freund zu Ihnen, als ein wahrhaft aufrichtiger Freund, der Ihr Bestes im Auge hat!“

„Dös gfreit mi, Herr Professor. I hätt schon gern einen älteren Freund.“

„Oh bitte, bitte, Fräulein Mirzl, — denken Sie doch da an mich!“

„Wenn i Vertrauen zu Ihnen haben dürft —?“

„Unbedingt,“ schwor der Herr Professor, „unbedingt, Fräulein Mirzl!“

„Ja, i hätt schon was auf dem Herzen.“ —

„Ich auch, — oh ja, ich hätte soviel auf dem Herzen, so viel!“

„Alsdann guat: reden zuerscht Sie!“

„Ich traue mich nicht, Fräulein Mirzl!“

Wieder erklang das helle Lachen: „Ach, i woah scho: Sie san verliebt!“

„Wie klug Sie sind,“ stammelte der Herr Professor, „das hätte ich nicht geglaubt.“ —

„Meinens, i wär so dumm? Da schneidens Ihnen, mein Liaber! Man siehts Canen doch an der Nasenspihen an, was s' wollen!“ Abermals das helle Lachen. „Ja, an der Nasenspihen, Herr Professor!“

Hier war zu hören, daß sich eines von den beiden schneuzte. Dem Ton nach, in dem dies geschah, konnte es unmöglich die Mirzl sein.

„Sie machen sich lustig über mich, Fräulein Mirzl!“

„Aber gar nüt! Im Gegenteil! Ich verstehs ganz guat, wias um Sie bestellt ist, Herr Professor. I fühl mit Canen. Ja, dös tu i. Unbedingt.“

„Wäre das möglich?“

„Leider,“ seufzte die Mirzl.

„Warum: leider?“

„Wenn i ihn doch nüt kriag, den, den i so gern möcht. — Ja, deshalb, Herr Professor. I kann ihn nüt kriagen. Na.“

„Sie können ihn nicht bekommen? Das bilden Sie sich doch wohl nur ein. Ich glaube, daß ein jeder glücklich wäre, sofern Sie „ja“ sagten, wenn er um Ihre Hand bäte!“

„Na, es sein Hindernisse da.“ —

Die zaghafte Stimme unten nahm einen mannhaften Ton an: „Welches Hindernis würde ein Mann nicht überwinden, wenn es ihm dadurch gelänge, Sie zu ertingen, Fräul. in Mirzl!“

Die Mirzl sprang von der Schaukel. „Dös scho, Herr Professor Schauens Canen mal den Jaun da an. Tätens Canen traun, da drüber zu klettern, Herr von Rebwein?“

„Aber diesen Jaun?“

„Ja.“

„Er ist aus Stacheldraht,“ bemerkte etwas zaghaft der Herr Professor.

„Ja, und atg spihig ist er, und sehr leicht kummt man sich die Hofen zerreißen beim Klettern und sich blutig stechen. — Tätens Canen traun?“

„Sie scherzen!“

„Na, gar nüt!“

„Ich weiß nicht —“

Hier durchschnitt die poetische Stille der Nacht ein lautes, ein fast empört lautes Niesen.

„Jesfas,“ schrie erschreckt die Mirzl auf und stob in solcher Eile davon, als hätte sie ein Wirbelwind erfasst und im Flu davongetragen.

„Fräulein Mirzl?“ fragte noch einmal leise und zaghaft der Herr Professor, schlich aber, da keine Antwort erfolgte, auch seinerseits davon, traurig, resigniert, wie mit beschneitten Flügeln, und sich trompetenhaft schneuzend. —

Die verwitwete Frau Regierungsbaumeister Edith Sieblein aus Halle an der Saale war nun endlich in der Lage, ihre in mehrfachen



Schweizer Bundesrat Hoffmann,
der aus eigener Entschliebung eine Friedensaktion
in Petersburg unternahm und infolge der hierdurch
geschaffenen Lage freiwillig zurücktrat.
Phot. Berl. Illustr. Ges.



Korvettenkapitän Viktor Schüge †.

Schüge war der Führer des Luftschiffeschwaders,
das den jüngsten erfolgreichen Angriff auf
London unternahm, und fand bei dem Absturz
von „L. 48“ über der See den Heldenod.
Phot. Paul Wagner.



Legationssekretär Dr. Werner Otto v. Hentig,
nach Erledigung einer wichtigen diplomatischen
Mission beim Emir von Afghanistan über Turkestan,
China, Nordamerika und Norwegen heimgekehrt.
Phot. Berl. Illustr. Ges.



Die Kaiserin in Essen: Die Kaiserin besichtigt in Begleitung von Frau Dr. Krupp von Bohlen und Halbach die Margaretenhöhe in Essen.
Im Hintergrunde Dr. Krupp von Bohlen und Halbach, kaiserlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, und Polizeipräsident
von Remberg, Glanersheim.
Phot. Meinhof.

Hinrich qualvolle Stellung aufzugeben. Der Niefer, von einer heimtückischen Mücke hervorgerufen, war ihr durchaus wider Willen entfahren, denn sie hätte sehr gern noch eine Weile gelauscht, um herauszubekommen, welche Bewand'nis es mit dem Stachelbrautzaun habe. Nun, damit war es jetzt vorbei. Von gerechter Empörung geschüttelt, erhob sie sich und würdigte den blassen Vollmond, der sein Licht über den zitternden und glühenden See hingoh, seines Blickes.

Ja, sie war empört. Allein auch schmerzdurchwühlt war sie, voll der bittersten Vorwürfe gegen den Undankbaren, der noch gestern versichert hatte, ein so vorzügliches Essen, wie das ihm von ihr vorgefeste, in seinem Leben noch nie genossen zu haben, und der dennoch heute keine Bedenken trug, seine Neigung ganz offen einer anderen zu bekunden.

Es war zum Heulen. Wem sollte eine reiche Witwe in den besten Jahren noch vertrauen, wenn selbst auf einen königlich sächsischen Gymnasialprofessor, der so gutmütig, bieder und treuherzig ausah, wie dieser Max Rebwein, kein Verlaß war?

O, dieser Heuchler! Er sollte sich schämen! Wer war denn dieser Gans, der er versicherte, daß es ihn aufs höchste beglücken würde, sie als Braut heimzuführen? Eine Dienstmagd, ihre Dienstmagd, die für ein paar Groschen dazu angehalten wurde, niedrige Küchenarbeit zu verrichten! Und was war ein Mann wert, der nach dieser Dienstmagd griff, wo er doch die Herrin haben konnte? Nichts! nein, aber auch garnichts! Schön, er war nichts wert. Vortrefflich, basta. Aber —

Aber warum schmerzte es sie dann, ihn zu verlieren, wenn er doch nichts wert war? Ja, warum? Lag es an diesem höllisch geinsenden Vollmond, wenn sich Gefühle in ihr regten, die sie selbst für den braven, nur stark herzverleiteten verstorbenen Regierungsbaumeister Blasius Sieblein niemals empfunden hatte? Liebte sie diesen Mann mit dem unmöglichen Filzhut, von dem die Sage ging, daß er für seine Ferienreise als einziges Gepäck eine braune Segeltuchtasche und einen Papptarton mitgenommen hatte? Und was liebte sie an ihm? Vielleicht seine Nase, die tropfte?

Wirklich, es war zum Lachen, soweit es nicht zum Heulen war! Der Höllische mochte diese Gegend helen, in deren sonndurchglühter Einsamkeit einen Gefühle beschließen, die sich für eine zweiundvierzigjährige Frau nicht mehr schiden! Dieser See! Dieser Ballon! Diese Berge, die einen wie die Mauern eines Paradieses umgaben, in dem man um keinen Preis allein glücklich sein wollte! In dem man die Sehnsucht nach einem Gefährten verspürte, nach einem Adam, an den man sich zärtlich anschmiegen, dem man den Apfel der Verführung zur Ehe reichen konnte! Warum nahm der Adam diesen Apfel nicht? Weil eine zweite Eva da war, die frischere Apfel zu vergeben hatte! Es war eine wahre Schande!

Frau Edith Sieblein hob beide Arme, wie um einer dämonischen Macht, die sich stärker als sie selbst erwies, stumm und ohnmächtig zu drohen.

Resigniert löste sie dann den kostbaren Zopf aus dem Naturoberst ihrer eigenen Haare und widelte ihn in rosafarbenes Seidenpapier. Und noch manch anderen, die Schönheit des Weibes

teils hebenden, teils nur vortäuschenden Gebrauchsgegenstand, der zu nächstlicher Zeit seinen Wert und seine Bedeutung verlor, löste sie von ihrem königlich schlanken Leibe, langsam und voll nachdenklicher Traurigkeit, des silbernen Mondlichtes, das durch die offene Ballontür hereinströmte, nicht achtend. Und in dumpfem Kummer brütend, lehnte sie sich an den Rahmen dieser Tür und starrte in die magisch erlehellte Nacht hinaus, aus der ein so starker und süßer Duft aufstieg, daß es nicht wundernehmen konnte, wenn sich ein armes, zwischen hohen und engen städtischen Mietstasernen halb verdorrtes Frauenherz in unerwarteter Spätsprache zu regen begann.

Lange stand sie so und starrte in die mondhele Nacht hinaus auf den See, der in seinem silbernen Glanz wie ein zauberhaftes Märchengebilde wirkte, und auf die Berge, die wie finstere Truhburgen sagenhafter Ritter ausluden, — ja, lange —

Aber plötzlich fuhr sie zusammen. — Sah sie recht?

Bei Gott, dort unten näherte sich eine hohe und breite Männergestalt dem Gartenzaun, vorsichtig und leise schleichend, rockte den Hals, sah sich nach allen Seiten um, pfliff dreimal kurz und ersah plötzlich einen der dicken hölzernen Pfähle, die den Stachelbrautzaun hielten.

Und jetzt — o Himmel — schwang er sich, wie ein Meisterturner, mit einem einzigen Satz über den Stachelbrautzaun hinweg und stand mitten in dem friedlichen Garten!

Schon wollte Frau Edith Sieblein, die da meinte, ein gewalttätiger Einbrecher bedrohe das Haus, vor Entsetzen laut aufschreien, als —

ja, als mit einem Male, gleichsam aus dem Nichts erzeugt, eine zweite Gestalt im Garten auftauchte, aber diesmal eine weibliche, die sich dem Meister-springer mit raschen Schritten näherte, ihm um den Hals fiel und ihn — kühlte! Frau Edith Sieblein war sprachlos.

Aber nur die Sprache hatte es ihr verschlagen, keineswegs die Neugier. Im Gegenteil, nie war die Neugier reger gewesen in ihr, als gerade jetzt.

Und so schlich sie, sich bündend, auf den Ballon hinaus, um in dieser ereignisreichen Nacht ein zweites Mal zu lauschen. Was hörte sie?

Sie, die bemerkenswert seine Ohren hatte, hörte folgendes: „Mirzi,“ fragte eine gedämpfte Männerstimme, „hast heut Zeit?“ „Na, Seppi,“ antwortete noch gedämpfter eine weibliche Stimme, „ericht auf die nächste Nacht!“

Der Rest waren unten kufähnliche Geräusche, — und oben immense Triumphgefühle in dem Herzen einer nach Genugthuung lechzenden Frau!

Max Rebwein kam vom Mittagessen im „Seehof“ und ärgerte sich, daß er für ein verbranntes „Beuschel mit Knödeln“ und für eine Fleischbrühe, die mehr kunstgerecht als schmackhaft aus Suppenwürfeln hergestellt war, zwei Kronen hatte zahlen müssen.

Auch über die nachlässige Bedienung ärgerte er sich, deren Grund er nicht einjah, da er doch niemals versäumte, dem dicken Zahlstener sechs Heller Trinkgeld zu verabreichen. (Fortsetzung folgt.)



Verwundete Rumänen auf einer Spazierfahrt in Ploesti.

Phot. Berl. Illustr.-G.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfener General-Anzeiger

Nr. 28.

Düsseldorf, 14. Juli

1917.



Vom östlichen Kampfgebiet: Deutsche Proviantkolonne im wohnnischen Sumpfgelände.

Phot. R. Semede.

Der Stacheldrahtzaun.

Eine heitere Erzählung.

Von Hermann Wagner.

Professor Max Rebwein wußte noch nicht, welche Rolle das Trinkgeld in diesen österreichischen Kurorten spielte. Er glaubte, mit sechs Hellern schon ein großes Opfer gebracht zu haben. Waren sechs Heller etwa nicht genug? Fast war er geneigt, anzunehmen, daß dies nicht der Fall sei, denn der Zahlsteller, für den die sechs Heller doch bestimmt waren, übersah sie ein jedes Mal mit einer Miene, in der eine ganze Welt von Verachtung lag, und nur jener Jüngling, den man in diesem sonderbaren Lande Österreich den „Speisenträger“ nannte, erbarmte sich ihrer und steckte sie ohne Dank ein, während jener dritte Jüngling, der dem Herren Professor das obligate Glas Mineralwasser brachte, unzufrieden auf etwas zu warten schien, das niemals kam. Erwartete etwa auch dieser ein Trinkgeld?

Aber all dies ärgerte sich Max Rebwein, der eine Schwester hatte, die er unterstützen mußte, und der deshalb nicht, wie etwa ein Bant-destaudant, in der Lage war, fürstliche Trinkgelder zu verteilen, — er, der doch weder trank noch rauchte, und der auch sonst keine Di- nste für sich in Anspruch nahm, ja, der nicht den geringsten Wert darauf legte, daß die Schar überflüssiger Kellner, wenn er das Lokal verließ, hundertmal den Spruch „die Ehre, Herr Doktor!“ hinter ihm her- ferierte, (was diese Schar, nebenbei bemerkt, bei ihm auch niemals tat.)

Aber all dies ärgerte sich, wie gesagt, Max Rebwein, und nicht ohne eine gewisse Wehmut gedachte er der unvergleichlichen Dinge, die ihm die treffliche verwitwete Frau Regierungsbaumeister Edith Sieblein, aus Halle an der Saale, vor zwei Tagen zu Mittag vorge- setzt hatte, ihn auf das liebenswürdigste ansporndend, doch recht wader zugreifend und es sich gut schmecken zu lassen.

Wahrhaftig, er war kein Schlemmer, aber dem Angenehmen, das es bot, wenn einem ein sauber und gefällig gelleitetes deutsches Weib in den herzlichsten Formen ein Schweinssteilet mit Leipziger Allerlei vorlegte, konnte er sich doch nicht so ganz verschließen.

O ja, es war etwas Sonderbares um diese brave deutsche Haus- frau, die einem die Kleider in Ordnung hielt, die es wirklich zu ver- hindern wußte, das man wegen eines fehlenden Hemdknopfes in stundenlange Verzweiflung geriet, und die dafür sorgte, daß man immer fein mit peinlichster Sorgfalt hergerichtetes, behagliches und trauliches Heim hatte:

Hier seufzte Max Rebwein und erinnerte sich dessen, daß er weit davon entfernt war, dieses behagliche und trauliche Heim zu haben. Oder war das möblierte Zimmer, das er bei Frau Selma Kühlmann in Leipzig, der verdorbenen Witwe eines Beamten der Wach- und Schließgesellschaft, schon seit Jahren inne hatte, nicht das, was die Studenten mit großem Recht eine „Bude“ nannten?

„Warum heiraten Sie nicht?“ hatte Frau Edith Sieblein ihn vorgestern bei Tisch gefragt, und wenn er dem Ton, in dem diese Frage gestellt worden war, heute aufmerksam nachsann, dann wollte es ihm scheinen, als habe ein gewisser teilnahmsvoller Vorwurf darin gelegen.

„Ich, — ich habe eine Schwester, die ich versorgen muß,“ hatte er darauf in beträchtlicher Verlegenheit zur Antwort gegeben.

„Gewiß, Sie müßten eine reiche Frau heiraten,“ hatte daraufhin Frau Edith Sieblein ihm mit einer Bestimmtheit geraten, die um einen guten Ausweg keineswegs verlegen war, „eine Frau, deren Mitgift Ihnen gestatten würde, für Ihre Schwester auch fernherhin aufs beste zu sorgen.“

O wie schnell fertig sind doch die Frauen mit dem Wort!

Eine reiche Frau. — Wo war eine? Er konnte keine. — Das heißt —

Hier unterbrach Max Rebwein seinen Gedankengang unter beträchtlichem Erschrecken.

Er erschrak, teils, weil er beinahe mit dem Tischlermeister Anton Pichler zusammengedrückt wäre, der sinnend vor dem Stacheldraht-

zaun seines Hauses stand, teils, weil ihm oben auf ihrem Balkon Frau Edith Sieblein heiter zunicke, jene Frau Regierungsbaumeister aus Halle an der Saale, die Witwe war und zweihundertvierzigtausend Mark preußischer Rente im Vermögen hatte.

„Grüß Gott, Herr von Rebwein,“ grüßte Pichler in seiner leb- frischen fortdialen Weise, „tans träumen oder tans schludieren?“

„Keines von beiden,“ erwiderte Max Rebwein, „ich ärgere mich bloß.“

„Staubens, daß dös alleini tun? I gift mi a. Satsisch tu i mi giften!“

„Warum?“

„Schauens nur her, Herr Professor! Sehns es nôt, dös Malheur?“

„Es scheint, daß der Stacheldrahtzaun einigermaßen verbogen ist —“

„Sans so guat: verbogen! Zer isfen isch er, der Draht ruiniert! — Oaber i woah scho, wer dös tan hat, — den Fallo, den miserabilgen, den Lump, — den kenn i!“

„Wer soll es denn sein?“

„Wer funst als dieser Seppel, der Kirchlehner Seppel, — der Habe- nichts, der vermalefizte, der woas moa Mirzl noachsteigt und der nachts über den Zaun kriecht, wenn i im Wirtschafts sitz und mei Spiel moach! — Oaber wenn i ihn erwisch, den Sauterl, den dreedaten, i hau ihm oane herunter, daß er gnua hat, der Fallo, der elendige —!“

Max Rebwein hatte die Empfindung, von hinten einen heftigen Schlag bekommen zu haben. Er wurde erst lächelnd, gleich darauf brennend rot. „Die Mirzl?“ murmelte er fassungslos.

„Ach, sans strob, Herr von Rebwein, daß toane Kinder nôt habn,“ ergrimmt sich der rauhe Vater der glattbärtigen Mirzl, „und dankens doppelt unserm Hergott, daß ohne Töchter soan! Lieber zehn Wuabn als oan zanziges solches Dirndl, woas nôt folgt und justament in soan Angliad rennen tuat, — dös könnens mir glauben, Herr von Rebwein, der Sie noch toane Frau nôt haben und nôt wissen, woas esch hoacht, so a satrisches Dirndl zu behüaten, doas in oan Wuabn verliabt isch, in solch oan nichtsunhigen, ödenden, — ja!“

„Herr Professor?“ kam es um vieles sanfter von oben.

„Gnädige Frau?“

„Ach bitte, Herr Professor, kommen Sie doch auf einen Sprung zu mir herauf, ich möchte Ihnen etwas sagen!“

„Gern,“ stammelte Max Rebwein und fuhr sich unwillkürlich mit dem Handrücken über die Nase, von der er ahnte, daß sie in diesem peinlichen Augenblick nicht ohne Tropfen sei.

„Gnädige Frau,“ wandte sich jetzt Anton Pichler zum Balkon hinaus, soans mir nôt bös, wenn i so frisch von der Leber weg daher red! Oaber i hoab oan solchen Arger in mir, doah i oalle boade vergiften tunnt, diase zwoa, — dös saubere Par!“

„Gnädige Frau,“ sagte Max Rebwein oben, indem er sich schüchtern verbeugte, „womit kann ich Ihnen dienen?“

Er war im höchsten Grade erstaunt und fast zu geblendet. In der Tat, so konnte nur eine Frau angezogen sein, die sehr viel Geld hatte, — sehr viel Geld und sehr viel Geschmack, ja, Geschmack vielleicht noch mehr als Geld! Wenn ihn nicht alles täuschte, dann war das Kleid, dessen Falten ihre schlante Gestalt weich umschlossen, aus bister Seide. Aus dunkelblauer Seide, zu der das herrliche und überreiche gold- blonde Haar in einem wahrhaft königlichen Kontrast stand und aus der das anmutige Weiß der bloßen Unterarme höchst appetitlich herau- wuchs. Und dieser blendend samtene Hals! Sah er nur deshalb so verführerisch aus, weil ihn ein kostbares Brillantentokier schmückte?

Max Rebwein folgte der einladenden Handbewegung der ver- witteten Frau Regierungsbaumeister Edith Sieblein und ließ sich in einen Korbsessel nieder. Ihm war angefihts der Eleganz, die ihm da gegenüber thronte, recht ängstlich zumute, und beschämt startete er

auf seine Schube, deren Absähe, wie er zu seinem Schreden bemerkte, schon stark schief getreten waren.

Allein die Wärme, mit der Frau Edith Sieblein auf ihn einsprach, machte ihm wieder Mut. Es lag etwas hilfloses in dieser Wärme, eine Hilfslosigkeit lag darin, die zutraulich bei ihm Beistand suchte, gerade bei ihm, der doch nie die Angst los wurde, seine Nase könne gerade tropfen.

„Lieber Herr Professor,“ sagte Frau Edith Sieblein, „ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind! Denken Sie, ich fürchte mich geradezu unbeschreiblich! Ja, ich habe eine furchtbare Angst!“

„Angst?“ fragte Max Rebwein erstaunt. „Ich bitte Sie, wovon?“

„Ach, lachen Sie mich nicht aus. Aber ich habe tatsächlich Ursache mich zu fürchten, und ich danke Gott, daß Sie im Hause sind, der Sie mich im Notfalle schützen würden. — Das würden Sie doch, Herr Professor?“

„Selbstverständlich,“ sagte Max Rebwein in verwirrender Galanterie.

„Ich danke Ihnen! — Ja, also, denken Sie nur: gestern, — gestern bei Nacht sah ich — ja, ich schwöre Ihnen, daß es wahr ist! — gestern nacht beobachtete ich es beim Schein des Vollmondes, wie ein Mann, — ein großer, starker und häßlicher Bursche! — unten über den Stachelbrautzam auf unsere Wiese sprang. — Gott, ich zittere noch an allen Gliedern!“

Max Rebwein machte ein Gesicht, das seine Schüler in Leipzig auf keinen Fall ein gescheites genannt haben würden. „Beruhigen Sie sich, gnädige Frau,“ sagte er unsicher, „ich denke mir, daß Sie bloß einen schlechten Traum gehabt haben —“

„O nein, es war alles Wirklichkeit, gräßlichste Wirklichkeit, schrecklichste Wirklichkeit, denn ich — glauben Sie es mir, Herr Professor! — war noch völlig wach und stand auf dem Balkon draußen, um die schöne und klare Nacht zu genießen. — Da geschah es. Jenes Ungetüm von Mann schwang sich mit großer Kraft über den Zaun, und nicht genug damit, war auch sogleich ein Kumpen zur Stelle, und beide — o mich schüttelt jetzt! — flüsterten höchst geheimnisvoll miteinander, so daß ich vor Furcht fast erstarrte und nur dies eine hören konnte, daß beide diese Nacht wieder kommen wollten. — Bedenken Sie, diese Nacht! Heute! — Können Sie es ermessen, wie ich mich da fürchte?“

Max Rebwein war zumute, wie einem Menschen, der zuviel getrunken hat. Sah er Gespenster? War er verrückt?

Dieser Stachelbrautzam, — was wars mit ihm?! Narrte ihn dieser höllische Zaun, der verhebt schien, der sein Spiel mit ihm trieb, mit ihm, dem unbefohlenen, königlich sächsischen Gymnasialprofessor Max Rebwein aus Leipzig? Gestern hatte ihn die Mirz! auf so geheimnisvolle Weise erwähnt, vorher hatte der Ränkevolle den biederen Tischlermeister Anton Pichler zu höchster Wut entfacht, und jetzt spielte er wieder in der so sonderbaren Erzählung dieser vortrefflichen und verängstigten Frau eine Rolle!

„Ich glaube immer noch,“ meinte Max Rebwein tastend, „daß

alles, was Sie gesehen haben, gnädige Frau, durchaus harmloser Natur ist. Im übrigen können wir ja unserem Hauswirt davon Mitteilung machen.“

„Das nicht,“ widersprach Frau Edith Sieblein lebhaft, „nein, das auf keinen Fall! Sie, lieber Freund, sollen mich allein schützen, — ja, Sie ganz allein! Dann werde ich mich auch nicht fürchten. Nein, wenn Sie bei mir sind, dann werde ich keine Angst haben, gar keine Angst. — Versprechen Sie mir, diesen Abend bei mir zu bleiben, Herr Professor?“

„Ja,“ versprach Max Rebwein, halb wider Willen.

Frau Edith atmete sichtlich auf, und Max Rebwein konnte es unmöglich entgehen, daß ihre Wangen von einem zarten Rot angehaucht waren, was sich sehr gut machte und was sie fast jung erscheinen ließ.

„Ich danke Ihnen,“ lispelte sie, — „ich danke Ihnen sehr, lieber Freund! Ich darf Sie doch meinen Freund nennen, — meinen guten Freund?“

„Es ehrt mich sehr, gnädige Frau.“

„O sagen Sie doch auch Freundin!“

„Wenn Sie erlauben, verehrte Freundin —“

„Ach, es soll auch recht nett werden, heute abend. Sagen Sie, was speisen Sie gern?“

„Gnädige Frau —“

„Sie versprechen sich: Freundin!“ — Max Rebwein wurde es sehr heiß, und er war nahe daran, sich zu verschließen. Dennoch würgte er heraus: „Liebe Freundin.“

„Nun, mögen Sie kalte Zunge? Rindszunge, lieber Freund, sehr zart und delizios?“

„Wie darf ich das verlangen?“ —

„Und trinken Sie Wein?“

„Eigentlich nicht,“ glaubte sich Max Rebwein wehren zu müssen.

„Heute werden Sie eine Ausnahme machen, bester Freund, — heute abend, dieses eine Mal, ja? — Es wird ein ganz guter Wein



Neue französische Kriegslist: Angebliche Barackenanlage für Kriegsgefangene. Geländeabschnitt an der Westfront (südwestlich der Stadt Albert), von einem deutschen Flieger aufgenommen.

Bei einer franz. Barackenanlage ist als Zeichen für deutsche Flieger in weithin sichtbaren Buchstaben das Wort „Kriegsgefangene“ auf die Erde gemalt. Die Art der Barackenanlage an einer großen Zufahrtsstraße und das Zufahrtsgeleis der vorbeifahrenden Kleinbahn bestärken den Verdacht, daß ein feindliches Munitions- oder Truppenlager vor Bombenwürfen deutscher Flieger geschützt werden soll. Derartige völkerrechtswidrige Maßnahmen sind bei dem Feinde nicht selten. Es braucht nur an den häufig wiederkehrenden Mißbrauch des Roten-Kreuz-Zeichens zu ähnlichen Zwecken erinnert zu werden.

Phot. A. Semede.

sein, echter Terlaner, nicht zu schwer! Nein, erschrecken Sie nicht, nicht zu schwer!"

"Wenn Sie darauf bestehen." —

"Ja, das tue ich. Sie sollen sich heute einbilden, verheiratet zu sein! — Lachen Sie nicht! Ich und Sie! Ich — Ihre Frau! — O Gott, dazu bin ich wohl schon zu alt?"

"Im Gegenteil," glaubte Max Rebwein, aus Gründen der Wohlerzogenheit hier widersprechen zu müssen, „wer in diesem Fall zu alt wäre, das bin ich!“

Frau Edith Sieblein sah ihn sehr, aber schon sehr sonderbar an. „Hören Sie auf! Sie, ein Mann in den allerbesten Jahren!“

„Und häßlich!“ glaubte sich Max Rebwein hier verspotten zu müssen.

„Pfui!“ tadelte ihn Frau Edith Sieblein mit einem reizenden Augenaufschlag. „Ich habe noch nie einen Mann gesehen, der mir so sympat'isch gewesen wäre wie Sie.“

Hier war Max Rebwein definitiv am Ende seiner Kräfte. Ihm war so heiß, daß es ihm nicht möglich war, in der Schwüle dieses gefährlichen Zimmers länger zu verweilen.

Er erhob sich also und beugte sich so schnell über die Hand seiner so leicht erworbenen Freundin und küßte dieser die Hand.

„Sie sind sehr gütig,“ stotterte er, „ja, viel zu gütig.“ —

Frau Edith Sieblein aber nickte ihm, über das ganze Gesicht strahlend, zu und verabschiedete ihn: „Also auf ein fröhliches Wiedersehen heute Abend!“

Moran lag es nur, daß der königlich sächsischen Gymnasialprofessor Max Rebwein, der Mann, der eine Nase hatte, die tropfte, und eine Schwester, für die er zu sorgen hatte, — woran lag es nur, daß dieser ehrenwerte und philosophisch veranlagte Mann mit einem Male in eine Stimmung geriet, die ihn geradezu ausgelassen und auf alle Fälle recht unternehmungslustig machte?

Lag es an dem Abendbrot, das so beispiellos gewesen war, daß er sich nicht entsinnen konnte, jemals ein besseres genossen zu haben? Lag es nun an dem goldgelben Wein, der Wirkungen zeigte, die Max Rebwein niemals für möglich

gehalten hätte? Oder lag es an der Gastgeberin, die Max Rebwein, ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen, für die bezauberndste Witwe zu erklären bereit war, die die gesegnete deutsche Erde trug?

Es war wohl so, daß es an allen diesen dreien zusammen lag, am Abendbrot sowohl, wie am Wein und an der Gastgeberin — an der letzteren indessen in der Hauptsache, weil ohne sie ja die andern zwei nicht gewesen wären.

Und so hob denn Max Rebwein sein Glas, stieß mit Frau Edith

Sieblein an und rief aus: „Sie sollen leben, Frau Edith! Hoch!“

„Wie lustig Sie sein können, Herr Max,“ brachte Frau Edith ihre Genugtuung zum Ausdruck, „ich hätte das niemals gedacht.“

„Ich hätte es auch nicht gedacht,“ gab ihr Max Rebwein recht, „nein, ich hätte das noch viel weniger gedacht als Sie.“

„Wirklich? Waren Sie niemals lustig?“

Max Rebwein schüttelte den Kopf und meinte: „Ich hatte niemals Zeit.“

„Niemals Zeit?“

„Nein. Ich mußte immer arbeiten. Als Knabe, um in der Schule vorwärts zu kommen. Als Kandidat, um eine Anstellung zu bekommen und als Lehrer, um meine Schwester zu unterstützen, die eben so weltfremd und unpraktisch ist wie ich. — Da hatte ich zum Lustigsein gar keine Zeit. — Und auch dazu niemals einen Grund. Bis —“

„Bis Sie mich getroffen haben, Herr Max?“

„Ja, bis ich Sie getroffen habe, Frau Edith.“

Frau Edith Sieblein hob das Glas. „Darauf müssen wir trinken. Prost!“

„Prost!“ rief Max Rebwein aus.

Frau Edith Sieblein setzte das Glas vorsichtig nieder und lächelte. „Aber es hat recht lange gedauert, bis Sie die Gnade hatten, mich zu bemerken, dächte ich.“

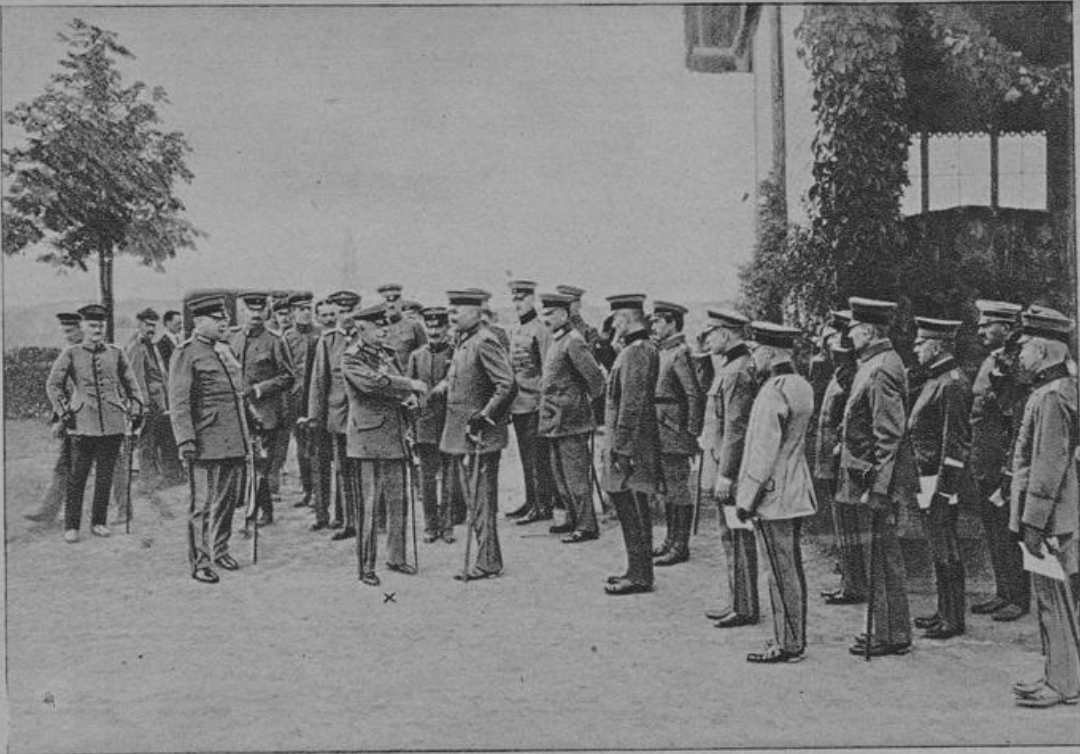
„Ich bin sehr kurzichtig,“ entschuldigte sich voll Schlagfertigkeit Max Rebwein.

„Sind Sie das immer?“

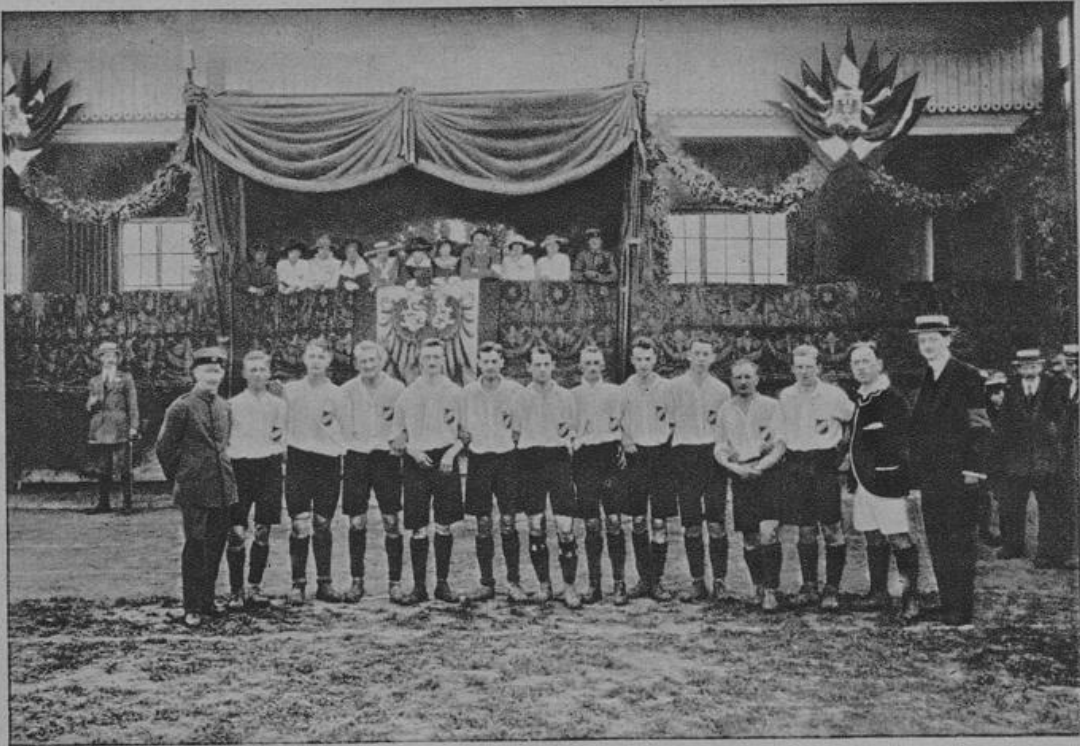
„Immer,“ behauptete Max Rebwein kühn.



Zwei Jahre gemeinsamer Flug an der Westfront: Oberleutnant Niederehe (rechts) und Leutnant von Harbou (links), zwei der bekanntesten deutschen Beobachtungsflyer, die seit 26. April 1915 gemeinsam ihre Beobachtungsläufe über dem Feinde an der Westfront ausführen. (Phot. W. Braemer.)



Generalgouverneur von Falkenhäusen (x) bei den leichtathletischen Wettkämpfen der „Deutschen Sportvereinigung Brüssel“.
Phot. Samson & Co.



Die siegreiche Fußballmannschaft der „Deutschen Sportvereinigung Brüssel“.

Phot. Samson & Co.

„Nun, mir scheint, als ob Sie die Mirzl doch bemerkt hätten trotz Ihrer Kurzsichtigkeit.“

„Ausgeschlossen,“ entblödete sich Max Rebwein nicht, mit frecher Stirn zu lügen.

„Ach, es kommt zuweilen nur auf die Beleuchtung an,“ seufzte Frau Edith Sieblein und betrachtete voll beglückter Wehmut die Nasenspitze ihres Gegenübers, die so gerührt war, aus lauter Glückseligkeit, daß sie weinte. „Glauben Sie nicht, daß man in der Dunkelheit manchmal scharfer sieht als in der Helle?“

„Gewiß,“ pflichtete Max Rebwein, ohne sich zu besinnen, bei, unbeschadet der Tatsache, daß er keine Ahnung hatte, wo hinaus seine reizende Gastgeberin mit ihrer Bemerkung wollte.

„Wollen wir die Probe auf das Exempel machen, Herr Max?“

„Einverstanden,“ erklärte Max Rebwein feurig.

Die verwitwete Frau Regierungsbaumeister Edith Sieblein aus Halle an der Saale, schob zwei Korbstühle auf den Balkon hinaus und forderte ihren Gast auf: „Gut, kommen Sie“ und setzen Sie sich hierher ins Freie. Ich lösche die Lampe aus und leiste Ihnen sodann Gesellschaft. Aber Sie müssen mir versprechen, sich ganz ruhig zu verhalten, ja?“

„Mein Ehrenwort!“ erklärte Max Rebwein, der längst nicht mehr nüchtern genug war, um hinter ihm unverständlichen Handlungen Gründe oder gar Fallgruben zu suchen.

„Sie dürfen kein Wort reden! Nicht ein Wort!“

„Nein, kein Wort!“ versprach Max Rebwein.

„Und auch niessen dürfen Sie nicht und sich räuspern oder husten!“

„Nein!“

„Gut, kommen Sie!“

Max Rebwein nahm den ihm angewiesenen Platz ein, und Frau Edith Sieblein blies rasch die Lampe aus.

„So,“ flüsterte sie, während sie sich an die rechte Seite ihres Gastes setzte, „und nun verhalten Sie sich ganz ruhig!“

Die Nacht war eben so warm und schön wie gestern. Der Mond stand voll und silbern am dunklen Himmel, der See glitzerte, als ob er mit Silberstaub bestreut gewesen wäre, und der süße Duft des reifen Sommers stieg in breiten Wellen aus dem Garten unten empor, der still und friedlich dalag, als wäre er ein schlafendes Paradies.

In diese mondhellere Nacht hinaus schickte nun der königlich sächsische Gymnasialprofessor Max Rebwein aus Leipzig seine Sehnsucht, die Sehnsucht, die ein langes, arbeits- und entbehrungsreiches Leben bisher alle Zeit in harten Fesseln gehalten hatte, — er schickte sie in diese stille Nacht hinaus, über den See und über die Berge hin, und er merkte, wie sie von dort wieder zurückkam, in ein helles und warmes Gefühl des Glücks verwandelt.

Worin bestand dieses Glück? Sonderbar, daß er so gar nicht mehr an die Mirzl dachte, die noch gestern in seinem Kopf herumgespult und sein Herz unsicher gemacht hatte! Dachte er jetzt schon an eine andere, dachte er gar an — ?

Er wurde unruhig und rückte nervös auf seinem Sessel hin und her, denn er nahm wahr, daß er sich auf einer Fährte befand, die in keine Wirrnis, sondern in beginnende Klarheit führte.

„Pst!“ machte seine Nachbarin.

Da wurde er plötzlich ganz still, weil ihm zumute war, als ob er eine Zurechtweisung erhalten hätte. O er war ein Narr! Vergaß er so ganz, wer er und wer diese andere war, — diese Frau, die auf einem Stroh bombensicherer Wertpapiere wie auf einer Höhe thronte, die für ihn, den armen Esel, für alle Zeiten unerreichtbar blieb?

Er wurde mit einem Male sehr traurig und bedauerte es, daß Frau Edith Sieblein nicht bloß vierundzwanzigtausend Mark in Vermögen hatte. Bei Gott, es mit vierundzwanzigtausend Mark aufzunehmen, das hätte er sich schlimmstenfalls zugetraut, unternehmungslustig und lähn, wie er heute nun einmal war! Aber zweihundertvierzigtausend? Nein, dagegen kam ein Mann mit Schnallenschlipsis, abgetretenen Stiefeln und einem uralten Filzhut nicht auf.

Im niederdrückenden Gefühle seiner Bedeutungslosigkeit ließ Max Rebwein wehmütig seinen Blick über den Garten hinschweifen, sich gleichsam einen Baum aussuchend, dessen Äste stark genug wären, einen des Lebens Aberdrüssigen zu tragen.

Da mit einem Male stuhle er.

Wer kam dort schleichend über den Weg, auf den Stacheldraht zu, sich scheu nach allen Seiten umsehend, wie ein Verbrecher?

Schon wollte Max Rebwein auffpringen, um den Unhold durch einen barschen Zuruf zu verschrecken, als er sich sanft am Arm gefaßt und zurückgezogen fühlte.

„Still,“ flüsterte seine Nachbarin, „keinen Laut!“

Da entsann sich der maßlos Erstaunte dessen, was ihm Frau Edith heute von dem rätselhaften Mann erzählt hatte, der vergangene Nacht über den Zaun gestiegen war, und schnell wurde es klar in seinem Kopf, und mit atemloser Spannung sah er dem entgegen, was nun geschehen würde.

Drei kurze Pfiffe wurden laut.

Und schon hatte der Einbrecher den diden Holzpflock gefaßt und sich — o mit einer bewundernswerten Präzision und Technik — über den Zaun geschwungen, so daß er nun mitten im Garten stand, den Hals reckend, und anscheinend auf etwas wartend.

Und da — was war das? Ein Mädchen!

Ja, die Finsternis des Hintergrundes hatte plötzlich ein Mädchen ausgespien, lautlos und prompt, wie es nur im Märchen zu geschehen pflegt. Und dieses Mädchen lief dem schwarzen, so meisterhaft springenden Burschen, der wartete, schnell entgegen, warf sich ihm an den Hals und —

Ja, es war Wahrheit: sie küßte ihn!

Und jetzt unterschied man auch die Stimmen der beiden.

„Mirzl, isch dei Voater im Wirtshaus?“

„Ja, Sepp!“

„Und schloaft bei Muatter?“

„Ja!“

„Woast, i hab oane solchene Angst, doast mi dei Voater erwischt, — du, i glaub, esch tät oan Malheur geschehn, bal er mi kriagen tät, denn i kenn mi dann nüt, Mirzl, na —“

„Ach, geh, Sepp, sei stad!“ —

Die Stimmen erloschen zu einem Geflüster, zu einem Geflüster, das zuweilen sehr anmutig von Küssen unterbrochen wurde, die an feuriger Ursprünglichkeit nichts zu wünschen übrig ließen.

Max Rebwein, der soeben erst seine Hoffnung auf die Herrin begraben hatte, erkannte beschämt, daß er auch die Magd nicht bekommen würde. Es fiel ihm wie Schuppen von den kurzsichtigen Augen, und er befand sich nicht länger im Unklaren darüber, was die verwitwete Frau Regierungsbaumeister damit bezweckte, als sie vorhin die Lampe ausgelöscht hatte.

Ja, sie hatte recht, man sah im Dunkeln zuweilen scharfer, als in der hellsten Helle. Alles war ihm jetzt klar, ganz klar. Er verstand die Andeutungen, die ihm Mirzl gestern bezüglich des Stacheldrahtzaunes gemacht hatte, — er begriff, wer es gewesen war, der seine holde Unterhaltung mit der ländlichen Schönen gestern abend durch einen heftigen Nieher unterbrochen hatte, und auch über den Zweck der Einladung zum heutigen Abendbrot machte er sich länger keine Illusionen mehr.

Er sentte ergeben den Kopf, und konstatierte mit Wehmut, daß von der Spitze seiner Nase — pisch! — ein dicker Tropfen auf seine Hand fiel.

Aber es geschah ihm schon recht! Warum hatte er sich von Artur Schopenhauer und von dessen Verneinung des Willens zum Leben ab- und eillen Dingen zugewendet, die das Leben — dieses schale Nichts — bejahten! Was sah er hier und sah zwei dummen Kindern zu, die da meinten, wer weiß was zu erleben, wenn sie einander küßten! Er gehörte zu seinen Vätern!

Aber schon wieder spitzte er die Ohren, hörte er recht? Sprach man dort unten nicht von ihm?

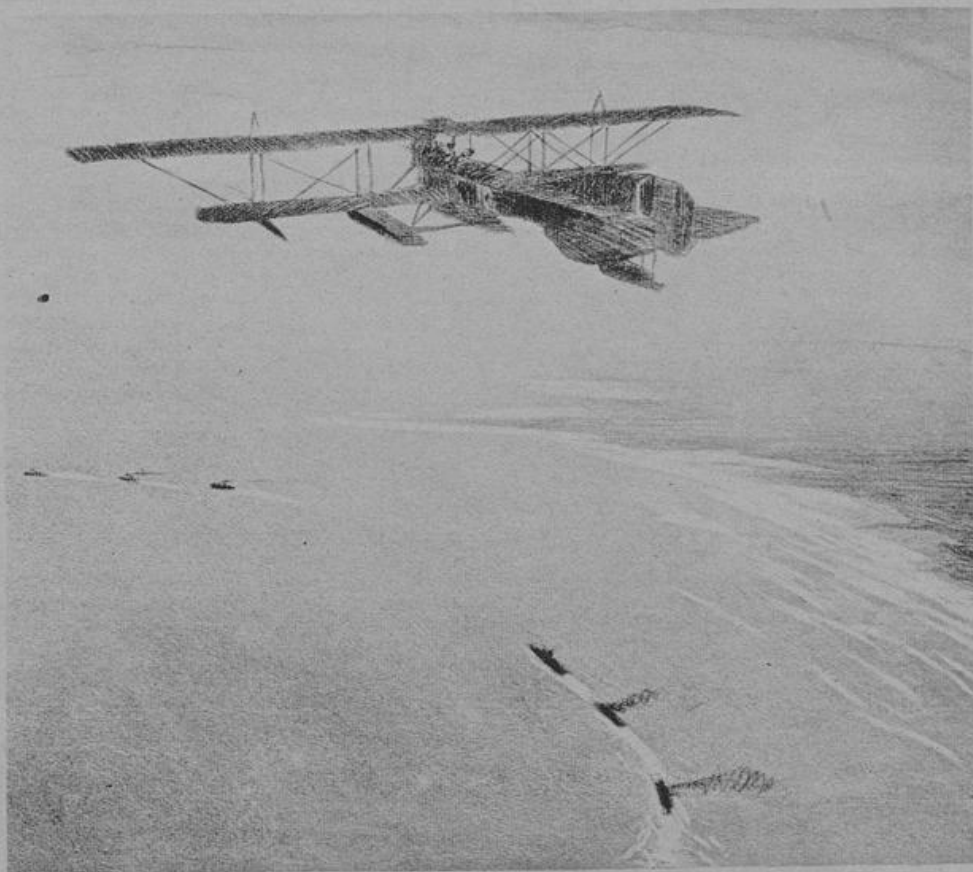
„— i glaub, Sepp, daß si moan Voater doch no besinnt. Woast, der gnädige Herr, woas bei uns wohnen tuat, der Herr Professor aus Leipzig, isch so viel guat zu mir, und i denk, doast er an guates Wort für uns boade einlegen tut, wenn i ihn darum bitt!“

„Der Herr Professor? Heast vielleicht woas mit cam?“

„Ach geh! So oan älterer Herr, woas dös isch, so oan gescheht, so oan komischer! — Du, oane Nasen hat der, oane Nasen!“ —

Max Rebwein fühlte wie er rot wurde, und desgleichen fühlte er auch, wie tödlich er diese Mirzl, die so höhrend von

Das Seeflugzeug im Aufklärungsdienst.



Englisches Seeflugzeug und deutsche Zerstörer.

Nach englischer Darstellung.



Englisches Seeflugzeug fertig zum Abflug.

Nach englischer Darstellung.



Dr. med. Eugen Georg Ridlin, seit 1912 Mitglied der II. Kammer von Elßaß-Kothringen, betonte als Präsident der Kammer in öffentlicher Rede, daß die Elßaß-Kothringer auch in Zukunft keine Trennung vom Deutschen Reiche wünschen. Phot. Verl. Illust.-Ges.

„Still, schweigen Sie, Max!“ flüsterte Frau Edith Sieblein, keineswegs schadenstroph, zurück. „Reden Sie kein Wort!“

Und in diesem Augenblick geschah etwas ganz unerwartetes, etwas, das die beiden Lauschenden in nicht minderen Schrecken versetzte, als das ahnungslose Liebespaar unten, welches, in sein eitel Stück versunken, Zukunftspläne schmiedete und günstige Möglichkeiten erwog. Aus irgendeinem Versteck hervor stürzte nämlich ein Mann, der einen derben Knüttel schwang und der sich mit weitbin schallender Stimme also vernehmen ließ: „Hoab i di endli, du Lausbua, du damischer, du Fallot, du elendiger, der du moan Jaun ruinieren tuast, den woas i mir für moan teures Geld hoab herrichten lassen, damit solche Lumpen, wie du oaner bischt, nôt emi können, in moanen Garten!“

„Jessas, der Voater!“ schrie die Mirzl. „Ja, der Voater! Schau, dahd emi tommt, Madl, wenn nôt willst, dah i di auf der Stöhl damisch zerwicks! — Und du, Fallot, satrischer, willst abigehn, oder soll i dös Holzstüd woas i da hoab, auf doanen Budel zerschloagen?“

„Pichler,“ murte eine drohende Stimme, „toans mi nôt beleidigen, i hoab eana nichts loan, und i bin oan anständiger Mensch!“

„Woan bischt? Oan anständiger Mensch bischt? Oan Lump bischt, oan elendiger, oan Verführer, den woas an Voater von oan jeden Dirdl derschloagen sullt mit der Haden, — dös bischt!“

„Woas?“
„Woahr ischt!“
„Voater!“ schelte die Mirzl.

Hier klatschte es, und diesem Klatschen folgte ein schriller weiblicher Schrei.

„Wollens dös Dirdl in Ruh lassen?!“ donnerte die Stimme des streitbaren Ritters durch die mondhelle Nacht.

Hier klatschte es abermals, nur etwas dumpfer, etwa so als ob ein starker Knüttel mit dem noch stärkeren Rücken eines stämmigen Kärntner Burschen in Berührung gekommen wäre. Und diesem

dem ungewöhnlichen Format seiner Nase sprach, haßte! Allein auch darüber gab er sich keinem Zweifel hin, welche Schadenfreude die Dame empfinden mußte, die da neben ihm saß.

Sie rühte sich nicht. —

Da hielt er die Situation nicht länger aus und flüsterte ihr in tödlichster Verlegenheit zu: „Gnädige Frau.“

dumpfen Klatschen folgte ein noch viel dumpferes Gebrüll, das jenem gleich, das etwa zwei sich gereizt aufeinanderstürzende Eiger erheben, wenn sie sich anschiden, um ein Stüd Fleisch zu kämpfen.

„Oh Gott!“ schrie schrill die verwitwete Frau Regierungsbaumeister Edith Sieblein aus Halle an der Saale, auf ihrem Balkon um Hilfe.

Und auch Max Rebwein machte seine professorale Autorität geltend, indem er an das Baltongeländer trat und warnend ausrief: „Herr Pichler, ich bitte Sie, seien Sie vernünftig!“

„Jessas, der Herr Professor!“ jauchzte unten wie befreit die Mirzl. Unter den Kämpfenden trat, durch diese Übertumpelung hervorgerufen, im Augenblick Stille ein.

„Herr Professor, san Sies?“ fragte Anton Pichler.

Und jener Bursche, den der ergrimnte Vater einer unfolgsamen Tochter und der wütende Besitzer eines beschädigten Jaunes als einen Hallunten ärgster Sorte bezeichnet hatte, zog verlegen und verschämt

sein gemischtgeschmücktes Hüt, gleichsam als wollte er zeigen, daß er eine Anschuldung sei, die zu Unrecht so hart verfolgt wurde.

„Ja,“ antwortete Max Rebwein mit Würde, „ich glaube, daß Sie Ihren Sommergästen doch einige Rücksicht schuldig sind. Sie haben mit Ihrem Lärm die gnädige Frau sehr erschreckt!“

„Siehst du, Vater!“ rief die Mirzl in schönstem Hochdeutsch aus.

„Stad bist!“ wies sie Anton Pichler, noch star! ergrimmt, in die ihr gebührenden Schranken zurück. „Sehns, Herr Professor, dös isch der Lump, der woas moa schönen Jaun ruinert hat!“

„Es wird so schlimm nicht sein,“ suchte Max Rebwein zu vermitteln.

„Und der woas meiner Mirzl nachsteigt, — der Fallot, der elendige!“

Max Rebwein befam sich, daß es von Edelmut zeuge, wenn man seinen Feinden Böses mit Gutem vergilt, und er sammelte daher glühende Kohlen auf das Haupt der Mirzl, indem er sagte: „Regen Sie sich dieserhalb nicht auf, Herr Pichler. Die zwei haben einander



Der neue deutsche Gesandte für Norwegen, Paul von Hinke.

Geboren 1864 in Schwedt a. d. Oder, trat Hinke 1882 in die Kaiserliche Marine ein, war 1898/9 während des spanisch-amerikanischen Krieges Flaggkornant bei dem deutschen Kreuzergeschwader in Ostasien, wurde später Marine-Minister in Petersburg. 1906 Flügeladjutant des Kaisers, erhielt 1908 den persönlichen Adel, trat dann zum Auswärtigen Amt über, wirkte bis zum Ausbruch des Krieges als Gesandter in Mexiko, darauf in China und kehrte vor kurzem nach Deutschland zurück.

Phot. Ernst Sandau.

eben gern. Das ist mal so, daren müssen Sie sich finden.“

„Hörst Du es, Voater?“ frohlockte Mirzl.

„Stad bist! Und schnell schauft, dahd emi kummt! Sunst!“

„Gehorchen Sie, Fräulein Mirzl!“ rief Max Rebwein.

„I geh schon! — Schönen Dant, Herr Professor! Und gute Nacht, gnä Frau!“ (Schluß folgt.)



Dr. Ernst Ritter von Seidler, der neue österreichische Ministerpräsident. * 1862. Früher Professor des Verfassungs- und Verwaltungsrechts, seit 1901 Ackerbau-Minister. 1916 in den Ritterstand erhoben. Phot. Verl. Illust.-Ges.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 29.

Düsseldorf, 21. Juli

1917.

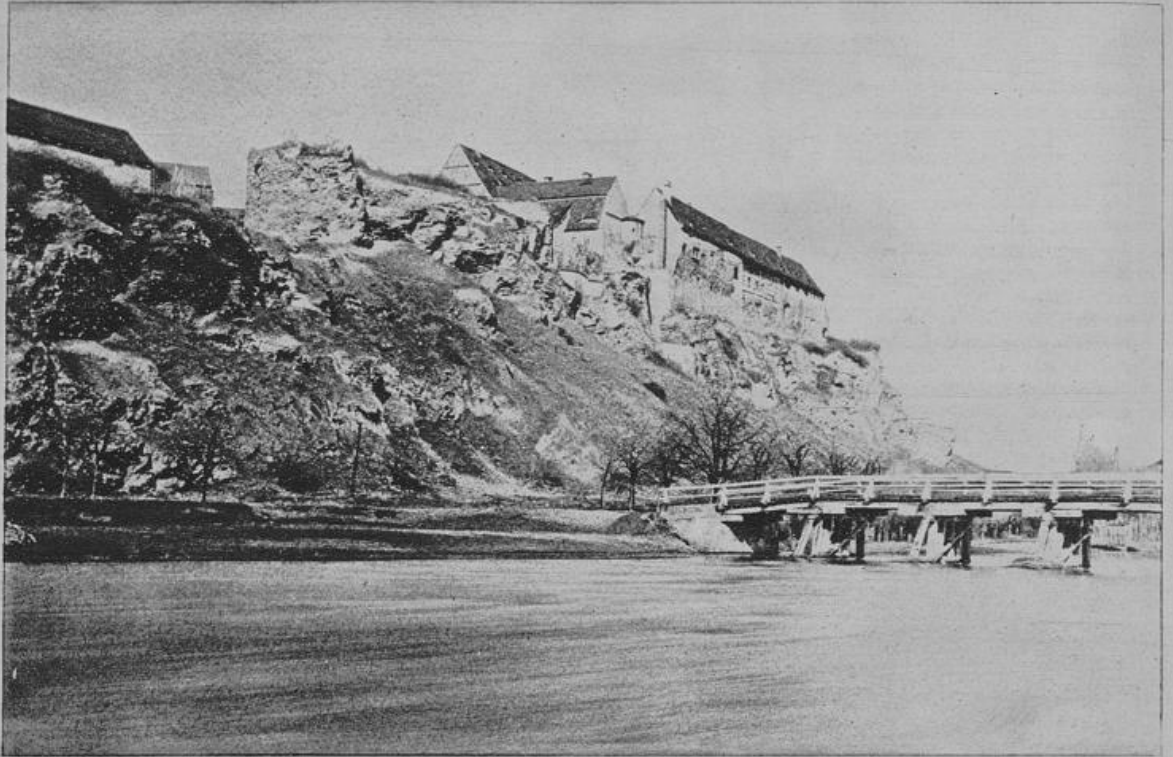


Burg Wendelstein an der Anstrut:
Portal zum Ausgang in die Kapelle.

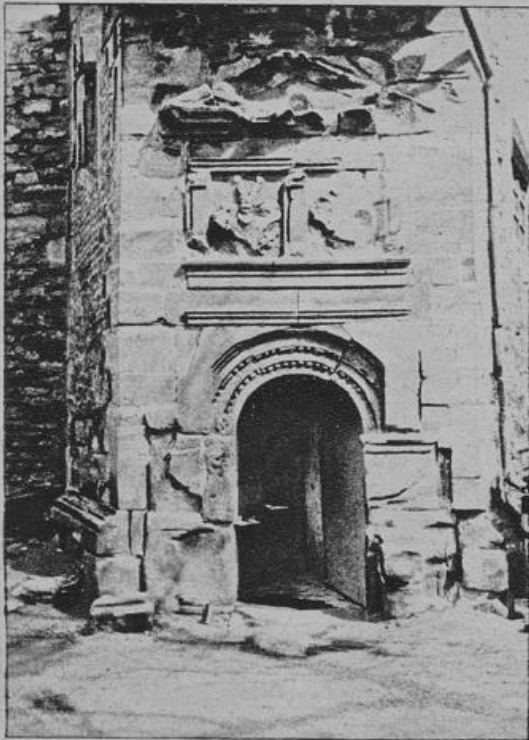
Schloß Wendelstein: Die von der Stadt Essen gepachtete Domäne, Mit 6 Abbildungen.

In herrlichen Thüringer Lande erhebt sich an dem linken Ufer der reichend dahinaustrühenden Anstrut auf einem ungefähr 30 Meter hohen Gipfelschen Schloß Wendelstein. Es spiegelt seine Ruinen in den lehmgelben Fluten des vom Eichsfeld kommenden und das mittlere Anstruttal durchströmenden Flusses. Weithin sichtbar steht die ehemals trühige Feste da, ein Warnungs- und Mahnzeichen für das lebende und um seine Freiheit kämpfende deutsche Geschlecht. Wie am Rhein die von den „Kulturträgern“, den Franzosen, zerstörten Burgen und Schlösser ein bleibendes Zeugnis alter trauriger Zeit des Niedergangs unseres deutschen Vaterlandes sind, wie im Osten über den gleichen Verfall eines einst mächtigen deutschen Reichs die Ruinen der Ritterburgen klagten, so zeugt im mittleren Deutschland gerade unsere Ruine von dem Schicksal, das uns bevorsteht, wenn Deutschland wieder der Schauplatz der Kämpfe und der Tummelplatz fremden raubgierigen und mordlustigen Gesindels werden sollte. Während der Schwedentönig Gustav Adolf auf strenge Mannszucht in seinem Heere gehalten hatte, haben sich gerade die schwedischen Heere nach seinem Tode, als besondere Mordbrenner einen häßlichen Nachruf gesichert. Auch Schloß Wendelstein fiel ihnen zum Opfer; sie zerstörten es und brannten es im Jahre 1640 gründlich aus.

Aber Kofleben, mit seiner bekannten Klosterschule, gelangt man in kurzer Zeit zum Wendelstein. Zwischen Sauerkräusenanlagen hindurch geht es leicht bergan zur alten Schenke, von der man in einer viertel Stunde die Burg erreicht. Die Grafen von Wippeta hatten vor Zeiten die Schirmvogtei über ihr Kloster Kofleben ihrem Vogte auf Feste Wendelstein übertragen. Nach Aussterben der Wippeta'schen Familie waren Kloster und Vogtei in den Besitz der Grafen



Gesamtansicht der Burg Wendelstein mit den Wirtschaftsgebäuden von der Unstrut aus.



Portal zum sogenannten „Wendelhaus“ mit Wappen der Familie von Wihleben auf der Ostfront des inneren oberen Schloßhofes.

von Haleborn übergegangen, die sie den Grafen von Orlamünde später käuflich überließen. Diese bauten den „Stein“ im Jahre 1332 zu einer Feste ersten Ranges aus, verloren ihn aber bald in ihrem Kampfe gegen den Landgrafen von Thüringen, der im Jahre 1355 am 2. Oktober den „gestrengen Herrn“ Ritter Christian von Wihleben mit der Herrschaft belehnte. Nach manchem Besitzerwechsel kam das Schloß an den Herzog Christian von Sachsen-Weihensfels, der es 1722 an den Reichsgrafen von Flemming verkaufte. Nicht lange danach wurden die Weihensfelder Herzöge wieder Besitzer, und 1815 kam der Wendelstein, nachdem er vorher, nach dem Aussterben der Weihensfelder Linie, wieder im kurfürstlichen Besitz gewesen war, an Preußen und wurde eine Königlich Preussische Domäne.

Der Naturfreund kommt auf seine Rechnung beim Blick von der sogenannten „Reitbahn“, einem auf dem Gemäuer eines Turmes angelegten Garten. Von hier genießt man eine prächtige Aussicht auf das mittlere Unstruttal. Unten am Fuße des Schlosses rauscht das Wasser des Mühlenwehres, und vor uns breiten sich die üppigen Wiesen und Felder des Unstrutriedes aus. Im Osten sind Dorf und Kloster Memleben, eine Stiftung Kaiser Heinrichs des Vogelfellers und sein Sterbeort, zu sehen. Im Süden zieht sich am Horizont die Finne entlang, auf deren Rücken einst die Heerstraße, die Halle und Erfurt verbindet, angelegt worden ist; sie führt den Namen „Kupfer- oder Weinstraße“ und hebt sich zwischen den Dörfern Bucha und Wohlmitzstedt am Horizont deutlich ab. Im Süden fällt uns neben dem Dorfe Allerstedt das Städtchen Wiehe mit dem es überragenden Schlosse in die Augen. Im Südosten liegen Hechendorf und Donndorf, das von einem Kloster am Rande des bewaldeten Hügelzugs überragt wird. Im fernen Westen zeigt sich der hohe achteckige Turm der in gotischem Stil gebauten Kirche Gehofens.

Wir verlassen die Reitbahn und begeben uns in die Mauerreste zwischen ihr und dem Südgebäude des Schlosses.

Vor dem Südflügel mit den „Füßstengemächern“, steht ein schiefer Turm, wahrscheinlich der frühere, nunnmehr in eine Ruine verwandelte Brunnen, durch den die Burg mit Wasser versorgt wurde. An dem Gipsfelsen schlängelt sich ein schmaler Fußsteig von der rechts sichtbaren Mühle in die Höhe.

Auf unsern Bildern sind zwei Portale zu sehen. Durch das eine gelangt man in den Turm, der zu den Fürstengemächern führt, von denen ein Raum als Kapelle benützt wird; andere Räume dienen als Schulzimmer und Lehrerwohnung. Das andere Portal, über dem sich das Wappen der früheren Besitzer der Burg, der Herren von Wihleben, noch ziemlich gut erhalten befindet, ist der Eingang zum „Wendelhaus“, dem Ostflügel des Schlosses, nach der in seinem Innern befindlichen Wendeltreppe so genannt. Die alte Burg hatte nur zwei Zugänge, das Quersfurter Tor im Westen, hinter dem sich die Reithahn erhebt, und das Rebraer Tor im Osten. Heute aber befindet sich der Haupteingang zum oberen Schloßhofe auf der



Wendelstein: Das Herrenhaus (Wohnhaus des Domänenpächters).

Es liegt im Norden der Burg, daneben sind die Stallungen der Wirtschaft, dahinter der große Gutshof.



Wendelstein: Arbeiter-Wohnhäuser an der Chaussee nach Köhleben.

Gut und fest gebaute einstöckige Häuser, daneben die Ställe der Arbeiterfamilien.

aus. — Ungefähr 10 Minuten vom Wirtschaftshofe entfernt stehen an der Chaussee nach Köhleben die Arbeiterhäuser. Jeder verheiratete Arbeiter hat dort seine geräumige und saubere Einzelwohnung in den einstöckigen Häusern, und ganz in der Nähe der Wohnung, vor oder hinter den Wohnhäusern ist jedem reichlich Gartenland zur Verfügung gestellt worden. Auch die nötigen Ställe für Borsten- und Federriech fehlen nicht. Wie wohl sich die Leute unter ihrem alten „Amtsrat“ fühlten, ersieht man daraus, daß Leutewechsel nur höchst selten vorkam. Sie werden unter ihrer neuen Herrschaft, dem Magistrat der Stadt Essen, für deren Versorgung das Gut jetzt seine Erzeugnisse liefern wird, daselbe Wohlwollen und die gleiche soziale Fürsorge finden.

Nordseite, nämlich der auf nebenstehendem Bilde sichtbare Torweg, durch den man über eine steinerne Brücke und den durchbrochenen und zum Park umgewandelten Wall auf einem abfälligen gepflasterten Weg zum Herrenhause der königlichen Domäne gelangt. In diesem Hause hat die Familie des Domänenpächters Lüttich von 1833 bis zum Ausbruch des Weltkriegs 1914 gewohnt. Während der ältere der beiden Brüder, die die Domäne gepachtet hatten, schon vor Jahren nach Grunewald bei Berlin gezogen war, folgte der jüngere, Hermann Lüttich, dem Rufe seines Herzens und dem seines Kaisers ins Feld und fiel als Reiteroffizier im Jahre 1914 in Ostpreußen.

Hinter dem Herrenhause breitet sich der große Wirtschaftshof der Domäne, umschlossen von festen, massiv gebauten Ställen und Scheunen,



Wendelstein: Die Torfahrt vom innern Schloßhof aus gesehen, dahinter Wohngebäude.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse aus Düsseldorf und Umgegend.



Oberleutnant Ryo von Bockema, Düsseldorf.



Oberleutnant Alfred Schöbe, Düsseldorf.



Oberleutnant Gustav Rohwedel aus Düsseldorf.



Major Dr. H. Korb, Düsseldorf.



Hauptmann Dr. H. Schwanh, Düsseldorf-Nord.



Hauptmann v. Bogen, Düsseldorf.



Oberleutnant Dr. Max Lohrke, Düsseldorf.



Oberleutnant G. Ma. Elmer, Düsseldorf.



Leutnant a. Ret. Adolf Theis, Düsseldorf.



Leutnant J. Binner, Düsseldorf.



Fliegerführer Leutnant Kessel, Düsseldorf.



Fliegerführer Josef Krewer, Düsseldorf.



Leutnant Dr. Berman, Düsseldorf.



Leutnant Oskar Markloh, Düsseldorf.



Leutnant Friedrich Erpen, Düsseldorf.



Leutnant G. von Böhndel, Düsseldorf.



Leutnant Bruno Rosen, Düsseldorf.



Leutnant Werner Lorenz, Düsseldorf.



Leutnant Oskar Düren, Düsseldorf.



Leutnant Hermann Meiner, Düsseldorf.



Leutnant Georg Wehmann, Düsseldorf.



Leutnant Emil Schneider, Düsseldorf.



Leutnant G. von Oetzer, Düsseldorf.



Leutnant F. P. Papp, Düsseldorf.



Leutnant von der Helms, Düsseldorf.



Leutnant Georg Sahn, Düsseldorf.



Leutnant G. von van Es, Düsseldorf.



Leutnant Karl Eilberg, Düsseldorf.



Leutnant Johannes Graf, Düsseldorf.



Leutnant G. von Loos, Düsseldorf.



Leutnant G. Landwehr, Düsseldorf.



Leutnant G. von Dr. Erich Schmidt, Düsseldorf.



Leutnant G. von Walter, Düsseldorf.



Fliegerführer Schmidt, Düsseldorf.



Offiziersverwalter Theo Wink, Düsseldorf.



Offiziersverwalter Oskar Schöberl, Düsseldorf.



Fliegerführer Franz Wieg, Düsseldorf.



Fliegerführer Oskar Bruns, Düsseldorf.



Fliegerführer Rudolf Richter, Düsseldorf.



Fliegerführer Jan Wollmann, Düsseldorf.



Fliegerführer Heinrich Schmidt, Düsseldorf.



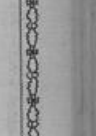
Fliegerführer Friedrich Wink, Düsseldorf.



Fliegerführer Jan Wink, Düsseldorf.



Fliegerführer Erich Landwehr, Düsseldorf.



Fliegerführer Joseph Schöberl, Düsseldorf.

Der Stacheldrahtzaun.

Eine heitere Erzählung.

Von Hermann Wagner.

Du, Hallodai," murmelte Anton Pichler den stumm und zernüchert am Gartenzaun lehrenden Sänder an, „willst jetzt schon, daß abfährt?“

„Gehen Sie jetzt, Herr Kirchhener," vermittelte Max Rebwein auch hier, „und kommen Sie am Tage wieder. Ich und die gnädige Frau wollen dann bei Herrn Pichler ein gutes Wort für Sie einlegen.“

Der Burche zögerte eine Weile, zog dann verlegen ein zweites Mal sein Hähl, rief: „Grüß Gott!" nach dem Balkon hinauf und verschwand sodann mit einem wahren Prachtschwung über den Zaun.

Nun besand sich nur noch der beleidigte Vater und geschädigte Willenbesitzer auf dem Schauplatz der nächtlichen Szene. Auch für ihn hatte Max Rebwein ein paar Worte, die versöhnend wirkten.

„Ich begreife nicht, Herr Pichler," sagte er, „wie sich ein Mann in Ihrem Alter und von Ihrer Bildung dermaßen hinreichen lassen kann. Was haben die jungen Leute denn getan? Die paar Rüsse? Ich bitte Sie! Lassen Sie ihnen doch die Freude! Sie haben gewiß auch geküßt, als Sie jung waren, Herr Pichler!“

„Ods scho!" versetzte Anton Pichler schon um vieles sanfter. „Oaber, esch muß a der Richtige soan, Herr Professor!“

Hier feuerte der königlich sächsische Gymnasialprofessor aus Leipzig ganz verstoßen. „Welcher der Richtige ist, das weiß immer nur das Mädchen, mein lieber Herr Pichler," sagte er. „Und nun schlafen Sie wohl! Gute Nacht!“

Ebenso schnell, wie er aufgetaucht war, war nun der nächtliche Lärm auch wieder verlungen. Tiefste Stille umhüllte wieder das Haus; traumhaft badete sich drüben im See der Mond.

Da spürte Max Rebwein, wie ihn behutsam und leise eine Hand berührte, tastend und wie fragend und fast schmeichelnd, so daß ihm ganz sonderbar zumute war, so sonderbar, wie noch nie in seinem Leben, und daß er sich fragte: „Hat dies etwas zu bedeuten, und wenn es etwas bedeutet, was bedeutet es dann?“

„Max?" hauchte schwach die Stimme eines sehr schwachen Weibes. „Edith?" gab Max Rebwein — sehr zaghaft zurück und wunderte sich gar nicht darüber, daß sein Herz — sein altes und fast verrostetes Herz — ganz entschlossen pochte.

„Max, Sie sind ein ganz goldener Mensch! Ja, das sind Sie! Ich muß Ihnen danken!"

„Nein, ich muß Ihnen danken, Edith!"

„Wofür?"

„Dafür, daß Sie mit die Augen geöffnet haben! — Ich war blind!"

„Sind Sie jetzt sehend?"

„Ja!" rief der königlich sächsische Gymnasialprofessor Max Rebwein aus Leipzig in jäher Entschlossenheit aus.

„Und was siehst du?"

„Darf ich es dir sagen?"

„Ja, sag es, — sag es endlich!"

Da griff er voll Leidenschaft nach ihr und stammelte: „Ich vergöttere dich, du Liebe!"

„Du!"

„Ach, du!"

Max Rebwein hatte an die Leipziger Sparkasse geschrieben und sich von dieser die ungeheure Summe von fünfhundert Mark senden lassen. Warum hätte er dies auch nicht tun sollen, da er doch jetzt eine Braut besaß, die über ein Vermögen im Betrage von zweihundertvierzigtausend Mark in besten deutschen Wertpapieren verfügte? Gewiß, er war sparsam; aber es giebt Zeiten, da man die Entschlossenheit aufbringen muß, liederlich zu sein. Der Bräutigamsstand war eine solche Zeit. Es ging nicht an, der Verlobte einer eleganten Witwe zu sein und mit ihr in ausgebreiteten Schuhen, mit einem alten Filzhut und mit einem abgegriffenen Wettermantel umherzustolzieren!

So fuhr denn Max Rebwein auf zwei Tage nach Magensfurt und lebte in völlig veränderter Form zurück. Er trug elegante Schuhe mit Lackspitzen, einen neuen hellgrauen Anzug, der ihm vortrefflich saß und ihn um mindestens fünf Jahre verjüngte, und einen grauen Hut aus feinstem fleischfarbenem Filz. Das Zwingende an ihm war freilich die schwer seidene Kravatte, für die er als Farbe ein nicht zu helles und nicht zu dunkles Blau gewählt hatte; wenn er erst genügend Übung besaß, sie kunstgerecht zu schlingen, dann mußte er direkt fabelhaft aussehen! Und auch einen Kehrplattentoffer brachte er mit, dessen kavaliermäßigem Aufsehen man es ganz bestimmt nicht ansah, daß er jene abgetragenen Kleider barg, die Max Rebwein erst wieder anzulegen gedachte, wenn er in Leipzig war.

„Kruzifürten," rief Anton Pichler aus, „woas siar oanen herrschafflichen Abergieher als da haben, Herr Professor! Die Ehre!"

„Und den hohen Stehtragen," setzte die Mirzl hinzu, „man erkennt Ihnen gar nüt wieder!"

Seit Max Rebwein sich so erfolgreich für ihren Schatz verwendet hatte, war sie von einer Süße zu ihm, die ihm noch vor kurzem den Rest gegeben hätte. Heute lächelte er freilich nur. Er lächelte das Lächeln des Überlegenen, der es besser weiß, wo sein Weizen blüht. Und sein Weizen blühte vortrefflich. Und auch seine Nase tropfte nur noch ganz selten.

Es ergaben sich noch vier Wochen eines wundervollen Sommeraufenthaltes, in denen Max Rebwein Gelegenheit hatte, sich im Erweisen galanter Aufmerksamkeiten, im Rüssen und im Speisen auserelesener Dinge zu üben. Namentlich im letzteren brachte er es schnell zu einer Fertigkeit, die die verwitwete Frau Regierungsbaumeister Edith Sieblein aus Halle an der Saale und künftige königlich sächsische Frau Gymnasialprofessor Edith Rebwein in Leipzig in nicht geringes Erstaunen versetzte.

„Max, du bist der geborene Ehemann," konstatierte sie mit einer Befriedigung, die aus tiefstem Herzen kam, „ich konnte keinen besseren finden.“

„Und ich keine Bessere," erwiderte er, sich etwas gefällig zum zweiten Male von der süßen Speise nehmend, „nein!"

Selbst die von ihm verachtete Kellnerschar hatte jetzt Respekt vor ihm, wenn er mit seiner Braut dann und wann im „Seehof" erschien, um die dortigen Speisen mit Sachkenntnis und Schärfe zu kritisieren. Seit er in gerechter Abschätzung der Werte dem die n. Oberkellner zwölft, dem Speisenträger sechs und dem Jüngling, der ihm das Glas Mineralwasser brachte, drei Heller Trinkgeld gab, wollten die „Habe die Ehre, Herr Professor!" und „Ergebenster Diener, Herr Doktor!" gar kein Ende nehmen, wenn er das Lokal verließ.

Aber auch die glücklichsten vier Wochen vergehen, und eines schönen Vormittages hielt vor dem Eingang zur „Villa Pichler" ein Zweispänner, der die Aufgabe hatte, ein Brautpaar, ein Angeheuer von Reiselord und einen feudalen Kehrplattentoffer nach Spittal an der Drau zur Bahn zu bringen.

Anton Pichler, dessen Frau Kesi, und dessen Tochter, die Mirzl, bildeten am Stacheldrahtzaun Spalier.

Die Mirzl überreichte der strahlenden Braut ein Rosenbukett. „Näh die Hand, gnä Frau," verabschiedete sie sich knixend, „und grüß Gott, Herr Professor, — und eine frohliche Hochzeit!"

„Danke gleichfalls!" meinte Max Rebwein.

„Und bleibens gesund, die Herrschaften," fügte Anton Pichler hinzu, „und bedeckens mi wieder!"

„Ganz bestimmt," versprach Frau Edith Sieblein und winkte mit der weiß behandschuhten Rechten, „im nächsten Jahre!"

Und dann rollte der Wagen davon.

— Ende. —

Wie der Franzl zu seiner Lebensweisheit kam.

Von F. Schröngamer-Heimdal

Sft, wenn ich so in die Stadt komme und die Buben und Mädlein sehe, wie altklug und naseweis sie auf ihre jungen Jahre schon sind, muß ich an einen gewissen Franzl denken, den ich einmal recht gut gekannt habe. Dieser Franzl nämlich hat oft, wenn sich die Gelegenheit dazu schickte, den Ausspruch getan: „Die kleinen Buben brauchen nicht soviel zu wissen.“

In der Stadt ist es aber so, daß die Buben schon alles wissen, und die Mädlein sind erst ganz geschick. In der Stadt lernen sie auch schon soviel in der Schule, als sollten die Buben lauter Professoren und Ratsherren werden. Und was gibt es außerhalb der Schule nicht alles zu sehen, zu hören, zu riechen und zu schmecken! Die Schaufenster, die Kinos, allerhand Ausstellungen und Festlichkeiten drängen sich in Sinn und Seele, und so kommt es, daß die Stadtkinder schon alles kennen, vieles, ehe sie es sollten. Aber einen laufenden Hasen und eine lebendige Lerche haben wohl die wenigsten von ihnen gesehen. Dafür können sie nichts; auch dafür nicht, daß sie schon soviel wissen und erfahren, was in späteren Jahren auch noch früh genug wäre. Daran sind die Großen schuld, die sich in Gegenwart der Kinder oft kein Blatt vor den Mund nehmen und auch in ihrem Benehmen Argernis geben, ohne es zu wollen. Bei den Bauern hat man Ehrfurcht und Rücksicht auf die Kinderseele und alles ist still, wenn „Schindel auf dem Dach“ sind, das will heißen, wenn Kinder etwas Anziemliches sehen oder hören könnten, was für ihr Alter noch nicht paßt.

Wie aber Franzl zu seiner Weisheit kam, will ich jetzt erzählen: Als er noch ganz klein war und eben erst laufen konnte, hoppelte er einmal die Dorfstraße hinunter. Vor dem Blasbadofen blieb er stehen, weil die Blaslin gerade schürte. Es war ein großes, lustiges Feuer im Ofen, in dem die Blaslin mit einem langen, eisernen Schürhaken herumflack und die Stut auf den Badherd gleichmäßig verteilte. Als das geschehen war, legte sie das glühende Eisen neben sich ins taufrische Gras. Da stieg denn gleich eine heftige, zischende Rauchwolke auf und der Franzl wunderte sich: da ist Rauch, aber kein Feuer. So etwas hatte er noch gar nie gesehen und das mußte er gründlich untersuchen. Er ging hin und hob den Haken auf. Weil er ihn aber am falschen Ende erwischte, schrie er gleich gottsjämmerlich und ließ das Eisen wieder fallen. Und die Blaslin schimpfte ihn noch dazu: „Du dummer Bub, schau, warum bist du so neugierig.“

In dem Sommer ist der Franzl ganz brav gewesen, hat nichts mehr angerührt, was nach Heißein hergesehen hat, und hat sich auch nicht mehr verbrannt.

Im Winter aber ist das anders, da ist's nicht mehr so heiß. Wie sich der Reutknecht einmal einen Eisstod macht, schaut ihm der Franzl zu, und wie er fertig ist, der Stod, fragt er ihn gleich, wie man Eisstod machen macht. „Das geht so,“ sagt der Knecht, und schickt den Stod über den Stubenboden hin. „Laß mich's auch probieren,“ sagt der Franzl. „Gleich,“ sagt der Knecht, aber weil er ein rechter Schlanke ist, lodert er erst den Handgriff, und wie der Franzl dann zum Schwung ausholen will, fällt ihm der Stod grade auf die Zehen und der Griff bleibt ihm in der Hand. „Du bist ein dummer Bub,“ sagt der boshafte Knecht. „Gehe heim zu deiner Mutter und wein dich aus!“

Es ist wieder eine Zeitlang gut und der Franzl hütet sich vor allen Schürhaken und Eisstöden.

Im Herbst darauf ist er aber einmal beim Weigl, da macht die Grobdienerin gerade ein großes Faß zu. Wie der Franzl in die Stube kommt, sieht er zwischen Faß und Dedel einen großen Spalt, wo man gerade noch die Nase hineinstecken kann. Und weil es kein Eisstod, auch kein Schürhaken, sondern bloß ein Krautfaß ist, steckt er richtig die Nase in den Spalt. Er weiß nämlich nicht gewiß, ob in dem Faß wirklich Kraut ist; es können auch Mostäpfel sein. Aber jetzt dreht die Dienerin geschwind an dem Schraubengewinde und die Nase ist eingezwängt. Der Franzl schreit, als wenn er am

Messer stecken täte, und hat seitdem eine breite Nase. Die Dienerin aber lacht ihn bloß aus und sagt: „Merke dir's, man muß nicht überall seine Nase hineinstecken, und kleine Buben brauchen nicht soviel zu wissen.“

Das läßt sich Franzl wohl gesagt sein, und wenn es etwas ist, wo man wieder Finger, Zehen oder Nase versehren könnte, fragt er erst lieber und schaut sich die Dinge mit den Augen an und nicht mit der Hand oder der Nase. Wenn ihn aber jemand zu einer Spitzbüberei oder sonst etwas haben will, wobei man Schaden nehmen könnte, bedankt sich der Franzl schön und sagt: „Die kleinen Buben brauchen nicht soviel zu wissen.“

Wie die Leute sehen, daß sie den Franzl nicht mehr foppen und an der Nase herumführen können, lassen sie ihn stehen. So kommt er ohne weiteren Spott und Schaden durch seine Kinder- und Schuljahre.

Aber man bleibt nicht immer ein kleiner Franzl, sondern wird auch einmal ein großer Franzl, so groß und geschick, daß man selber schon kleine Buben anschmieren könnte. Aber das tut unser Franzl nicht, weil er selber weiß, wie es ist, wenn man eine heiße Feuerzange ansaßt oder wenn einem ein Eisstod auf die Zehen fällt, oder wenn man gal die Nase zwischen Faß und Dedel bringt.

Nach Franzl denkt sich vielmehr: „Auch die großen Buben brauchen nicht alles zu wissen.“ Denn es gibt allerhand Sachen, wo die großen Buben ihre Nasen hineinstecken. Die Feuerzange wird ein Wirtshaus, der Eisstod eine liebliche Gesellschaft und das Krautfaß ein Bierfaß.

Der Franzl aber bleibt rechtschaffen bei der Ordnung und geht an den Wirtshäusern, wenn sie auch noch so geschick reden und laut schreien drinnen, schön ruhig vorbei. Und daheim bei der Mutter ist's an Sonntagnachmittagen wohl ebenso schön wie auf dem Radfahrerball. Da hat man anderen Tages wieder frischen Mut, und alles freut einen ganz anders, als wenn man einen wüsten und schweren Kopf hat.

Einmal ist Tanzmusik im Pfartdorf drüben. Die Musik tut so schön, und der Franzl geht halt hinüber. Die Eltern haben neulich ein ernstes Wort mit ihm geredet. Sie sind alt und möchten ihm den Hof übergeben. Und es wäre ihnen recht, wenn er bald eine Hochzeiterin brächte. Die Hochzeiterinnen bekommt man aber auf dem Tanzboden, hatte er einmal gehört, und geht hin. Wie er aber vor dem Wirtshaus steht und das Gewergel hört, kommt es ihm so dumm vor, als wenn eine Menagerie von Affen närrisch geworden wäre. Ganz heiß weht es ihm aus der Tür entgegen; vielleicht ist gar ein Schürhaken drinnen, an dem man sich die Finger verbrennen könnte. — Und tanzen kann er ja auch nicht, fällt ihm ein. Was täte er also drinnen? Sich auslachen lassen, wie ein kleiner Bub?

Seh, denkt er, die kleinen Buben brauchen nicht soviel zu wissen! Dreht sich um und geht. Weil er sich aber vor den Eltern geniert, wenn er schon wieder heimläme, macht er einen Umweg über das Frauenbrünnl. — Das Frauenbrünnl ist eine Kapelle im Wald, da betet er vor dem Muttergottesbild, die liebe Frau möchte ihm beistehen, daß er eine rechte Hochzeiterin findet. Und ganz leicht und froh geht er dann heim.

Jetzt meint ihr wohl, die liebe Frau tut gleich ein Wunder, dem guten Franzl zu lieb. — Heute noch nicht. —

Aber wie es schon sein will, am nächsten Sonntag geht der Franzl wieder dem Frauenbrünnl zu. Er denkt an gar keine Hochzeiterin, aber der Weg durch den Hochwald hinauf ist jetzt im Sommer so schön, daß er gar nicht wüßt, wo er lieber hingehen möchte.

Wie er aber heute zum Frauenbrünnl hinaufkommt, ist's ihm, als ob zwei liebe Frauen darinnen wären, die himmlische und eine irdische. Weil aber die Erde dem Himmel dienen muß, und alles Irdische zu Gottes Preis geschaffen ist, tut das Dienl dort am Altare ganz recht,

wenn sie der Himmelmutter einen Kranz von Efeu und Waldblumen um die goldne Krone schlingt. Ist das nicht das Weberdirndl, die Kessi?

Wie aber der Franzl so unvermutet vor ihr steht, erschrickt sie ein wenig; dann sagt sie: „Ich hab der lieben Frau ein paar Blümel gebracht, weil gar so viele blühen jetzt. Und kein Mensch denkt an die Muttergottes im Frauenbrünnl. Was suchst denn du da?“

Der Franzl schaut erst eine Weile, ob er es sagen darf, was er gern möchte. Sie gehen zusammen hinaus, und draußen sagt er es ihr, der Weberessi.

„Weil du mich fragst,“ sagt er, „muß ich dir's schon sagen, auch wie's ist und was ich such'. Die Eltern möchten mir den Hof übergeben, und zum Übernehmen brauch ich eine Hochzeiterin. Weil ich mir aber auf dem Tanzboden um keine umschau'n mag, hab' ich mir gedacht, gehst zu der lieben Frau ins Frauenbrünnl, vielleicht weiß die dir eine. Und richtig, heut bin ich's zweite mal da und sind' mir auch schon eine.“

„Da wünsch' ich dir halt recht Glück dazu,“ sagt das Weberdirndl und will gehen, weil es sich nicht schickt, daß man mit einem jungen Mannsbild im Wald herumsteht. —

„Halt,“ sagt der Franzl, „wir haben gar nicht ausgeredet. Was



Generaloberst Dr. Sahmann, Reserve-Lazarett-Direktor in Düsseldorf, feierte dieser Tage sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum.

lätest denn sagen, wenn ich dich bitten tät', du sollst meine Hochzeiterin werden?“

„Ich?“ sagt das Dirndl. „Ich?“

„Ja, du, dich mein ich. Mir ist's grab', als hätt' uns die liebe Frau da zusammengeben. Sag, wie ist dir?“

„Ja, wenn du so meinst, ist's mir recht und ich sag' nicht nein. Kesselt halt mit meinen Leuten, ob sie mich herlassen und mit den deinen, ob ich ihnen recht bin.“

Es ist allen recht, und über Jahr und Tag sind die zwei ein glückliches Paar. Und die liebe Frau im Frauenbrünnl hat jetzt alleweil Blümel genug und die schönsten im Südentröcklein. Und an den Sonntagen ist's ein so schöner Spaziergang hinauf in den Hochwald, und wenn sie zur Kapelle hintonnen, fragt der Franzl immer: „Weißt es noch?“ Freilich weiß sie's noch. Sie kann's ja nicht vergessen, schon weil er sie immer daran erinnert.

So ist alles recht und gut und schön geworden, und der Franzl weiß jetzt auch soviel wie die andern, hat aber keinen Schaden und keinen Spott, keine Händel und Pro-

zesse, keine Feindschaften und Reibereien mit der Nachbarschaft.

Und oft denkt er sich: „Die kleinen Buben brauchen nicht soviel zu wissen. Und die Großen auch nicht. Es kommt alles zu seiner Zeit, wenn man den lieben Gott watten läßt.“



Zu den Angriffen der Franzosen an der Westfront: Bei Craonne gefangene Franzosen werden hinter die Linie gebracht. BUFA.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 50.

Düsseldorf, 28. Juli

1917.



Vier deutsche Soldaten, aus französischer Gefangenschaft entronnen, freuen sich ihrer Freiheit.

Phot. Karl Dransfeld, Hamburg.

Heinrich Peterfens Berufung.

Novelle von Björn Hansen.

Der Herbst leuchtete mit seiner guldnen Klarheit durchs offene Fenster froh in die schlichte reinliche Stube hinein. Die Stube war im alten Schulhaus, im Dorfe Barbel, das in der bremischen Landschaft liegt. Viel Hausrat war nicht da in Lehrer Heinrich Peterfens Wohnstube, aber was da war an Schränken, Truhen, Tischen und Stühlen, war gutes, altes Gerät, das noch von den Vorfektern her breit und behäbig auf der weiß geschuerten Diele stand, denn das Lehrereamt war in des Schulmeisters Familie immer vom Vater auf den Sohn überkommen. In ihrer Sauberkeit, ihrer blumendurchdufteten Stille, mit dem Widerschein des Herbstlichts in dem dunkelblauen, alten Hausrat, den vielen Asten auf den Fensterbrettern, deren Blumen das Weiß, Rosa, Rot und Lila ihrer Farben in den Fensterscheiben spiegelten, mit den zierlich gefalteten Mullgardinen, die in dem vielen Licht so weiß und leicht schienen, war sie behaglich wie nur immer eine Sonntagstube sein kann.

Und es war Sonntag, das zeigte auch die feine, schöne Stille im ganzen Hause an. Keine unruhigen Kinderfüße gingen hin und wieder, kein Lachen tönte, kein Schwagen, verhaltenes Richern, kein Hersagen des Gelesenen oder Gesang aus einer Schulstube.

Es war eine reine frohe Stille und die Sinne genossen sie wie einen köstlichen Heiltrank und teilten sie dem Blute mit; die schlichte Schönheit der Umgebung, der honigsüße Hauch des fruchtschweren Herbstes kamen hinzu, und das zusammen ließ ein inneres Wohlsein aufkommen, eine Heiligkeit, mehr noch als das, fast ein Gutes vorweg ahnende Seligkeit, als käme ein Glück aus der Ferne und winkte schon, noch draußen in der Weite.

Die Stunden waren voll Stille und Licht und leuchteten dem jungen Lehrer ins Gesicht mit hellem Schein, breiteten sich voll Freundschaft um ihn und wehrten den wehen Gedanken, die ihn umdrängten, seit er heimgekehrt war in die Einsamkeit, aus den rauschenden, gewaltigen Wundern des Weltkrieges, aus Tagen voller Geschehen, voller Bedeutung in ruhige Gleichmäßigkeit.

Er hatte den Nachmittag lang hinter den Fenstern mit den Asten im Duft der Reden, die draußen im Gärtchen blühten, gelesen und in einem Buche gelesen. Die klaren Goetheworte, mit ihrer immer neu quellenden Weisheit, waren ihm tief in den Sinn gedrungen, so daß ihm die Gedanken schwer davon waren und die Seele ausgebellt, die in Schmerz und Dunkelheit gefüllt gewesen all die Zeiten, weil sie ihn aus der Herrlichkeit des Schlachtentodes ins Leben zurückgerissen hatten, schwer beschädigt am Leibe und darum dumpf verzweifelt in der Seele.

Er las:

„Ja, das teutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Teutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein. Da sie aber fort bestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen, und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch daselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin vorauf stehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit

er nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.“

Er sann darüber nach und empfand mit beglücktem Staunen das Leben in sich wiederkehren, am klaren, scharfen Sinnen, am erhöhten Gefühl für alles, was ihn anging, für alles, was geschah, für alle Dinge, die ihn umgaben. Er genoß die Gnadenstunden doppelt und genas in ihnen mehr und mehr; das Leid trat zurück, wurde fremder, ferner, undeutlicher. Doch wie Fieber schwindet und wiederkehrt, seine Stunden hat, so fiel es plötzlich ein, mit dem ersten Abend-schatten, der ihm ins Buch dunkelte. Nur dunkler golden war die Stunde, noch war in dem Golde nicht der Silberhauch der Dämmerung, aber er schrak jäh auf.

Das Begütigstein, die das klare Goethebuch gegeben, war fort, schmerzhaft zitternd tropfte ihm das Leid wieder ins Bewußtsein.

Was war er, wie er da saß, schwer beschädigt am Leibe? Er ging mit einem hölzernen Bein durch seine Jahre. Die Verheißungen der Jugend, die da sind: Freundschaft und Liebe, Begeisterungen, freudige Hoffnungen und Schwärme guter Gedanken lagen hinter ihm.

Er konnte nicht mehr aufsehen unter Menschen, nicht mehr unter Frauen sein, ohne ihr zartes Mitleid zu spüren, das weh tat, trotz seiner Zartheit.

Als Verdenden hatte ihn der Krieg angetroffen und seinen hellen Mut, seine Begeisterung aufgefogen in dem Augenblick, als man ihn aufrief mit gegen den Feind zu gehen. — — —

Und seine Hoffnungen? Er hatte etwas aus seinem Leben machen wollen; es sollte nicht das mühselige Tagewerk der Schulstube sein, nein, weitwirkendes Schaffen.

Von Stipendien lernte er auf den Lehrer hin, aber er dachte nicht an das Lehramt, aber daran, daß einer viel wissen muß, um zu können, darum lernte er fleißiger als andere. Sein Sinn stand nach den großen Städten in den reichen Landschaften, da wollte er auf irgendeinem Wege vorwärts kommen und ein großer Mann werden, dem Volke, der Gemeinschaft, dem Staat dienen, Achtung erwerben, Achtung verdienen und sich und Stimme haben im großen Rat und Befolge.

Und er wußte in sich eine noch schlafende Kraft, die einmal jäh aufschließen und ihn tragen würde, daß er sein großes Vorhaben beginne und vollende.

Hätte er nicht diese guten Träume, diese starken Hoffnungen und Sehnsüchten im tiefsten Innern gehegt, er hätte erliden müssen im Grauen vor der Zukunft in der stillen, müden Moorlandschaft. Aber etwas wie Liebe dafür meldete sich doch zeitweilig in ihm.

Er sah die Waldstreifen, Birken, Föhren und Sand, Moor, braungrüne Heide, spiegelnde Wassergräben, in denen das Blau des Himmels widerleuchtete und das hochgetürmte weiße Gewölbe. Er sah Menschen von tüchtigem Schlag vor sich hantieren, und hatte den flüchtigen Wunsch, sie zu kennen bis in ihre Seelentiefe. Aber alles, Schönheit der Landschaft und Menschen, streifte ihn nur, er sah sie nicht und fühlte dumpf, daß er die Sprache der Heimat nicht verstand, daß ihre Schönheit ihn darum nicht hinreißten konnte.

Voll von der raschen Angeduld der Jugend, wandte er sich von ihr, und sah nach seinem funkelnden Traumbild: die Stadt, die große Stadt, Ruhm, Ehren, Glanz um ihn her, ein großer Mann sein mit Befolgshaft.

Er atmete schwer, schwerer, das Buch glitt aus seinen Händen, fiel auf die Diele herunter, sein Blick wurde weit und still. — —

Sah sein weiter, stiller Blick nach dem Blau des Himmels, nach den weißen, seidenglänzenden Wolken, der goldfarbenen Herrlichkeit



Von der französischen Kampffront:

Aus der Reserve zur Ablösung in die Stellungen marschierende Truppen.

BUFA.



Dr. Georg Michaelis, der neue Reichskanzler.

Dr. Michaelis ist 1857 in Haynau geboren und 1879 in preussische Staatsdienste getreten. Er ging 1885 als Dozent an die Schule deutscher Rechts- und Staatswissenschaften nach Tokio, trat jedoch 1889 wieder in den Staatsdienst und 1892 in die allgemeine Staatsverwaltung. Er war dann Regierungsrat in Arnberg und Crier, Staatsvertreter des Regierungspräsidiums in Liegnitz und seit 1902 Oberpräsidialrat in Breslau, von wo er als Unterstaatssekretär in das Finanzministerium berufen wurde. Bei Beginn des Krieges erhielt Michaelis die Leitung der Reichsgetreidestelle, und im Februar 1917 ernannte ihn der König zum preussischen Staatskommissar für Volksernährung. Einer seiner Söhne fiel im Anfang des Krieges; zwei seiner Töchter sind in der sozialen Fürsorge tätig; eine dritte Tochter leitet ein Soldatenheim in Ober-Ost.

Phot. Berl. Jähr.-Bef.

des Birkenstreuens davor und unter diesem leuchtenden Schein den Lila-Purpur der blühenden Heide?

Nein!

Jrgendwo geht eine Schlacht, weit, weit hinter der Heide, hinter den Städten, über den Grenzen im fremden Land, da, wo die ungeheuren Berglasten der Karpathen in finsterner Bläue aufragen.

Und jetzt tropft und rinnt ihm die Erinnerung der Schicksalsstunden durch alle Sinne.

In trübem Rosentrot fliehet der Abend über die Kämme, und das dumpfe Dröhnen der Geschütze ist hier sein Geräusch. Daheim klang's anders, friedvoll, süß beschwichtigend und gläubig fromm. Die Soldaten sprechen darüber, und er fängt im Vorbeischießen ein paar Worte.

„Wo ist die Frömmigkeit hingekommen in dem Krieg?“ sagt einer. Das Echo scharfen Feuers prasselt durch die schmalen Täler, durch Schluchten und Schründe und reizt die Worte entzwei.

Sie streiten um den Capul. Deutsche und Oesterreicher gegen die Russen.

Seine Kompagnie rückt ein in die Stellung zur Ablösung unter dem Schutze des Abends, der dunkel aus den Tälern quillt.

Selbst sieht es ihn an, das wildschöne Bergland, der Himmel ist hoch darüber, voll von glänzenden Sternen und weißen Wolken, die schimmernd im Nachtblau schweben. Staunend entdeckt er, wie schön das ist, und als er draußen liegt auf Hockposten, fällt ihm noch mehr ein. Auch daß ein Kamerad sagte: „Wo ist die Frömmigkeit hingekommen in dem Krieg?“

Das Feuer hat aufgehört. Die Nacht ist still, so still, daß er erschrickt. Er ist ein Soldat auf Posten und seine Sinne schlafen und träumen. Raschelte es nicht dort, ist nicht ein Surren in den Lüften? Jetzt ein Schrei! — — —

Eine Spannung kommt in ihm auf, als sollten die Nerven reifen in drängender Lebensglut. Ein Uhu schreit auf, der Schrei klingt von den Bergwänden wieder.

Er äugt scharf hinaus; dazwischen kommt wieder sacht das schöne Staunen. Die Nacht ist um ihn mit perlenhaftem Glanz, weil der Mond hochgekommen ist; silbern taucht der Nebel aus den Tälern. Und die Bilder der Berglandschaft zittern nicht nur auf der Oberfläche seiner Seele, sie senken sich tief hinein.

Er denkt auch an die Heimat, und daß derselbe Perlehschein auch auf der Heide ruht. Die ganze Schönheit ihrer blühenden Pracht, ihr Himmel mit seinen Wolken und Lichtern, ihre Herbheit und ihre harte Not ist vor ihm hingerrückt in knappen, farbigen Bildern, jäh aufleuchtend und jäh wieder eindunkelnd wie Glasgemälde.

Die Liebe zur Heimat, die tief in ihm geschlummert, bricht auf wie eine reine Lilie und ist klar und süß; noch etwas kündigt sich an in ihm, will empor, bedrängt ihn.

Er ist hellwach, alle Sinne sind glasklar, fassen alles anders als sonst. Es ist wie eine Blindheit von ihm genommen, er empfindet fast lyrisch die Schönheit der Nacht und heilig diesen Krieg.

Er fragt nicht, wozu? Er fragt nicht, warum er all dies Schwere tun muß. Er tut's voll Treue und aus einer inneren Kraft her, die plötzlich in ihm strömt und strömt, als wäre sie lange verhalten worden. Er ist voll Ergebung in den Willen Gottes. Er hat die edle innere Befriedigung: Kostet's mein Leben, so hab' ich doch mitgeholfen die Heimat retten. Die Heimat! — — Zwei Worte, ein Gebet für ihn. Es ist der Boden, der ihn heroverbracht. Er spürt den urheiligen Hauch der Scholle, jetzt, wo er fern ist. Durch sein tiefstes Fühlen zittert ihre Schönheit, leuchtend erhebt sich's hochauf in ihm, perlend wie ein springender Brunnen, was jahrelang als undeutlicher Traum von Ruhm und Ehren, Macht und Gefolgschaft in ihm gewogt.

Der Mond ist fort. Der Morgen ist nah, aus dem silbernen Nebelrauch sind Wolken geworden. Ist die Dunkelheit lebendig? Da unten hebt sich's drachenschwänzig, senkt sich, kriecht heran.

Der Russe, der Russe! Wie ein Schrei hallt's durch seine Sinne. Sein Alarmschuh bricht sich klingend und donnernd in den Schluchten.

Aus der Dunkelheit hinter ihm züden gelbe Lichtpunkte; krachend, die Lüfte zerreißend, heßen die Salven der Seinen dem Echo des Alarmschusses nach.

Es war nur die Vorhut, dann kommen sie in Legionen, Mann an Mann. Sie wollen den Capul stürmen.

„Urra, Urra!“ Sie lärmen und tosen heran.

Und in den Männern am Berge ist jede Muskel gespannt, jeder Nero gestrafft wie ein stählernes Fädchen, alle Gedanken voll Drohen.

„Da stehen wir und weichen nicht!“ Sie feuern auf die dichten Massen der Angreifer. Es summt und singt, es heult und pfeift, prasselt, das Tack-Tack der Maschinengewehre gellt dazwischen.

Eiserner Regen! Blut, Stöhnen, Sterben! In der Heimat werden Frauen weinen!

Feind gegen Feind! Wie Wogen prallen sie zusammen in Wut und Gift, Menschenleiber bäumen sich in der tödlichen Brandung der Waffen.

Mitten im Rasen des Handgemenges, in der hochaufschiehenden wilden Lust zu töten, zu zerstören unter dem dräuenden Stahl des Segners, in dem Augenblick, da der Tod ihm mit der Fadel ins Gesicht leuchtet, schlürft er die höchste Seligkeit aus dem Leben. Es liegt vor ihm in Morgenhelle wie das gelobte Land, taumelnd schwebt die Seele in der Weihglut des Lichts, betäubt von der hohen Berufung, die sich ihr in diesem Augenblick der Erkenntnis kündet.

Ein Verklärter der Schönheit, der Tugend, der Tüchtigkeit und Kraft eines Volkstums, ein Mehrer seiner geistigen und seelischen Güter, ein Wirker am Volkskörper, ein Bildner der Jugend zu echter Tüchtigkeit und edler Gesinnung.

Um ihn her Krachen, Toben, Drohen, Flüche, Geschrei. Das dringt nicht in seine Welt. Er ist entronnen. Die Erde versinkt mit Bersten und Krachen unter ihm. Geblendet stürzt er ins Dunkel, das warm um ihn quillt.

* * *

Auf Heinrich Petersens Stirn standen dichte Schweißtropfen, und das Herz schlug heftig. Er war wieder in der Lehrerstube im Dorfe Barbel, das in der bremischen Landschaft liegt.

Lila schleierte der Abend, draußen lag die Heide noch in mattem Schimmer. Es war derselbe sanfte Perlenglanz, den er in der Nacht am Capul erschaut.

Ihn stür im Nachwehen der heftigen seelischen Erlebnisse. Er weinte vor Glück, daß die Blindheit, die Schwermut, Jammer und Leid, das ihn in den bangen Stunden, als der Schwerverwundete wieder zum Leben erwachte, bedrängt, einer wunderbaren Klarheit, Kraft und Ruhe gewichen waren.

Er konnte wieder denken. Er konnte also etwas aus seinem Leben machen und sah das Erleben klar wie in einem Spiegel.

Das Gute wie das Böse hatte in der Welt seinen Gegensatz und seine Bestimmung.

Er erkannte, was in seine Hände gegeben war, welche reiche Saat in die Hand des Lehrers, eines einzelnen Menschen. Die Goetheworte, die er am Nachmittag gelesen, fielen ihm ein, oder waren sie es nicht gewesen, die ihm zur Klarheit verholfen, die das Erlebnis vom Capul aus dem Dunkel der Vergessenheit wieder aufgerufen?

Wie groß war sein Reich, seine Macht, wie weit konnte er im Geiste wirken. Samentörner auswerfen, aus denen Halme erstanden, wieder Samen gaben zu neuen Taten und neuem Wirken.

Unendlich war seine Gefolgschaft. Ein Sänger der Heimat wollte er werden in guten Stunden, ein Verklärter der tiefen, stillen Schönheit des niederdeutschen Landes, seiner Bewohner, und diesen ein Prediger, daß keiner mehr die Heimat verlasse und mit seinem Blut die Kraft eines fremden Volkes stärke.

Er sah und lauschte in sich mit beglücktem Staunen über den eigenen Reichtum.

Dunkel blaute der Abend um ihn, sanft ging der Wind und brachte Duft her, Sterne kamen auf, eine silberne Leuchte, stieg der Mond am Rande der Heide empor.

Das Denkmal zu Pultawa.

Von Alfred Friedmann.

Im „Nordischen Kriege“, der vom Jahre 1700 an einundzwanzig Jahre lang geführt wurde, der gleichzeitig mit dem „Spanischen Erbfolgekriege“ fast ganz Europa und das russische Asien verwüstete, aus dessen Kämpfen und besonders durch die Schlacht von Pultawa, 1709, die spätere Machtstellung Rußlands hervorging, ereignete sich manch dramatische Episode, die nie, wie Wallensteins Zeit, ihren Schiller fand.

Damals standen Schweden, Polen, Sachsen, Russen, Dänen, Preußen, Hannoveraner — wie Spanier und Türken auf den blutgedüngten Schlachtfeldern. Männer wie Joh. Reginald Paskul wurden einige Zeit von der Hochflut des Tages getragen und endeten auf dem Rade, um außerdem geköpft zu werden.

Stanislaw Leszcynski wurde König von Polen, und hätte Karl XII. von Schweden nicht dort ein Jahr seines Siegeslaufs verloren, um diesen seinen Günstling auf dem Throne zu besetzen, so würde sich die Landkarte Europas heute wohl anders ausnehmen. Zwar gelang ihm sein Einfall bis an die Beresina ins russische Reich besser als später dem Corfen, aber der Romantiker unter den Kosaken, der Hetman Mazepa, verleitete Karl zu einem phantastischen Zuge nach der Ukraine, die sein Moskau wurde.

Als es zur Schlacht von Pultawa kam, diente im Heere Peters, des Zaren, ein junger Offizier namens Wladimir Kosmorow.

Eines Morgens entfernte er sich lustwandelnd von den Zeltlagern und streifte an den Gewässern des Dniepr nach wilden Enten und Schnepfen.

Der junge Mann war mißmutig, er sehnte sich nach den Fleischtopfen des elterlichen Hauses. Er war eine stille, beschauliche Natur von gewinnendem Auhern und mehr den Studien, den sanfteren Regungen des menschlichen Gemütes als der Kriegsläufe geräuschvollem Wirwar hold.

Sein Unglück wollte es, daß aus dem Didicht des Sumpfrandes jetzt eine Gestalt auftauchte, die für eine polnische Personifikation des großen Jägers vor dem Herrn, Nimrod, gelten konnte. Es war Paul Petroff, der Besitzer eines nahen Gutes. Ganz in Pelze gehüllt, mit hohen Lederstiefeln, eine riesige Pelzmütze auf dem bärtigen Haupte, sah er aus wie ein Ureinwohner des Landes, wenn nicht eine am Bande über die Achsel hängende Muskele auf einen modernen Menschen hätte schließen lassen.

Der Waldmensch sah, daß der schmude junge Offizier im ersten Augenblick erschrocken war, und um ihm zu beweisen, daß er kein Attentat auf sein Leben beabsichtigte, hielt er ihm eine lederne Flasche hin, die mit Waschneska, einem aus kleinrussischen vorzüglichen Rirschen trefflich bereiteten Schnaps, noch halb gefüllt war.

„Trink, Bräuderchen!“ sagte der Nimrod, und warum sollte er Paul Petroff nicht Bescheid tun? Sie vertieften sich in ein Gespräch, und nicht lange darauf sahen die beiden in des Gutsherrn geräumiger Halle.

Ein wunderbares Kind brachte Wein, Kaviar, geräucherter Fisch und briet, derweil die beiden aßen, den Schenkel eines in Essig gelegten Ebers.

Marfa, die Schwarze, hatte noch nie einen so besonders sauberen Menschen gesehen wie den Zaren-Offizier. Er sah, wie ihre junge Brust unter dem gestickten, bunten Mieder der Kleinrussin hämmerte. Sie sah aus wie ein gemaltes Heiligenbild. Klein waren ihre Hände und Füße, groß wie Feuerräder ihre Augen. Ihre Lippen hatten die Farbe der Vogelbeere am Ende des Septembers. Wenn sie lächelte, und sie lächelte gerne, wenn ihr Flammenbild den des hübschen Kriegers kreuzte, blihte es wie Wetterleuchten von ihren Zähnen, gesund und weiß wie die eines jungen Hundes.

Nach einer Weile lallte der Besitzer des Hauses und Vater der bestreidenden Marfa. Noch eine Weile, und er schlief auf der Ofenbank, ganz ungedenkt der Pflichten eines Wirtes und Beschützers der Anschuld vom Lande.

Wladimir Kosmorow faßte Marfas Hand, behielt sie lange und schien in den feinen blauen Adern sein Schicksal lesen zu wollen.

Sie redeten nicht viel. Ihre Gedanken, ihre Herzen sangen ein goldenes, frisches Roselied beseligender Liebe. Der Alte schnarchte.

Der Offizier aber sprang plötzlich auf und gedachte des Appells.

Marfa standen Tränen in den Augen und fielen wie Perlen auf ihren Busen. „Komm abends an mein Fenster!“ flüsterte sie. „Wenn alles schläft, plaudern wir von der Zukunft.“

Zukunft eines Offiziers vor Pultawa! Bah, wenn das Glück will, kann's ihn zum General machen!

Die jungen Leute schieden, und als der Offizier mit eifigen Schritten sich wieder dem Feldlager zuwandte, klang ihm noch ein Liedchen Marfas nach.

In dem undisciplinierten Lagerleben war die kurze Abwesenheit Wladimir Kosmorows nicht bemerkt worden.

Des Abends, als die Bivakfeuer brannten, schlich er sich klopfenden Herzens an das Fenster Marfas.

Zwar ließ ihn Marfa nicht ein, aber sie schlang ihre Arme um sein Haupt und zog es halb herein in die warme Stube, legte es an ihr pochenbes, gesundes Herz, ließ ihn Rosen, Lilien pflücken von ihren Lippen und Zähnen. Und so plauderten sie die ganze selige, mondbelegante Zaubermächennacht hindurch. Sie sprachen von der Zukunft, Marfa und Wladimir; er wollte kommen und sie heiraten, und sie den Vater verlassen und dem Geliebten auf das elterliche Gut folgen.

Unter Tränen, Küssen und heißen Versprechungen schieden sie.

Am Morgen hatte Peter, der Zar, seine Pläne festgestellt und hielt Revue. Er erspähte eine schwache Stellung — gerade da, wo jetzt der Schwedenstein sich erhebt und der Ausgang der Schlacht entschieden wurde. An der Front des Regiments stand Wladimir Kosmorow, ein wenig bleich und überwacht, aber schön in seiner Jugend, und ein Schimmer süßen Glüdes lag wie eine Gloriole um seine weiße Stirn. Peter sah ihn an, und der Offizier präsentierte.

„Wie behest du?“

„Wladimir Kosmorow, zu Befehl, Herr!“

„Wladimir Kosmorow, du wirst heute nacht an dieser Stelle wachen. Wenn der Feind weiß, daß hier ein Einbruch möglich, wird er ihn versuchen — und du wirst das Signal geben. Ein paar Mann und einen Trompeter such dir aus — Major Kosmorow!“

Das Avancement — der Auftrag — alles kam so unerwartet, daß Wladimir kaum Fassung fand, Peter die Hand zu küssen. Und schon war der Zar mit seinem Gefolge verschwunden.

Es litt Kosmorow nicht lange zwischen den Zelten. Er eilte zu Marfa, teilte ihr das Geschehnis mit.

„Major! Nun wirst du mich nicht mögen.“

„Märrin! Aber heute nacht kann ich nicht ans Fenster kommen.“

„Siehst du! Dienst! Der Zar hat befohlen! — O — eine Stunde!“

„Es darf nicht sein. Marfa, Süße, leb wohl!“ — —

Wladimir Kosmorow stand auf dem Posten und hielt Wache. Die Leute rings um ihn her, der Trompeter, ins Gras gelagert, würfelten, schliefen. Der junge Major hatte seit vierundzwanzig Stunden kein Auge zugetan. Er setzte sich auf einen Stein, stützte das Kinn in die innere Handfläche und dachte an Marfa. Es war ihm, als zögen Marfas süßherhallende Liedklänge heran.

Die Liebe läßt sich nicht verzagen,
Wie Tauben von dem nahen Dach;
Wie schwer sie sei, Du mußt sie tragen,
Sie sei nun Lust, nun Ungemach.

Und dann kam's noch lodender, reiner:

Die Liebe, die noch zweifeln kann,
Das ist die rechte Liebe nicht!
Sie gleicht dem Glüde, das zerrann,
Und Liebe hat Bestand auf Erden,
Doch die nur, die nicht zweifeln kann!



Der Kriegsphotograph im Schützengraben.

BUFA.



Der Kriegskinetograph im Schützengraben.

BUFA.

Und zum Beschluß, wie Glodenton über endlose Schneefelder:

Die Liebe aber, die vertraut
Dem Führer folgt wie hilflos, blind,
Die fragend rechts und links nicht schaut,
Das ist die rechte Liebe — Kind!
Die Liebe, die nicht wandeln kann,
Dir Gott als letztes Glück ersann! —

Letztes Glück! Es war Wladimir, als sank er willenlos in Schlaf wie ein eingelulltes Kind — und so war es auch. Er schlief, wer weiß, wie lange, und seine Umgebung auch. Und er war doch ein Auserwählter, wenn auch nur ein Zargesandter, er hätte auf diesem

Der Zar wandte sich erschüttert ab. Er sprach etwas zu dem Gefolge und ließ einen andern Offizier antreten. —

In den zwanziger Jahren kam Kaiser Nikolaus Pawlowitsch auf das Schlachtfeld von Pultawa, an den Schwedenstein. Die Sage erzählte ihm von einem Liebespaar. Am Tage nach der Schlacht habe man eine schöne Polentochter, Marfa, in dem Schilfröhricht an dem Dnieprflüßchen ertränkt und mit ihren eignen Höschen — von eigener Hand — erdroffelt gefunden. Zar Peter habe damals gemurmelt, man solle dem kleinen Major einen Stein setzen. —

Nikolaus Sohn, Alexander II., stand auch eines Tages an dem Schwedenstein bei Pultawa. Erstaunt sah er zwischen weißen Buchenstämmen und alten, kleinrussischen Kirschkäulen eine Marmor-



Hinter der westlichen Kampffront: Französische Zivil-Ernte-Arbeiter werden zur Arbeitsstätte gefahren.

Phot. Gebr. Hardel.

Posten nicht schlafen dürfen, wenn auch seine Untergebenen schliefen.

Da klopfte ihm jemand auf die Schulter. Er erwachte. Peter der Große stand vor dem Major.

Des Zaren Gesicht war purpurrot vor Wut; er fand seinen Erwählten auf einem wichtigen Posten, von dessen Bewachung er den Schlachtausgang, ja vielleicht des ganzen Krieges Glück abhängig glaubte, eingeschlummert.

Der Zar erhob die Hand zum Schlage.

„Donnerwetter!“

Da stand Kosmorows Herz stille.

Ehe sein Geist das Angeheute fassen konnte, sein Verbrechen, dessen Entdeckung durch den obersten Kriegsherrn, den Zorn des Barbarenfürsten — versagte der kleine Muskel, und tot sank er in das Farnkraut.

gruppe im Sonnenlicht glänzen, das schräg durch die Waldung fiel.

Auf einem Feldstein saß ein junger Offizier, die Hand unter das bartlose Kinn haltend, müde wie ein glücklich gewesener Liebender. Das Schwert war ihm zur Seite geglitten, sein rechter Fuß trat auf eine Feldtrompete mit Troddeln. Über den im Schlaf zu lauschen Scheinenden beugte sich mit mildem Kusse auf die Stirn der Engel des Todes.

Peter hatte den Wunsch zürnend ausgesprochen.

Nikolaus Pawlowitsch vernahm ihn aus dem Munde der Legende des Ortes und erfüllte den Befehl des Begründers von Rußlands Größe.

Alexander II., den der Todesengel längst grausam geküßt, sah staunend und sinnend das Dentmal auf dem Schlachtfelde von Pultawa, dessen Bedeutung ihm ein alter Veteran, als Hüter gesetzt, erklärte, dem sie auch der Verfasser dieser Mitteilung dankt.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 51

Düsseldorf, 4. August

1917.



An der flandrischen Küste: Eingang eines Mannschaftsunterstandes mit Kochherd.

Oben. W. Grosse Verlag.

Die Flut kommt.

Stiige von Max Karl Böttcher.

Ein milder Nordost trieb düstere Schleier über das Watt. In den Prielcn gurgelten die Wasser, und die Möwen flogen mit heiserem Schrei über den nackten, kahlen Meeresboden. Drüben hinterm Deich stand Bernt Rasmussen an seinem hochrädigen Wattenkarren und schaute zu, wie der Knecht den Gaul einsperrte. Der Deichvogt stand neben Bernt Rasmussen und sprach auf ihn ein, viel eifriger, als es sonst des bedächtigen Alten Art war, und als Rasmussen zu all den Reden des Alten den Kopf schüttelte, da ging endlich der Vogt mit einer ärgerlichen Geste davon.

An der steilen Treppe zum Leuchtturme stand Junge Jasty. „Will er nicht, Vater? Will er wirklich nicht?“ fragte sie in banger Erwartung.

„Er will nicht, um keinen Preis. So mag er fahren, der Dickkopf!“ Das blonde Mädchen biß sich auf die Lippen und überhörte absichtlich Bernt Rasmussens Ruf: „Leb wohl, Junge!“

Der junge Bernt schwang sich auf den Fahrstuhl seines Wattenkarrens, schnalzte mit der Zunge, und der Gaul zog an. Der Dünenland hob auf und saugend fuhr das Gefährt durch die Stauwehrepforte des Innenbeides. Der alte Vogt sah ihm nach und hob bedauernd beide Hände ein wenig. Da rief ihn der alte Schäfer: „Was, laßt Ihr den Jungen fahren, Vogt? Er kommt nicht mehr durch den Priel.“

„Der Rasmussen? Der beste Wattenfahrer am Nordbeich? Er kennt das Watt wie kein Zweiter. Der Dickkopf kommt heim.“

Der alte Schäfer äugte blinzeln in den Himmel, dann sagte er in prophetischem Tone: „Er kommt nicht heim. Der große Priel wandert; der Gaul kann die Flut nicht mehr stemmen.“

Das hörte droben Junge.

„Vater, so ruf ihn doch zurück, Vater!“ rief sie heftig.

Da schien den Alten selbst die Sorge zu paden. Er kletterte, so rasch er konnte, auf des Turmes Rinne, erfaßte das Sprachrohr und brüllte, so laut er konnte, seewärts: „Rasmussen! Rasmussen!“

Aber von West schlürfte jetzt ein so tüchtiger Böwind, der da irgendwo im Schlid geschlummert hatte, über das Inselchen und saßte hurtig des Alten Ruf und verschlang ihn, und Rasmussen, der jetzt gerade am Friebschhofe der Heimatlojen vorüberjaufte und den Anstieg zum Außenbeich mit seinem hohen Wattenkarren fast emporjwang, hörte nicht des Alten Ruf. Nun saufte der Wagen drüben hinüber den Deich hinunter und setzte hüpfend ins Meer. Der Gaul witterte, bäumte sich und losbodelte, als ihm der reuchte, kalte Schlid über Rüßern und Mähne sprühte. Er schüttelte sich und wollte, obgleich er des Wattenfahrens längst gewöhnt, doch ausbrechen. Aber Bernts eiserne Faust zwang ihn ins Watt, und so patfchte er durch.

Die Inselbauern, die des Deichvogts Ruf durchs Sprachrohr vernommen, ließen zusammen. „Was schreit der Vogt?“ fragten sie den Schäfer.

„Der Rasmussen von drüben, der Junge Jasty freien wollte, ist unwirisch dabongefahren.“

„Der vom Marschhofe, des Deichgrafen Sohn?“

„Ja der. Er wollte Junge als Frau mit in die Marsch nehmen, aber der Alte gibt sie nicht fort vom Eiland. Der Rasmussen soll sich hier anbauen, denn der Alte kann sich nicht von der Dern trennen.“

Da gingen die paar Bauern still von dannen. Sie hätten es gerade so gemacht wie der Vogt. Wenn ein blondes Mädel blüht hier im einsamen Watteninselchen, der möchte es gern behalten.

Und Junge stand droben an der Leuchtkinne des Turmes und verfolgte ihres Bernts Wagen. Der saufte weiter durch den trüben Schlid. Tiefend zeigte sich die Fahrstraße durchs Meer, und von ganz drüben in weiter, weiter Ferne leuchteten die Gemäuer des Marschhofes, Bernts Heimatscholle.

Immer kleiner, immer winziger ward Bernts Gefährt, und immer nebliger wurde der Schlid, und über das Watt zog es in langen, dichten Schwaden, grauem Dampfe gleich.

Junge stand und lauschte. Und dann war es da, das feine, das unheimliche Geräusch, das saufte, kräuselnde Gurgeln und Plätschern, das von Minute zu Minute wuchs, näher und näher kam, das in einer Stunde zum Rauschen würde, zum Rauschen und zu Wogen in wilder Flut: Das Meer kehrte heim, heim zum Strande, anstufend und spülend, und er war draußen im Schlid, und die Nebel hockten über den Prielcn. Bernt Rasmussen kam an den ersten Priel, den kleinen.

Und hier merkte er schon, daß das Meer auf der Heimkehr war. Noch stand das Wasser ruhig in der Mulde. Das Pferd hob den Kopf, blähte die Rüßern, verhielt den Schritt. Aber Bernt griff mächtig in die Zügel. Der Gaul ging vorn hoch und setzte nun in das Wasser, das hoch über Kopf und Wagen spritzte. Und als sie drüben die Böschung des Priels emporgekommen waren, hielt Rasmussen das Gefährt an. Er sprang ab, streichelte das Tier und gab ihm ein Stück Meben, daß er in seiner Tasche fand.

Er überlegte nun. Vor oder zu-rück, beides gleich gefährlich. Vor sich sah er den Hof seiner Väter lodend im Nebel schimmern, hinter sich spürte er das tüchtige Meer. Da vernahm er das leise ferne Rauschen. Mit einem Sprung sah er auf dem Fahrstuhl des Karrens, ließ die Peitsche über den Rücken des Tieres laufen, und wie bei einer Wettfahrt saufen sie nun über das Watt. Der Wagen hüpfte und langte und sprang; der nasse Schlid spritzte hoch auf und überschüttete Kopf und Mann mit einem harten Regen und die zerfahrenen Rufsgeheln knirschten wie im Wehgeschrei; die Möwen flieben ächzend auf von ihrem Aigelage.

Da kam der große Priel; er mußte es sein. Ja, was war das? „Se, Stute, steh!“ Mit einem Rud stand der dampfende Gaul und zitterte, und in großen Pfaden tropfte der schäumende Gischt hernieder.

Bernt Rasmussen wippte mit der Hand über Stien und Augen. Hatte er sich denn verfahren? War nicht vor vier Tagen, als er inselwärts fuhr, um Junge zu freien, hier noch der tiefe Priel gewesen? Er orientierte sich. Da standen richtig fest die in dem Meeresboden verenkten Wegzeichen, die er selbst als einer der besten Wattenkundigen im Frühjahr mit der Strandkommission mit aufgestellt hatte. Da drüben, gerade vor ihm, leuchtete die Siebelwand vom großen Marschhofe. Und der Priel war verschwunden. Da lief ein Grausen über seinen Körper. Der Priel war in den wenigen Tagen gewandert, war hier verschwunden, um, wer weiß wo, wieder aufzutauden, vielleicht viel tiefer, viel reißender, als er hier gewesen war.

Dann war er verloren.

Nun vorwärts! Er sprang wieder auf. Wieder jagte das Gefährt davon. Ganz unmerklich füllten sich die kleinen Lachen und Mulden mit Wasser, und näher, immer näher kam das dumpfe Rauschen der stromenden Flut. Dazu senkte sich der Abend jetzt schnell über das Watt. Im Westen glähte dunstverschleiert ein roter Ball, die sinkende Sonne. Draußen auf offenem Meer fuhr in stolzer Sicherheit ein Riesendampfer vorbei. Russt mochte auf Deck sein, denn der Nordwest trieb leise abgeriffene Töne über das Watt. Die Menschen drüben auf den Salondocks ahnten wohl kaum, daß hier zwei Wesen mit dem Meere, mit dem Tode um die Wette liefen. Jetzt schon das zurückkehrende Meer schon, wie lange gierige Finger züngelnde schmale Wogen vor, die sich aber im Sande wieder vertiefen.

„Bald werden sie bleiben und nicht mehr verschicken,“ dachte Bernt, stellte sich im Wagen aufrecht und schlug nun mit der Peitsche auf das Pferd. Da — jäh ging es talwärts, es spritzte wild auf, und nun schlugen im nächsten Augenblick die Wogen über Kopf und Wagen.

„Der Friel!“ schrie Bernt und riß das Pferd zurück, aber der Gaul bekam keinen Grund mehr und ward von der Strömung seitwärts fortgerissen. Der Wagen kippte um, und nur mit Mühe konnte sich Bernt anklammern. Er riß sein Dolchmesser heraus, durchschnitt Riemen und Gurt, die das Tier an die Deichsel fesselten. Das Pferd bäumte sich in tödlicher Angst und schüttelte den Reiter ab. Bernt klammerte sich am Wagen an und sah nun, wie das befreite Tier von der wilden Strömung abgetrieben wurde. Er selbst hockte auf dem umgekehrten Wagen und mußte sich der reißenden Strömung überlassen.

Wenn er abspringen und den Rand der jenseitigen Böschung des Friels erreichen könnte. Aber er würde nicht durch die Strömung kommen. So blieb er auf dem Wagen hocken, stemmte die Beine gegen ein hervorragendes Rad und ließ sich treiben.

Der Deichvogt und die Inselbauern hatten auf Drängen und Ritten Inges einige Boote florgemacht, und sie warteten nun auf die Flut. Just im selben Augenblick, da Bernt mit seinem Wagen in den abgewanderten Friel einsekte, schoben die Fischer ihre Boote ins Meer. Ein paarmal stauchten die großen, schweren Holzflößen noch auf, aber dann sah das Wasser, die Riemen fanden Widerstand und nun zogen in langer, breiter Kette die Boote westwärts.

Inge hockte mit im Boote des Vaters. Sie spähte mit dem Fernrohre das Watt ab, aber es war bereits so dunkel über dem Schlid, daß sie nichts erkennen konnte.

Nur drüben der Warichhof glänzte noch hell im scheidenden Sonnengold.

Die Flut nahm die Boote rasch vorwärts. Da ertönte vom äußersten Boot ein jäher Ruf. Die andern Rohen nahmen ihn auf und gaben ihn weiter, und nun flatterte das Wort auch in des Deichvogtes Boot, hart und rauh: „Ein Pferd, Bernts Pferd!“ Da schlug

Inge die Hände vor ihr Antlitz und krümmte sich vor Schmerz, aber kein Laut kam über ihre Lippen. Der Alte stand aufrecht am Steuer; er rührte sich nicht.

Nun wieder ein Ruf: „Der Wagen!“ Und dann ein Schreien und Rufen in die finstere Nacht hinein: „Bernt! Bernt! Er lebt! Er lebt!“

Alle Boote steuerten dem Rufe nach, und nun vernahm man auch Bernts Stimme: „Mehr Badbord! Mehr Badbord!“ Und dann ein jubelndes Ahoi! Ein Prallen und Krachen und ein Duzend schwieriger Friesenhände hielten den von der Wucht des Anbralles zersplitterten Wagen und hielten dem vom Stoß ins Meer gestürzten Bernt aus dem Wasser ins Boot.

Drei Stunden später.

In der Leuchtturmschenke geht es lustig zu. Der Bogt hat die ganze Inseltschaft zu Greg und Butterleben geladen. Man trinkt und spielt, und das junge Volk tanzt; hinterm Kamin hockt in Decken gehüllt Bernt Rasmussen, und an seiner Seite sitzt mit stillem glüdlichem Antlitz Inge.

Da tritt der Deichvogt hinzu.

„Na, Dickkopf, der Gaul wäre pfutsch.“

„Ja, Bogt, und der Wagen auch.“

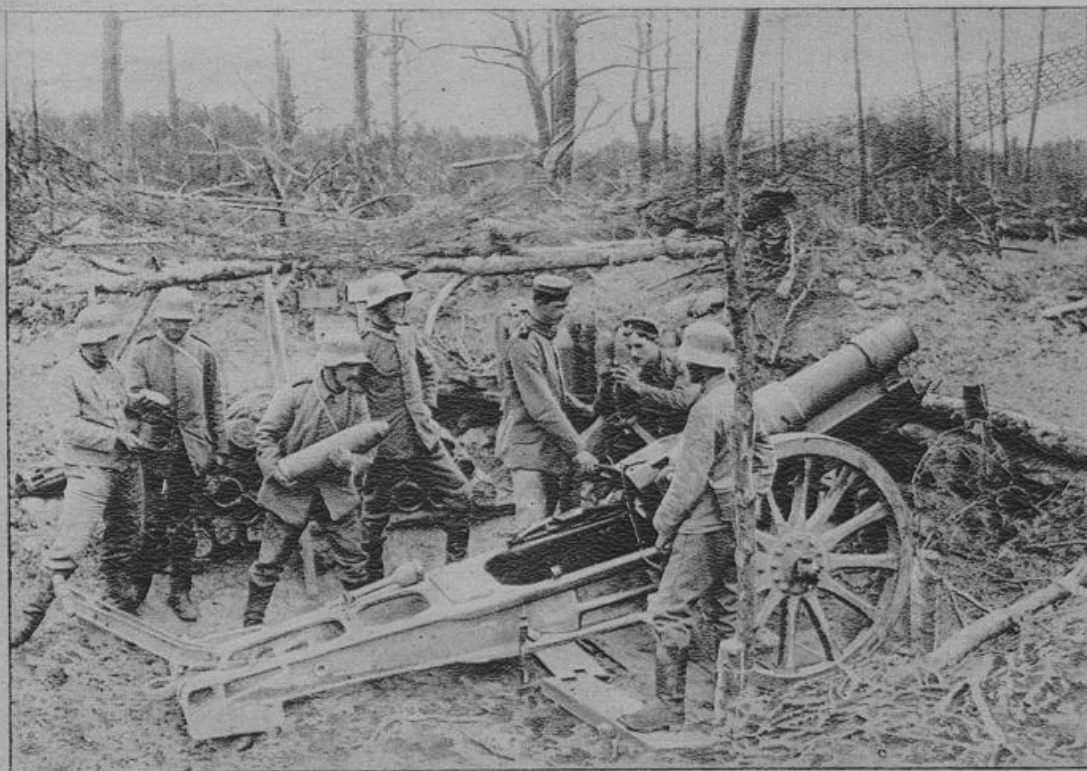
„Im, sind tausend Kronen hin.“

„Die sind hin.“

„Im, Ihr tut mir leid, Dickkopf! Wißt Ihr was, ich schenk Euch, ein Stück Land hier auf dem Eiland, verlaßt das an Brink Erichsen der sucht sich eine Hoffstelle für sich und seine Dorn.“

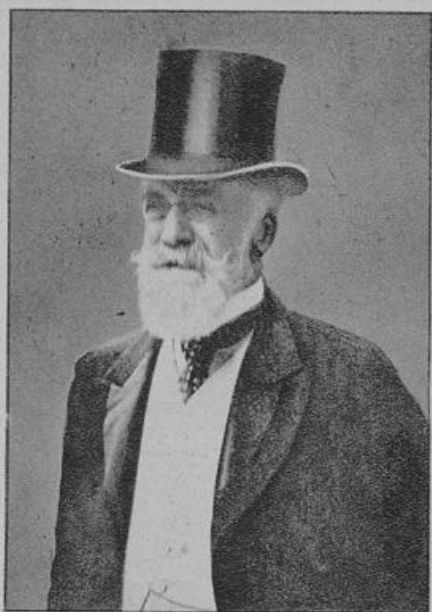
„Danke, Bogt, das Land nehm ich schon an, aber verlaufen will ich's nicht. Ich brauch selbst eine Hoffstelle für mich und meine Dorn.“

Da schlug ihm der Alte lachend auf die Schulter. „Das konntest du trodner haben.“



Eine 15-cm-Haubiße in Feuerstellung.

Phot. C. Dransfeld, Hamburg.



**Der frühere deutsche Botschafter in Paris
Fürst Radolin †.**
Der Fürst ist 76 Jahre alt geworden.
Electrophot.

Fürst Radolin,

der ehemalige deutsche
Botschafter in Paris

ist auf seiner Herrschaft Jaroschin gestorben. Er war 1841 geboren, Abkömmling eines alten polnischen Adelsgeschlechts und wurde nach längerem diplomatischen Dienst 1883 Hofmarschall des Kronprinzen, späteren Kaisers Friedrich, der ihn 1888 in den Fürstenstand erhob. Fürst Radolin ging als Botschafter 1892 nach Konstantinopel, 1895 nach Petersburg und 1901 nach Paris, wo er 1910 nach der Marokkoangelegenheit den Dienst quittierte. Dem preussischen Herrenhause gehörte der Fürst als erbliches Mitglied an; er war seit 1888 Wirklicher Geheimer Rat. Kaiser Wilhelm II. ernannte ihn zum Oberst-Grundsieg.



Linienfahrtsleutnant v. Trapp,
Kommandant des österreichisch-ungarischen U-Bootes, welches Dorn in Nordafrika erfolgreich beschloß.
Phot. Verl. J. Neumann, Neudamm.



Professor Dr. h. c. May von Liebermann, der berühmte Kunstmaler, feierte den 70. Geburtstag
im Kreise von Freunden und Verehrern in seinem Heim in Wannsee bei Potsdam. Liebermann, den die Berliner Universität zum Ehrendoktor ernannte, spendete aus diesem Anlaß 100 000 Mark für nothleidende Künstler.
Professor Sarre (1), Maler Fritz Rhein (2), Gerhart Hauptmann (3), Professor Klimsch (4), Maler Mose (5), Professor Liebermann (6), Maler Kurt Hermann (7), Professor Arthur Kampf (8), Eheginrat Lehrs, Dresden (9), Professor Kraus (10), Eheginrat Schwedien, Präsident der Königl. Akademie der Künste (11).
Phot. Verl. J. Neumann, Neudamm.

Zur Jagdzeit auf Orr-Föhrhof.

Novelle von H. Zimmermann.

Wenn durch den uralten schwarzen Föhrenbestand zwischen weiß und goldenen Birken, hochgewölbten Eichenkonen, waldaus, waldein das Wild zog, der schwergeschaukelte Elch, der heimliche Fuchs, der Hirsch, das flinke Reh und das Geflügel, dann fiel es auch auf dem Orr-Föhrhof ein wie ein Schwarm herbstziehender Sommervögel — Gäste kamen auf den schönen, waldbüsch im kurischen Hügelland gelegenen Edelsitz des Kammerherrn Baron von Hahn.

Sie tauchten auf, jagdtroh und sorgenlos, die letzte lichte, sonnige

Der junge reichsdeutsche Graf Claudius Dromnig kam in diesem Jahre zum ersten Male nach Kurland und war begierig nach der ihm oft gerühmten Schönheit des Ländchens, dessen Bewohner ein menschenfreundliches, schätzenswertes Volk sein mußten. Sein Urteil darüber kam aus der Bekanntschaft mit einigen hier alleingefessenen Edelleuten her, die er an fremden Höfen getroffen hatte.

Diese Männer und Frauen zeichneten sich alle durch große Feinheit des Verstandes, des Geistes und der Regsamkeit aller guten Gefühle aus, was sich in ihrem Wohlwollen und ihrem Wohlgefallen an



Aus den Waldkarpathen: Gegend von Kopiface am Theis-Übergang.

Zeit des Jahres bei den gastfreundlichen Nachbarn genießend, blieben eine Zeitlang und gingen wieder, hatten sie dem Jagdvergnügen Genüge getan. Es war ein schönes Hausen auf dem Orr-Föhrhof; eine Welt voll Behaglichkeit, Beschaulichkeit und gehaltvoll-geruhigen Lebens tat sich dem Ankömmling auf, und kurische Gastfreundschaft in ihrer Reichlichkeit und Gefälligkeit wurde nicht müde, zum Bleiben zu nötigen und das Beste an leiblichen und geistigen Genüssen zu bieten.

Wer landfremd hereinkam, empfand doppelt annehmlich die freundlichen Eigenarten baltischen Lebens, wo die Volksgenossen einander nicht nur äußerlich Achtung und Ehre erweisen, sondern auch in innerlicher Gemeinschaft, durch aufrichtige Anteilnahme des einen am andern, durch mancherlei Rücksicht und freundliches Betragen das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit stärken, ihre Sprache, ihre deutsche Wesensart und Gesittung aufs Beste fördern.

ihren Nächsten laut belundete. Man befand sich bei ihnen in der Gemütlichkeit, in der Eintracht und freundlichen Teilnahme einer großen Familie, wo der eine immer für den andern da war und ihm viel galt. Das hatte für Claudius Dromnig, der ohne Familie war und nur kurze Verwandtschaft besaß, so viel Anziehendes gehabt, daß er mit dem Kammerherrn Baron von Hahn und dessen hochbetagter Mutter in enge freundschaftliche Beziehungen kam, als die Herrschaften einen Winter in Berlin lebten.

Sie hatten ihn viele Male in Briefen gebeten, zu ihnen nach Kurland zu kommen, aber sein pflichtentrichter Diplomatenberuf hatte ihn nie die Zeit finden lassen. Doch heuer, in den ersten klaren Herbsttagen, zog er auf dem Orr-Föhrhof ein, die Zahl der Gäste mehrend. Nach der Hast und Unruhe der Großstadt, den Anstrengungen seiner Pflichten, dünkten ihn das Beisammensein mit den fein-einfachen Menschen, ihre edlen Unterhaltungen, fröhlichen

Jagden, Besuchsfahrten und gelegentlichen Familienfeste ruhm und lösslich, und fröhlich genoss er mit ihnen die schöne bequeme Zeit.

Da brach es plötzlich in die heitere Gemeinschaft der Gäste, den angenehmen Rhythmus dieser Tage, ihr Leuchten jäh verdunkelnd wie wild stürzender Wetterschlag.

Graf Claudius Drommich wurde auf einsamer Jagd von einem Wilddieb in die Brust geschossen und für tot von lettischen Holzschlägern, die ihn gefunden, ins Schloß gebracht. Spät am Abend kamen die Männer mit ihrer Last aus dem Walde herein und schreckten die Schloßbewohner auf. Fragende, flüsternde Stimmen hörte man auf allen Gängen, die Dienerschaft gab scheu und verstört Auskunft. Der Kammerherr ließ eilends seine besten Pferde anspannen, fuhr zum nächsten Arzt und brachte ihn herbei. Alles atmete auf, als man das Getrappel der heimkehrenden Pferde von der nachtschwarzen Tannenallee, die zum Schloß heraufführte, hörte — jetzt kam der Arzt.

Die Damen blieben in ihren Gemächern, die Herren versammelten sich im Saal; zu ihnen gesellte sich Fräulein Liberta von Behr.

Die Herren disputierten aufgeregt, sie verhielt sich völlig passiv, sah in einem großen alten Lehnstuhl am prasselnden Kaminfeuer, dem sie ab und zu, als friere sie, neue Nahrung zuführte. Sie stemmte den rechten Arm auf die Lehne des Sessels und stützte den Kopf in die Hand. Die rote Blutstrahlte ihr blaßes Gesicht an, übergeh ihr wundervolles lichtblondes Haar, umwob die Linien ihrer Gestalt und spiegelte sich in ihren glänzenden grauen Augen. Hätten die Damen sie jetzt so sehen können, sie würden wieder in staunender Bewunderung von ihr geflüstert haben. Sie hatten vor diesem weltkundigen, vielseitig gebildeten Mädchen alle eine Art Respekt, da sie meist selbst nicht viel von der Welt gesehen hatten, dann auch, weil die Männer ihres Kreises Liberta von Behr in ihren gelehrten und politischen Auseinandersetzungen gern zu Wort kommen ließen.

Ramen landfremde Gäste und Liberta weilte im Hause, so überließ man sie ihr gerne zur Unterhaltung. Es war etwas wie eine feine Eitelkeit dabei, ein Stolz; man wollte den Fremden zeigen, welche schöne und dabei kluge Mädchen die litauischen Edelfrauen aufzuweisen hatten.

Liberta von Behr war Waise, schwer reich und lebte zur Winterszeit in Mitau in einem wunderbaren alten Palast, den Sommer verbrachte sie auf den gastfreien Schlössern ihrer Freunde, bei ihrem Großvater oder auf einem ihrer eigenen Landhöfe.

Es fehlte ihr nicht an Freiern unter den jungen Edelleuten, aber sie genoss die Verehrung, die man ihr darbrachte, wie Potentaten Huldigungen genießen, mit kühler Freundlichkeit, oft leisem Hochmut. Niemals machte sie einen Unterschied zwischen ihren Anbetern, keiner konnte sich einer Gunstbeziehung rühmen, und doch lag in unbewachten Augenblicken auf dem Antlitz des jungen Mädchens etwas seltsam Sehnsüchtiges, Glückverlangendes.

Die jungen Edelleute, die als Jagdgäste im Schloße weilten, beteten sie an, die jungen Mädchen beneideten sie, und trotz allem Wohlwollen, aller Freundschaft, freuten sie sich nach Mädchenart heimlich, daß der reichsdeutsche Graf Drommich sich nicht wie die andern gleich nach ihrer Ankunft im Dre-Föhrtshof mit vor ihren Siegeswagen gespannt hatte.

Es sah aus, als übersehe er die schöne Liberta vollkommen. Höflich bot er ihr Morgen- und Abendgruß, half ihr in den Sattel, begleitete sie gelegentlich, wenn sie mit ihrer schönen Altstimme ein Lied vortrug, dazu am Flügel, aber kein Hauch von Wärme, kein Strahl der Verehrung mischte sich in diese kleinen selbstverständlichen Kavalierrituale; er war nicht höflicher zu ihr als zu der alten Baronin von Hahn, der Mutter seines Freundes, des Schloßherrn.

Anfangs hatte Liberta Behr das kühl-ruhige Benehmen des jungen reichsdeutschen Edelmannes befremdet, fast hätte es sie gereizt, all ihre Eroberungslust aufzuwenden, um ihn zu gewinnen, doch gleich darauf wies sie mit einem spöttischen Lächeln den Gedanken von sich. Wie würde sie, Liberta Behr, einen Mann umwerben, so etwas war undenkbar, selbst als Spiel, zum Zeitvertreib. Und doch war der Graf der erste Mann, der ihr mehr Interesse abnötigte, als sie sich leisten mochte. Er war ein durch und durch vornehmer Mann, intelligent, ein vortrefflicher Diplomat, der für führende Posten geradezu berufen war. Auch im Äußern hatte er dem Geschmack

des jungen Edelsträulchens entsprochen; seine Figur war schlank, rassig, in jeder Bewegung gemessen, doch ohne jegliche Steifheit, sein Antlitz schmal, feintlinig und leicht gebräunt, Haupthaar und Bart tief schwarz. Das nordisch Schwere, Ernsthafte in seinem Wesen zog sie unbeschreiblich an, aber niemals hätte sie auch nur einen Schimmer von den Gefühlen durchblicken lassen, die sie für ihn empfand.

Als sie heute am Morgen zur Jagd aufgebrochen waren, hatte sie, die einsame Jagd über alles liebte, sich bald im Walde von den andern getrennt, später auch der Graf. Am Spätnachmittag, als die andern Gäste nach und nach von ihren Streifereien zurückkehrten, war auch Liberta Behr mit ihnen gekommen, selbstamerweise mit leerer Jagdtasche. Man hatte sie darob weidlich genekt, sie aber, seltsam mißlaunig und sehr bleich, hatte sich nach wenigen kurzen abweisenden Worten rasch auf ihr Zimmer zurückgezogen und war erst wieder hervorgekommen, als die Schreckensnachricht durch das ganze Schloß lärmte.

Sie sah und wartete auf Baron Hahn. Ab und zu versuchte einer der Herren schüchtern, die in trübe Gedanken versunkene Liberta ins Gespräch zu ziehen. Man wußte, der junge Kammerherr hatte unter seinen Untergebenen Feinde; das kam von seinem herrisch strengen Wesen, seinem scharfen Rechtsinn; darüber sprach man. Vor wenigen Tagen hatte er einen ungetreuen lettischen Verwalter entlassen, und man vermutete, daß dieser im Dunkel des Herbstabends den Grafen Drommich mit ihm verwechselt und so den Mord an diesem begangen habe.

„Mord?“ Liberta schauerte zusammen. „Mord?“ fragte sie, sich aufrichtend. „Herr von Wetter, ist der Graf tot?“ Ihre Stimme zitterte wie in Angst und Mitleid. Aller Blicke wandten sich ihr zu. Stolz begegnete der ihre den vielen Augenpaaren, darin sie Neugier, Verwunderung und Mißgunst ob ihrer ungewöhnlichen Teilnahme las.

Herr von Wetter zuckte die Achseln. „Tot? Noch ist er's nicht, aber die Wunde ist schwer, wir werden ja nachher hören, was uns Hahn für Nachrichten über ihn bringt.“

Liberta Behr nickte wie gleichmütig vor sich hin, aber im Innern zog sich ihr das Herz zusammen in Angst und Schrecken. Und einmal noch murmelte sie vor sich hin: „Mord?“

Als der Kammerherr nach zwei Stunden in den Saal trat, stand sie rasch auf und kam mit ihrem anmutig gleitenden Gang auf ihn zu. „Wie geht es dem Grafen?“

„Schlecht genug, liebe Liberta,“ antwortete er seufzend, und dann setzte er grimmig hinzu: „Weh' dem Keel, der diese Blutschuld auf sich geladen hat, mir meinen besten Freund niederzuschleichen wie ein Stück Wild, dem schwöre ich, daß es ihm schlecht ergehen soll.“

„Hat der Arzt die Kugel entfernt?“

„Ja, sie hat die Lunge gestreift und ihn so schwer verletzt, daß der Arzt kaum Hoffnung gibt.“

„Wenn die Kugel da ist, wird es leicht sein den Mörder zu finden,“ meinte ein junger Mann.

„Glauben Sie?“ fragte Liberta Behr, ihn mit großen, dunkel umrandeten Augen anblickend.

Eifrig debattierte man jetzt über dies Thema. Liberta hörte schweigend zu. Die Waffe mußte, nach allgemeiner und sehr sachkundiger Ansicht, ein amerikanischer Jagdstutzen gewesen sein.

Noch in der Nacht depeescherte Baron Hahn um einen Detektiv nach Mitau.

Graf Drommich lag in heftigem Wundstieber und rang mit dem Tode. Alle Freude schien im Schloße ausgestorben zu sein. Die fröhlichen Jagdhörner erklangen nicht mehr, traurig heulten die Meuten der Jagdhunde in ihrem Zwinger, wenn ihnen der frische Herbstwind um den Kopf wehte, wenn fern aus nachbarlichen Jagdgründen das Hifthorn klang und Hundegeläuf herüberlörnte. Die Rutschen belebten nicht mehr die weiße Straße mit fröhlichem Pferdegetrappel, geräuschlos glitten die Gummireifen die Schloßallee hinab, der größte Teil der Gäste reiste ab. Was sollte man in einem Hause, wo stündlich der Tod am Tore Wache hielt, wo man nicht mehr sang, lachte, Tafel hielt und potulizierte, wo es keine fröhlichen Jagdritte mehr gab und die Füchse unbehelligt durch die Herbstfelder streifen konnten.

Man bedauerte den Grafen, man bedauerte die alte Baronin Hahn und man fand Liberta von Behrs Wesen wunderbar; sie griff

werttätig mit zu bei der Pflege des Grafen. Man war überrast; war dies noch die spröde, ein wenig hochmütige, die abseitige Liberta Behr?

Man flüsterte allerlei, wenn sie nicht im Salon war, aber selbst untereinander wagte man nur leise Andeutungen, wie solche, daß endlich ihre Stunde geschlagen habe, aber wohl kaum Aussicht auf Erfüllung ihres Herzenswunsches bestche.

Einer erzählte den Damen, daß Graf Dromniß mit der Tochter eines schlesischen Magnaten so gut wie verlobt sei, ja, einmal tauchte auch das Gerücht auf, diese junge Dame befinde sich mit ihren Eltern auf der Reise nach Kurland, um ihren sterbenden Verlobten ein letztes Mal zu sehen.

Daß der Graf sterben müsse, stand bei den letzten zurückgebliebenen Gästen fest. Allerdings törichte Gespenstergeschichten tauchten auf und wurden kolportiert. Da hatte man um Mitternacht einen dumpfen Sang aus der Grabkapelle, schlürfende Schritte auf Treppen und Gängen vernommen, und die Diener, die den Tee servierten, ließen kalt die Kuchenteller fallen und rissen die Augen weit auf in Angst und Grauen. Die alte Baronin Hahn erlebte die törichtesten Geschichten mit ihrer Dienerschaft. Seufzend äußerte sie sich zu Liberta Behr, sie wolle ihrem Schöpfer danken, wenn diese Spukfächer unter den Gästen Orr-Föhthof verlassen wollten. In der Nacht, die über Leben und Tod des Kranken entscheidend war, erreichte die Gespenstfurcht und Tocheit ihren Höhepunkt.

Die Glockenschläge, die Mitternacht verkündeten, waren verhallt, des Kammerherren Diener, der sich eben zur Ruhe begeben wollte, sah, als er sein Kammerfenster schloß, aus der Gruftkapelle im linken Schloßflügel einen schwachen Lichtschimmer, er sah den dunklen buschenden Schatten des Wachhundes herantippschen und dann plötzlich das Tier heulend mit eingeknicktem Schwanz flüchten. Statt vor Schrecken stand er und schaute mit weit aufgerissenen Augen hinüber, weckte den Haushofmeister, und dieser, einer der Mutigsten, meinte, es müßten Diebe in der Kapelle sein. Er weckte seinen gesamten Stab, der ihm zähnelappend nach der Kapelle hinüber folgte.

Der Laternenschein schwankte durch die düsteren Gänge, riesengroß huschten die Schatten der Männer an den weißen Wänden hin, immer zögernder und kleiner wurden die Schritte des Haushofmeisters.

Plötzlich blieb er laufend stehen. „Hört Ihr nichts, es ist mir, als läme jemand näher?“ fragte er mit geprechter Stimme. Die andern fuhren zusammen, hielten still und lauschten. Und da hörten sie, wie Schritte näher kamen, nicht laute, hallende Schritte eines Menschen, es war wie ein Gleiten und Huschen, hielt still und jeht kam ein feiner grünlicher Lichtstrahl um die Ecke des Ganges, der nach der Kapelle führte; ehe die vor Schreck Erstarrten sich zu besinnen vermochten, tauchte eine schmale weiße Gestalt am Ende des Ganges auf, ihr weißes Gewand schleifte über die Fliesen, von ihren zarten, fromm gefalteten Händen ging der schwache Lichtschein aus, ihr Haupt verhüllten weiße, wallende Schleier. Wie ein Schluchzen klang es zu

den entsetzt an die Wand gedrückt Dienern herüber, dann verschwand die Gestalt lautlos auf der Treppe nach dem Fremdenflügel, wo der kranke Graf lag.

Ein Klirren und Rascheln, das Getrappel eiliger Füße, der Haushofmeister und sein Stab flohen entsetzt. „Er stirbt,“ wiederholten sie immer wieder, als sie in ihren Räumen hinter verriegelten Türen sich in Sicherheit glaubten, „der Geist der Edlen Anna Laurence holt ihn und wir haben diesen Geist gesehen!“ Schauernd barg der Kammerdiener des Barons das Gesicht in den Händen.

„Lasset uns beten,“ sagte der Haushofmeister mit hohler Stimme, aber es wurde ihm erst wohl, als er ein großes Kelchglas Chartrause geleert hatte. Jeden Augenblick erwartete er die Klingel zu hören, die ihn zu Seiner Gnaden rief, um zu vernehmen, daß der Graf verschieden sei, auf Orr-Föhthof die Flagge auf Halbmast gehißt werden müsse und der sonstige Trauerapparat in Bewegung zu setzen sei.

Ruhig verging die Nacht. Als der Kammerdiener am Morgen in das Zimmer seines Herrn trat, fand er ihn im tiefen Schlafe und hörte von Fraulein von Behrs Jungfer, daß der Graf gerettet sei.

Der Haushofmeister fand es aber doch angezeigt, seinem Herrn von dem nächtlichen Gespenst Mitteilung zu machen. Baron Hahn, den die Rettung seines Freundes gut gestimmt hatte, lachte ihn aus. Beleidigt ging der Haushofmeister fort, wie konnte ihm Seine Gnaden zutrauen, daß er wohl des Abends zu viel getrunken habe. Er schüttelte hinter der Tür den Kopf, er hatte doch sämtliche acht Diener als seine Zeugen. Nun, Seine Gnaden würde sich sicher noch davon überzeugen, daß er, David Lute, die Wahrheit gesprochen habe. Was wollte das sagen, wenn es hieß, der Graf sei gerettet, wenn dies der Arzt sagte. Er aber hatte Ihre Gnaden Anna Laurence leibhaftig auf dem Gange von der Gruftkapelle herkommen sehen, den Geist der Anna Laurence, der jedem der Edlen auf Orr-Föhthof den Tod anzeigte.

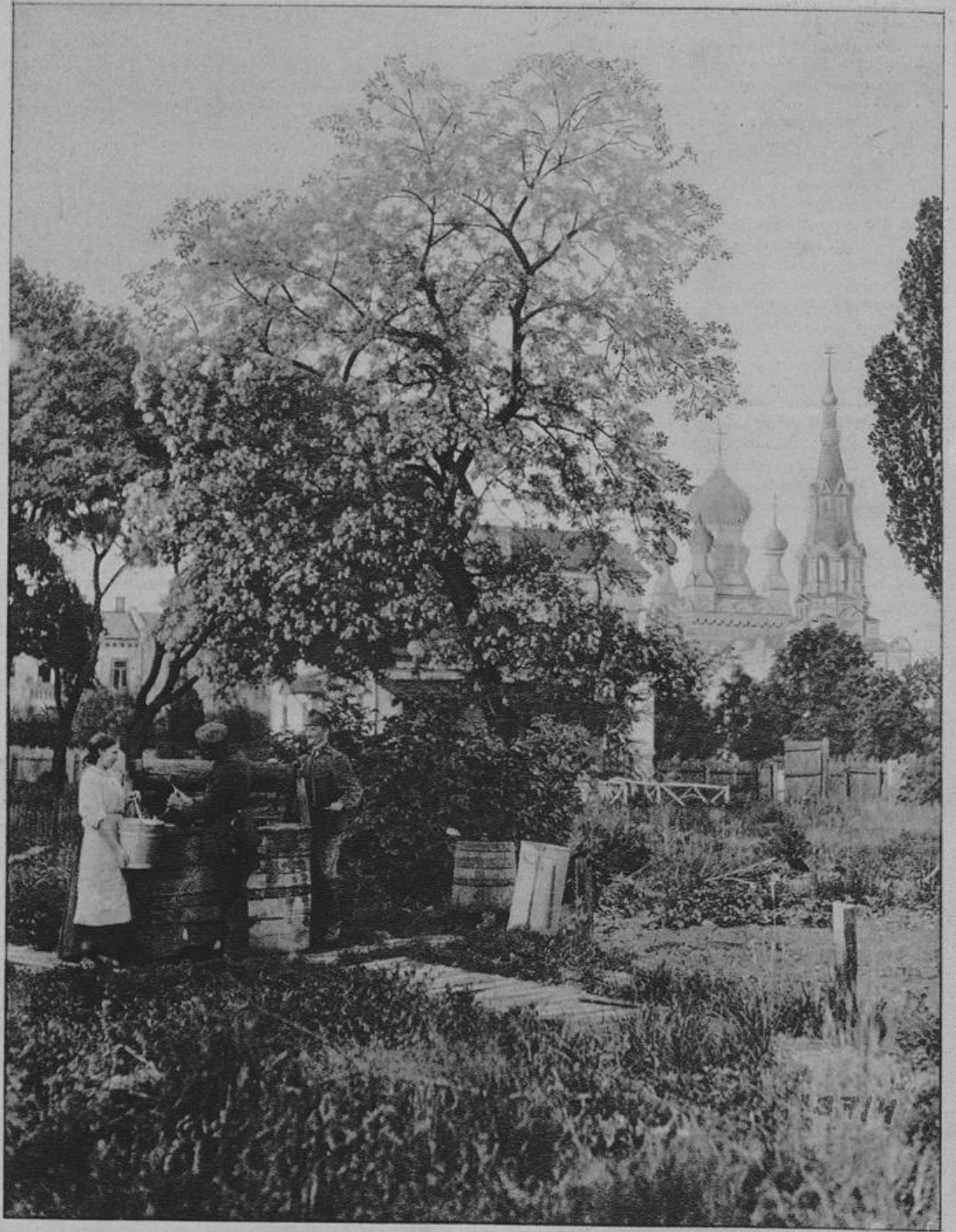
Starb der Graf heute noch nicht, nun, so konnte es morgen sein, vielleicht noch später, aber einmal sicher. Und stolz begab sich Herr David Lute in sein Departement.

Es sah aus, als wolle wieder fröhlicheres Leben auf Orr-Föhthof eintreten. Die Kutschen rasselten wieder die Allee herauf und brachten Gäste herbei. Schlank, feine, lachende Frauen in bunten, leuchtenden Kleidern, mit kostbarem Pelzwerk darüber her, jagdlustige junge Männer in schweren Reiseumänteln, umgeben von klaffenden Meuten. Auf der Reitbahn im Park wurden die edlen Kenner der Gäste von den Dienern bewegt. Zierliche Josen eilten die Gänge hinunter, die raschelnden, seidenen Gewänder der Gnädigen über den Arm gehängt. Die Baronin Hahn hielt wieder Hof in ihrem großen, kostbar ausgestatteten Salon, sah den zur Fuchsjagd aufbrechenden Gästen lächelnd nach und gedachte wehmütig der Zeiten, wo sie selbst auf stinkem Pferde hinter der Meute her hechte. (Schluß folgt)



117-jähriger Kurländer mit seiner 90-jährigen Tochter.

Phot. Gebr. Baerfel.



An der Ostfront: Am Brunnen in einem Dörfchen vor Brest-Litowsk.

B. U. F. A.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. W. J. Damm. — Verlag und Druck: W. Girardet, Essen.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 52.

Düsseldorf, 11. August

1917.



Verwundete deutsche Soldaten im Garten eines französischen Krankenhauses.

Phot. Gebr. Hardel.

Zur Jagdzeit auf Orr-Föhrhof.

Novelle von H. Zimmermann.

Schlag.

Sobald die glänzende Kette der Reiter hinter der nächsten Bodenwelle im leichten Morgenebel verschwunden war, begab sich Baronin Hahn zuerst zu Graf Dromnig, der auf dem sonnigen Balkon oder auf einer der Terrassen auf seinem Ruhebett lag und in die säuselnden, goldgelben Kronen der Linden hineinblühte. Manchmal schien es der alten Dame, als störe sie diesen deutschen Träumer aus lieben Gedanken, und sie entfernte sich schneller als sonst.

Tatsächlich traf dies manchmal zu. Graf Dromnig lag still und starrte in den lichten, fast silberweißen Himmel Kurlands, sah von dem hohen Balkon in der Ferne das spiegelnde Band des Meeres aufwogen, die grünen Hügel mit ihren schwarzen Tannenforsten, hörte das Rauschen hundertjähriger Bäume um sich, und wenn er den Blick in den Park hinunter richtete, so strahlte ihm bunte Herbstpracht entgegen. Auf Orr-Föhrhof liebte und pflegte man die seltensten Blumen. Der Graf lächelte fein und dachte an die schönen, lachenden, feinen Frauen, und sie schienen ihm auch von den kostbaren Blüten zu sein, die man auf Orr-Föhrhof so sorgfältig pflegte. Da war Vally Wetter, Hedda Rahden, die Gräfin Berghof, die Gattin Baron von Ditmars und da war Liberta von Behr.

Das Lächeln verschwand von des Grafen Antlitz und er griff nach einem Briefe, der neben ihm auf dem Tische lag. Es war ein Frauenbrief, ein Brief aus Deutschland, der Brief einer entfernten Kusine, seiner im Familientreis bereits anerkannten Braut. Er wehte mit dem Briefe durch die Luft, als wolle er erst sorglich alle Gedanken an die schöne Liberta Behr aus seinem Umkreise verschleuchen, ehe er zur zweiten Lektüre des Briefes ging.

Seine Braut schrieb in leichtem, graziösem Plauderton, sprach von diesem und jenem der gemeinsamen Bekannten, von der Hochzeit einer Freundin; vom künftigen gemeinsamen Haushalt entwarf sie Pläne der Einrichtung ihrer Gesellschaftsräume, die sie keinesfalls so stilllos haben wollte, wie die eben vermählte Freundin. Rot und Gold, ihre Lieblingsfarben, sollten vorherrschen.

Rot und Gold. Der Graf ließ den Brief sinken und vor ihm tauchte das Bild der jungen Gräfin auf. Rot und Gold. Rot, das Leben, das strahlende, warme, reiche Leben, das sie so liebte, und Gold, das stinte, klingende, rollende Gold, dessen sie so reichlich bedurfte, um das Leben, wie sie es liebte, zu leben.

Ach Leben! Er wollte sich aufrichten, um den strahlenden frohen Herbst, der mit hundert reifen Düften um ihn war, zu schlürfen in tiefen, gierigen Atemzügen, aber matt sank er wieder zurück. Ihm fehlten die Kräfte. Es wunderte ihn, wie langsam sie wiederkamen, tropfenweise nur, und in der langsamen Genesung hatte er Zeit, über sein bisheriges Leben nachzudenken.

Er hatte viel Glück gehabt bisher; jeden Wunsch hatte ihm ein wohlgefinntes Schicksal erfüllt. Er war zu erwähltem Amt berufen, sein kaiserlicher Herr war ihm gnädig gesinnt, er war von den Männern geachtet, von den Frauen bevorzugt und bewundert. Er gedachte des glänzenden Zuges schöner Frauen, die seinen Lebensweg gekreuzt, der zarten Bande, die ihn mit ihnen verknüpften, und er sehnte sich, wieder mitten drin zu sein im Strome des Lebens, das er liebte, rot und gold, wie seine schöne Braut es liebte, rauschend, strahlend, voll Festglanz und Ehren.

Und seine Sehnsucht trug ihn über die Hügel, mitten unter die Reiterschare, die den Fuchs hegte; er sah sich, umfost von der klaffenden Meute, dahintreiben, sah die schönen Mädchen um sich her auf ihren stolzen Rossen dahinstürmen wie die Valküren.

Er schloß die Augen und es überkam ihn wie Schlummer, aber in den leicht bewußtlosen Zustand hinein hörte er doch das Rauschen der See, das Geflüster in den Parkbäumen, das Getreisch der Pfauen und das Surren der Tauben und vom Musiksaal her eine Melodie.

Eine seltsame, sehnfüchtige, lodende Melodie, der sich alle seine Sinne zuwendeten. Es war wie der leise Gang der Brise an schroffer Meeresküste, wie sanft plätschernder Wellenschlag am südlichen Gestade. Aus den Tönen lockte, blinnte, glückte es wie das Blau des Meeres an Latiums Küste, rauschten die Pinien von Fusano, tönte es wie der süße Gang der Mädchen von Ostia. Er versank in den Tönen, sie bebten durch seine Nerven, erschütterten ihn, es war, als wache eine Sehnsucht auf in ihm, von den Tönen gerufen. Und da stahl es sich wieder in seine Gedanken, das strahlende Bild eines Mädchens. Schlang, lichtblond, mit wehen, großen, grauen Augen. „Liberta,“ murmelte er, „Liberta Behr.“ Er lächelte glücklich im Entschlummern.

Ein Stampfen und Klirren ließ ihn erwachen. Da brauste es die Allee herab — die heimkehrenden Reiter. Er sah sie alle, Vally Wetter, Hedda Rahden, die junge Gräfin Berghof, Anne von Ditmar — aber er suchte Liberta Behr.

Nach der Tafel bekam der Kranke viel Besuch, trotzdem die alte Baronin Hahn warnte, er sei so schwach, man dürfe ihn nicht anstrengen. Besonders legte sie es Herrn von Wetter aus Herz, nicht von dem Detektiv zu sprechen, der sich heimlich im Schlosse aufhielt und dem es trotz größter Mühe noch nicht gelungen war, eine Spur des Verbrechers zu entdecken. Den Kammerherren bekümmerte dies sehr, er war fest entschlossen, nach der Genesung des Grafen, wenn dieser Orr-Föhrhof verlassen haben würde, alles daran zu wenden, um des Verbrechers habhaft zu werden.

Der Arzt aus Dorpat, den man herbeigerufen, hatte ihn nach dem Jagdritt erwartet. Der Baron unterhielt sich in seinem Arbeitszimmer fast eine Stunde mit dem berühmten Mediziner, und der Kammerdiener, der seinem Herrn eine wichtige Mitteilung zu machen hatte, hörte, wie man von dem Gesundheitszustand des Grafen sprach. Eilig kolportierte er unter der Dienerschaft, was er gehört. Der Graf würde leidend bleiben, unfähig seinen aufopferungsvollen Beruf wieder aufzunehmen — kurzum, ein siecher Mann.

Der Haushofmeister David Lule nickte gewichtig mit dem Kopfe und äußerte sich, das habe er kommen sehen, umfonst steige die Edle Anna Laurence nicht aus ihrer Gruft hervor, und über kurz oder lang würde der Graf doch ein toter Mann sein.

Fräulein von Behrs Jungfer begann zu weinen, ihr tat der arme Graf leid, und als sie ihre Herrin ob ihrer rotgeweinten Augen fragte, erzählte sie ihr getreulich die Vorgänge im Dienerrzimmer.

Liberta Behr sah mit schneeweißem Gesicht vor dem Spiegel, selbst ihre Lippen waren blutleer geworden. Plötzlich befahl sie mit harter Stimme der Jungfer, sich mit dem Amtleiden zu begeben. Als sie fertig war, nahm sie ihren Pelz und ließ sich bei Baron Hahn melden.

Nerods erregt kam er ihr entgegen. Er hatte sie lange warten lassen und entschuldigte sich nun.

„Bitte tausendmal um Vergebung, liebe Liberta, aber ich habe die furchtbarste Stunde meines Lebens hinter mir: Ich habe meinem unglücklichen Freunde Claudius Dromnig sagen müssen, daß er wahrscheinlich ein siecher Mann bleiben wird.“

„Es ist nicht möglich!“ schrie das junge Mädchen auf, und wild aufweinend sank sie in ihren Sessel zurück.

Erstaunt, betroffen, dabei selbst im Innersten aufs Schmerzlichste erregt, sah Baron Hahn auf sie herab. Also war es wahr, was man flüsterete, dies, das Liberta Behr Graf Dromnig liebte. Sie sah sie rascher als er erwartet, und ritterlich half er ihr über die peinliche Lage hinweg. Er erzählte, in welch seltsamer Weise sein Freund seine und des Arztes vorsichtige Mitteilung aufgenommen.

Also, niemals mehr an den Kaiserhof kommen, niemals mehr am grünen Tisch die Fäden des Weltgeschicks in den Händen halten? In seinem Leben gab es keine tollen Jagdritte mehr, sie waren nicht

mehr da für ihn, die strahlenden Frauen, die Freuden der Liebe, der Familie, er hatte sogleich den Gedanken gehabt, seine Verlobung lösen zu müssen.

Er hatte Arzt und Freund fortgeschickt, um, wie er sagte, gleich an seinen Oheim und künftigen Schwiegervater zu schreiben.

Liberta Behr erhob sich nach diesen Mitteilungen mit verstörtem Gesicht und reichte dem Kammerherren die Hand; ihr Blick bat ihn um Schweigen für die Szene, die er erlebt, und er gelobte dies mit einem ehrerbietigen Handkuss.

Sie erschien, wie gewöhnlich, des Abends im Salon, nahm ihren Tee ein, und nichts, außer ihrer ungewöhnlichen Blässe, verriet, in welchem Gemütszustande sie sich befand. Die Gespräche um sie her markierten ihre Nerven. Man bedauerte Graf Dromnig und stellte alle möglichen Vermutungen und Folgerungen auf. Die Damen waren gespannt, ob seine Braut mit der Lösung der Verlobung einverstanden sein werde.

Claudius Dromnig lag droben auf seinem Lager und lächelte schmerzlich. Vorbei — Liebe, Hochzeit, Eheglück! Er atmete schwer, er erkannte die Weisheit der Vorsehung, die es dem Menschen genommen, seine Zukunft zu erkennen, wissend vor dem Kommenden zu stehen. Armer, kleiner Mensch, du würdest verzweifeln den Himmel Gottes stürmen wollen im Flehen um Gnade, und dennoch ermattet niedersinken in die Fänge des Geschicks.

Er wollte sobald als möglich heimkehren auf sein Gut in der Mark, in das graue, verwitterte Schloß, das schon beträchtlich baufällig zu werden begann. Die Dromnig waren nie darauf bedacht gewesen, ihren Besitz zu mehren. Ihre Devise war gewesen: Leben und leben lassen! Und doch war er stolz auf den Herrensitz, den der alte verwilderte Park umrauschte, auf seine Föhrenwaldungen, die kleinen Seen, auf Ackerland und Wiesen. Er wollte ihn lieben, seinen Grund und Boden, und ihm ein Leben abringen. Ein Leben — — Er lachte schneidend auf, und zum ersten Male überfiel ihn eine wilde Rachsucht: den Menschen zu strafen, rücksichtslos zu strafen, der sein Leben zugrunde gerichtet.

Ermattet sank er nach diesem Paroxysmus zurück, und vor seine traumhaft umnebelten Sinne trat das Bild des blonden Mädchens. Graue Nebel hüllten es ein, dichte, graue Nebel; Felsstrümmen türmten sich; schmale moosüberwucherte Wege führten in den tiefen Wald hinein, durch Tannen und Föhren, durch Birkenengestrüpp. Das Haselhuhn scheuchte seine Tritte auf, das Wild sloh vor dem Knall seiner Büchse, sein Hund war ihm weit voraus auf der Fahrt. Da raschelte es ihm zur Linken; er duckte sich zusammen, der Wind stand ihm günstig, scharf äugte er in den dämmerigen Wald, bewegte sich vorwärts, sich an das erwartete Wild heranzupirschen. Da trachte ein Schuß, er taumelte und stürzte zu Boden; zwei, drei Sekunden noch, dann verließ ihn das Bewußtsein.

Da hatte man sein Leben gemor-

det. Stöhnend wand sich der Kranke in wildem, heulendem Schmerz; der Jammer riß ihn nieder, ein ohnmächtiger Haß gegen den Verbrecher an seinem Leben trieb einen Fluch über seine Lippen.

Liberta von Behr machte ihren Morgenspaziergang, wie immer, wenn sie nicht ritt. Ihr Weg führte sie weit hinaus, und sie kehrte erst wieder nach Orr-Föhrtshof zurück, als die Sonne hoch im Mittag stand.

Als das grimmig-dunkle Bauwerk des Schlosses vor ihr auftauchte, blieb sie stehen. Ihr feines Ohr hatte das Knirschen von Rädern im Kies vernommen, und da kam auch schon ein Diener der Hahns daher, der den Rollstuhl schob, in dem Graf Dromnig lag. Mit halbgeschlossenen Augen lag der junge Mann in den Kissen. Es schienen unersquidliche Gedanken zu sein, denen er nachhing, ein bitteres sarkastisches Lächeln lag um seine Lippen, und als er jetzt, durch ihre näherkommenden Schritte aufgeschreckt, die Augen öffnete, glühte es aus den dunklen Sternen wie Haß. Sie erschrak, so daß ihre Stimme ein wenig bellommen klang, als sie ihn grüßte und nach seinem Befinden frug.

„Ausgezeichnet,“ sagte er höhnisch und lachte schrill auf. „So gut, Baronesse, wie es einem Invaliden gehen kann. Sie wissen es sicher, wie es nun mit mir werden wird, nicht wahr? Ja, natürlich, ich sehe es an Ihren mitleidigen Augen; wären es nicht Ihre Augen, die mir mit Mitleid entgegen blickten, Baronesse, in meinem Zustande würde ich dieses Mitleid zurückweisen.“

Er lag in dem Sessel mit einem hilflos verzweifelten Lächeln, mit den Blicken sie um Vergebung für seine Heftigkeit bittend und doch wieder die Hände zusammenkrampfend in namenloser innerer Erregung.

Heiß stieg es in ihren Augen auf, ein Schluchzen wollte die Kehle heraus; bis in die tiefste Tiefe ihres Herzens fühlte sie seinen verzweifelten Schmerz.

Er sah die Bewegung in ihren Zügen, und ein zages Freudengefühl flackerte in ihm auf, es war ihm, als sei er diesem Mädchen noch etwas wert, auch als ein sicherer Mann.

„Verzeihen Sie, Baronesse, ich habe mich auch für einen Kranken unverantwortlich benommen. Ich habe Sie erschreckt...“ Er brach ab, faßte ihre Hand, die auf der Lehne seines Sessels lag und küßte sie. Sekundenlang hielt er die kühle, weiße Hand zwischen seinen febril-heißen Fingern, und es fuhr ihm durch den Sinn, daß nie



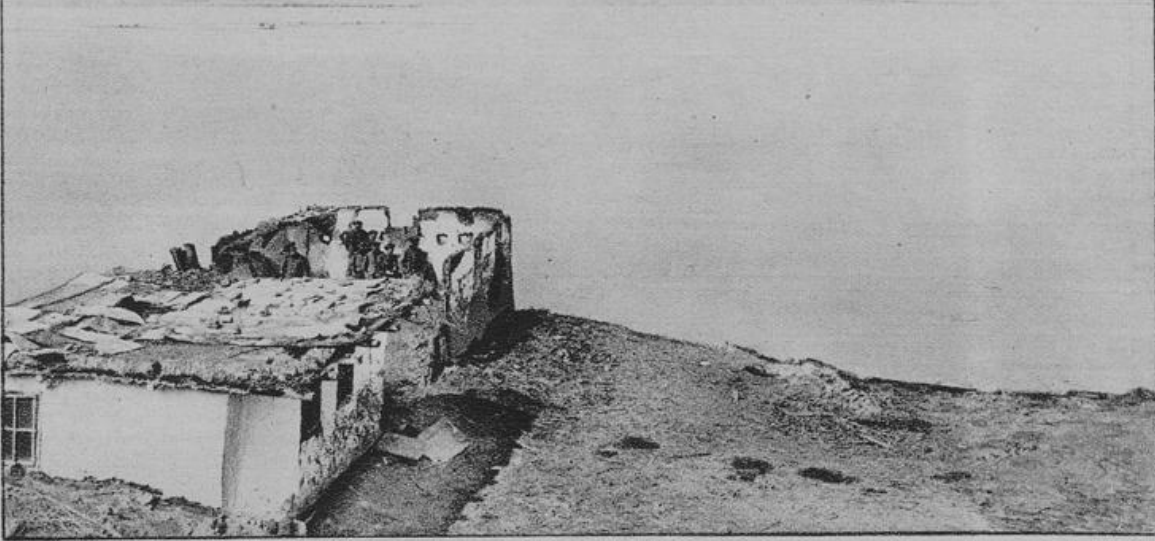
Marinetruppen in den Dünen: Ein Maschinengewehr wird in Stellung gebracht. Phot. W. Gier.



Von der Ostfront: Honvedmajor Zahar am Waldrand der Lysonia, wo er durch Gegenstoß die eingedrungenen Russen warf.

Phot. H. Groß.

Von der bessarabischen Front.



Das Sumpfgebiet des rumänischen Donauufers gegenüber Galatz.

Phot. Max Wippertling.



Die Stadt Jaccœa im Donausumpfgebiet der Dobrudscha.

Phot. Max Wippertling.

mehr ein freudig-erkennender Händedruck von sanften, schmalen Frauenhänden den seinen erwidern werde. Was man ihm geben würde, war Mitleid — Mitleid! Mitleidig würden Frauenaugen auf ihn niederblicken, wenn er durch die Alleen schlich, krank und gebückt, mit tastendem, zögerndem Schritt, mit müdem Lächeln auf den fahlen eingesunkenen Zügen. Ein Grauen schüttelte ihn, und er fühlte die ohnmächtige Wut in sich aufsteigen gegen den Unbekannten, der sein Leben hingemordet.

Mit leisem Gruß war Liberta Behr weitergegangen.

Graf Drommih befahl dem Diener umzukehren. Er fuhr den

schattigen Linden- gang zurück, vor ihm her glitt Libertas weiße Gestalt, Ein Wohlgefallen an ihrer eigentümlich herben Schönheit kam in ihm auf ein wunderbares Gefühl der Beruhigung senkte sich auf ihn, solange er ihrer ansichtig blieb; ein weher Seufzer hob seine Brust, als sie in dem dunklen Portal des Schlosses verschwand.

Baron Hahn bot alles auf, um des Freundes schweres Geschick zu erleichtern. Ängstlich warteten er und seine alte Mutter das Eintreffen der Nachrichten aus Schlessien ab. Alle Postsendungen gingen durch die Hände des Schlossherrn, ehe sie an die Gäste gelangten. Und eines Tages gegen Abend traf der Brief aus Deutschland ein.

Der Kammerherr machte sich auf, um in den Park zu gehen, wo er seinen Freund um diese Stunde wußte. Manchmal leistete ihm Liberta Behr oder eines der andern jungen Mädchen Gesellschaft, oft die alte Baronin Hahn, oft einer der Herren.

Heute war Liberta Behr bei ihm, und der Kammerherr war dessen froh. Es war ihm immer, als übe ihr Wesen einen besänftigenden Einfluß auf den erregbaren Kranken aus. In ihrer Nähe schien er sein Schicksal leichter zu tragen, war er fast fröhlich; mitunter konnte er lachen, leicht und sorglos, wie in seinen besten Tagen. Die Baronin Hahn schüttelte besorgt ihr weißes Haupt, wenn sie die beiden so oft zusammen sah, und äußerte sich zu ihrem Sohne:

„Er wird sie lieben lernen, und es wird ihrer beider Unglück werden. Soll ich nicht an meine Schwester oder unsern Freund Rapp schreiben, daß seine Familie sie einlädt? Ich liebe dieses junge Mädchen

zu sehr, und ich achte diesen unglücklichen jungen Mann zu sehr, um untätig zuzusehen, wie sie einem Unheil zutreiben.“

Baron Hahn gab seiner Mutter nicht recht. Liberta Behr mußte bleiben, oder Claudius Drommih ging einfach zugrunde. Er kannte seinen Freund zu gut, niemals würde es ihm einfallen, an diesen freundschaftlichen Verkehr törichte Hoffnungen zu knüpfen und dann — noch war er verlobt.

„Nun, wir werden sehen, welche Nachrichten aus Deutschland kommen,“ meinte die alte Baronin. Jetzt sah sie auf der Terrasse, hatte die Lognette vor die Augen genommen, und ihre besorgten Blicke

folgten dem Sohne, der, den inhaltschweren Brief in der Hand, in den Park schritt.

Tief im Parke, auf einem sanften Hügel, lag ein kleiner Teepavillon. Der zierliche, tolladerte, hölzerne Bau war nach allen Seiten offen, und man genoh einen zaubernden Blick auf das Hügel- land und das ferne Meer. Goldene Sprühe der Herbst, in Rot und Braun, Tiefviolett, Orange und Lichtgelb. In schweren Büschen flammten die Georginen, die Edel- dahlien und Chry- santhenen, da- zwischen blühten süßduftend ver- spätete Edelrosen und Herbstweilchen.

Liberta von Behr und Graf Drommih sahen zusammen in dem Pavillon. Ihr erschreckter Blick streifte ihn, als sie Baron Hahn bemerkte, der, scheinbar heiter, ihnen entgegenrief: „Da ist ein Brief für dich aus Deutschland, mein Lieber!“

Mit blassem Gesicht griff der Graf

danach und besah die Adresse: das war die Handschrift seines Schwiegervaters. Mit einigen leisen Worten der Entschuldigung zu Liberta und dem Kammerherrn erbrach er das Schreiben, und während die beiden am Fuße des Hügel- lustwandeln, las er:

„..... Dein Unfall ändert an Deiner Verlobung mit meiner Tochter absolut nichts. Sein Wort muß man halten, daran erinnere ich Dich, lieber Nefse, wie ich meine Tochter zu ihren Pflichten gemahnt habe. Wollt Ihr wortbrüchig werden, Du, ein Drommih, und sie, eine Gräfin Roeder? Wollt Ihr wortbrüchig werden, weil der Herr Euch eine Prüfung schickt? Lasset Euch sagen, daß ich dies nimmer zugeben werde.....“



General Pershing, der Oberstkommandierende der amerikanischen Landtruppen, im Gespräch mit Marshall Joffre.

Nach französischer Darstellung.

Die Worte verschwammen vor Claudius von Dromnih' Augen, er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, die kleine Schweißperlen bedeckten. Es war doch nicht möglich, daß der Alte sie zueinander zwang! Zwischen den Zeilen las er heraus, daß Veronika von Roeder nicht freiwillig seine Gattin werden würde. Er zerdrückte den Brief zwischen den Fingern, sein Atem kam mühsam aus der Brust, vor seinen Augen begannen feurige Ringe zu kreisen, rote Ströme wogten und ein Säusen füllte seine Schläfen.

„Ich mag sie nicht,“ murmelte er heiser. „Ich will sie nicht, deine Tochter, gib sie einem gefunden jungen Mann zur Gattin, nicht mir, dem Siechen, den — den sie nicht liebt, nie geliebt hat! Was wollt Ihr noch von mir, wollt Ihr mir auch noch den Rest meines arbeitsamen Lebens zertreten, wollt Ihr mich beugen und völlig zermalmen?“ Seine verzerrten Züge glätteten sich plötzlich, ein hochmütiges, gefahres Lächeln erschien um seine Lippen; dann rief er laut nach seinem Freunde.

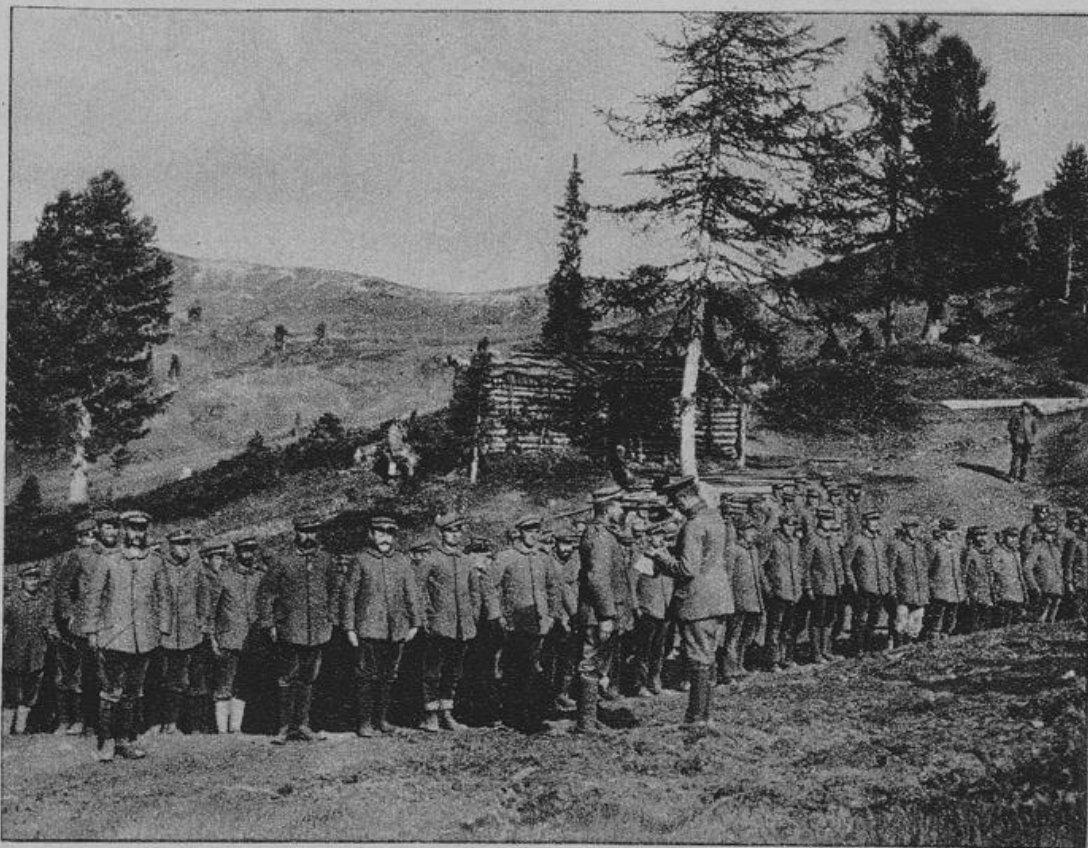


Der Eroberer der Feste Daug,
General der Infanterie von Gurekhy-Cornih †
war 1855 geboren, trat 1873 ins Heer ein, kam 1894
als Hauptmann in den Generalstab der 19. Division und
wurde 1901 Chef des Generalstabes des IX. Armeekorps.
Phot. Berl. Illustr.-Ges.

Am Abend erfuhr Liberta von Behr von der Baronin Hahn, daß Graf Dromnih' Verlobung nicht gelöst worden sei. Am Anfang der kommenden Woche sollte er abreisen, zunächst nach einem deutschen Badeorte gehen, um seine Gesundheit zu kräftigen; Anfang des Winters wollte das junge Paar sich vermählen und dann einen mehrmonatigen Aufenthalt im Süden nehmen.

Hätte der Haushofmeister heute abend Zeit gehabt, von seinem Zimmerfenster nach der Kapelle hinüber zu sehen, so würden ihn deren matt erhellte Fenster schwer beunruhigt haben. Aber es war nicht der Geist der Edlen Anna Laurence, die — ihrem Sarkophag entflohen, betend vor dem Altar kniete, es war Liberta Behr.

Ein Herbstmorgen kam herauf: — klar, kühl und strahlend blau. Die Sonne füllte den weiten Park von Orr-Föhrtshof mit ihrem goldenen Licht, es gleiste über die alten finsternen Mauern des Schlosses, funkelte in den Fensterscheiben und vergoldeten Wappen



Der siegreiche Vormarsch an der Russenfront: Ordensverteilung nach einem schweren erfolgreichen Sturmangriff bayrischer Truppen in Ostgalizien.

Phot. E. Eder, München.

über dem Schloßthore. — Da ging Graf Dromniß, auf den Arm seines Dieners gestützt, die Föhrenallee hinunter. Es war sein erster Ausgang zu Fuß, und es ging überraschend gut. Der Leidende begann neue Hoffnung zu schöpfen, ein Gefühl wie Freiheit und Freudigkeit pulste durch seine Adern; tief atmete er die frische Seeluft; gespannt folgte sein Blick dem Fluge der Möven, die hoch in den Lüften über den Garten hinstrichen, und ihn mit ihren klingenden Rufen grüßten. Hier las er einen Brief seiner Braut.

Schimmernd wogte die ferne See im Sonnenlicht, vom Wald her kamen Baron Hahn und Liberta von Behr. Er winkte sie heran, eigentümlich bewegt im Innern, fast erschüttert von den Worten, die seine Braut ihm geschrieben. Er mußte zu diesen beiden Menschen, die ihm so nahe standen, sprechen, sich vom Übermaß des Gefühls befreien, das ihn durchwogte.

Liebe war jedes Wort, und zwischen den Zeilen las er ihre Liebe, ihre Treue, ihren Opfermut; sie kam freiwillig mit dem Mut der Liebe und wollte seine Gattin werden.

Von dieser Stunde an besserte sich sein Zustand zusehends. Als der Dorpater Arzt wiederkam, fand er den Genesenden im Kreise schöner Frauen, einer lustigen Freunde, er feierte seinen Geburtstag und zugleich seine Genesung.

Nach eingehender Untersuchung erklärte der Arzt lächelnd, es habe sich ein Wunder vollzogen. Er hatte ein unheilbares Lungenleiden befürchtet, ein langwieriges Siechtum, ein ausgezeichnete, sorgfältige Pflege, deren sich der Kranke zu erfreuen gehabt, die wundervolle Seeluft, das alles sei dem Heilungsprozeß günstig gewesen, und er hoffte nunmehr für den Grafen in der milden Luft des Südens völlige Genesung.

Der Graf stand langsam auf, ein wenig schwerfällig noch, aber doch war schon etwas in seinen Bewegungen, was an die frühere Gewandtheit und Elastizität erinnerte. Er kam auf Liberta Behr zu, ergriff ihre beiden Hände und küßte sie mit heißen Worten des Dankes.

Mit wehem Lächeln sah sie auf den dunklen Männertopf herab, der sich über ihre Hände neigte, die Hände, die ihn gepflegt und sich hundert Mühen unterworfen, um ihm eine Erleichterung zu verschaffen. Ihr war's, als wälze sich ein Felsbrocken schwer auf ihre Brust; Jammer, unsägliches Leid erhob sich in ihr, und doch fand sie leise, sanfte Worte gegen ihn, die ihre Freude ausdrückten, daß ihr Bemühen seine Leiden ein wenig erleichtert.

An diesem Abend sprach man lange im Salon der Baronin Hahn über Liberta Behr. Die junge Gräfin Bergshof erzählte flüsternd, sie sei, als Liberta sich nach dem Dank des Grafen hinaus in den Garten begeben, ihr gefolgt, um mit ihr zu lustwandeln, da habe sie das junge Mädchen in heißen Tränen auf einer versteckten Bank sitzen sehen und sich zurückgezogen.

Man lächelte und nickte, flüsterte und frug; die Baronin Hahn schlug noch eine Partie Bridge vor.

Der Kammerherr neu ladirter, funkelnder Landauer hielt vor dem Schloßthore. Die Diener schnallten Graf Dromniß' Koffer fest und brachten Reisebetten herbei, denn es war empfindlich kühl.

Das schwere, dunkle Tor öffnete sich, ein Strom lachender, froher Menschen kam heraus. Der Kammerherr von Hahn, der Graf, Herr von Wetter und Vally Wetter, Graf und Gräfin Bergshof, der Baron und Anne von Ditmar, Hedda Rahden und ihr Vetter und endlich Liberta von Behr. Ihr schmales Gesicht hob sich bleich und zart aus dem dunklen Pelzbesatz ihres Mantels, ein heiteres Lächeln lag darüber, das seltsam kontrastierte zu dem wehen Blick der Augen.

Graf Dromniß reiste nach Deutschland zurück. Er nahm Abschied, er wechselte herzlich Händedrückte mit seinen Freunden, er küßte den Frauen die Hand, er küßte Liberta Behrs Hand, blühte in ihr zartes, blaßes Gesicht und stuchte: es fiel ihm ein, daß er dies Gesicht, dies Mädchen in seinen Fieberträumen, seinem Siechtum fast geliebt hätte. Da gewahrte er ihren Blick, den Blick voll Jammer und Leiden, der ihm in letzter Stunde noch verriet, daß Liberta Behr ihn liebte.

„Liberta,“ murmelte er bestürzt. Ein gewisses Schuldgefühl erhob sich in ihm, und doch wußte er sich im Innersten frei von der Schuld, daß er sie in den Tagen der Krankheit umworben hätte.

Ein zitternder Wehlaut kam über ihre Lippen, sie schüttelte den Kopf, und mit den Tränen kämpfend murmelte sie: „Ich habe Ihnen noch etwas zu gestehen, Graf Dromniß, ich hätte es längst sagen müssen, ich war feig, aber ich will nicht länger feig sein: Graf Dromniß, ich bin es gewesen, die Sie im Walde von Der-Föhr geschossen hat, ich hielt sie für ein Wild, das ich verfolgt hatte.“

„Baroness! ... Behr...“, stammelte er, „... Liberta...“

Da trat der Kammerherr hinzu, die ganze Gesellschaft; der

Graf nahm Abschied, blaß, verflört, und als er im Wagen saß, trat Liberta Behr herzu.

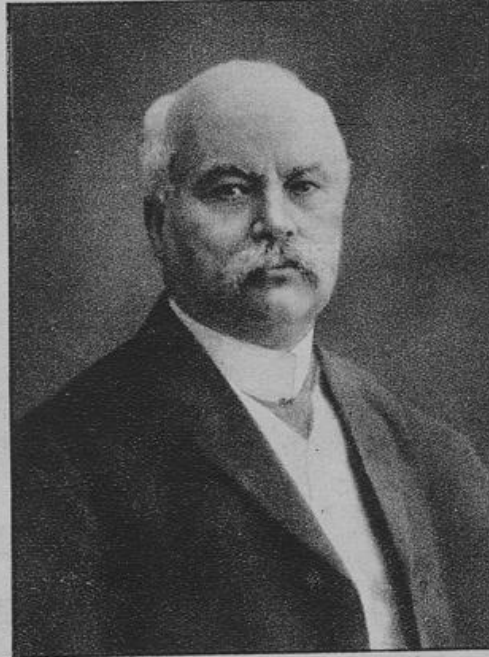
„Graf Dromniß,“ rief sie mit heller Stimme, „Glück zu und gute Zeit, und geben Sie mir noch einmal die Hand!“

Der Graf sah ihre schönen, stehenden Augen auf sich gerichtet; er wußte, was dieser Ruf sie gelöstet, und er wußte, daß er dieses Mädchen seelisch zugrunde richtete, wenn er ihm nicht vergab. Er stand auf, beugte sich heraus, erfaßte die sich ihm entgegenstreckende Frauenhand und zog sie an seine Lippen:

„Ihnen danke ich mein Glück, Baroness, Ihnen, nur Ihnen, und tausend Dank für alles was Sie mir gaben!“

Er sah ihr Aufatmen im Gefühl der Erlösung; durch ihre Stimme tönte Jubel bei ihrem lachenden Antwortruf, in ihren Bewegungen war Jubel, und ihre Seele weinte um das verlorene Glück.

Lücherschwenken, fröhliche Grüße, und der Wagen rollte flink die Allee hinab und verschwand im Morgennebel.



Geh. Reg.-Rat Dr. phil. Friedrich Marx, der neue Rektor der Universität Bonn für das nächste Studienjahr.

Geh. Rat Marx, 1859 in Darnstadt geboren, war in Posen, Griefswald, Breslau, Wien und Leipzig vor seiner Berufung nach Bonn als Professor tätig. Er gehört zu den hervorragendsten Altphilologen der Gegenwart.

Phot. Berl. Illustr. Ges.

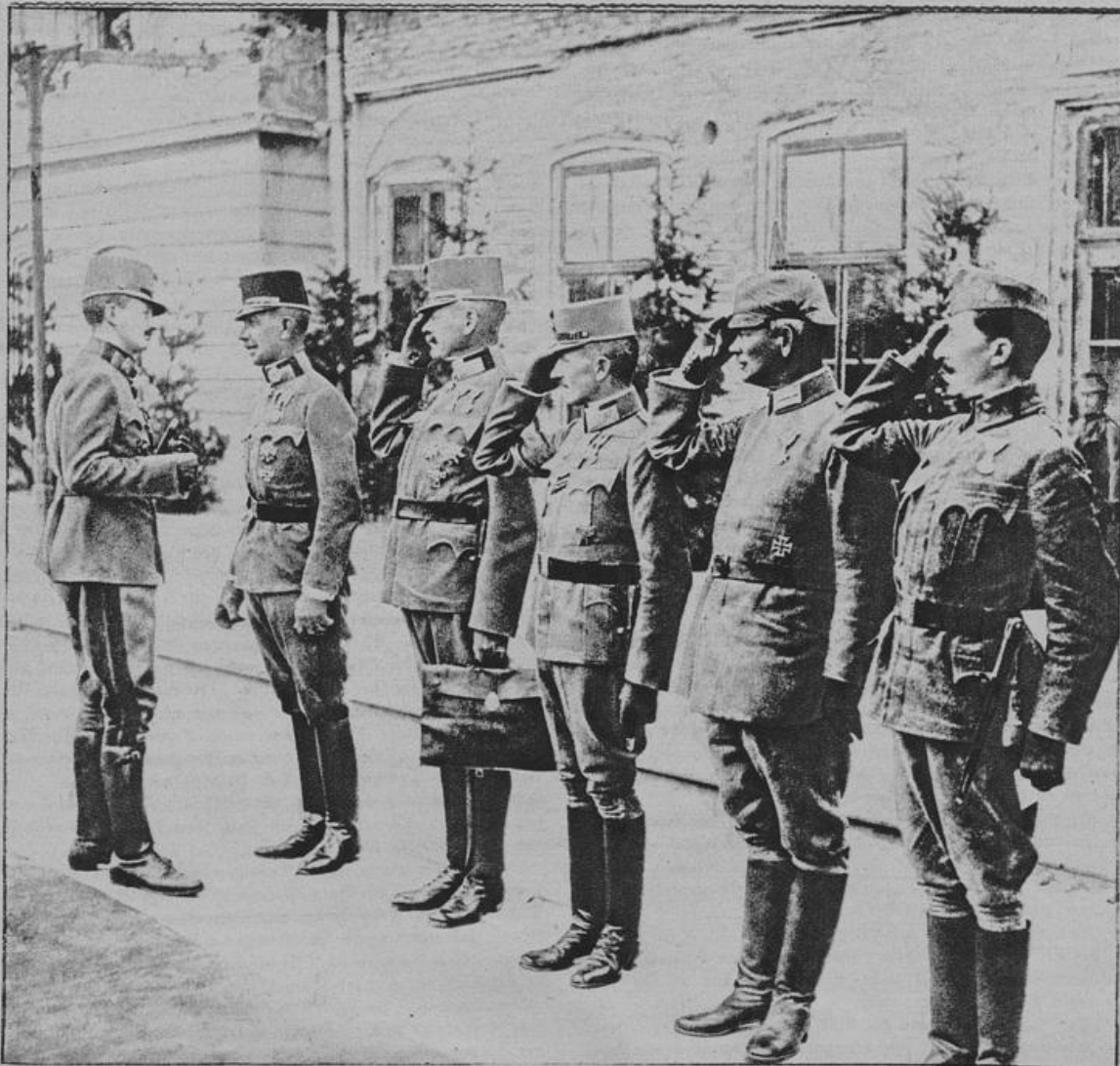
Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 55.

Düsseldorf, 18. August

1917.



Kaiser Karl von Österreich bei seinen Truppen in Ostgalizien:
Der Kaiser begrüßt den Heerführer Generaloberst von Böhm-Ermolli und dessen Stab.

Die Versöhnung.

Novelle von Geza Gardony. — Übertragen von H. Hesse.

Es ist an einem Sonntagmorgen im Herbst. Die Getreidefelder sind abgeerntet, und die Bäume werfen die Blätter ab. Der Wein färbt sein Laub purpurn, und die Zugvögel beginnen sich zu sammeln. Schon ist die glühende Hitze der Sommermonate dem mildern Herbstwetter gewichen; die Nächte aber sind empfindlich kühl geworden, sodaß die Menschen am Tage nicht mehr nach Schatten suchen. Gottfried Höffner steht auf dem Hofe und läßt sich von der Sonne bescheinen, die warm herniederstrahlt. Der Bauer kann sich dieses Vergnügens nur Sonntags leisten. An den Wochentagen gibt es Arbeit.

Vielleicht will er sich auch nicht sonnen, sondern die Leute betrachten, die zur Kirche gehen.

Vielleicht tut er es auch, weil er einen neuen Anzug trägt. In diesem Falle steht der Bauer fortwährend, außer beim Mittagessen, damit er ihn nicht abnützt.

Höffner trägt in der Tat eine neue, dunkelblaue Tuchhose, und die flachen Westentüpfel blitzen wie Silber. Die Stiefel, die er gestern eigenhändig wusch, glänzen wie die Augen eines Kalbes. Er hat sich sorgfältig frisiert und pomadisiert, und der emporgezwickelte Schnurbart scheint angeliebt zu sein, so geglättet ist er.

Vom Turme läuten die Glocken, und über der ganzen Gegend liegt Feiertagsstimmung, wie sie nur an solchem löstlichen Herbsttage herrschen kann. Auch in Gottfried Höffner ist eine eigenartige Stimmung wachgeworden.

Stehend mustert er die Vorübergehenden. Mit derselben zufriedenen Ruhe wie der Herr späht der Hund neben ihm durch den Zaun. Männer in blauen Anzügen, Frauen in weiten Röcken und junge Mädchen im Sonntagsstaate gehen hin und wieder am Hause vorbei. Die Frauen haben ein Gesangbuch in der Hand, und die jungen Mädchen manchmal auch eine Blume.

Wenn sie an Höffner vorbeigehen, grüßen die einen, die andern nicht. Die Mädchen und Frauen aber grüßen ihn alle, denn vor dem Hause eines „lebendigen Wittwers“ kann man doch nicht einfach nach der anderen Seite sehen. So nehm man nämlich in unserer Gegend geschiedene Eheleute. Wollen sie seine Laune, seine Traurigkeit ausspionieren, oder fürchten sie, eines Tages seine Frau wieder bei ihm zu sehen?

Welch eine merkwürdige Sache ist die Ehescheidung im Leben der Bauern!

Die jungen Mädchen werfen dem „Wittwer“ Blicke zu wie einem jungen Mann.

Abrigens ist Höffner erst dreißig Jahre alt, und seitdem sein Weib ihn verlassen, trägt er den Schnurbart stets emporgezwickelt und will dadurch zeigen, daß es ihm ernst mit der Scheidung ist. Mit einem Kopfnicken antwortet er den Grüßen, denen der Frauen jedoch mit ein wenig verdrießlicher Miene. Ah, die Weiber! Was schwächen sie nun nicht alles über ihn zusammen!

Als alle Dorfbewohner vorbei sind, nimmt er den Rucksack und sagt zu der Mutter in der Küche: „Du brauchst dich mit dem Mittagessen nicht zu beeilen. Ich gehe den Hans besuchen.“

Die alte Frau, die gerade den Ruchenteig knetet, zieht die Hände aus dem Badtrog und blickt ihn betroffen an:

„Den Hans willst du besuchen?“

Höffner steht eine Weile und sinnt. Der Einwurf seiner Mutter kommt ihm zwar nicht unerwartet, aber er löst doch mancherlei Gedanken in ihm aus.

„Ja,“ sagte er, „ich kann das Kind nun einmal nicht vergessen.“

„So bringe ihn doch her, und versöhne dich wieder mit deiner Frau! Sage, es wäre meine Schuld gewesen.“

„Nein,“ erwiderte Höffner, indem er den Kopf schüttelte. „Ich laufe ihr nicht nach. Nie werde ich mich mit ihr vertragen!“

Dann wendet er sich den Gärten zu und setzt seinen Weg auf der von Pappeln eingäumten Landstraße fort. In respektvoller Entfernung folgt ihm der Hund. Er weiß ganz gut, wenn der Herr ihn sieht, jagt er ihn zurück. Doch Höffner blüht sich nicht um. Gedankenverloren schreitet er zwischen den Pappeln her, deren Blätter sich schon gelb färben. Hier und da leuchten rote Hagebutten. Ein Sperling hüpfet auf der Landstraße. Endlich langt Höffner auf der Höhe an, von wo er den Kirchturm des nächsten Dorfes sehen kann. Allein er achtet auf nichts. Er denkt daran, wie der Anblick dieses roten Daches ihn als Bräutigam stets beglückte. Es ist die Kirche, in der sie getraut wurden. Einige Jahre lang brachte ihnen der Segen des Pfarrers Glück, dann aber war der Teufel los.

Nicht wie in so vielen Ehen waren die Gegensätze langsam herangewachsen, unmerkliche Abkühlung früherer Zuneigung bewirkend. Höffner fand auch heute noch keine andere Frau die es mit der seinen hätte aufnehmen können. Das war es nicht.

Der Riß kam plötzlich wie ein Wettererschlag.

Wie ein Blitz aus blauem Himmel, ohne ersichtliche Ursache. —

An der Grenze des Dorfes steht Schlehengestrüpp an der Landstraße. Höffner pflückt einen Zweig und steckt ihn in den Rucksack, um dem Kaninchen mit roten Augen Freude zu machen, das sich furchtsam zusammenkauert — er will es Hänschen mitbringen. Das Dorf kommt ihm anders vor als gewöhnlich. Die Erde und die Strohdächer haben sich gebräunt, seitdem der letzte Herbstregen gefallen ist. Jetzt müßte er quer durchs Dorf, denn seine Frau wohnt am andern Ende. Doch er macht lieber einen Umweg querfeldein hinter den Gärten. Erst da gewahrt er seinen Hund:

„Nach Haus, du Satan!“ ruft er ihm zu.

Der Hund zieht den Schwanz zwischen die Beine und flüchtet einige Minuten. Dann bleibt er stehen. Wartet er, daß die Laune seines Herrn sich ändern und er ihm zu folgen erlaube? Höffner aber ist wütend, weil er ihm nachgelaufen. Ein Hund soll das Haus nicht verlassen, sondern den Hof bewachen. Höffner wendet sich um und gewahrt, daß der Hund sich nicht rührt. Wütend schwenkt er den Knüppel. Kleinlaut entfernt sich der Hund und verschwindet.

Höffner setzt seinen Weg fort. Schon seit einem Monat leben sie getrennt, oder vielmehr seine Frau hat ihn verlassen. Ja, seine Mutter war schuld daran. Sie band dem Hänschen ein großes Halstuch um den Hals, damit der Wind ihn nicht forttrüge. Gewiß, der Wind trieb ihn nicht fort, aber der Kleine bekam einen entzündeten Hals. Da behauptete dann seine Frau, nur das verwünschte Halstuch sei Schuld an seiner Krankheit. Vikiert erwiderte die Mutter, das Küken wolle doch wohl dem Huhn keine Lehren erteilen? Der Zwist wurde erbitterter, und schließlich beschimpften sie sich. Höffner kam gerade von einem Festessen heim — er wurde blaß, als er die beiden Frauen im Streite sah. Und als er hörte, wie seine Frau seine Mutter ausschimpfte, hob er wütend den Stod —

Es ist nicht gerade etwas Außergewöhnliches, wenn ein Bauer seine Frau schlägt. Bei ihnen aber war es das erste Mal. Als einzige Tochter war seine Frau von den Eltern verwöhnt worden, und er hatte sie nur bekommen unter der Bedingung, daß er keinen Wein und Schnaps mehr trinken würde. Er besaß eine sonderbare Natur: sobald er getrunken, schlug er jeden, der ihm in die Hände geriet. Das war abscheulich, doch es gibt ja viele solcher Leute. Eine Flasche Wein versetzt Menschen in Wut, die gewöhnlich sanft sind wie ein Lamm.

Höffner wußte das ganz gut und trank so wenig wie möglich. Aber beim Festessen zur Vollendung des neuen Kirchenbaues mußte er trinken, und nach fünf Jahren der Mäßigkeit schmeckte ihm der Wein ausgezeichnet.

Da trank er denn mehr als er vertragen konnte. Doppelt verwerflich gerade bei dieser Gelegenheit.

Auf dem Heimwege tat die brennende Augustsonne ihr übriges, um das gestörte Gleichgewicht in Höffners Sinnen und Handeln vollständig über den Haufen zu werfen.

So trat er mit rücksichtslosem Poltern ins Haus und mitten in den Weiberstreit.

And der Stock, den er unglücklicherweise in der Faust hielt, wurde zum ungerechten Richter.

Die Frau schrie unter seinen Schlägen. Dann zog sie in aller Eile ihr Sonntagskleid an, nahm den kleinen Hans bei der Hand und ging fort, ohne sich auch nur umzusehen.

Die Nachbarn rieten Höffner, seine Frau wiederzuholen. Ob-

würfe machte, besänftigte sich Höffners Zorn, und sich an die Mauer lehrend, sah er zu, ohne zu helfen, wie der Alte die mit Eulpen bemalte Kommode und das Bett mit gelben Rosen auf den Wagen trug. Seine Mutter war gerade in der Kirche. Als der Alte auf den Sitz kletterte, machte Höffner eine Bewegung und wollte ihm etwas sagen; doch schon schlug der andere auf die Pferde ein und fuhr ohne Gruß davon. Ach, es war nun alles zu Ende! Seitdem hatte er weder Gutes noch Schlechtes von seiner Frau geredet.

Da wandert er nun hinter den Gärten. Ginge er durchs Dorf, würden die Leute sagen, er käme, seine Frau holen. Er sollte dieser Torheit fähig sein! Allmählich verlangsamt er den Schritt, bleibt endlich stehen und köpft einen vertrockneten Distelstrauch mit Stodhieben. Dann setzt er seinen Weg fort und langt am Rande des Dorfes



Auf Heimaturlaub im Spreewald.

Phot. Aug. Rupp.

gleich sie nur ein Kleid, Bett und Lade als Mitgift besaß, war sie doch anständig und fleißig.

„Du warst betrunken,“ sagte der Pfarrer zu ihm. „Es ist deine Schuld. Aber deine Frau weiß ja, daß du sonst mäßig bist. Doch was ist da zu tun? Sie hat ihren Stolz.“

„Nie wieder im Leben trinke ich Wein!“ erklärte Höffner. „Lieber hänge ich mich auf. Aber ein Weib, das den Mann im Stiche läßt, ist auch nichts wert.“

Eine Woche nachher hielt ein Wagen vor seinem Hause. Ein Verwandter seiner Frau stieg heraus: ein alter Mann, still und phlegmatisch, dem das eine Ende des Schnurbarts in die Höhe stand, das andere herabhing. Seine tägliche Beschäftigung bestand darin, zu rauchen und den Zug der Wolken zu betrachten. Da Höffner meinte, er käme in versöhnlicher Absicht, empfing er ihn mit finsternen Blicken. „Was wollt Ihr?“ — „Ich wollte nur das Bett und die Kommode holen.“ Da der Alte weder von Verzeihung sprach, noch ihm Vor-

an. Man sieht die Tritte seiner Stiefel auf der feuchten Erde. Bald geht er mitten auf der Straße. Er will nicht rechts gehen, und wenn er sich nach links hielte, würde es heißen, er fürchte sich vor seiner Frau. Man soll doch sehen, daß er vor niemand Furcht hat. Die Pfeife im Munde, marschiert er stolz dahin, ohne einen Blick auf das Haus seiner Frau zu wenden. Es sieht beinahe aus, als ob die Pfeife ihn vorwärtszöge, wie die Lokomotive die Wagen. Im Dorfe ist alles still. Seitdem man Steuer für die Hunde bezahlen muß, machen sie keinen großen Lärm mehr.

Höffner sähe aber lieber, wenn ein Hund hinter ihm herbellte, damit er mit dem Stöcke auf ihn einschlagen könnte. Doch nicht ein einziger Köter läßt sich blicken. Schleppten Schrittes langt er in der Mitte des Dorfes an. Er blickt sich um und tut, als stecke er sich die Pfeife an, während er in Wirklichkeit zwischen den Fingern die Straße entlang späht. „Es sieht mich keiner!“ murret er verdrießlich. „Aber zum Teufel, was brauche ich denn hin- und herzuflattern,

wie der Wind im Frühling? Ich bin gekommen, um meinen Jungen zu sehen, und mein Junge gehöret doch mir!"

Sich mit diesen Worten ermutigend, wendet er das Gesicht dem Wohnhause zu, indem er sich auf den Stod stützt. Er bläst große Rauchwolken in der Richtung nach der Tür und zeigt so, daß er sich vor niemand fürchtet. Hineingehen aber will er nicht. Hänschen wird schließlich wohl mal heraustrimmen, und sie können dann zusammen sprechen. Doch Hans kommt nicht, und Höffner steht immer noch da, indem er das Haus regungslos betrachtet. Es ist alles noch wie vor sechs Jahren. Die verrostete Sense hängt noch an ihrem Platz in der Luke. Beim Weinstocke stehen die Milchtöpfe, und die Stodrosen blühen wie einst, als seine Frau noch ein junges Mädchen war. Am Zaune leuchten drei gelbe Sonnenblumen, das ist das einzig Neue. Wie viele Stodrosen aus dem Garten hier sind an seinem Hute verweltet, und alle wurden sie ihm unter zahllosen Küssen gegeben. —

Als er kam, gewahrte Höffner auf der andern Seite der Straße einen Haufen Steine. Warum sollte er sich nicht sehen? Die Steine gehörten nicht zum Eigentum seiner Frau. Und dann ruht sich ja auch der Vogel aus, wo es ihm gefällt. Doch die Pfeife geht ihm aus. Eiligst stopft er sie von neuem, obgleich der Kopf noch warm ist. Es gibt für den Mann Augenblicke im Leben, da unter allen Umständen seine Pfeife brennen muß. Wie er nun so dasthet und die Pfeife stopft, blickt er unwillkürlich zur Seite, und was sieht er? Fünfzig Schritte von ihm entfernt sieht sein Hund und starrt ihn aufmerksam an. „Der Satan!“ flucht Höffner. „Er verläßt seinen Herren nicht.“ „Hierher, Greif!“ Einen Moment später ist der Hund da und springt fröhlich an ihm empor. Höffner streichelt ihm sanft den Kopf und ist froh, nicht allein zu sein.

Doch Greif wittert etwas — er schleicht in die Küche. In diesem Augenblick kommt Hänschen heraus. Er trägt neue Stiefel und ein mit roten Rosen besticktes Mäntelchen. Der Mantel ist zwar überflüssig, doch der Vater sieht, daß man sich an dem Kleinen etwas gelegen sein läßt. Mit fröhlichem Gebell springt der Hund auf das Kind zu und leckt ihm die Wangen. „Greif, mein Hündchen!“ ruft Hans.

Höffner wartet geduldig, bis die beiden mit ihrer Begrüßung fertig sind. Von dem Hunde begleitet, kommt Hans zu ihm. Der Vater küßt ihn innig.

„Papa!“ ruft das glückliche Kind.

Schon wendet sich der Hund wieder dem Hause zu, während Höffner seinen Sohn liebkost. Es entgeht ihm nicht, daß man Greif ein Stück Brot und einen Knochen hinwirft.

Nun ergreift der Bube seine schwielige Hand und sagt: „Komm doch zu uns herein, Papa!“

„Nein,“ antwortet Höffner ernst. „Ich bin nicht gekommen, um bei euch einzutreten.“

Da das Kind vergebens bittet, erscheint ein Schatten auf der Schwelle; man hört das Rascheln eines Frauenkleides. Höffner bemerkt sogar einen leichten Minzeduft; doch eigeninnig hält er die Augen niedergeschlagen.

„Gottfried,“ sagt da eine bekannte Stimme, „komm doch herein. Du kannst in der Stube mit Hänschen sprechen.“

„Danke schön, ich bin nicht gekommen, um hineinzugehen.“

Und bei diesen Worten wirft er den Kopf zurück, steckt die Pfeife zwischen die Zähne und sieht seine Frau frech an. Doch wie er sie so anblickt, sieht er ganz gut, daß sie entschieden nicht ihresgleichen hat im Dorfe. Aber immerhin, ein Weib, das ihren Mann verlassen hat, ist wie ein blühender Zweig, der vom Baume abgerissen im Staube liegt. Wozu soll man ihn aufheben? So denkt Höffner, und er würde es gewiß auch sagen, wenn ein Bauer seine Gedanken in Worten kleiden könnte. Schweifwedelnd springt der Hund immer noch um sie her.

„Ich weiß es wohl,“ sagt die Frau und schlägt die Augen nieder, „daß du nicht wegen meiner gekommen bist. Ich rufe dich auch nur herein, damit die Leute dich nicht sehen.“

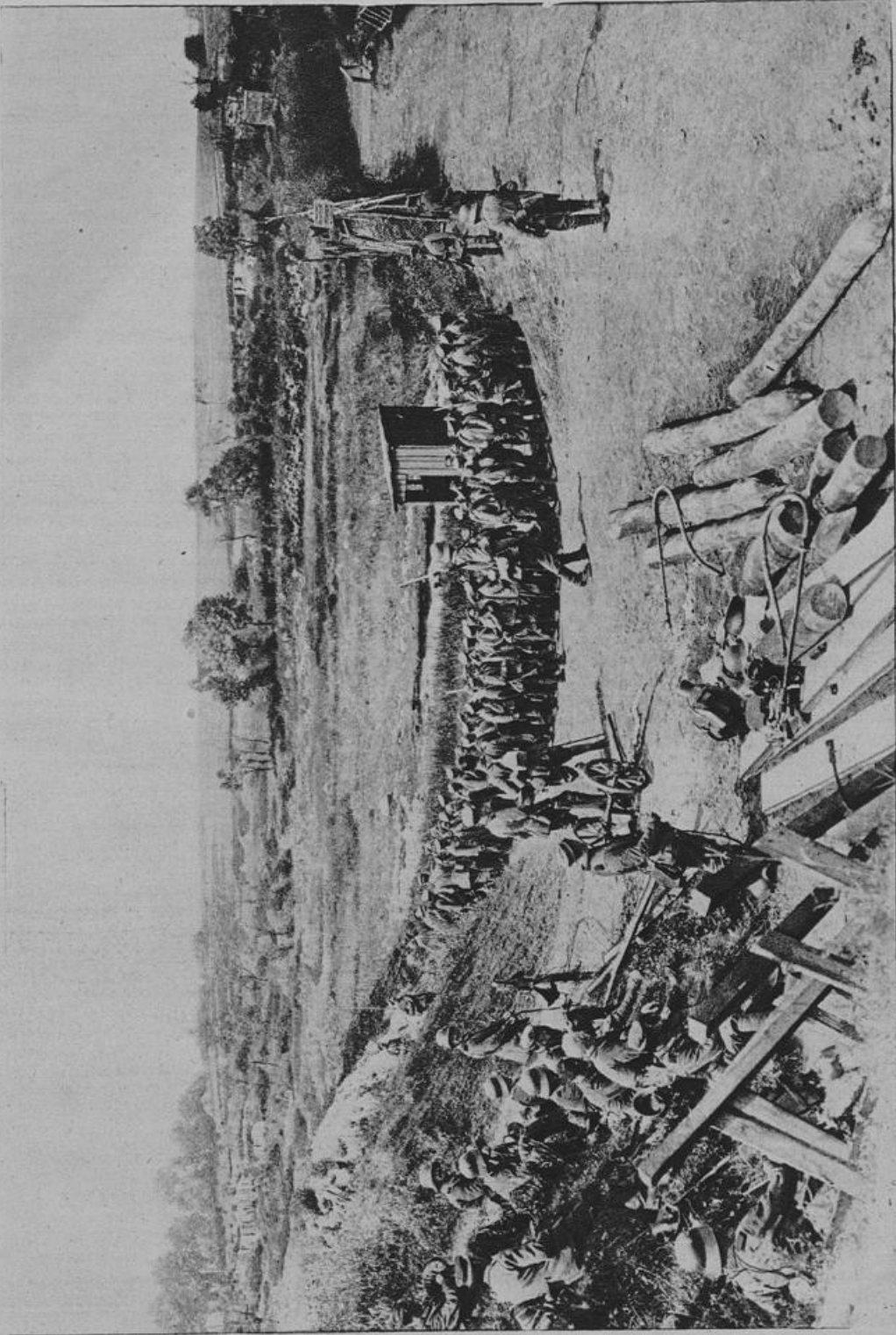
Bei diesen Worten legt sie ihrem Mann die Hand auf die Schulter. Von fern gewahrt man die Menge, die von der Messe heimkehrt und sich auf der Landstraße zerstreut.

„Nun,“ sagt Höffner zu seinem Sohne, „soll ich hineinkommen?“

„Gewiß doch, Papa,“ antwortet der Kleine. „Der Wein steht schon für dich auf dem Tische.“



Der Durchbruch in Ostgalizien: Durch deutsche Beschießung in die Luft geflogener russischer Munitionszug in Kozowa. BUFA.



Beim siegreichen Vormarsch in Ostgalizien: Gefangene Russen werden in einer Messerbestellung gesammelt.

B. U. F. A.

Ungewollt.

Von Frh Müller.

„Bedaure, der Herr Lehrer ist nicht zu Hause,“ sagte die alte, vertanzelte Haushälterin zu dem großen fremden Herrn und wischte mit ihrer Schürze einen unsichtbaren Staub auf der Klinke der Gangtür ab.

„Ich bin sein alter Schüler,“ sagte der Fremde, der nicht gehen wollte.

„Wen darf ich — welchen Namen darf ich —?“

Der große Fremde hatte schon eine Besuchskarte in der Hand. Es war viel Gedrucktes drauf. So lang konnte sein Name nicht sein. Da mußten auch Titel und Würden auf der Karte stehen. Auf einmal hatte der Fremde die Karte wieder eingesteckt.

„Sagen Sie, der Schmalhofer Emil sei da,“ sagte er geschwind.

Der Fremde sah allein im Besuchsraum seines alten Lehrers. Er versuchte, das Zimmer vertraut anzusehen, die roten Armpolster auf den Fensterbrettern, die Bilder an den Wänden, den Tisch, die Stühle — aber das Zimmer schüttelte unvertraut den Kopf: „Ich kenne dich nicht.“ — „Ich bin doch meines alten Lehrers alter Schüler.“ — „Ach, mein Herr hat Hunderte von alten Schülern, Tausende vielleicht.“ — „Aber ich war doch sein Lieblingschüler.“ — „Mein Herr hatte Dutzende von Lieblingschülern, in jeder Klasse jedes Jahr einen, das macht seit den einundvierzig Jahren, seit er unterrichtet.“ — „Aber ich bin doch unter den Dutzenden der Schmalhofer Emil, der —“

Bis hierher war das stumme Gespräch zwischen dem Fremden und dem Zimmer gediehen, als aus dem Nebenzimmer eine sehr langsame Stimme wie von ferne hörbar wurde:

„Wie sagen Sie, Brigitte, daß er heißt? — Schmal Emil? — Wie? Schmalhofer Emil? — Warten Sie, warten Sie, Brigitte, — ja, ja, jetzt weiß ich es wieder, — einen Schmalhofer Emil hatte ich einmal — ganz am Anfang, ja, ganz am Anfang — war damals noch ein junger Lehrer, selbst beinahe ein Schmalhofer Emil — ja, sagen Sie dem Schmalhofer Emil, sein alter Lehrer käme gleich, käme sofort — wie, nicht so laut soll ich sprechen? Er könnte es nebenan hören? — Aber das schadet doch nicht, Brigitte, dann brauch' ich es ihm nicht noch einmal zu sagen, dem Schmalhofer Emil.“

Der Fremde im Besuchsraum lächelte. Er hatte den zerarbeiteten Kopf über die Stuhllehne geneigt und horchte auf die ferne Stimme seines alten Lehrers, der da drinnen nach Schwerhörigenart so laut und langsam sprach.

Dann sah er auf dem Sofa seinem alten Lehrer gegenüber. Der hatte keinerlei Willkommenssah gedreht. Nur immer angesehen hatte er den Fremden. Und erst nach einer Weile hatte er nach der Hand des Besuchers gegriffen und langsam mit unverwandtem Gesicht gesagt:

„Das also ist — das also ist — Es war noch ein Fragezeichen in dem Sah. Er vollendete ihn auch nicht. Er suchte in dem fremden Gesicht noch das geistige Faltengewebe ab, an dem sein Unterricht einmal mitgewebt hatte. Aber er fand lauter fremde Knüpfungen, keine, die er geschlungen hatte. Das waren breite Linien des schaffenden Erfolges in der Welt da draußen. Das waren harte Arbeitsmuster, die keine Schule webt. Das waren unzählige Enttäuschungsaltchen, die keine Schule träufelt. Das waren verwüstete Flächenstücke auf den Wangen, über die die Faust „Ich will!“ hinauf, bis hinauf auf die angegraute Schläfe — lauter Dinge, die keine Schule und kein Lehrer ins Gesicht von Schülern graben.

Jetzt zuckte der Fremde unter dem forschenden Blick des alten Lehrers ein wenig ängstlich mit den Augen. „Das also ist —“ hatte er zum drittenmal fragend angesehen. Und da war es, daß das ängstliche Augenzucken die Leine, die Erkennungsleine über die fünfunddreißig Jahre hinüberwarf, und daß der alte Lehrer nicht mehr fragte, sondern händeschüttelnd zum viertenmal anhub:

„Joja, das ist noch mein alter Schmalhofer Emil, grüß Sie Gott!“

„Grüß Gott, Herr Lehrer,“ sagte der Fremde.

„Sie sind was Tüchtiges geworden da draußen, in den fünf- unddreißig Jahren, ich sehe es Ihnen an.“

„Wie man es nimmt, Herr Lehrer. Sie haben mich Bahnen im Orient bauen lassen. Sie haben mich zum Leiter von Gesellschaften gemacht, die Pionierarbeit im Ausland leisten. Sie —“

„Emil Schmalhofer,“ unterbrach ihn der Lehrer, „Sie erzählen dieses „sie“, als wären dieses „sie“ die Leute, als würde dieses „sie“ klein geschrieben.

„Und wie meinen Sie, Herr Lehrer, daß es geschrieben werden müßte?“

„Groß. Nicht die Leute haben Sie zum Pionier gemacht, Sie selber taten's, Emil Schmalhofer.“

„Im, mit dem großgeschriebenen „Sie“ mögen Sie vielleicht recht haben, Herr Lehrer,“ sagte der Besucher bewegt. „Ich bin heute zu Ihnen gekommen, um Ihnen zu sagen, Herr Lehrer, daß ich den Erfolg auf meiner Lebensleiter Ihnen verdanke. So meine ich das „Sie“ — Sie haben mich zum Pionier da draußen gemacht.“

„Ich?“ sagte der alte Mann erschrocken, „ich? Sie täuschen sich, Schmalhofer Emil — Sie müssen einen alten Lehrer nach so langer Zeit keine freundlich geschmierten Honigschnitten überreichen — ich weiß ganz genau, daß erst das Lebensfeuer hinter der Schule den Stahl macht — daß ein ehemaliger Lehrer für Deutsch und Geschichte blutwenig zu der Stahlbereitung beitragen kann, und ich —“

„Herr Lehrer, Sie müssen mir schon den Gefallen tun, meine Worte ernst zu nehmen. Als Leiter einer Auslandsbahn von zehntausend Kilometern ist man kein Schönschwäger mehr. Da meint man, was man sagt. Da reist man nicht mitten in der Arbeit einen Tag und ein Nacht extra in die vergessene Heimatstadt, um seinem alten Lehrer einen vollgestrichenen Honiglöffel hinzuhalten: Bitte, machen Sie den Mund auf, Herr Lehrer.“

„Schmalhofer Emil“, jubelte da der alte Lehrer, „wäre es wirklich möglich, daß ich armes Lehrerklein, ohne es zu wissen, Ihnen — Ihnen — Er fand die Worte nicht.

„— mir die Tür aufgeschossen haben zu einem steilen Bergweg, jawohl, Herr Lehrer, das ist mehr als möglich, das ist die Wahrheit.“

Der Lehrer war vom Sofa aufgesprungen. Ein Stöcklein torrigierter blauer Hefte hatte er achlos von einem Tisch gewischt. Ans Fenster war er mit den alten Füßen getrippelt. Auf die roten Fensterkissen hatte er von rückwärts seine Arme gestützt. Zu wachsen schien er. Der dünnbehaarte Lehrerschädel trommelte vor Erregung an der Fensterscheibe.

„Aber, Schmalhofer Emil, bedenken Sie doch nur,“ sagte er mit einem Abendrot auf den Wangen, das einem Morgenrot auf Mädchenwangen zum Verwecheln ähnlich war, „bedenken Sie doch nur, Schmalhofer Emil, was könnten die paar deutschen Aussätze für einen Einfluß —“

„Ich meine nicht den deutschen Aufsatz, Herr Lehrer.“

„Oder was könnte der Lieblingslaifer meines Geschichtsunterrichts, was könnte Barbarossa auf Sie für einen Einfluß —“

„Es war auch nicht der Barbarossa, Herr Lehrer.“

„Oder der Themistokles —?“

„Auch der Themistokles war's nicht Herr Lehrer,“ wettete es über des Besuchers Gesicht.

Einen Augenblick schien der Lehrer betroffen. Seine hochgestützten Hände schienen vom roten Fensterpolster herabzututschen zu wollen. Aber dann strafften sie sich wieder.

„Aha, jetzt weiß ich's,“ sagte er fast verschmiht, „jetzt weiß ich's. Der Leonidas, der heldenhafte Leonidas, den ich euch schilderte, der war's, der auch Sie auf Ihrem Weg begleitet hat, und der —“

„Nein, Herr Lehrer, der Leonidas hat mich nicht begleitet. Seien Sie nicht böse, daß ich heute kaum mehr den Namen von ihm weiß, wenn ich auch einen Nebenstrang einer großen Eisenbahnlinie in sein Land hineingelegt habe —“

„Wie, die Thermopylen hätten Sie beschient mit Ihrem Eisen?“

„Nicht ganz, Herr Lehrer. Aber ich und mein Eisen sind in dieser Stunde Nebenache. Von Ihnen wollten wir ja sprechen, von Ihrem



Dr. Friedrich Schmidt, der neue Kultusminister.

Dr. Schmidt ist 1860 geboren. Nach dem Rechtsstudium und längerer Tätigkeit als Hilfsarbeiter im Kultusministerium wurde er 1895 Regierungsrat, später Geheimrat, Vortragender Rat und Ministerialdirektor. Vorher hatte er das Kunstdezernat verwaltet.

Phot. Nicola Perscheid.



Paul von Eisenhart-Rothe, der neue Landwirtschaftsminister,

1857 geboren, wurde von Eisenhart-Rothe nach längerer juristischer Tätigkeit bei verschiedenen pommerischen Gerichten 1886 Landesrat und später Landeshauptmann von Pommern. Er ist ein Bruder des früheren Unterstaatssekretärs, jetzigen Oberpräsidenten von Posen.

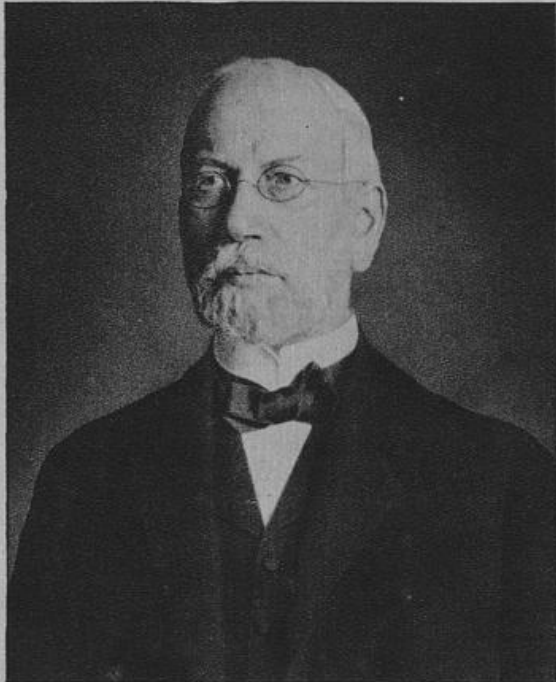
Phot. E. Kranl.



Max Wallraf, der neue Staatssekretär für das Reichsamt des Innern.

Staatssekretär Wallraf ist 1859 geboren und begann seine dienstliche Laufbahn 1881 als Referendar in Köln. Er wurde 1901 Polizeipräsident von Aachen, 1903 Oberpräsident in Koblenz und 1907 Oberbürgermeister von Köln. Wallraf ist nationalliberal.

Phot. Nicola Perscheid.



Wirtl. Geh. Rat Peter Spahn, der neue preussische Justizminister.

Spahn, 1845 geboren, wurde 1895 Oberlandesgerichtspräsident; er ist seit 1882 Mitglied des Abgeordnetenhauses, seit 1884 Mitglied des Reichstages, dessen 2. Vizepräsident er von 1895 bis 1898 war. Geh. Rat Spahn ist Vorsitzender der Zentrumsfraktion.

Phot. Berl. Münch. Ges.

Eisen, das Sie mir ins Rückgrat eingeschoben haben, und das nicht gebrochen ist bis heute, Herr Lehrer."

"Ich wüßte wirklich nicht, Schmalhofer Emil, daß in meinem Unterricht jemals die Rede war vom Eisen oder etwas Eisernem."

"Sie haben recht, Herr Lehrer: Nicht in Ihrem eigentlichen Unterrichte —"

Die aufgestützten Hände rutschten jetzt wirklich vom Fensterpostler herab. Kleiner wurde die Gestalt. Der alte Lehrerschädel trommelte nicht mehr gegen die Scheiben dahinter. Vornüber sank er ein wenig. Raum sichtbar war der alte Lehrermund, der jetzt murmelte:

"Nicht in meinem Unterricht, Schmalhofer Emil — nicht in meinem Unterricht?"

"Wenigstens nicht in Ihrem offiziellen Unterricht, Herr Lehrer."

"Ach so, Sie meinen, nicht im lehrplanmäßigen," leuchtete die Lehrerhoffnung bescheidener wieder auf. "Sie meinen sicher eine Randbemerkung, die nicht eigentlich zum Unterricht gehörte — ja ja, mit solchen unvor-geschriebenen Slossen kann ein Lehrer sein Herz oft mehr auf-schließen als mit einem langen Lehrplan; ach ja, ach ja."

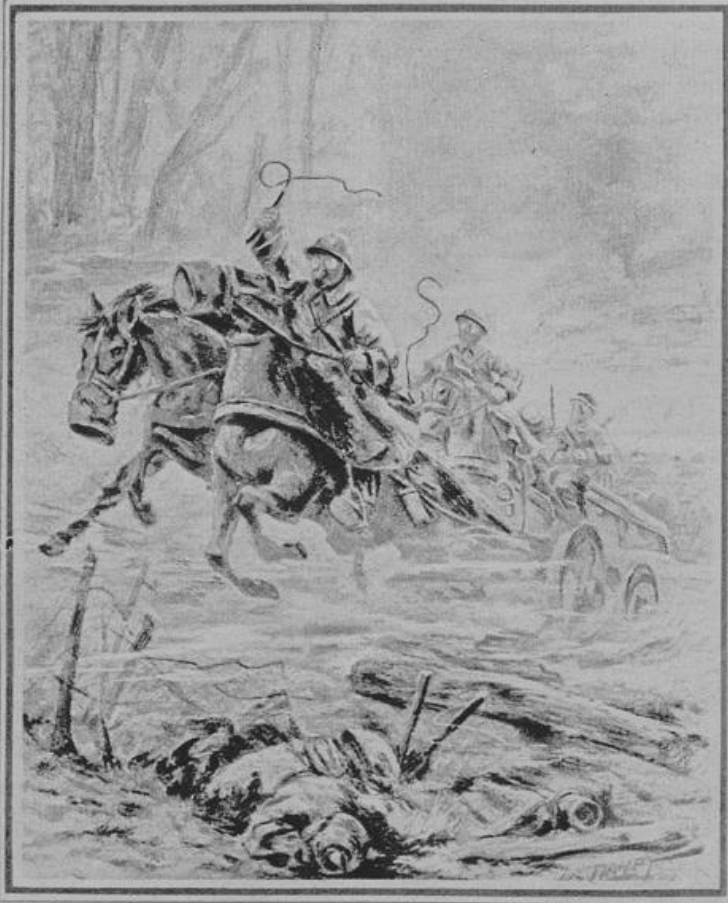
Jetzt hatte sich auch der Besucher vom Sofa erhoben. Ganz nahe war er seinem alten Lehrer untens Angesicht getreten. Fest schaute er ihm ins Auge, als er sagte:

"Recht haben Sie. Das von den Erziehern Gewollte, das Lehr-planmäßige, ist nie das Entscheidende für einen Jungen. Entscheidend ist das Angewollte, selbst das Unbewußte — was einem so heraus-rutscht — nein, nicht herausrutscht — was plötzlich wie ein Falte in die Luft stößt und den Schüler auf den Schwingen mitnimmt — Kreise ziehend — hoch, höher — weit hinein in den Orient etwa — und sehen Sie, um für ein solches ungewolltes Wort aus Ihrem Mund zu danken, für einen solchen Fall, der einmal von Ihnen in die Luft stieß und den Schmalhofer Emil hochnahm, ohne daß Sie's wußten — deshalb bin ich hergekommen — diesetwegen hat's mich nach fünfunddreißig Jahren plötzlich einmal gepackt: „Mensch, geh' zu deinem alten Lehrer — und danke ihm für jenes gute Wort, bevor's zu spät ist.“"

"Nein, nein, Herr Lehrer, es war keine Randbemerkung im Unterricht — ich sehe schon, ich muß es kurz zusammenfassen, sonst reden wir noch in einer Stunde aneinander vorbei. Vielleicht wissen Sie noch vom Schmalhofer Emil, daß er eigentlich ein schüchtern Junge war. Jawohl, von Natur aus hatte ich immer Angst. —"

Wovor ich ängstlich war? Weiß selber nicht — vielleicht vor mir selber und den Kräften, die in mir schlummerten; sei's, wie's sei, ich hatte alle Klassen hindurch Angst vor meiner eigenen Courage, bis — bis mich in der letzten Klasse ein Satz von Ihnen, ein einziger Satz von Ihnen wandelte — nein, nein, lassen Sie mich fertig erzählen — es ist jetzt ganz tausch gesagt, wie Sie einmal in einer Geschichtsstunde nicht erschienen sind — wie eine Viertelstunde, eine halbe Stunde in unserer Klasse verging — wie wir unruhig wurden — wie mich die andern aufs Rektorat hinunterschickten — wie ich zaghaft im Vorzimmer

des Rektors stand und nicht zu klopfen wagte — wie zwei erregte Stimmen aus dem Rektorengzimmer kamen — wie eine Stimme sagte, ich weiß es noch wie heute, weil es wie ein Aufschrei klang: „Ich habe immer das getan, wovor ich mich gefürchtet habe!“ — Ja, wie eine Offenbarung traf dieser Satz mein Jung-herz — aus dem Vorzimmer rannte ich, wieder die Treppe hinauf ins Klassenzimmer — die Klasse lärmte mir entgegen: „Was ist, was hast du gehört?“ — „Was ich gehört habe?“ fragte ich geistesabwesend: „Ich habe immer das getan, wovor ich mich gefürchtet habe.“ — „Der Schmalhofer ist nicht ganz bei Trost!“ schrien sie — ich glaube, verprügelt hätten sie mich, wenn Sie nicht plötzlich eingetreten wären, Herr Lehrer, weiß wie der Wandkalt, vom Rektorzimmer kommend — Ihre Geschichtsstunde aufnehmend. — Was ist Ihnen, Herr Lehrer? Ist Ihnen nicht wohl? — Habe ich läppisch alte Erinnerungen herauf beschworen, die



Von der Westfront: Durch Gas zu den Kanonen.
Französische Munitionswagen werden durch eine Wolke erstickender Gase zu den Geschützen gebracht.
Nach englischer Darstellung.

Ihnen wehe tun? — Reden Sie, Herr Lehrer, reden Sie!"

"Es ist nichts — mir ist nicht gut — das Alter eben, das Alter, Schmalhofer Emil," versuchte das plötzlich eingefallene Gesicht des alten Lehrers zu lächeln, "seien Sie mir nicht böse, wenn ich — wenn ich —"

"Ich gehe — aber ich darf wiederkommen — morgen, nicht wahr, wenn Ihnen wieder gut ist — ich habe — ich habe Ihnen ja noch gar nicht richtig gedankt — gedankt für Ihren Satz von damals — für Ihren Edelfallen, der mich hochnahm: „Ich habe immer das getan, wovor ich mich gefürchtet habe,“ — denn sehen Sie, von da ab tat ich, was ich damals hörte — tat ich immer gerade das, wovor ich mich gefürchtet habe, — und bin — und bin ein Pionier der Kultur geworden, Herr Lehrer, dafür dank ich Ihnen — nicht böse sein, Herr Lehrer, geht? — und morgen darf ich wiederkommen —"

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

n. 54.

Düsseldorf, 25. August

1917.



Der Vormarsch im Osten:

Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern auf einem Divisionsgefechtsstand während der Kämpfe.

- Rechts mit Karte Oberst Hoffmann, der Chef des Stabes.

Die Abendsonne. Novelle von Anna Gade.

S im Dorf begannen gerade die Glocken des altersgrauen Kirchleins den morgigen Sonntag einzuläuten, als Dr. Lorenzen in Begleitung seiner beiden Dackel „Heda“ und „Sieda“ in den Buchenhagener Waldweg einbog, um Frau Ina Horstmann vom Bahnhof des benachbarten Fledens abzuholen.

Er sann gedankenverloren vor sich hin. Unglaublich eigentlich, wie unter Umständen doch die Zeit verging! Tagen wirklich sieben volle Wochen zwischen damals und heute? Wenn der Kalender es nicht bestätigte, dann hätte er es bezweifeln mögen.

Als Frau Ina ihn damals so mit nichts die nichts mit ihrem Anliegen überumpelte, hatte er gemeint, schon vierzehn Tage seien eine Ewigkeit. Und hinterher waren sie ihm wie im Flug verstrichen. Ja, man sah, es kam zuweilen anders, als man dachte.

Aber es war auch, so hatte er wenigstens seinerzeit gemeint, vom Schicksal eine etwas starke Zumutung gewesen, daß gerade er, Detlev Lorenzen, der unbeweibte und unbekinderte, der bislang in seinem Junggesellendasein einen möglichst weiten Bogen um alles Viertel- und Halbwüchsiges gemacht hatte, gleich zwei so kleine Vertreter dieses ihm wenig sympathischen menschlichen Entwicklungsstadiums bei sich aufnehmen sollte; ausgerechnet er, der noch kurz zuvor in einer wegen Aufnahme von Großstadtkindern anberaumten Gemeindeversammlung erklärt hatte, daß er als guter Patriot gern jedes Opfer zu bringen bereit sei, aber mit solchen „Kindergeschichten“ möge man ihm gefälligst vom Leibe bleiben! Man hatte gelacht und Wiße auf seine Kosten gemacht, aber die Leute waren doch einsichtsvoll gewesen, und so war denn dieser Ketch gnädig an ihm vorübergegangen.

Doch man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, denn schon wenige Stunden später hatte zu seiner größten Überraschung Frau Ina, seine Willennachbarin, ihn zu sprechen gewünscht; Frau Ina, mit der er eigentlich nicht mal auf allerbestem Fuße stand, und zwar wegen eines aufreibenden siebenjährigen Hühnerkrieges, an dem genau wie bei dem verheerenden Weltkrieg noch immer kein Ende abzusehen war, und hatte mit einem bezaubernden Lächeln auf dem Gesicht nichts weniger und nichts mehr gewollt, als ihm ihre beiden Kriegspflegetinder, die sie bereits seit reichlich einem halben Jahre bei sich aufgenommen hatte, „für ein paar Tage“, allerhöchstens vierzehn Tage, empfehlend ans Herz zu legen. Alle übrigen Einwohner Buchenhagens hatten sich bereits anderweitig verpflichtet oder waren selbst reichlich mit eigenen Nachkömmlingen versehen, so daß sie sich keinen andern Rat gewußt hatte.

Ob er in seinem Schreden damals ja oder nein gesagt, darauf konnte er sich nachher beim besten Willen nicht mehr genau besinnen. Vielleicht hatte er nur ein paarmal vergeblich den Mund aufgetan und zugemacht. Jedenfalls aber mußte Frau Ina sich trotzdem doch wohl eine Art Bereitwilligkeit daraus konstruiert haben, obgleich er vor Enttäufung eigentlich erst wieder zu sich gekommen war, als sie sich schon längst auf der Fahrt nach Dresden befand, wohin sie wegen einer plötzlichen Erkrankung ihrer Schwägerin zur Vertretung im Haushalt telegraphisch gerufen worden war.

Er entfiel sich nur noch, daß sie ihm im Fortgehen auf seine erbitterte Frage, was er denn aber bloß damit aufstellen solle, — er verstehe doch so gut wie nichts von Kindern, und seine alte Kathrine dergleichen, und eine Hausdame, eine Spezialität, mit der er überhaupt nichts im Sinn habe, könne er doch unmöglich dafür engagieren — in aller Eile und scheinbar sehr belustigt noch etwa ein halbes Duzend Verhaltungsmaßregeln und stehenden Fußes sozusagen noch einen pädagogisch-hygienischen Schnellkursus gegeben hatte: wieviel Milch die beiden unterernährten kleinen Gäste tagsüber zu trinken hatten — denn er, Dr. Lorenzen, hatte ja drei kapitale Ziegen, so daß ihm die Ernährungsfrage keine nennenswerten Schwierigkeiten bereiten konnte, — daß jedes Kind morgens zum Frühstück vor der Schulfahrt zur Stadt sein weichgekochtes Ei bekommen müsse, genau vier

Minuten gekocht, daß nachmittags vor dem Waldspaziergang die Schularbeiten beaufsichtigt werden müßten, und die alte Kathrine die Schlafzimmertür stets gut lästete. —

„Auch sonst noch etwas?“ hatte er bescheiden eingeworfen.

„Zawohl,“ hatte sie lachend erwidert, „gut, daß Sie mich erinnern, — im übrigen empfiehlt es sich, alles, was Sie nur irgend in Ihrem Herzen an verrosteter Liebe aufzutreiben vermögen, an die beiden kleinen Pfleglinge zu verteilen, denn“ — und sie war plötzlich sehr ernst geworden, „es sind bekanntlich zwei kleine Kriegsvollwaisen, auf die das Schicksal schon in frühester Jugend seine harte Hand gelegt, und die darum jedem deutschen Herzen Verpflegungen auferlegen.“ —

Ja, was hatte man da machen wollen! Mit einer stillen Resignation hatte er sich in sein Schicksal ergeben und trotz seiner im übrigen oft genug bewiesenen patriotischen Gesinnung den vermeintlichen kleinen Störenfrieden seiner Hausordnung mit sehr gemäßigten Empfindungen entgegensehen.

Aber Rolf und Rosmarie, die Kinder eines auf der Lorettobühne gefallenen jungen rheinischen Malers, denen wenige Wochen nach dem Tode des Vaters als besonders hartes Schicksal auch noch die Mutter genommen war, hatten ihm weder das Haus angelehrt, noch seinen Garten auf den Kopf gestellt oder sonst nennenswerte Dummheiten vollführt. Sie waren tatsächlich nicht nur sehr anmutige und begabte, sondern auch sehr artige und gut erzogene Kinder. Und — wie Frau Ina mit einem warmen Schimmer in den Augen in ihrer gemütvollen Weise hinzugefügt — kleine Kriegsvollwaisen, die um ihre unschuldsvollen blonden Kinderköpfchen schon eine unsichtbare Schmerzensgloriole trugen.

Das war's auch wohl besonders, was ihm die beiden Kleinen wider Erwarten so schnell und mertwürdig nah gebracht, so nah, daß er der Rückkehr ihrer Pflegemutter, an der sie übrigens mit einer rührenden Liebe zu hängen schienen, sehr bald mit einer Art Furcht und einem neidvollen Unbehagen entgegenah, anstatt dabei aufzuatmen.

Zum kommenden Sonntag sollte er nun aber auch endlich wieder erlöst werden, so hatte sie sich noch gestern in ihrer humorvollen Weise auf der Karte ausgedrückt, auf der sie ihm die Rückkehr anzeigte. Sie war also im stillen doch wohl fest überzeugt gewesen, daß ihn sein Vertretungsposten nicht sonderlich entzückt hatte, und daß der Tag der Wiederabnahme seiner Verantwortung zu einem besonderen Freudentag für ihn wurde.

Frau Ina hatte 'ne Ahnung! Konnte man denn vernügt sein, wenn man etwas Liebgewordenes wiederhergeben mußte? Er hatte seine Schuldigkeit getan und konnte nun gehen, hatte von seiner „verrosteten“ Liebe gesät und doch keine Ernte zu beanspruchen. Und die Kleinen hatten sich doch auch nachgerade an ihn gewöhnt und waren so dankbar gewesen für jede Freude, die er ihnen bereitet hatte. Nun aber sollte er wieder in den Hintergrund geschoben werden, nun trat Frau Ina wieder ihre Pflegemutterrechte an. Allerdings auch nur noch für ein paar Sommermonate, bis sie sich genügend erholt hatten, dann mußten die kleinen Waisen erneut in die Welt hinaus und sollten zu einer entfernten Verwandten überfiedeln. So war es wenigstens geplant.

Aber es konnte ja auch mal anders kommen. Zu einem Lädenbüßer und Notknecht fehlte ihm nun mal das Zeug. Diese Rolle lag ihm nicht. Wenn er, Detlev Lorenzen, etwas tat, dann tat er es ganz oder gar nicht. Er hatte es sich reißlich überlegt; — was er vorhatte, sollte Frau Inas Willkommensüberraschung werden. Er hoffte, ihr eine Freude damit zu machen.

Die Hauptsache aber war, er wollte auf seine alten Tage auch noch etwas vom Leben haben und gleichzeitig auch dem Vaterlande einen Teil seiner Schuld abtragen. Das Schicksal hatte ihn, was Wärme und Sonnenschein anbetraf, ein bißchen stiefmütterlich behandelt. Es

hatte ihn gewissermaßen auf dem Gewissen, wenigstens zu dem gemacht, wofür man ihn wohl allgemein hielt, für einen etwas schrulligen und wunderlichen Einspänner.

Nun, das konnte ihm ja schließlich auch gleich sein, was die Welt von ihm dachte. Und was Frau Ina von ihm hielt, das stand dahin und mußte er auch zu tragen wissen. Aber daß sie ihn im übrigen trotz ihres Hühnerkrieges nicht gerade für einen Unmenschen hielt, erhellte doch wohl daraus, daß sie ihm ihre beiden Pfleglinge, die ihr so sehr ans Herz gewachsen waren, anvertraut hatte.

Vielleicht war sie ein reiferer Menschenkenner und wußte, daß ein jeder das Produkt seiner Schicksalsführung ist. Er lebte zum Beispiel für seine Tiere, für seine Blumen und Bücher und quälte sich nicht mehr als

nötig um die Welt, wie mancher andere Einsame, der mit zu viel Idealen ins Leben hinausgezogen war und nach mancherlei bitteren Enttäuschungen vom Menschen sozusagen auf den Hund und auf das Tier gekommen war. Aber er war kein Menschenfeind und Griesgram darüber geworden. Er hielt sich nur das Leben, nachdem er aus den Farbwerken seines Schwagers ausgetreten war, ein bißchen vom Leibe und hatte sich in seinem ländlichen Idyll, in das er sich zurückgezogen, so weit auch ganz zufrieden gewöhnt.

Nur etwas mehr Sonne hatte er sich zuweilen gewünscht, milde, wärmende Abendsonne, denn der Frühling und der Sommer waren ja dahin, und der Herbst stand vor der Tür.

Detlev Lorenzen sah dabei nachdenklich auf den weißen Rosenstrauch, den er, einer plötzlichen Eingebung folgend, im Fortgehen für Frau Ina gepflückt hatte. Ein wenig verlegen und selbstironisch sah er darauf nieder. Alte Leute — war man übrigens mit einundfünfzig Jahren wirklich alt? die Frage war schwer zu beantworten — wirken leicht etwas komisch mit einer poesievollen Aufmachung.

Aber es war ihm plötzlich eingefallen: Frau Ina liebte weiße Rosen so sehr, und warum sollte man, wenn man in seinem Garten zufällig eine besonders schöne „Schneeköniginforte“ hatte, einem Mitmenschen

zum Willkommen nicht mal eine kleine Freude bereiten, und wenn man auch einen siebenjährigen Hühnerkrieg mit ihm führte?

In seinen Jahren durfte man auch nachgerade wohl so etwas ohne Bedenken tun. Man war doch über das gefährliche Alter hinaus, wenigstens er, wenn man im übrigen auch noch keineswegs eine schlechte Figur abgab. Von Frau Ina konnte man die absolute Ungefährlichkeit

allerdings schon weniger bestimmt behaupten, zumal nicht, wenn sie eines ihrer duftigen, weißen Sommerkleider trug, die ihr so vorzüglich standen. Und wenn ihr dann gar noch ein feines Rot in die Wangen stieg, dann konnte sie fast aussehen wie ein junges Mädchen, nur viel reifer und durchgeistigter.

Und das war es auch heute. Frau Ina errötete tatsächlich, wenn auch nur ein klein

wenig, als er sie am Bahnhof empfing und ihr zum Willkommen den duftenden Strauß überreichte.

Wirklich famos sah sie aus in ihrem lichtgrauen Seidenmante und dem schwarzen Strohhut mit dem weißen Fliederblütenkranz. Mit einer leichten Verlegenheit bedankte sie sich und erkundigte sich dann ein bißchen übereifrig nach den Kindern, die er absichtlich nicht mit zum Empfang genommen hatte.

Die deckten unterdes mit Hilfe der alten Kathrine im Garten den Kaffeetisch, und die kleine Rosmarie hatte in rührender Fürsorge und ganz aus eigener Erfindung zum Empfang der lieben Pflegemutti um die Torte, die er aus der Stadt hatte kommen lassen, und um Frau Inas und seine Tasse kleine reizende Kränze aus weißen und roten Marienblümchen geflochten.

Umständlich und gewissenhaft berichtete er, indes er an ihrer Seite über die stille Waldchauffee ging und ihre kleine Reisetasche trug. — Genau vier Minuten hatten stets die Eier gekocht! Und die Milch war ihnen ausgezeichnet bekommen. Sechs und acht Pfund hatten sie zugenommen. Und die Schlafzimmersenster standen auch immer spertangelweit offen. Und was die „verrostete“ Liebe betraf, so hatte er sich wenigstens alle erdenkliche Mühe gegeben und —



Der Durchbruch in Ostgalizien: Eine von den Russen in Brand gesteckte Häuserreihe im eroberten Tarnopol.

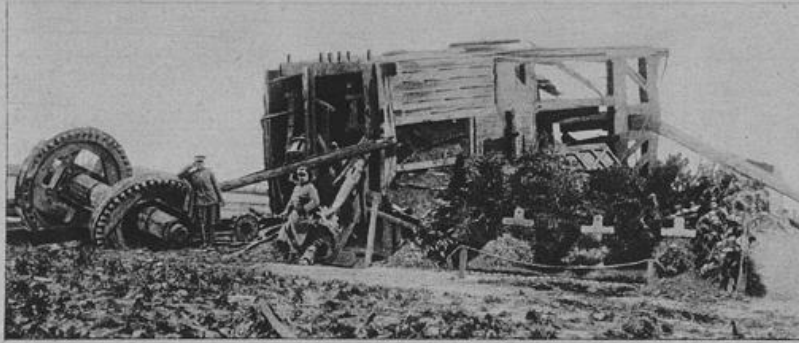
BUFA.



Im eroberten Tarnopol: Erbeuteter russischer Mörser am Bahnhof der Stadt.

BUFA.

Frau Ina lachte belustigt, aber plötzlich wurde sie wieder sehr ernst. „Ich danke Ihnen von Herzen,“ sagte sie warm. „Ich wußte ja, daß die Kleinen nirgend besser aufgehoben sein konnten!“ Er verbeugte sich ein wenig ironisch. Sie aber beachtete es nicht. „Sie sind mir nun mal ans Herz gewachsen, die kleinen Waisen, mehr als ich wußte,“ fuhr sie fort. „Das merkt man erst, wenn man sich nicht mehr um sich hat. Mein Leben hatte durch ihr goldiges Lachen doch wieder Inhalt, wieder Licht und Wärme bekommen.“ — Sie sah an ihm vorüber in das Grün der Waldbäume. „Denn es



Umgefloßene belgische Windmühle bei Ypern. Phot. Leipz. Presse-Büro.

war leer bis dahin,“ sagte sie leise, und es war, als zitterte ihre Stimme. „Wie manch einer hielt wohl nicht dem Leben bittend die Hände hin, aber es legt nun mal nicht jedem etwas hinein oder nicht das, wonach er sich sehnt.“ —

Detlev Lorenzen lauschte ihr bewegt. Nie hatte er bislang Frau Ina von dieser Seite kennen gelernt. Was wußte er überhaupt von ihr und sie von ihm? Daß sie mit einem vermögenden Großkaufmann verheiratet gewesen, wie's schien, nicht übermäßig glücklich in einer kurzen kinderlos gebliebenen Ehe, und daß sie sich nach dem Tode ihres Gatten hier in der Heimat in dem idyllischen Walddorf ein kleines Eigenheim erkundete, das war so gut wie alles.

Er hatte bislang geglaubt, sie sei eine Lebensmeisterin in ihrer heitern harmonischen Wesensart. Und nun sprach sie von Leere. Genau wie er. Von Sehnsucht nach Sonne, bedeckte schmerzvolle Tiefen auf. —

„Und gerade durch die Trennung bin ich mit mir ins Reine gekommen,“ fuhr sie fort, „bin ich zu einem Entschluß gelangt. Noch steht man freilich auf des Lebens Höhe, aber der Abend naht. Ich kann und will mich daher künftig nicht mehr von den Kindern trennen und sie aufs neue einem ungewissen Schicksal überlassen. Ich möchte zudem auch etwas Dauerndes für das Vaterland tun und sprach daher gestern auf der Durchreise bereits mit meinem Anwalt, — ich werde so bald wie angängig die kleinen Waisen als eigen annehmen. Sie sollen meine Abendsonne werden.“ —

Dr. Lorenzen verlor urplötzlich seinen Klemmer, was immer geschah, wenn er heftig erregt wurde.

„Gnädige Frau,“ sagte er und blieb mit einem Ruck mitten auf der Waldchausee vor ihr stehen, „was Sie da eben sagen, geht nicht! Das ist 'ne Kateridee!“

„Aber, Herr Doktor, erlauben Sie mal,“ erwiderte sie lächelnd und verwundert, „warum sollte denn das nicht gehen? Ich habe zum Glück ausreichendes Vermögen, bin unbescholten, bin sogar noch beträchtlich mehr als die erforderlichen achtzehn Jahre älter als die Adoptivkinder, nur daß ich leider —“

Dr. Lorenzen sah sie triumphierend an. „Nur daß Sie noch nicht das vorschriftsmäßige fünfzigste Lebensjahr hinter sich haben! Oder möchten Sie das behaupten?“

„Allerdings,“ gab sie etwas kleinlaut zurück, „das ist es ja leider, es fehlen noch etliche Jahre daran. Aber mein Anwalt meinte —“

„Gnädige Frau,“ sagte er, „die Meinung Ihres Anwaltes kann hier gar nicht in Betracht kommen, und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil ich die Kinder annehmen werde!“ —

„Sie?“ stieß sie heraus, — nichts weiter, denn ihre Verwunderung und Bestürzung waren zu groß.

„Jawohl, gnädige Frau,“ wiederholte er betätigend, „ich, Ihr Nachbar Dr. Detlev Lorenzen. — Sie haben

sich nicht verheißt! Auch ich war ausgerechnet gestern bei meinem Anwalt, um dieserhalb Rücksprache mit ihm zu nehmen, und ich bin bereits fünfzig Jahre alt, sogar ein Jahr, drei Monate, zwei Wochen und fünf Tage älter als erforderlich. Auch ich habe ebenfalls noch nicht im Zuchthaus gefessen, habe gleichfalls genügendes Vermögen und —“

„Ist das Ihr Ernst?“ fragte sie und war ganz blaß geworden.



Das deutscherswärts zurückeroberte St. Julien.

Phot. Leipz. Presse-Büro.

„Gnädige Frau“ erwiderte er, „sehe ich etwa aus wie ein Spatzvogel? So gern ich Ihnen selbstverständlich sonst in allem den Vorrang ließe und ja auch Ihre Vorberechtigung vollkommen anerkenne, aber ein ganz klein wenig Anrecht habe ich doch schließlich auch an dem Besiz der kleinen Kriegswaisen! Und mein Leben war auch bislang sonnen- und wärmelos. Aber davon abgesehen, — ich bitte Sie, Frau Ina,“ sagte er eindringlich und sah ihr ins Gesicht, „was wollen denn auch Sie sich schon für zeitlebens so weittragende Verpflichtungen auferlegen — ich meine, so ohne männliche Rückenstärkung?“

„Und Sie, Herr Doktor,“ fragte sie, mit dem Versuch zu lächeln, obgleich ihr ein paar blühende Tränen an den Wimpern hingen, „wie steht es mit Ihnen? Bieten Sie denn als Mann und Junggehilfe für die Erziehung, besonders eines heranwachsenden jungen Mädchens etwa bessere Gewähr, so ohne jede geeignete weibliche Beihilfe? Meinten Sie doch kürzlich noch selber, daß Sie so gut wie nichts davon verständen und sich zur Annahme einer Hausdame nun und nimmer entschließen könnten! Ach — wenn wir die Kinder entscheiden ließen.“ —

„Nein, gnädige Frau,“ meinte er eifrig, „darauf wollen wir es

reiten möchte! Es muß sich da eben ein Ausweg finden lassen. Und es gäbe auch wohl einen,“ setzte er nach einer kleinen Pause leise hinzu, „aber — ich befürchte nur — und weiß nicht, wie Sie darüber denken würden —“

„Nun?“ fragte sie leise mit einem schmerzlichen Lächeln, als er zögernd schwieg.

„Frau Ina,“ ermannte er sich, indem er sich zu ihr niederbeugte — „wie wäre es zum Beispiel, wenn ich Ihnen nun doch das Vorrecht ließe und Sie dafür, sobald es möglich ist, statt zwei, gleich drei — ich meine — wenn Sie, da Sie doch einmal beim Adoptieren sind, auch mich noch mit für eigen annehmen



Verwundete Franzosen und Russen in einem deutschen Lazarett bei Sedan.

BUFA.

lieber nicht antommen lassen, es könnte doch zu meinen Ungunsten ausfallen!“

„Wir beide bringen uns nun mal kein Glück,“ fuhr sie fort, „bereiteten uns von jeher ungewollt nur Kummer und Verdruß!“

„Aber doch lediglich mit den vermaledeiten Hühnern, gnädige Frau!“ erwiderte er. „Sonst doch noch nie!“

Er hatte plötzlich ihre Hand erfaßt. „Meine liebe, verehrte Frau Ina, so weinen Sie doch nicht! Hören Sie doch nur, wie wundervoll Ihnen die Golddrossel und die Nachtigall ein jauchzendes Willkommen singen!“

„Nein,“ sprach er weiter und hielt ihre Hand noch immer umfaßt, „was mich anbelangt, so wäre ich der letzte, der Ihnen Kummer be-

würden, — es wäre ein Aufwaschen!“ — Er hielt einen Augenblick inne, denn jetzt erst wurde er so recht gewahr, wie falsch der Weg gewesen, den beide bisher gegangen. Dann fuhr er fort, nachdem er seine Verlegenheit gewaltsam überwunden hatte:

„Es wäre uns allen geholfen, selbst unsern Hühnern, die Itzgen könnten so viel und wo sie wollten, und wir zwei beide könnten uns gemeinsam in ungetrübtester Eintracht erfreuen am milden Glanz unserer ‚Abendsonne‘.“ —

Er sah sie fragend an. Aber auch Frau Ina schien keinen besseren ‚Ausweg‘ aus diesem Dilemma zu wissen. Wenigstens ließ sie ihm, durch Tränen lächelnd, ihre Hand, und so standen sie noch eine ganze Weile und lauschten auf das, was ihnen im Wald die Drossel und die Nachtigall sangen. —



Türkische Truppen-Abteilung rastet an einer Straße in der Wüste.

Phot. A. Frankl.



Eine Karawane vom türkischen Halbmond auf dem Marsch durch die Wüste.

Phot. A. Frankl.

Nachricht von draußen.

Von Max Prels.

Leise vor sich hinpeisend und mit jener ungeschickten Hast, die fünfzehnjährigen Jungen eigentümlich ist, verließ Franz Binder, die Schulbücher unter dem Arm, die mütterliche Wohnung. Geographie — Mathematik — Latein — Religion — wiederholte er schnell den Stundenplan.

Schritte hallten in dem Treppenhause wider, und Franz, der sich über das Geländer beugte, bemerkte den Briefträger, der langsam heraufstieg.

Der Alte und Franz waren sehr befreundet. Oft genug kam es vor, daß der Gymnasiast ihm weit entgegenlief, wenn er eine jener röstlichen Karten zu erhalten hoffte, die seine Mutter stets mit so großer Sehnsucht erwartete und die aus einem zerstampften und zer-schossenen Erdenfleck kamen, über den der Tod heulend hinwegsaufte.

Mehr als vierzig waren seit jenem Tag eingetroffen, an dem Georg, der Zweiundzwanzigjährige, blumengeschmückt und mit einem Lächeln auf dem Gesicht, vom Südbahnhof abgefahren war. Mehr als vierzig Karten, die nun sorgsam geordnet in einer weißen Schachtel lagen und die die Mutter täglich durchlas, miteinander verglich und zärtlich streichelte, als ob es die Wangen des Älteren wären, der so weit von ihr war — so weit.

„Haben Sie etwas für uns, Herr Tomasberger?“

Es war Franz als ob des alten Mannes Stimme zitterte, als er ihm das schon so oft gehörte: „Nichts, Herr Franz“ zurief.

„Wirklich nichts?“

Der Briefträger wandte den Kopf ab und wollte den Buben an sich vorbeilassen. Der aber ließ nicht loder.

„Ich glaube doch, daß Sie etwas haben. Sehen Sie doch noch einmal nach!“ Flehend klang es. „Herr Franz —“

Der Gymnasiast wurde blaß bis in die Lippen.

„Etwas Schlechtes?“

Der Briefträger nickte unmerklich mit dem Kopfe. Fast riß ihm Franz das Paket mit den Briefen aus der Hand. „Wo —?“

Ganz zu unterst lag eine Feldpostkarte. Die energischen Schriftzüge tanzten wild vor den Augen des Knaben. Er fühlte es kaum, daß der Briefträger ihm zaghaft über das volle, blonde Haar strich. Dann las er die Worte: „Gnädige Frau! Ihr Sohn, Fähnrich Georg Binder — gestern den Heldentod — die Batterie betrauert —“

Franz ließ die Karte sinken. „Mutter —“ flüsterte er.

„Soll ich's der Frau Mutter hinaufbringen?“ fragte der Briefträger, und seine guten, wasserblauen Augen ruhten mit einem mitleidigen Ausdruck auf der schwächlichen, unentwickelten Gestalt des Jungen. Franz sahte nach dem Handgelenk des Alten und preßte es zusammen. „Nein, um Gottes willen, nein. — Sie darf's nicht erfahren. Sie wird es nicht ertragen.“

Er steckte die Karte in die Tasche und stieg langsam die Stufen hinab. Dem Alten kam es vor, als ob der Junge um Jahre gealtert sei, so müde war sein Gang, so schleppend. Lange sah er ihm nach. „Auch einer von den vielen — den vielen —“

Teilnahmslos sah Franz während der Unterrichtsstunden in seiner Bank. Er hörte kaum, was die Professoren sprachen, und als er während des Lateinunterrichts einmal aufgerufen wurde und eine jaß an ihn gerichtete Frage beantworten sollte, starrte er ins Leere und wußte nicht einmal, wovon eben die Rede gewesen war. Abwechselnd rot und blaß werdend, nahm er die tadelnden Worte des Lehrers entgegen. Die letzten Minuten vor dem Läuten der Glocke, das den Unterricht beendete, waren die schwersten.

Es graute ihm davor, seiner Mutter gegenüberzutreten; er fürchtete, sich durch einen Blick, durch eine unvorsichtige Bewegung zu verraten. Er wunderte sich darüber, daß die Sonne so hell scheinen konnte, daß alles, alles so war, wie an den vorhergegangenen Tagen, daß die Linde, die draußen vor dem Fenster stand, so

duftete wie stets, daß alles so grausam rücksichtslos seinen gewohnten Gang ging, während sein Bruder, den er so namenlos geliebt hatte, das nicht mehr sehen würde und nun, wer weiß, wie, in einer tiefen dunklen Grube lag. Mit dem Ellenbogen stieß ihn sein Nebenmann an: „Was hast du denn, Binder, du weinst ja. —“ Mit dem Handrücken fuhr sich Franz über die Augen. Antworten konnte er nicht. — Einige Minuten später stand der Junge klopfenden Herzens vor der Tür, die in seine Wohnung führte, und wagte nicht, auf den Glockentaster zu drücken. In seinem ganzen Leben hatte er sich noch nie so davor gefürchtet, seiner Mutter unter die Augen zu treten. Sie kannte ihn so genau, sie brauchte ihn nur anzusehen und erriet, was in ihm vorging.

Auf den Kopf hatte sie ihm stets alles gesagt: Wenn er eine schlechte Note bekommen, wenn er irgend etwas angefaßt hatte, was er ihr verheimlichen wollte. „Wie durch eine Glaswand siehst du bei mir,“ sagte er einmal im Scherz. Und sie lächelte ihr liebes, mütterliches Lächeln: „Kind — eine Mutter —!“ Und nun — und nun. — Zweimal streckte er die Hand aus, um zu läuten, immer wieder zog er sie schnell zurück, als ob seine Finger sich lodern dem Feuer genähert hätten. Dann gab er sich einen Ruck. Bis die Zähne zusammen: es mußte sein, es mußte. —

Die Mutter sah schon bei dem gedekten Tisch.

„Aber, so spät. — Hast dich wieder herumgebalgt.“ —

Franz schüttelte den Kopf. Er wunderte sich selbst über den heiteren Ton in dem er sagte: „Aber keine Spur, Mutter, der Frischhauf hat nur ein bißel länger geprüft. Ich hab' einen Mordshunger.“ —

Einen schnellen Blick warf er auf die bleiche Frau mit dem frühergrauten Haar. Dann atmete er tief auf: sie merkte nichts. Während der Mahlzeit sprach er viel, tat so, als ob er großen Appetit hätte, und als die Mutter sagte: „Wer weiß, ob es Georg heute auch so gut schmeckt wie dir?“ brachte er es fertig, zu lachen und ihr zu versichern, daß die im Felde draußen mit ganz anderen Nationen rechnen könnten, als die Dageimgebliebenen, daß sie immer Hunger hätten und Georg geschrieben habe, wie gut es ihm beim Militär schmecke. Als das Essen beendet war und die Mutter, wie sie es stets zu tun pflegte, die Karten Georgs vornahm und sie durchlas, vertiefte sich Franz scheinbar in eines seiner Schulbücher, beobachtete aber in Wirklichkeit unausgesetzt die Mutter. Wie sollte er es ihr nur mitteilen, wenn es sich nicht mehr verheimlichen lassen konnte? Wie würde sie die schreckliche Nachricht aufnehmen, wie sie ertragen? Unwillkürlich seufzte er tief auf. Die Mutter sah ihn an. „Was hast du denn, Franz?“ Er fühlte, wie er purpurrot wurde.

„Eine schwere Sache haben wir da aufbekommen. Du glaubst gar nicht, wie der neue Geschichtsprofessor uns hunzt.“ Beruhigt wandte sich Frau Binder wieder der Lektüre der Karten zu. Endlich erhob sie sich, legte die Feldpostkarten behutsam zusammen und ging, nachdem sie den Jungen geküßt hatte, in ihr Zimmer.

Franz horchte auf, bis ihre Schritte verklungen waren. Dann klapperte er das Buch zu, legte die Hände vor die Augen, und ein wildes Schluchzen schüttelte seinen Körper. —

Am Nachmittag ging er mit der Mutter spazieren. Es war ein weicher, verklärter Frühlingstag. Auf den Ringstraßenbänken saßen Soldaten, die sich mühsam dorthin geschleppt hatten und sich nun in der wohligen Wärme behaglich fühlten. Bei der Oper kam Franz und seiner Mutter ein blutjunger, blonder Kadett entgegen. Frau Binder stieß ihren Sohn an: „Wie der Georg siehst er aus. Dieselben roten Wangen, dieselbe Haarfarbe und die großen blauen Kinderaugen.“ Franz nickte. Nur nicht sprechen, nur jetzt nicht sprechend dachte er. Aber die Mutter hatte sich glücklicherweise umgedreht und

dem Kadetten nachgesehen. Wenn sie jetzt in mein Gesicht geblickt hätte, dachte Franz, hätte sie es sehen müssen. — Er biß die Zähne zusammen und würgte das aufsteigende Schluchzen hinunter. „Wir werden in den Stadtpark gehen,“ sagte Frau Binder. „Müßt haben wir schon lange nicht mehr gehört. Das wird uns beiden gut tun.“ Franz zuckte zusammen. „Müßt — heute —. Ich hab’ aber zu lernen, Mutter.“ — „Ganz leise und schüchtern wandte er es ein. „Aber geh’, Franz, du hast ja noch immer am Abend Zeit.“

„Wie du meinst, Mutter.“ Sie sahen auf der Terrasse. Um sie herum heitere, lachende Menschen. In die verwehten Klänge des Orchesters tönte das Klirren der Löffel und Tassen, das vielstimmige Gemurmel der Gäste hinein. Nach Walzern und Märschen erklang plötzlich eine einfache, wehmütige Melodie: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus —“ spielten sie. Das war eines der Lieblingslieder des Bruders gewesen. Oft und oft hatten sie es zweifstimmig gesungen und gepfiffen. Franz preßte die Fingernägel in die Handflächen, um nicht laut aufzuschreien. Ein Offizier, der mit einigen Damen am Nebentisch saß, summite das Lied mit. „Wann i komm, wann i komm, wann i wiederum komm —“ Aber Georg würde nie mehr wiederkommen, nie mehr! — Frau Binder sah Franz an. „Was hast du denn, Bubi, du bist ja so furchtbar blaß? Ist dir kalt? Es ist doch noch nicht Zeit, um im Freien zu sitzen.“

Frau Binder griff nach seinen Händen: „Eistalt. Wir werden gehen.“

Zu Hause angekommen, eilte Franz in sein Zimmer. Er warf sich auf sein Bett und verbaute den Kopf zwischen den Armen. Nur nichts sehen und hören müßte. Nur nichts. Eine halbe Stunde später trat die Mutter herein. „Du hast kein Licht gemacht, Franz? Ich hab’ gedacht, daß du arbeiten müßt.“ Der Bub richtete sich ein wenig auf. „Kopfschmerzen hab’ ich, Mutter; bitte, laß mich allein.“ „Es ist Zeit zum Abendmahl.“ „Ach dank’ schön, ich hab’ wirklich keinen



Oberleutnant Sallé

londete mit seinen Flugzeug hinter den englischen Einien an der Sinaifront, zerstörte Bahnverbindungen und Wasserleitungen in der Wüste und kehrte unbeschädigt zurück.



Offiziersstellvertreter Müller

einer unserer erfolgreichsten Kampfpiloten, dessen 20. und 21. Lufttag im Tagesbericht des Generalquartiermeisters rühmend erwähnt wurde. Phot. Verl. Müller, Göt.

seiner Mutter nach dieser Nacht unter die Augen zu treten; er wußte, daß ihr sein entstelltes Gesicht, seine trüben Augen, die von dunklen Ringen umzogen waren, seinen Seelenzustand verraten würden. Fort — fort nur —! Plan- und ziellos irrte er durch die Straßen. Als der Schuldner um halb acht Uhr die schweren Türen öffnete, huschte Franz schein in das Haus und setzte sich in seine Bank. Endlos kamen

Hunger.“ „Es wird das beste sein, wenn du dich schlafen legst.“ „Ja Mutter, es wird das beste sein.“ Ruhe- los wälzte sich Franz umher. Immer wieder tauchte die Gestalt seines Bruders vor ihm auf, sein Gesicht war so blaß und die Uniform zerrissen. Bilder erschienen vor ihm, eines grauenvoller als das andere, und als er für wenige Minuten eingeschlafen war, quälten ihn schwere Träume.

Als der Morgen aufdämmerte, erhob er sich von seinem Lager. Bebutsam schlüpfte er in seine Kleider, nahm die Schulbücher und verließ die Wohnung. Er spürte, daß er nicht stark genug sein würde, ihm an diesem Tag die Unterrichtsstunden vor. Er konnte es nicht mehr allein tragen, er mußte es doch seiner Mutter sagen. Wie ein Verbecher kam er sich vor: Es mußte sein!

All seine Kraft nahm er zusammen, energisch läutete er an. Die Mutter öffnete ihm selbst. Er sah ihr Gesicht. Ein Schein von Glück war darüber ausgebreitet, wie er ihn bei ihr noch nie gesehen hatte. Wie verklärt stand sie da. In der hoch-erhöhenen Hand hielt sie ein Telegramm. „Von Georg, Franz, von Georg! Er wird bald bei uns sein! Du atmer Junge! Also das war es!“

Franz riß ihr die Depesche aus den Händen: „Infolge eines Fretums wurde ich tol gemeldet. Befinde mich aber sehr wohl. Gehe morgen auf Urlaub. Alles Nähere mündlich. Georg.“ „Mutter!“ Ein unsagbarer Jubel lag in dem Aufschrei des Jungen. Und als ihn zwei weiche Arme umschlangen, wußte er, daß er in seinem ganzen Leben ein ähnliches Glücksgefühl nicht mehr empfinden würde.



Ein Bild von der Verpflegungsstelle des Hauptbahnhofs Düsseldorf.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfener General-Anzeiger

Nr. 35.

Düsseldorf, 1. September

1917.



Mazedonierinnen in ihrer Landestracht.

Nach einer phot. Original-Aufnahme.

den wir in einer Ferne vor dem Verbrennungstod gerettet haben und von Ort zu Ort als kostbarste Bagage mitschleppen. Auch Klaviere sollen die Schlingengrabenluft nicht immer vertragen. —

Sie sind noch so jung, gnädige Frau, Sie sollen fröhlich sein und zukunftstrotzig wie Ihr ganz ergebenster

Fritz G.

* * *

10. Dezember 1916.

Liebe gnädige Frau!

Ihr Brief hat mir so wohl getan. Es spricht so viel Herzensgüte aus all Ihren Briefen, so viel trauliche Fürsorge. Wenn Sie wüßten, liebe verehrte Frau Angela, wie ich nach jeder Feldpost förmlich hungere. Manchmal sind es zehn — zwölf Briefe — von der Mutter, den Geschwistern, Verwandten und Bekannten, die mich mit Liebesbeweisen überschütten — ich lege sie alle zurück, wenn ich jene eleganten, steilen Schriftzüge einer lieben Frauenhand sehe, und meine Hände zittern, wenn sie danach greifen. Ich lese die Briefe immer und immer wieder, weil mein ganzes Sinnen und Denken danach geht.

Dah Sie meinen Wunsch erfüllt und auf Rumpenhagen bei den Meinen waren, Dank, innigen Dank dafür! Mein Mütterchen und die Schwestern schreiben geradezu begeistert von Ihnen und rühmen Ihre Schönheit und die Hoheit Ihres Wesens. Auch Hans-Jürgen hat den Weg in ihr Herz gefunden. Ich küsse ihn im Geist auf die reinen Kinderaugen; sie sollen für mich bitten — — Ich bin für einige Tage abkommandiert in wichtiger Mission — die Schweigepflicht des Soldaten verbietet mir weitere Mitteilung —, nur das eine darf ich verraten, dah ich nach Erledigung meiner Aufgabe drei Tage Heimaturlaub erhielt.

Gestatten Sie, liebe gnädige Frau, dah ich mich bei Ihnen persönlich melde?

Ihn froher Erwartung mit ergebenem Gruße Ihr Fritz G.

20. Dezember 1916.

Liebe liebe Ange, meine süße Braut!

Wenn zwei sich lieben mit Gottesflammen
Geschicht ein Wunder und führt sie zusammen!

Dies Wunder ist geschehen. Auf der langen Rückfahrt habe ich nicht schlafen können, sondern fast immer dem Rhythmus des Zuges gelauscht: Mein Lieb, mein Lieb, mein Lieb! und mir dann unsere Zukunft ausgemalt: Du meine Frau und wir beide zusammen auf sonniger Höhe. Ein Traum von Glück erfüllt meine Seele.

Ich lebe jetzt wie ein Rentner von meinen Erinnerungen. —

Ich sehe mich noch in dem blauweißen Salon, Deiner wartend. Ich stand am Fenster und sah in den Garten hinab, dann ein Schritt und ein leichtes Geräusch, wie wenn ein Gewand über den Teppich schleppt — Angela, Du! Du — so jung, so schlank mit dem goldenen Haar — —

„Gnädige Frau, ich bin gekommen, mich persönlich zu bedanken“ usw. — wie banal klang mir das, aber mein Herz schlug rasenden Takt dazu, als ich die sah, der all mein Denken im Wachen und im Traum galt. Ein jähes Rot war Dir bis in die Schläfen geflammt, bis unter das krause Gelock auf der weißen Stirn, Du wußtest nicht, solltest Du auf mich zuilen oder meinen Gruß erwarten. Wie ein Märchen erschien mir das, was da in holder Verwirrung vor mir stand. — So gaben wir uns die Hand — aber meine Stimme schwankte, als sie die Königin meines Herzens grüßte, als ich mich über Deine Hände neigte, Dir in die Augen sah. — — Wir beide wissen nicht, wie's geschehen, dah Du plötzlich an meinem Herzen lagst, dah ich meinen Mund auf den Deinen preßte. Ich, der grobe, ungeschlachte Bär, hatte ja keine andere Empfindung als das jubelnde Glücksbewußtsein: Sie liebt dich! Und als meine Hände dann über ein blondes Kindertöpfchen glitten, zwei Kinderaugen so voll Staunen an meinen Lippen hingen, die ihm losende Worte sprachen, da preßte ich den Buben so fest ans Herz, dah ich dem kleinen tapferen Kerl sicher weh getan habe.



Aus dem besetzten Rumänien: Beim Müller im Quartier.

Phot. H. Groß.



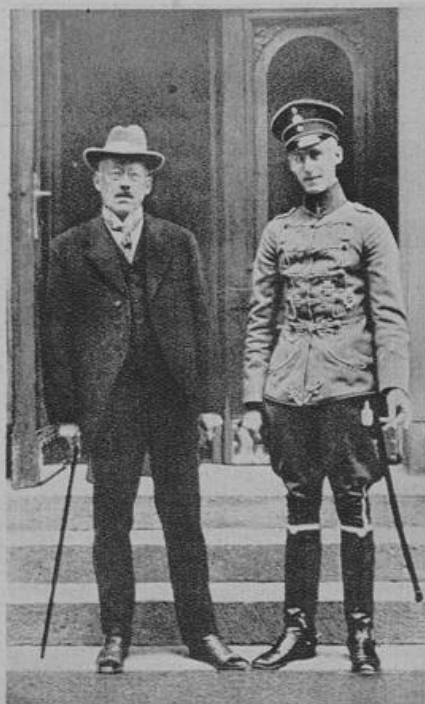
Ein Rheinländer Ritter des Ordens Pour le Mérito:
Oberst Max-Friedrich von Schlehtental,
Kommandeur eines Garde-Infanterie-Regiments.
Der Oberst ist 1868 in Düsseldorf geboren.



Der Direktor des Interniertenwesens in Deutschland,
General Friedrich vom Preußischen Kriegsministerium,
besuchte die internierten Deutschen am Vierwaldstätter See und deren Werkstätten und überbrachte verschiedenen Internierten das Eisene Kreuz.



Graf Johann Heinrich Bernstorff, der neue
deutsche Botschafter in Konstantinopel.
Graf Bernstorff ist 55 Jahre alt. Nach kurzer
militärischer Dienstzeit wurde er Diplomat. Seine
Laufbahn hat ihn nach Belgrad, Petersburg,
dann als Botschaftsrat nach London und 1904 als
Generalkonsul nach Ägypten geführt. 1906 trat
er den Botschafterposten in Washington an.



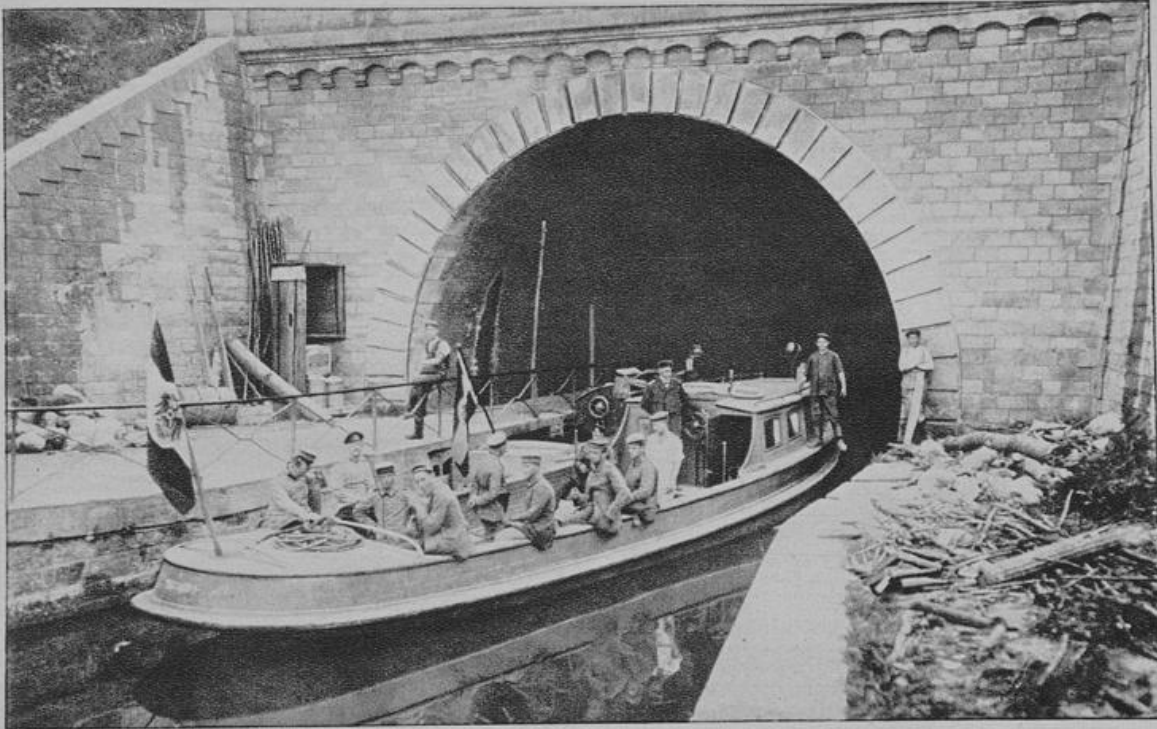
Von Sanden, der bisherige deutsche Gesandte
in Bolivien, mit seinem Sohn, einem unserer
erfolgreichen Fliegeroffiziere.

Phot. Verl. Müllr. Ges.



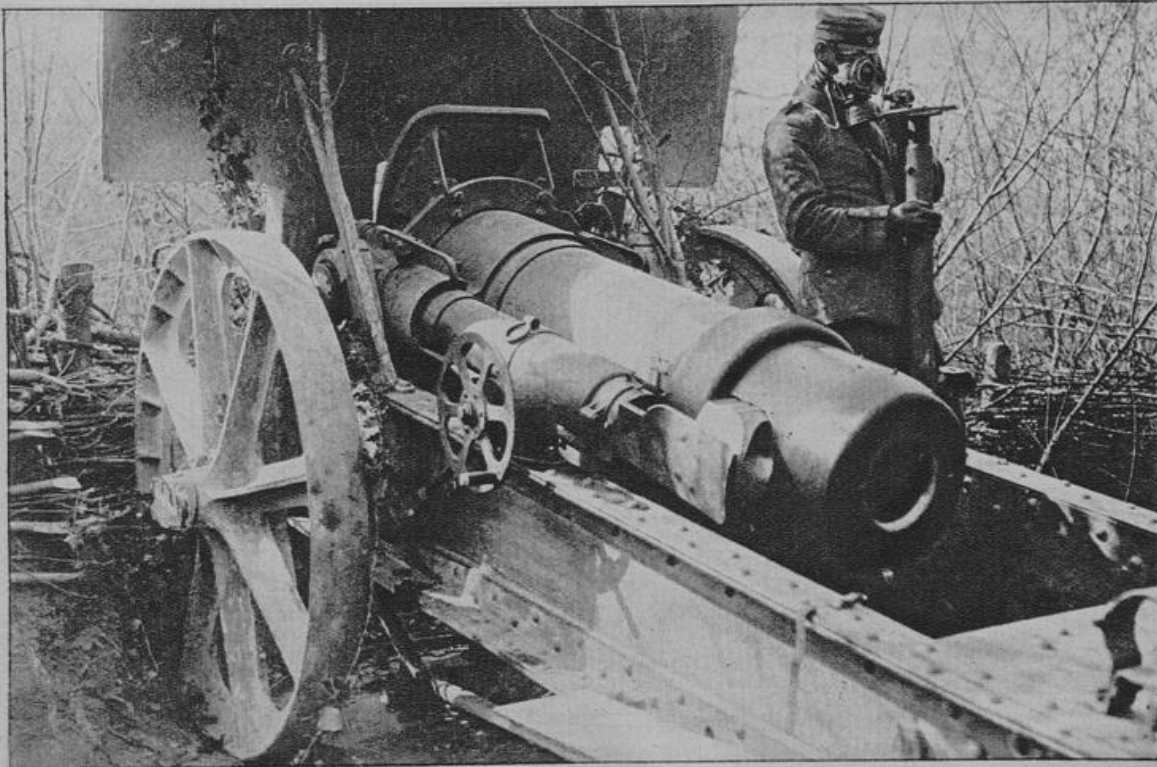
Dr. Alexander Wekerle, der neue
ungarische Ministerpräsident.

Der Nachfolger des aus Gesundheitsrücksichten
aus dem Amte geschiedenen Grafen Esterhazy
wird dem ungarischen Abgeordnetenhaus eine
liberale Wahlrechtsvorlage unterbreiten, die
dualistische Staatsform aufrechterhalten und
die auswärtige Politik unverändert fortführen.



Aus dem Kampfgebiet im Westen: Motorbootsfahrt durch einen Kanaltunnel.

Phot. Gebr. Haeffel



Aus dem Kampfgebiet zwischen Reims und Laon: Waschabender Artillerist mit Gasmaste an einem schweren Geschütz.
BUFA.



Auf dem Vormarsch im Osten: Von den Russen gesprengte Straßenbrücke bei Halicz.

BUFA.

Du willst alles wissen, meine Ange, alles, was mich betrifft, wie ich lebe und was ich erlebe? Meine ganze freie Zeit gehört Dir, da will ich schreiben, und Du, mein Lieb, sammelst die Blätter für unsern Hans-Jürgen.

Gleich heute vormittag hatte ich ein kleines Erlebnis. Wir wurden nach tagelangem Verweilen in den Schützengräben abgelöst. Das kleine Wäldchen, das hinter dem zerschossenen Schloß beginnt, hatte es mir schon lange angetan. Ich ging durch den Schloßpark. Die Geschosse der beiden feindlichen Batterien, mit denen die Unsern Grüße tauschten, sausten hoch über das Wäldchen hinweg. Einzelne Granaten gingen zu kurz, kreppten aber immer noch weit hinter der großen Umfassungsmauer des Schloßparkes.

Ganz nah vor mir leuchteten schon die weißgetünchten Mauern des zerschossenen Treibhauses, in dem noch einige unverfehete

Rosenstämme standen. Ich ging näher und betrachtete mit Wohlgefallen die edlen, einst wohl sorgsam gepflegten Rosenbäumchen, und — o Wunder — an dem einen Stamm blühte eine wundervolle rote Rose, an die sich eine noch geschlossene Knospe schmiegte. Ein süßer Rosenduft kam mir entgegen. Schon streckte ich den Arm aus, um sie zur Erinnerung an diese Stunde, die der Frau meines Herzens galt, zu pflücken, aber da kam's gebeult und gesaut, in der Luft sich zu gräßlichem Rauschen verdichtend, und mit ohrenbetäubendem Geräusch torlelt einer von diesen plumpen Zuderhüten, die nur in der Luft geflügelt sind, in den Teich hinter mir.

Vorläufig brach ich die Rose nicht, denn ich fand mich zehn Schritte seitwärts ohne Helm wieder, über und über bespritzt mit Schlamm, Wasser und Wasserpflanzen.

Wäre der Teich nicht gewesen — — —



General Lihmann, Führer einer Heeresabteilung, reitet auf einer neu geschlagenen Brücke über den Dnjester.

BUFA.

Dann ging ich doch hin und holte mir die Rose, barg aber nur die Knospe an meinem Herzen, ging zu den Hügeln der Kameraden und legte die duftende, vollerblühte Rose dem Unteroffizier aufs Grab. Die Knospe — hier ist sie, Du sollst sie haben. Ich küsse sie, und sie wird Dir die Küsse bringen.

Dein Fröh.

Heiliger Abend 1916.

Meine Ange!

Weihnachten in Feindesland! Ohne Brücke, ohne Steg ist die deutsche Weihnacht wieder zu uns ins heimatferne Land gekommen. Wenn auch mein Herz eine Weile weich werden wollte, so wurde es doch auch mit neuem Opfermut erfüllt, mit neuem Gottvertrauen geweiht, als ich alle die Weihnachtsgrüße und Liebesbeweise aus der

noch ganz frisch und feucht, ich habe mein Gesicht hineingepreßt. Der Kerzenschein der bunten Lichtchen verwandelte das lale Geläch für mich in einen Tempel des Friedens, und ich betete, daß sich die Weihe dieser Stunde segnend auf Dein Haupt herniedererfenne möge, Deine lieben Augen schauen mich an, mir ist's, als ob ihr Blick wie die Sonne über mich herginge.

Angela, wie liebe ich Dich! Wird das dereinst ein glückhaftes Leben werden! Ich drücke Dich an mein Herz. Hörst Du es klopfen? Mein trautes Lieb, sei ruhig. So, wie ich es bin.

Dein Fröh.

Januar 1917.

Ich wohne wieder in einem richtigen Haus, geliebteste Ange, wenn auch die Wände zertrümmert und schwarz vom Rauch sind, aber



Aus dem befreiten Ostgalizien: Der erste Markt in Kolomea nach Vertreibung der Russen.

BUFA.

Heimat empfing. Du, meine Ange, wie soll ich Dir danken? Wie soll ich Worte finden für das, was einziges Leben in mir ist? Ich möchte meine Hände unter Deine Füße breiten, Du mein Sonnenkind!

Wir sind eingeschnitten, geliebteste Ange, überall tiefer, dichter weißer Schnee! Aber keiner von uns ist traurig, keiner müde, obwohl das Vorwärtkommen immer mühsamer wird. Wir hatten seit heute mittag Raft. Am sechs Uhr abends kam das Christkind zu uns. Ein riesiger Weihnachtsbaum brannte zu unserer großen Überraschung im großen Saale der Industrieschule, in der wir einquartiert sind, eine Menge Liebesgaben kam zur Verteilung. Manche Träne wurde heimlich und offen aus den Augenwinkeln gewischt; es mußte mancher harte Mann schlucken, ehe er in das „Stille Nacht, heilige Nacht“, einstimmen konnte.

Ich habe Dein Bäumchen, das Du mit meiner Mutter und den Schwestern aus dem Kumpenhäuser Garten für mich ausgegraben, mit Hans-Jürgens Silbersternchen geschmückt, habe Dein und des Kindes Bild daruntergestellt und so Weihnachten noch einmal still für mich abgefeiert. Die Erde an den Wurzeln des Bäumchens war

sie stehen wenigstens noch, und wir haben ein Dach über uns. Der Mensch gewöhnt sich unglaublich schnell an alles. Am Sylvesterabend hatte der Sturm unsere Hütte umheult wie ein hungriger Wolf den Pferch; durch Ritzen und Spalten blies er seinen kalten Atem in den Raum. An Schlaf war nicht zu denken; die verflammten Finger um die Knie gefaltet und diese dicht an den Körper herangezogen, sahen wir um das dürftig schwelende Feuer. Heller Flammenschein mußte vermieden werden, des Feindes wegen. Aber er ließ uns doch keine Ruhe. Es kam, wie wir es uns gedacht! Spät abends große Kanonade, feindlicher Angriff und blutige Köpfe drüben. Es ist alles gut gegangen. Mitten im Getümmel kam durch mein Telephon die Beförderung zum Hauptmann heraus. Dann haben wir ersten Abschied genommen vom alten Jahr; wir dachten an die Blutopfer, die der grimmige Krieg schon gefordert hat. Es war eine stille Stunde. Als hielte der Sturm den Atem an, um dann noch grimmiger einherzutausen. Aber siegesgewiß blickten wir in das junge Morgenrot des neuen Jahres. Unser zuversichtliches Hoffen gehört dem Siege, unser Wünschen dem Frieden.

Du, mein Lieb, wie stolz bin ich, daß auch ich zu dem festen lebenden Wall gehören darf, den die Leiber unserer Krieger bilden gegen das Wüten unserer Feinde, zu dem Wall, der Euch Dabeimgebliebene sicher schützt und Euch vor dem graußigen Schrecken des Schlachtfeldes bewahrt, der der Heimat traute Dörfer und Städte vor des Feindes Zerstörung schützt. Wie stolz bin ich! — Und wie glücklich, daß ich Dich, Du Einzige, gefunden. Unser Bund, geschlossen in ernster, furchtbarer Zeit, wird alle Stürme überdauern. Wie beruhigend ist für mich der löstliche Gedanke: Dein Lieb ist stets mit heißen Gebeten um dich! Sei getrost und mutig, mein Lieb, so, wie es eine echte Soldatenbraut sein muß. Ich küsse Euch beide, Dich und unsern Goldjungen. Schreibe bald und viel, liebste Ange!

Deinem Fritz.

Im Felde, 29. Januar 1917.

Mein Lieb!

Wir kamen durch ein zerschossenes Dorf. Ein kleiner Bube stand furchtlos am Wege und sah uns staunend an. Ich dachte an unsern Hans-Jürgen, nahm den Knaben auf den Arm, strich ihm sacht über die wirren Locken und küßte ihn —

Nun haben wir uns wieder eingeschaukelt in einem verlassenem Schützengraben. Es kostete harte Mühe, denn der Boden ist gefroren; dazu hatte dichter Schneefall eingeseht.

Heute früh hatten wir einen herrlichen Wintermorgen, klare Fernsicht. Die Aisne war wie ein seidenes Tuch, auf das die Sonnenstrahlen flimmernde Streifen und goldene Punkte stießen. Links von uns ist eine kleine verschneite Anhöhe; dort hat sich unser Segner verschanzt. Schon sausen von dort her die ersten Schrapnelle, die heulenden Granaten. Knapp neben mir wühlte sich so ein Ungetüm tief in den Erdboden und überschüttete uns mit Steinen und Erdstücken — ein Blindgänger. Nicht mehr zu Hunderten, zu Tausenden wirft der Feind die Geschosse in die Nähe unserer Schützengräben. Die feindliche Artillerie sorgt dafür, daß wir immer frische Fische haben. Wenn sie unsere Fähren mit ihren Geschossen sucht, fällt sehr oft ein solches in die Aisne; es entstehen jene wunderbare Fontänen, die man oft auf Seeschlachtbildern sieht, und als Nebenerscheinungen treiben die toten Fische ans Ufer.

Mein Lichtstumpfen ist am Verlöschen. Ich nehme schnell noch — leider nur in Gedanken — Deine weißen Hände und presse ungezählte Küsse darauf.

Ich denke Deiner voll Sehnsucht und Innigkeit.

Dein Fritz.

Im Felde, Februar 1917.

Mein Lieb!

Wieder hatten wir Märsche, Märsche, Märsche! Wir hatten Raft in einer alten Kirche. Auf den Marmorfliesen liegt Stroh, eifig kalt ist's in dem hohen, weiten Raum. Unser Peter, wie er jetzt allgemein heißt, hat wieder rührend für mich gesorgt, schob mir ein weiches Federkissen unter den Kopf und breitete eine Wolldecke über mich, als ich schon halb im Schlaf, erschöpft auf dem dürftigen Strohlager lag. Solt weiß, wo es der gute Kerl aufgetrieben hat. Ihn sieht nichts an, er scheint einen Körper von Eisen und Musteln von Stahl zu haben.

Ich habe heute den inneren Drang, verschiedene Wünsche fest-

zulegen. Erstens: Daß ihr Euch meines treuen Peters annehmt als Dieners, Gärtners oder sonstwie; er ist anständig und bescheiden. Zweitens soll mein Jagdhaus mit allem, was drin ist, meiner süßen Braut gehören, ebenso betraue ich sie mit der Sorge für meine beiden Dadel. Aber sei ruhig, mein Lieb, so ruhig, wie ich es bin. Mein bräutliches Herz soll nicht bange werden, sondern hoffen. Hoffen, wie ich, bis die Stunde kommen wird, wo wir unter klingendem Spiel mit wehenden Fahnen, geschmückt mit deutschen Eichenkränzen, einziehen, wenn meine Arme Dich und den blonden Buben ans Herz drücken werden. Dann, Geliebte, wollen wir himmelwärts sehen und dem die Ehre geben, dem sie gebührt: „Ehre sei Gott in der Höhe.“ Diesen gütigen Gott bitten, daß unsere Liebe sonnenstark bleibe wie der junge Tag.

Meine Ange, Du sollst wissen, daß ich Dich liebe mit einer Liebe, die über alles Zeitliche hinausgeht, über alle Welt. In dieser

Liebe lebe und hoffe ich, in dieser Liebe sterbe ich, wenn es sein muß. Ich küsse Dich heiß. Du ahnst nicht, meine Angela, wie zuversichtlich mein Herz ist.

Dein Fritz.

Meine liebe, liebe Ange, Liebling Du!

Ich schreibe, schon auf dem Pferde sitzend, schnell noch einige Worte für Dich —

Ein ehrenvoller Auftrag wartet meiner. Hurra, jetzt gilt's! Der Oberst reichet mir eben die Hand: „Gott schütze Sie, mein lieber G.“ Wenn Männer diese Worte sprechen, so haben sie tiefen Sinn — — — Auf nachher, Ange, mein Lieb — — —

Aus einem Feldlazarett, Mai 1917.

Geliebte!

Der erste Gruß, den ich wieder imstande bin, selbst zu schreiben, gilt heute Dir. Du warst mir auf meinem Schmerzenslager so nahe, Geliebte. Mir war, als hätte ich während der ganzen Zeit Deine Hand in der meinen gehalten.

Wie eine große, uferlose Hoffnungslosigkeit lag das Leben vor mir, weil ich wußte, daß ich als Krüppel Dein blühendes Sein nicht an das meine retten dürfte. Aber seitdem ich weiß, daß ich wieder genesen werde, liegt das Leben vor mir wie der lichte Maien tag.

Ich liege im Freien, im Schatten einer breitästigen Kastanie, deren Blüten sich schon zu entfleieren beginnen, umweht vom Zauber des Frühlings.

Ein eigentümlicher Duft liegt in der Luft, der geradezu etwas Berausches hat, der die Lungen weitet und der Seele Flügel gibt. Lenzluft! O, wie sich doch die Sehnsucht nach Dir und unsern Jungen wie ein reißender Wolf über mich stürzen kann!

Die Augen des Stabsarztes, der mir die ärztliche Erlaubnis zur baldigen Reise in die Heimat gab, erschienen mir in meinem Glück so leuchtend, als hätten sich Sonnenfunken darin gefangen. Ein sonntäglicher Glanz ist in meinem Herzen zurückgeblieben. Ich träume von Bergen, die stolz ihre Häupter zum Himmelszelt erheben, und von grünen Matten, die sich zart und weich zu Füßen grauer Felsen schmiegen.

Bei Dir, meine Ange, will ich glücklich rasten wie ein Wanderer am Ziel, zu dem der Weg weit war. Und nun rüste Dein bräutliches Gewand, Du über alles Geliebte.

Dein Fritz.



Badende deutsche Soldaten am Strande Palästinas.

grüße und küsse Hans-Jürgen — — —

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 36.

Düsseldorf, 8. September

1917.



Auf Patrouille: Fertigmachen einer Meldung.
Aus einer Kriegshundeschule hinter der Westfront.

BUFA.

Das neue Paradies.

Humoreske von Leonore Pany.

Mit einem Ausdruck stiller Befriedigung in den Zügen schob Frau von Fernow die glitzernden Brillantringe an ihre rechte Hand und trat dann noch einmal inspizierend an den großen, zierlich gedeckten Tisch, auf welchem bereits die Teemaschine brodelte. Es war alles in bester Ordnung. Nun mochten sie antücken, die Bekannten und Freunde, welche seit Jahren jeden Montag hier zusammentrafen.

Die trotz ihrer sechsundfünfzig Jahre noch immer stattlich und elegant aussehende Dame lächelte ein wenig nachdenklich, während sie jetzt die Portiere zum Nebenzimmer beiseite schob und das junge Mädchen, welches dort am Schreibtisch saß, heranwinkte.

„Hast du denn schon Toilette gemacht, Ella?“

„Jawohl, Tante!“ Die Angeredete klappte ihr Buch zu, in dem sie gelesen, und trat in den Salon. „Gefalle ich dir etwa nicht, weil du mich so merkwürdig ansiehst?“ fragte sie heiter.

„In der Tat! Diese schmutzigen Hemdblusen und steifen Hals-tragen sind jaust nicht mein Geschmack. Ich finde, sie geben dem Auheren einer Frau so ein männliches Aussehen.“

„Desto besser. Ich trage nie eine andere Fassung und mache mir, wie du ja weißt, nicht das geringste aus dem Urteil der Leute. Oder glaubst du, daß ich auf Eroberung ausgehen will, Tanten? Das wäre wohl ganz gegen mein Prinzip.“

Die alte Dame ließ den goldenen Reifen an ihrem Handgelenk umständlich zuschnappen.

„Du bist also noch immer so ehfeindlich gesinnt?“ bemerkte sie.

„Versteht sich. Jetzt, wo ich mir eine schöne Stellung geschaffen habe, doch erst recht.“

„Nun, da wird es dich freuen, zu hören, daß du heute jemand kennenlernst, welcher deine Ansichten über die Ehe teilt!“

„Bravo, wer ist es denn?“

„Professor Dornhof.“

„Ist er noch jung, dein Professor?“

„Dreißig, denke ich.“

„So. Nun, ich bin begierig, ihn kennenzulernen. Wenn er sonst nett ist —“

„Sehr nett fogar! Man möchte es gar nicht glauben, daß er dem weiblichen Geschlecht so abhold ist.“

„Aber ich meine, es hat geläutet.“

Gleich darauf erschienen ein paar ältere Damen, und Frau von Fernow stellte vor: „Meine Nichte Doktor Ella Berger.“

„Sehr erfreut!“ Mit sichtlicher Hochachtung erwiderten die Damen Ellas nicht allzu tiefe Verneigung. Am den Mund des jungen Mädchens legte sich ein leises Lächeln des Triumphes. Ja, sie war etwas. Aus eigener Kraft hatte sie sich emporgeworben und den Doktorhut erlangt. Sie durfte stolz sein auf sich selber.

Immer neue Besucher, endlich als letzter Professor Dornhof. Frau von Fernow schob ihn zwischen sich und ihrer Nichte ein.

„Sie werden in meiner Nichte eine begeisterte Anhängerin Ihrer Ideen finden,“ sagte sie vergnügt. „Bitte, Ella, gib dem Herrn Professor seine Tasse!“

Ella tat, wie geheißen. „Ihr Fach, Herr Professor?“ examinierte sie dann, ihn scharf ins Auge fassend.

„Mathematik. Und das Ihrige, gnädiges Fräulein?“

„Philosophie,“ sagte sie mit Würde.

„Ein sehr interessantes Gebiet. Etwas dunkel zwar —“

„Wie so dunkel?“

„Nun, ich meine, die Philosophie gehört zu jenen Wissenschaften, welche für das reale Leben den wenigsten Wert besitzen.“



Aus dem besetzten Gebiet im Westen: Einheimische Bevölkerung vor einer Milch- und Mehlaußgabe-stelle in einer kleinen Provinzstadt.

Phot. Verl. Müller, Berl.

Ihre Frauen zogen sich zusammen.

„Gestatten Sie mir, zu widersprechen,“ bemerkte sie lächelnd. „Die Philosophie ist die Wissenschaft des reifen Denkens, und nur ein reif denkender Mensch vermag sein eigenes, sowie das Handeln anderer richtig zu beurteilen.“

„Immerhin müssen Sie zugeben, daß gerade bei unsern bedeutendsten Philosophen die Lebensrechnung übel gestimmt hat. Nietzsche hat seiner Weltklugheit den Verstand geopfert, und Schopenhauer ging einsam und freudlos durchs Leben, so einsam, daß selbst in seiner Todesstunde niemand bei ihm war als sein Pudel, welcher —“

„Atma hieß —“

„Sehr gut, ich sehe, Sie sind orientiert. Man könnte also recht gut diesen Pudel als Symbol von Schopenhauers Wesenheit hinstellen und —“

Lachend hielt sich Ella die Ohren zu. „Hören Sie auf damit, Herr Professor! Wir würden, wenn wir diese Debatte weiter ausspinnen wollten, sicher zu streiten anfangen, und ich bin friedliebend bis zum Äußersten. Viel mehr interessiert es mich, von Ihnen zu erfahren, warum Sie — meine Tante hat mir nämlich schon verraten, daß Sie ein absoluter Feind unseres Geschlechts sind.“

Er lächelte.

„Nur bis zu einer gewissen Grenze. Aus der Vogelperspektive betrachte ich mir schöne Frauen recht gern.“

„Aha. Aber von der Ehe wollen Sie flüchtig nichts wissen? Warum, wenn man fragen darf?“

„Aus einem sehr einfachen Grunde: weil die Ehe Beschränkung der persönlichen Freiheit bedeutet.“

„Jetzt haben Sie meine vollste Zustimmung! Jawohl, die Ehe ist eine Knechtschaft, und zwar nicht bloß eine körperliche, sondern auch eine geistige. Es ist unwürdig, seinen eigenen Willen blindlings einem fremden unterzuordnen.“

„Ganz richtig. Diese gegenseitige Gebundenheit ist etwas Furchterliches. Wenn man bedenkt, daß ein erwachsener Mensch für jede Stunde, welche er außerhalb des eigenen Heims verbringt, zur Verantwortung gezogen wird, daß er gewissermaßen seinen vorgeschriebenen Stundenplan hat, von dem abzuweichen ihm strengstens verboten ist, so kann man nur jeden bedauern, welcher so unvernünftig ist, sich in einem schwachen Augenblick an die Kette legen zu lassen.“

„Hm, ja, allerdings. Aber immerhin — ein Mann findet trotzdem Mittel und Wege, das allzu straffe Band zu lockern, wenn es ihn danach verlangt. Außerdem bietet die Ehe einem Mann eine gewisse Behaglichkeit und entlastet ihn von einer ganzen Anzahl kleiner Sorgen, welche dann selbstverständlich auf die Schultern der Frau fallen und ohne Murren von ihr übernommen werden müssen. Dafür bedanke ich mich aber. Ich stelle es mir gar nicht vergnüglich vor, von früh bis abends für den hungrigen Magen des geliebten Gatten zu sorgen, und ich glaube auch nicht, daß ich mich je so weit überwinden könnte — Lachs oder Kaviar, Herr Professor? — eine

so wenig geistvolle Beschäftigung auf mich zu laden. Nein, nein, die Freiheit ist und bleibt doch das Schönste! Eigener Herd, Familie — Gefasel! Gibt es zum Beispiel etwas Herrlicheres, als morgens in einem Kaffeehause seine Zeitungen zu lesen?“

Der Professor nickte.

„Ja, das ist sehr angenehm. Wenn man verheiratet ist, darf man zum Frühstück natürlich keine Zeitung lesen. Jede Frau betrachtet es als Rücksichtslosigkeit, wenn man sich in ihrer Gegenwart mit etwas anderem beschäftigt. In dieser Beziehung sind alle Frauen gleich. So, wie sie anwesend sind, tritt alles andere, und wäre es das Wichtigste von der Welt, in den Hintergrund. Es gibt eben Punkte, in denen Mann und Weib sich nie bis zur Vollständigkeit einigen. Glauben Sie überhaupt an die Möglichkeit einer absoluten seelischen Harmonie?“

„Nein,“ erklärte sie mit Entschiedenheit.

„Ich auch nicht. Ganz abgesehen von den Launen und Schwächen, denen jeder Mensch mehr oder weniger unterworfen ist, gibt es auf der ganzen Welt nicht zwei Menschen, deren Verstandesniveau gleich wäre. Entweder ist der Mann im Vorteil oder die Frau.“

Ihre Augen leuchteten.

„Ja, Sie haben vollkommen recht, Herr Professor. Jede Ehe ist eine vertragsmäßig bewilligte Schädigung des andern, in der menschenfreundlichsten Absicht natürlich. Und deshalb sage ich nochmals: Es leben die Freiheit und die frei Denkenden. Prost, Herr Professor!“ Mit einem hellen Lachen stieß sie ihr Glas an das seine.

Eine Stunde später war der Salon geleert. Mit sparsamer Hand verließ die Frau von Fernow die überzähligen Gasflammen, während ihre Nichte Rum und Juder in der Kredenz verschloß.

„Na, du sagst ja gar nichts,“ bemerkte sie mit einem Seitenblick auf das junge Mädchen.

„Was meinst du, Tante?“

„Nun, wie hat dir Professor Dornhof gefallen?“

„Oh, der ist wirklich nett! Ich habe mich famos mit ihm unterhalten. Es ist so angenehm, wenn man mit einem Manne so frisch von der Leber weg reden kann und die Empfindung hat, verstanden zu werden. Morgen früh holt der Professor mich ab. Dann gehen wir zusammen in die Museen.“

„Was du sagst! Nun, da wünsche ich euch recht gute Unterhaltung! Ich hoffe, du nimmst deinen Urlaub nach Kräften aus.“

Pünktlich um die vereinbarte Stunde holte Professor Dornhof seine Begleiterin ab. Frau von Fernow sah mit einem stillen Seufzer beiseite, als sie merkte, daß Ella dieselbe fürchterliche Bluse vom Vortag trug und dazu einen Hut — na — der richtige Doktorhut! Aber sie sagte nichts. Dem Mädels war mit guten Ratschlägen ja nicht beizukommen.

„Ich hätte auch zwei hübsche Sitzplätze für die heutige Opernvorstellung,“ sagte Professor Dornhof, in seine Tasche langend. „Wenn Sie Lust haben, würde ich Sie mit Vergnügen begleiten.“

„Kolossale Lust! Ich liebe Musik leidenschaftlich.“

„Trotz aller Philosophie?“



Die zerstörte Kirche in Uffholz in den Vogesen.

Phot. Verel. Jähr.-Gel.

„Warum?“

„Nun, die Musik ist doch gar kein so ungefährliches Unterhaltungsmittel, indem sie bei den Menschen, je nach ihrer Veranlagung, Stimmungen auslöst, welche recht wohl mit dem nüchternen Verstande in Konflikt treten können.“

Sie lachte heiter.

„Oh, damit hat's bei mir keine Not. Ich gehöre nicht zu denen, welche im Theater ihre Tücher an die Augen pressen, sondern genieße alle Kunst ganz objektiv, rein sachlich vom Standpunkt des Schönen aus.“

Als sich Ella am Abend für die Oper ankleiden ging, folgte Frau von Fernow ihr ins Zimmer.

„Du wirst doch wohl etwas Hübscheres mithaben als diese Bluse hier,“ sagte sie, als Zeichen des Abscheus mit ausgespreizten Fingern auf das verfeimte Kleidungsstück deutend, welches das junge Mädchen am Leibe hatte.

„Gewiß, ich habe noch drei andere Blusen mit.“

ausstieß, lächelte sie überlegen. Gewaltig drängte die alte Dame sie vor den Spiegel.

„Viel zu jugendlich,“ erklärte Ella.

„Wie alt bist du denn?“

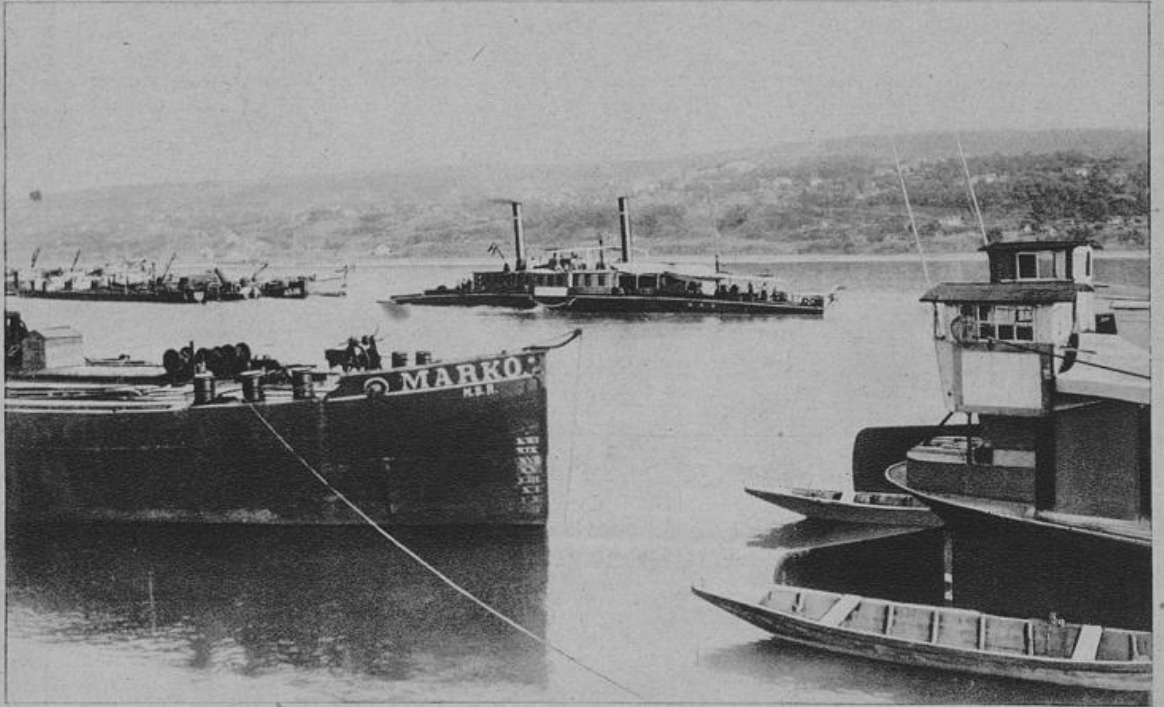
„Fünfundzwanzig. Und für eine Doktorin der Philosophie ist so etwas“ — sie zerrte nicht gerade liebevoll an der Spitzen-garnierung — „überhaupt lächerlich.“

„Unsinn! Deiner Philosophie wird diese Bluse, welche dich so entzündend kleidet, sicher keinen Eintrag tun. Also tu mir die Liebe und behalte sie an, ja?“

Ella seufzte tief auf. „Meinetwegen,“ nickte sie ergeben, „und verzeihe, wenn ich dir für das schöne und jedenfalls sehr kostbare Geschenk nicht so danke, wie du es verdienst.“

„Na, wie war's gestern?“ fragte Frau von Fernow, als sie am nächsten Morgen Ellas Zimmer betrat.

„Prächtig war es! Wir hatten aber auch sehr gute Plähe.“



Ausblühendes Wirtschaftsleben im besetzten Gebiet Rumäniens unter deutscher Verwaltung:

Starker Schlepperkehr — meist Getreideschiffe — auf der Donau bei Rahowo.

BUFA.

„Aber doch nicht alle nach diesem Schnitt?“

„Selbstverständlich! Ich sagte dir ja schon gestern, daß ich keine andere Fassung trüge.“

„Das ist ein recht uneinseitiges Vorurteil. Für den Sport mag so etwas ja recht praktisch sein, aber für Theater und Konzerte zieht man sich doch besser an. Ich wollte dich vor deiner Abreise mit einer Kleinigkeit beschenken und habe zu diesem Zweck eine Bluse gekauft, welche dich sicher kleiden wird. Vielleicht willst du sie aber, nachdem du, wie ich sehe, so übel ausgerüstet bist, schon heute tragen. Es wäre mir eine große Freude.“

Mißtrauisch blickte das junge Mädchen auf das duftige Etwas aus weißer Gaze und Spitzen, das vor ihren Augen der Papierhülle entstieg. „Und das soll ich anziehen?“ fragte sie ungläubig.

„Ich denke.“

„Die Bluse wird mir sicher zu weit sein.“

„Keine Spur. Es ist deine Nummer.“

„Na denn, in Gottes Namen, probieren kann ich sie ja.“

Mit sichtbarem Widerstreben ließ sich Ella von der Tante die Bluse zuhaken, und als Frau von Fernow einen Ruf des Entzündens

„Und da wolltest du in der greulichen Bluse —“

„Pah, das hätte mich gar nicht geniert. Abtrübselt dich Professor Dornhof zu deinem Geschmack gratulieren. Wie kindisch so ein Mann doch zuweilen sein kann. Er war entzückt von meiner Bluse und hielt es schließlich für nötig, meinen Armel zu befühlen, um zu ergründen, aus was für Stoff sie eigentlich gemacht wäre. Na, da gab ich ihm aber eins auf die Hand, daß es klatschte!“

Sie lachte und ließ den Kamm, mit dem sie ihr reiches, üppig gelocktes Haar bearbeitete, einen Moment sinken.

„Für das Schöne beim weiblichen Geschlecht scheint der Professor trotz aller Abneigung gegen uns einen recht lebhaften Sinn zu haben. Vor uns sah zum Beispiel ein bildhübsches Mädchen mit einem fast klassischen Gesicht und ganz modern frisiert, und da meinte er, wenn ich mich so frisierete, müßte ich der Dame täuschend ähnlich sehen.“

„Nun, das könnte man ja versuchen.“

„Lachhaft! Du weißt doch, wie ich über derlei Stumpfsinn denke. Aber schließlich, wenn du es wünschst — den Spaß kann ich dir ja machen. Die Sache ist höchst einfach. So und so — was sagst du?“



Aus dem befestigten Serbien: Am Brunnen in Üsküb.

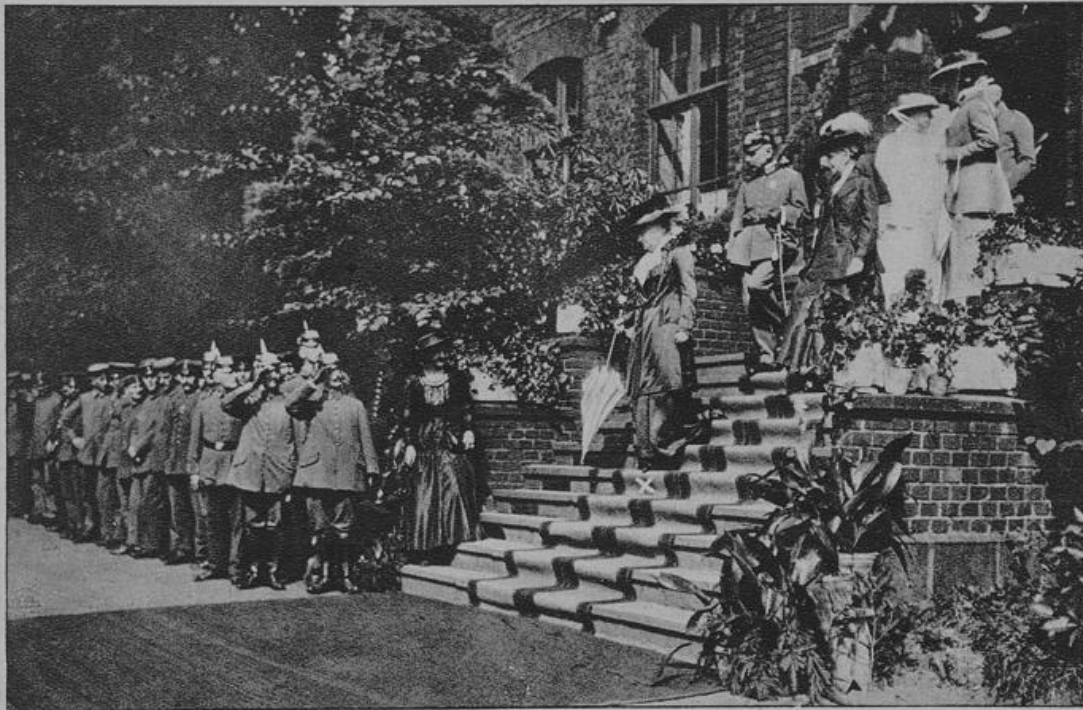
Frau von Fernow trat prüfend hinzu.
 „Professor Dornhof hat ganz richtig geurteilt,“ meinte sie.
 „Finde ich nicht. Aber sie ist bequem, diese Frisur. Ich werde sie also vielleicht tragen, obwohl sie mir ganz und gar nicht gefällt.“
 Zehn Minuten später erschien Ella fertig angezogen, den Hut auf dem Kopfe, im Speisezimmer, wo Frau von Fernow den Kaffee eingoß.
 „Du gehst aus?“ fragte diese erstaunt.
 „Verzeih, Tantechen, ich vergaß, dir zu sagen, daß ich nicht daheim frühstücke. Du darfst nicht böse sein, Tantechen, aber ich bin so daran gewöhnt, zugleich mit dem Morgentaffee meine Zeitungen zu genießen. Und dann — Professor Dornhof will auch hintommen. Wir haben nämlich unser Gespräch über die Ehe noch lange nicht erschöpft und schnitten gestern im Theater eine neue, sehr interessante Frage an, welche wir nicht weiter erörtern konnten, da gerade der Vorhang in die Höhe ging. Nun müssen wir sie natürlich heute fortsetzen.“
 Als Ella das Kaffeehaus betrat, sah der Professor schon an einem Eßtischchen und streckte ihr mit herzlichem Gruß die Hand entgegen.
 „Willkommen, edle Bundesgenossin!“
 „Guten Morgen, Herr Professor! Sie haben doch hoffentlich nicht mit dem Frühstück auf mich gewartet?“
 „Selbstverständlich habe ich das. Aber wie ich sehe, sind Sie heute anders frisiert.“
 Ella schob unwirsch den Stuhl zurück.
 „Ihre Augen sind merkwürdig fein für einen Frauenhasser. Ja, ich bin anders frisiert, und zwar auf Wunsch meiner Tante, welche mit meinem Äußern gar nicht zufrieden war. Na, und ich habe ihr eben die Freude gemacht —“ Etwas hastig und verlegen ließ sie sich ihm gegenüber nieder. Er betrachtete sie noch immer.
 „Ich habe nicht zuviel gesagt, als ich behauptete, daß diese Frisur Sie reizend heiden würde.“

Ella bligte ihn zornig an.
 „Herr Professor, wenn Sie jetzt nicht bald die dumme Frisur in Ruhe lassen, ziehe ich ab. Wir wollten ja doch unsere gestern angeschnittene hochbedeutende Frage einer genaueren Prüfung zuführen und waren eben bei dem Fazit angelangt, daß unter gewissen Voraussetzungen die Institution der Ehe, welche sich nun einmal nicht aus der Welt schaffen läßt, auf eine würdigere Basis zu bringen wäre.“
 „Womit wir gewissermaßen das Kapitel die Ethik der Ehe eingeleitet haben.“
 „Ganz richtig. Aber wie — darf ich Ihnen ein Brötchen streichen, Herr Professor?“
 „Danke, danke, ich nehme nie Butter zum Kaffee, aber allerdings, wenn einem etwas so appetitlich und mundgerecht angeboten wird —“
 „Sie können noch ein Brötchen haben, wenn Sie wünschen.“
 „Nein, nein, ich möchte Sie nicht ohne Not zur Materie herabziehen.“
 „Ach so!“ Sie lachte hell auf, während sie ihm, ohne von seiner Abweisung Notiz zu nehmen, das müde Gebäck auf die Tasse legte.
 „So ganz unerfahren und unpraktisch bin ich ja doch nicht in wirtschaftlichen Dingen,“ scherzte sie. „Ich erkenne es zum Beispiel ganz gut, daß dieser Kuchen hier sitzengelassen ist wie ein übel vorbereiteter Prüfungsandidat.“
 „So. Aber wissen Sie auch warum?“
 „Dafür gibt es zweierlei Möglichkeiten: Entweder hat ein schlechter Gärungsprozeß stattgefunden, oder der Brutapparat, wollte sagen, der Kochherd, hatte nicht die richtige Temperatur. Um aber auf die Ehe zurückzukommen, ich meine, es wäre am besten und wirksamsten, ein Buch zu schreiben —“
 „Ähnlich dem Rousseauschen Emile, ja, Sie kennen doch —“



Schüler höherer Lehranstalten aus Westdeutschland zur Erholung in der Schweiz.

100 Düsseldorfer Schüler verbringen ihre Ferien in Wolfenschießen (Kanton Unterwalden), 525 m über dem Meer. Neben gemeinsamen geistigen Ausflügen wird auch Sport wie Schwimmen usw. betrieben, alles unter Beaufsichtigung begleitender Lehrer und unter Leitung des Herrn Professors Schwenter vom Kgl. Hohenzollern-Gymnasium in Düsseldorf. Bei Ankunft der Schüler wurde ihnen durch internierte Deutsche, die patriotische Lieder vortrugen, ein herzlicher Empfang bereitet.



Vom jüngsten Besuche der Kaiserin in Westdeutschland: Ankunft der Kaiserin im Kgl. Reservelazarett der Diaconissenanstalt Kaiserswerth.

Sonderaufnahme von Hofphotograph Julius Söhn, Düsseldorf.
Hinter der Kaiserin (X) Sanitätsrat Dr. Becker, Frau Oberpräsident von Rheinbaben, Gräfin von der Schulenburg, Gräfin Keller

„Natürlich. Rousseau war ja eines meiner Prüfungsthemen. In diesem Buch mühte also an einem einzelnen Menschenpaar demonstriert werden, wie man heiraten muß, um einander nicht zu unterdrücken, sondern glücklich zu machen. Ich würde dieses Buch mit Vergnügen schreiben, und ich habe auch schon einen Titel dafür: Das neue Paradies.“

Der Professor lächelte.

„Alle Wetter, das klingt ja riesig verheißungsvoll! Aber wird dieses neue Paradies von der Durchschnittsmasse auch verstanden werden?“

„An die Durchschnittsmasse habe ich eigentlich nicht gedacht.“

„Aun, wenn das Buch seinen Zweck erfüllen soll, muß es doch für die Allgemeinheit geschrieben sein.“

„Gut, schreiben wir es also für die Allgemeinheit. Das hindert aber nicht, daß wir als Musterhepaar zwei auf gleicher Kulturhöhe befindliche Menschen wählen.“

„Zum Beispiel Sie und mich,“ lachte er.

Sie errötete flüchtig.

„Meinetwegen,“ lachte sie dann ebenfalls. „Ich will sogar großmütig Ihnen das geistige Übergewicht zugestehen.“

„Das ist nicht notwendig.“

„Bitte, Sie sind der Mann. Es wäre eine Schande, wenn Sie mit nicht über wären, und darüber, daß es keine absolute Verstandesgleichheit zwischen zwei Menschen gibt, haben wir uns ja bereits geeinigt.“

„Stimmt. Wir heiraten also —“

„Herr Professor, wenn Sie die Sache ins Lächerliche ziehen wollen —“

„Im Gegenteil, mir ist ganz ernsthaft zumute. Was also sehen Sie als Vorbedingung für eine glückliche Ehe?“

Sie blickte ihn prüfend an.

„Fürs erste fordere ich, daß jeder Teil über den Verbrauch seiner Zeit verfügen kann, ohne darüber Rechenschaft abzulegen.“

„Eine sehr gewichtige Forderung. Glauben Sie, daß dieses Versprechen gehalten würde?“

„Herr Professor, wenn ich etwas verspreche, so halte ich es auch!“

„Oh, davon bin ich überzeugt. Aber nicht alle besitzen eine so tapfere Seele wie Sie, und es kann recht wohl eine Stunde kommen, wo Elsa ihren Lohengrin fragt, wo er sich denn so lange veräußt habe, daß mittlerweile die für das Nachessen bestimmten Bratwürstchen plagen mußten.“

„Sie sind vortrefflicher Laune, wie ich sehe.“

„Ja, ich weiß selbst nicht, warum ich heute so lustig bin.“

„Da ist es vielleicht besser, wenn wir dieses nichts weniger als oberflächlich zu behandelnde Thema auf ein andermal verlegen.“

„Keine Idee, wir können doch nicht auf halbem Wege stehenbleiben! Nehmen wir also an, Elsa wird ihren Lohengrin niemals befragen. Damit ist der Glückszustand einer Ehe aber noch lange nicht begründet.“

Sie dachte nach.

„Gegenseitiges Vertrauen bis ins Kleinste,“ sagte sie sinnend.

„Ja, das ist schön. Und dann —“

Sie beugte sich vor und sah ihm mit feierlichem Ernst ins Gesicht.

„Eine offene Tür! Nicht weil das Geseh dich bindet, sondern weil du mich liebst, sollst du bei mir bleiben bis ans Ende. Willst du gehen, gut, du bist frei! Meinen Sie nicht, daß solch eine offene Tür besser schließt als ein eisernes Tor mit sieben Schlössern?“

Er schaute bewundernd in ihr heißes, erregtes Gesicht.

„Ich applaudiere Ihnen. Unter solchen Voraussetzungen mag die Ehe sogar ein Vergnügen sein.“

„Zumindest erträglich. Aber wir wollten ja nach Schönbrunn. Wenn es Ihnen angenehm ist, so brechen wir auf.“ — — —

Die vierzehn Tage Urlaub, welche Ella Berger bei ihrer Tante verbringen wollte, verstrichen wie im Flug. Als jedoch Frau von Fernow

zu einer Verlängerung der Frist drängte, schüttelte das junge Mädchen heftig den Kopf. „Es geht nicht, Tante!“

„Das sehe ich nicht ein. Du hast doch Ferien. Aber es ist dir wohl schon langweilig bei mir.“

„Langweilig? Ach nein, im Gegenteil.“

„Nun, so bleibe doch! Professor Dornhof wird sich gewiß freuen, noch ein Weilchen deine Gesellschaft zu genießen.“

„Möglich. Ich habe ihm aber schon gesagt, daß ich morgen abreise. Er kommt heute abend her, sich zu verabschieden.“

„Du bleibst also fest?“

„Ganz fest!“

Frau von Fernow bewegte nachdenklich den Kopf.

„Dann mußt du einen bestimmten Grund dafür haben,“ sagte sie.

„Was für einen Grund sollte ich denn haben?“

Abends, als Frau von Fernow eben in der Küche die Anordnung zum Nachtessen traf, kam der Professor. Er trug einen mächtigen Blumenstrauß, welchen er Ella mit einer feierlichen Verneigung überreichte.

Als sie die Hülle davon ablöste, lächelte sie.

„Lauter weiße Rosen! Das ist ja das reinste Brautbukett!“

„Allerdings. Finden Sie es nicht geschmackvoll?“

„Sehr sogar!“

„Nun, das freut mich, daß es Ihnen gefällt. Sagen Sie, Fräulein Ella, kann man denn nicht ein paar Minuten ungestört mit Ihnen sprechen?“

Sie blickte ihn forschend an. „Gewiß. Tante ist in der Küche beschäftigt. Aber ich wüßtenicht —“

Er lachte ein wenig verlegen, während er sie neben sich auf einen Stuhl niederzog.

„Mir ist nämlich heute nacht ein Gedante gekommen, ein ganz merkwürdiger Gedante, den ich Ihnen unbedingt mitteilen muß, ehe Sie abreisen. Wir haben in diesen zwei Wochen so viel über die

Ehe gesprochen, daß dieses Wort nach und nach alle Schreden für mich verloren hat. Und da ist mir denn eingefallen, daß es eigentlich doch recht seltsam ist, wenn ein junges Mädchen wie Sie ein Buch über einen Gegenstand schreiben will, den es nur vom Hörensagen kennt.“

Eine brennende Röte schloß in Ellas Gesicht.

„Sie wollen doch damit nicht etwa sagen, daß ich, um meiner Theorie ein Fundament zu schaffen, heiraten soll?“

„Genau das will ich sagen. Haben Sie je gehört, daß es einen Afrikanforscher gegeben hat, der nie in Afrika war?“

„Ich bin doch kein Afrikanforscher.“

„Nein, aber auch Sie wollen der Menschheit ein noch unbekanntes Gebiet erschließen, das neue Paradies, wie Sie Ihr Problem der Ehe selbst genannt haben. Man soll aber nichts aus der Hand geben, wenn man sich nicht mit eigenen Augen überzeugt hat, daß es gut ist. Und deshalb meine ich, es wäre so übel nicht und würde auch gegen Ihre Theorie nicht im mindesten verstößen, wenn wir beide, Sie und ich, uns in den Dienst Ihrer Seelenforschung stellten und als erstes Muster-ehepaar das neue Paradies begründeten.“ Mit lachenden Augen streckte er die Arme gegen sie aus und stand auf.

Ganz verwirrt, wie benommen von dem eben Gehörten, starrte sie ihn an.

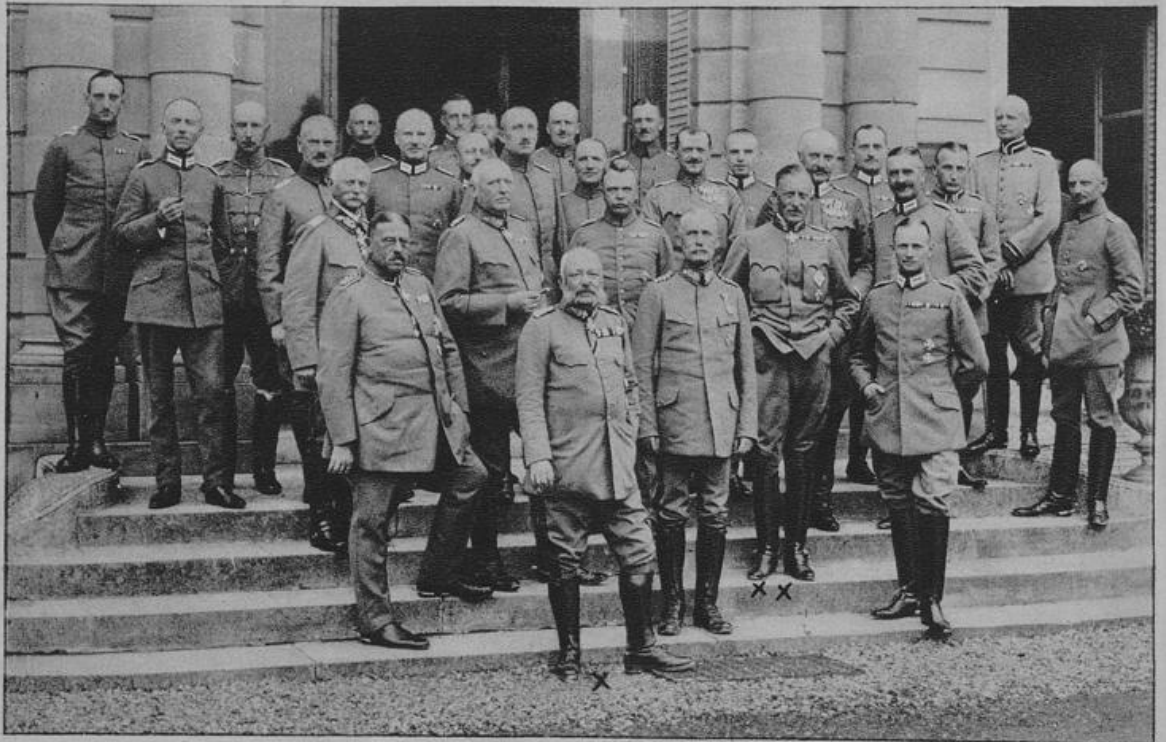
„Ist dies Ihr voller Ernst?“ stammelte sie endlich.

„Mein vollster und heiligster Ernst!“

„Ja dann — es würde meinem Buch allerdings sehr zugute kommen —“

„Das sage ich auch. Und nun wollen wir gleich das neue Paradies eröffnen, und zwar vorläufig nach dem alten bewährten Brauch.“

Und sie küßten sich, küßten sich so lange und innig, daß sie es gar nicht merkten, wie hinter ihnen leise die Portiere auseinanderflatterte. Frau von Fernow stand dort und blickte mit feinem Diplomatenlächeln auf das eng verschlungene Paar.



Besuch Sr. Kaiserl. Hoheit, des Erzherzogs Friedrich von Österreich an der Westfront.
× Erzherzog Friedrich. × × K. u. K. f. M.-E. Graf Herberstein. Generaladjutant des Erzherzogs.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 57.

Düsseldorf, 15. September

1917.



Beobachtungs- und Fernsprechposten an der Westfront.

Phot. Paul Wagner.

Weisse Heide.

Eine Novelle aus Friedenszeiten
von Anna Gade.

Sie sahen auf dem Stein eines Hünengrabes. Im Westen säumte ein flammend rotgoldener Streifen den lichtgrünen Horizont. Dort war vor wenigen Augenblicken der glühende Sonnenball versunken. Endlos, in düsterem Purpur, lag vor ihnen die blühende Heide. Und ringsum tiefes Schweigen.

Reglos, mit großen Träumeraugen sah die junge Frau, die Hände um die Knie geschlungen, und sah in unbekannte Fernen.

Verstohlen streiften ab und an die hellen, scharfen Augen des segnigen Afrikaners ihr zur Seite die lichte, feine Gestalt.

Wo weilt Ruth zur Ostens Gedanken in diesem Augenblick? Bei ihrem Manne dort drüben am heimatischen Herd? Wo fern aus dem Eichenhain hervor das Bornsdorfer Herrenhaus lugte?

Er hatte oft während seines Erholungsaufenthaltes auf einem der benachbarten Güter, das regen Verkehr mit Bornsdorf unterhielt, über Ruth zur Osten nachgedacht. Was war's mit dieser Frau? Und ihrer Ehe, die doch so völlig einwandfrei erschien. So schien! Und Ruth von Lassens freie Wahl gewesen war. Wo weilt ihre Seele?

Da kam ihr Bild zurück aus jenen Fernen. Sie sah umher — und lächelte. Entfann sich wohl der Wirklichkeit, daß neben ihr ein alter Bekannter, ein Freund ihres Mannes sah, der sie auf einem ihrer einsamen Spaziergänge durch die blühende Heide getroffen.

Und plötzlich bückte sie sich mit einem leisen Laut der Überraschung. Direkt vor einem ihrer schmalen Wildlederchuhe blühte inmitten der rosa Glöckchen ein voller Büschel weißer Heide.

Ruth zur Osten pflückte die weißen Ranken und ordnete sie zu einem Strauß.

Der Afrikaner brach das Schweigen. „Gnädige Frau, wie doch das Glück Ihnen überall hold ist!“

Vielleicht kennen gnädige Frau auch jene Sage, die sich noch im besonderen an die weiße Heide knüpft: „Das ruhende Einandernichtvergessen können zweier junger Menschentinder, die sich ein paar dieser Blüten schenkten.“

Sie antwortete nicht. Nur in ihren Blick trat plötzlich wieder das Träumen in die Ferne.

„Freilich — ob das mit dem Sichnichtvergessen können beziehungsweise Sichbetommen“, sprach die immer etwas ironisch klingende Stimme des Afrikaners weiter, „in allen Fällen zutrifft — wie damals bei der jungen Prinzessin, der späteren Kaiserin Friedrich — ist damit nicht gesagt. Fraglos gibt es auch Ausnahmen.“

„Sie kennen solche — Ausnahmen?“ Ein leises Vibrieren war in der Stimme der Frau, obgleich ihr Gesicht noch immer das abwesende Lächeln zeigte. Und plötzlich sagte sie: „Sie können so schön erzählen, Baron — nicht wie ein kühlerständiger Kolonialpionier — fast wie ein wirklicher Dichter.“

„Erzählen Sie mir etwas von — weißer Heide! Und wenn's auch etwas Trauriges wäre!“

Da hub der Afrikaner an: „Also — es war einmal — wann, wo, tut ja bei einem Märchen nichts zur Sache — ein schönes, lieb-reizendes Burgfräulein mit einem heißen, stolzen Herzen. Mit einem Herzen so kompliziert und unergründlich, daß sie es selber nicht erkannte. Und es waren zwei schmude, junge Reitersmänner, die gingen viel ein und aus in ihres Vaters Haus und hatten sie beide lieb. Ein jeder auf seine Weise. Schön-Wildtraut aber — so wollen wir sie nennen — spielte ein bißchen mit den Herzen der beiden Reitersmänner. Vielleicht zum Zeitvertreib. Vielleicht, daß sie den einen wahrhaft liebte, — gerade den, der sich in seinem Stolz ihr nicht beugen, ihr seine Gegenliebe nicht zeigen wollte. Denn sie war reich, und er war arm. Vielleicht auch hielt er sie, wie es wenigstens schien, für ein kokettes Prinzchens Turandot.“

So kam's, daß schließlich Schön-Wildtraut aus Troh und Selbst-täuschung dem ungeliebten, ihr willenlos zu Füßen liegenden jungen Ritter ausschließlich ihre Gunst zuwandte.

Und es begab sich, daß einst zur Hochsommerzeit Schön-Wildtraut mit Gefolge durch die rote Heide pilgerte, die meilenweit um ihres Vaters Schloß gebreitet lag. Rings blühten, so weit das Auge reichte, Milliarden rosa Glöckchen. Und plötzlich bückte sich das schöne Schloß-fräulein — vor ihren Füßen stand, inmitten all der roten Ersta, eine schneeweiße Heidestaube, ein Büschel dieser seltenen Wunderblume. Flugs brach sie die weißen Blüten und schmückte damit ihren Gürtel. Glücksheide! Die Blume, die die Herzen auf ewig zusammen-führt! Die konnte sie just brauchen! Denn alle kannten sie die Sage, die einer aus dem Gefolge noch eben vorgelesen. Vielleicht, daß nun das Glück ihr hold war! Daß er sie heimlich um eine Ranke der seltenen Blume bat — denn schenken konnte sie ihm die Blume doch nicht.

Doch nein! Statt dessen war bereits ihr treu ergebener junger Ritter ihr zur Seite, mit leiser Stimme sie um einen Zweig der weißen Heide bittend.

Schön-Wildtraut aber willfahrte ihm trotz aller Gunstbezeugungen nicht! Und ihre Augen irrten zu jenem anderen hin — und jener andere schwieg!

Da nahm Schön-Wildtraut den Strauß der seltenen Glücks-blumen und warf ihn wenig später, hell auflachend, in den rasch strömenden Heidefluß, über dessen Brücke sie just schritten.

Und taum, daß noch die weißen Blüten die Wasserfläche berührt, war etwas Unerwartetes geschehen. War ohne Besinnen hoch über das Brückengeländer ihr treuer Ritter, dem sie die Blumen verlag, den Glücksblüten nachgesprungen, sie für sich herauszuholen.

Schön-Wildtraut aber stand mit blühenden Augen am Ufer und sah dieser Huldigung zu. Was mochte in ihr vorgehen?

Errang sich ihr junger Ritter durch seine Tollkühnheit nun doch ihre Gegenliebe? Mehr konnte sie als Beispiel seiner Ergebenheit doch wahrlich nicht verlangen. Sein Leben setzte er aufs Spiel, um ein paar von ihr fortgeworfener Blumen willen. Freilich — um Blumen, die die Herzen zusammenführten!

Neben ihr aber stand mit unbewegter Miene, hochaufgerichtet, jener andere. Sie fühlte wohl — der wäre nie, obgleich sie wußte, daß er vor Jahresfrist zu grimmer Winterzeit zwei junge Menschen aus eissigen Fluten errettet hatte, um ein paar fortgeworfener Blumen willen dort in die Wellen gesprungen! Auch nicht um jene Blumen, die die Herzen zusammenführten.

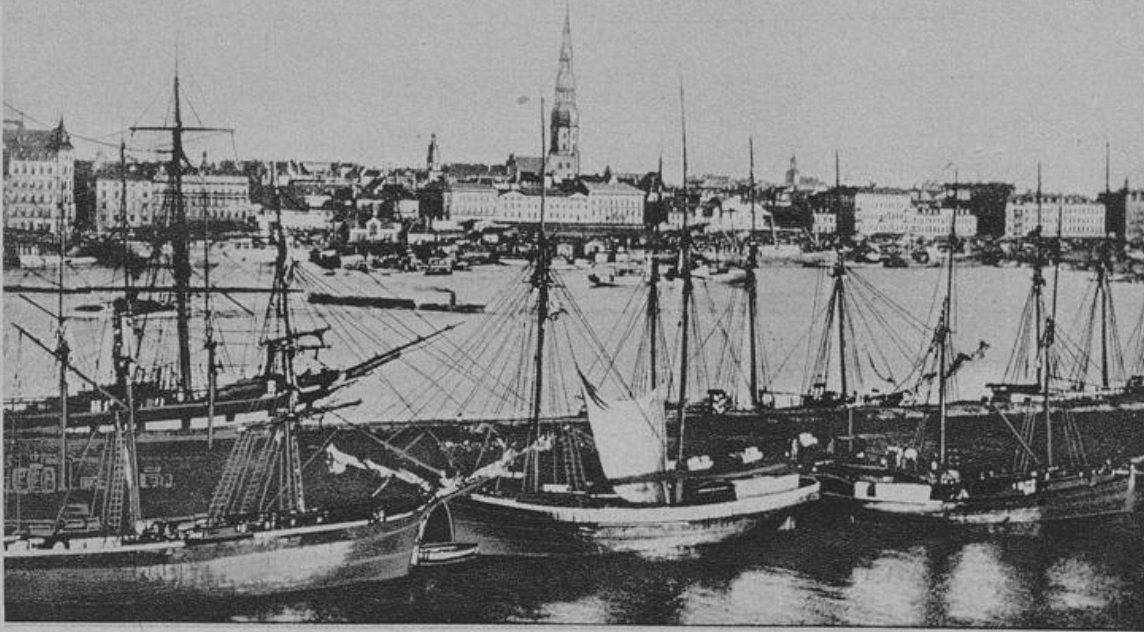
Schon streckte sich die Hand des kühnen Schwimmers nach den weißen Blüten aus — da setzte urplötzlich mit einem gewaltigen Salto ein dunkler Körper in die hochaufliegenden Fluten — schwamm eilends auf die treibenden Blumen zu und schnappte sie ihm, dicht vor den Augen fort. Mylord, des anderen Neufundländer und unzertrennlicher Begleiter! Der hatte sie, vermullich aus ehrgeizigem Instinkt, für seinen Herrn herausgeholt und sie — zu allgemeinem Gelächter — ihm vor die Füße gelegt.

Schön-Wildtraut aber war erlaßt, als er die Blumen aufhob, um sie mit einem rätselhaften Ausdruck — in ihre Hand zurückzu-legen.

Einen Herzschlag lang ruhte Aug' in Auge — dann tat Schön-Wildtraut etwas Unerwartetes: sie löste eine der weißen Ranken, um sie — an Mylords Halsband zu befestigen. Als Anerkennung für seine Siegerleistung — wie sie sagte —

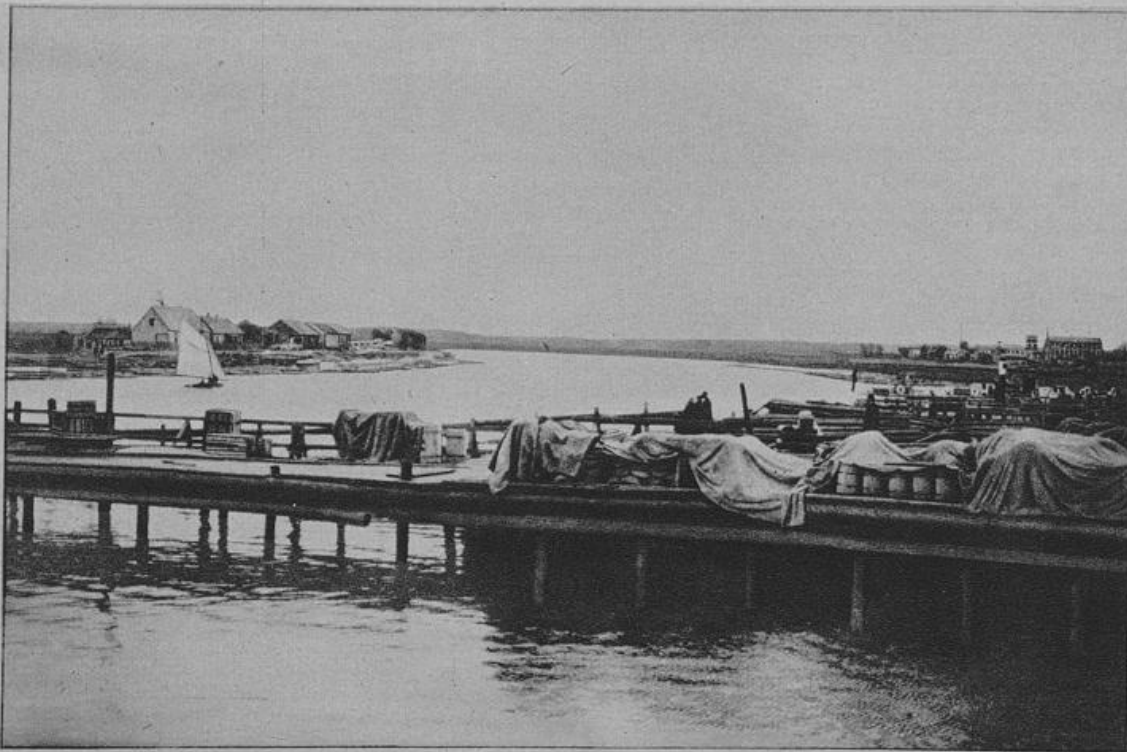
Der Afrikaner machte eine Pause. Ruth zur Osten aber sah noch immer in die Ferne. — „Gnädige Frau, langweile ich Sie auch nicht? Soll ich aufhören mit meinem Märchen — oder wünschen Sie auch den Schluß zu hören?“

Riga in deutschem Besitz.



Der deutsche Vormarsch über die Düna: Bild auf Riga vom Flusse aus.

Phot. Verl. Jastr. Ges.



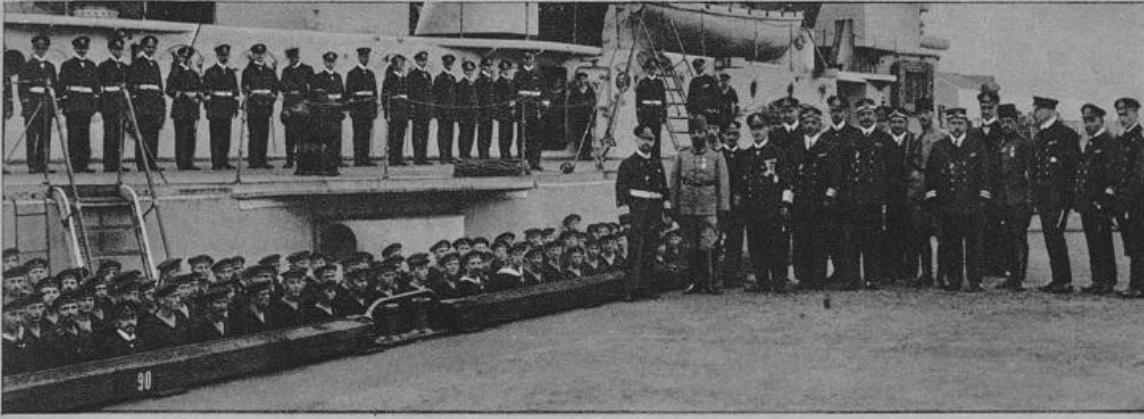
In Kurland: Pfahlbau- und Floßbrücke über die Aa bei Mitau, neben der Eisenbahnbrücke die einzige Verbindung mit Riga auf dem Landwege.



Deutsche Jugendfürsorge im besetzten Frankreich: Ein bayrischer Franziskaner unterrichtet französische Kinder.
 Presse-Photo-Vertrieb Paul Wagner.



Der rumänische Ernteseigen unter deutscher Verwaltung: Auszahlung der Wochenlöhne an rumänische Landarbeiter.
 BUFA.



Der türkische Marineminister Djemel Pascha besucht Wilhelmshaven,

Phot. Klopffmann-Schau.

„Ich möchte auch den Schluß hören,“ klang es aus ihrer Ferne zutück.

Und er fuhr fort: „Nun wohl, das Märchen ist auch gleich zu Ende. Und gerade der Schluß, wie sich's gehört, auch noch das Allerschönste. Ein Schluß, in dem sie sich nämlich triegen, in dem's eine Hochzeit gibt! Ein halbes Jahr darauf wehten schon die Fahnen von Schön-Wildtrauts Schloßsinne. Das heißt — sie hatte ihren ergebenen Kavaliere und kühnen Schwimmer doch erhört und ihm ihre weiße Hand gereicht, obschon er sich damals um die Blumen; die die Herzen zusammenführen, umsonst in die Fluten gestürzt.“

Der Afrikaner schwieg.

„Und jener andere?“ — Dunkel klang Ruth zur Ostens Stimme.

„Ach so — jener andere! Verzeihung, gnädige Frau — ich bin doch eine schlechte Schemerazade! Nun, jener andere, der war in den Hintergrund getreten. Viel ist von dem nicht mehr zu erzählen. Als sie, Schön-Wildtraut, damals Hochzeit hielt und ihrem Kavaliere, der in der Zwischenzeit des Kaisers Rod mit dem Landwirts wams vertauschte, auf seine Burg gefolgt war, da wollte jener andere in fernem Landen — er kämpfte mit dort unten in Südwest.“

Als einer der verwegenen. Bis eines Tages auf einem Rekonozierungsritt ihn eine türkische Herero-Lugel erwischte. Drei Tage lag er noch im Lazarett. In hohem Fieber.

Und einmal redete er, während ich an seinem Lager saß — denn jener andere und ich, wir waren Freunde — von einer Frau im fernem Heimatland. Es schien, als habe diese Frau ihm einst sehr wehe getan. Als habe er sie dennoch sehr, sehr lieb gehabt.

Am Abend des dritten Tages winkte mir die Johanniter-Schwester. Der Verwundete sei plötzlich völlig fieberfrei — das Ende nahe bevorstehend. Und er habe nach mir verlangt.

Ich ging hinein zu ihm. Was mochte er wollen? Noch einmal mir die Hand reichen? Geordnet war sonst alles. War in gefunden Tagen für alle Fälle auf Gegenseitigkeit festgelegt.

Ich legte das Ohr an seinen Mund. Die Uhr tette? Nein — die Berlocke daran. Gewiß! Ich würde alles in Verwahrung nehmen für seinen Bruder daheim. Das war es nicht? Noch etwas anderes? Ich horchte angeknirscht. Begriff endlich. Aufmachen sollte ich sie. Und was darin lag — es hatte nur für ihn, für niemand weiter Wert — ihm mit ins Grab geben.“

Der Afrikaner wandte sich zu Seite. „Sagten Sie etwas, gnädige Frau?“

Er fuhr dann fort: „Ich drückte ihm die Hand — und tat's. Und was darin lag, war etwas Merkwürdiges — wenigstens für ihn, der aller Sentimentalitäten bar war.“

Es war, Sie mögen es ruhig erfahren, gnädige Frau — er schläft ja im Wüstenland — es war ein kleines Zweiglein weißer Heide“ —

Er schwieg. Und beugte sich dann vor. — „Sie weinen, gnädige Frau?! Hat Sie mein Märchen traurig gemacht?“

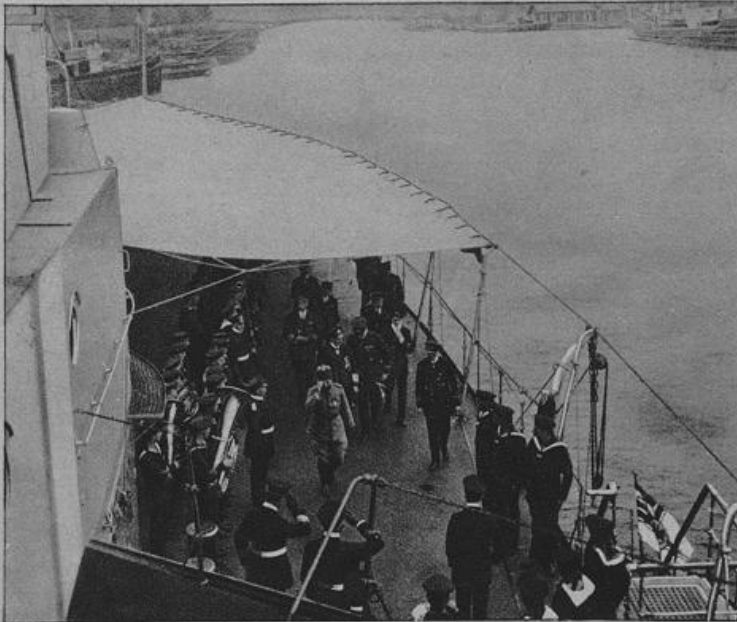
Ruth zur Osten antwortete nicht. Sie hielt den Kopf auf die Knie gepreßt. Ein Schluchzen schüttelte sie.

Dann stand sie plötzlich auf und reichte ihm die Hand. — „Ich — ich danke Ihnen, Herr von Öhren! Und wenn Sie zurückfahren demnächst“ — sie sah an ihm vorüber, dorthin, wo nur ein blasser goldener Streifen den Horizont säumte — „dann —“

„Dann?“ — wiederholte er, und alle Ironie war aus der Stimme gewichen.

„Dann — vielleicht führt Sie Ihr Weg noch einmal wieder an — ein einsames Grab im Wüstenland.“

Und Ruth zur Osten reichte ihm die weißen Blüten des Nimmervergessenkönnens.



Der türkische Marineminister Djemel Pascha in Begleitung des Admirals Scheer an Bord eines deutschen Schiffes.

Phot. Klopffmann-Schau.

Die Erbschaft. Von Ignaz Pauer.

Better Holzinger hatte eine Erbschaft gemacht! — So lautete das Gerücht, das, aus unbekannter Quelle stammend, plötzlich im Kreise der Verwandten aufgetaucht war. Und je weiter diese wohnten und je entfernter sie mit den Holzingers durch Familienbände verknüpft waren, desto ungeheuerlicher wurde die Summe, die diesem Glücklichen in den Schoß gefallen war. Bisher hatte man sich um diese Leute gar nicht gekümmert, man wußte kaum, daß sie überhaupt lebten, noch viel weniger aber, daß man mit ihnen sogar irgendwie verwandt sei. Kaspar Holzinger, ein kleiner Beamter, lebte mit Frau und einer nun neunzehnjährigen, sehr hübschen Tochter in den bescheidensten Verhältnissen, womit er sich aber ganz zufrieden gab, da bisher kein Ereignis eingetreten war, das ihn aus seiner Gemütsruhe zu scheuchen imstande gewesen wäre.

Das sollte aber gründlich anders werden! — Die Familie wurde beim Mittagstische durch einen Besuch überrascht. Eine ungemein große und starke Dame, von einem kleinen, vertrockneten Männchen gefolgt, war eingetreten. Diese Massenansammlung hätte zur Herstellung zweier Grenadiere genügt, und da wäre dann noch hübsch was übrig geblieben. Holzinger war aufgestanden, das aber hätte er nicht tun sollen, denn die Riesin war ihm mit einem Jubelruf um den Hals gefallen und drohte ihn zu zerplittern. Erschrocken stürzte Frau Holzinger hin, sie war keineswegs eifersüchtig, sie wollte nur retten, was von ihrem Gatten vielleicht noch zu retten war.

„Kaspar, kennst du mich nicht mehr?“ schluchzte die Besucherin, während sich ihr Herr Gemahl eine pflichtschuldige Träne der Rührung aus dem Auge wischte. Holzinger schüttelte verneinend den Kopf, mehr vermochte er im Augenblicke nicht.

„Ich bin doch deine Base Kolossea und hier — ein gestifteter Bürstenbehälter und mein Mann — mein teurer Bonaventura! — Der wuschte sich eine zweite Träne der Rührung ab und begann feierlichen Tones: „Gestatten Sie mir, teurer Vetter, Sie zu begrüßen und Ihnen als Zeichen meiner besonderen Hochschätzung ein kleines Andenken zu überreichen.“ Er hatte die mitgebrachte Ledertasche geöffnet und fuhr fort: „Es ist zwar das wertvollste Stück meiner Sammlung, ich trenne mich aber gern davon, um Ihnen, geliebter Vetter, eine kleine Freude zu machen.“ Damit hatte er einen Totenschädel mitten auf den Tisch gelegt, den er den Anwesenden vorstellte: „Schinderhannes!“

Die nächsten Tage brachten drei weitere Besuche, drei Vettern aus verschiedenen Provinzstädten. Sie alle hatten die üble Gewohnheit, beim Sprechen ihrem Gegenüber in den Bauch zu stoßen oder dröhnend auf die Schulter zu schlagen. Kaspar fürchtete, von ihnen zertrümmert zu werden. Auch sie hatten Geschenke mitgebracht. Hat doch jeder in seinem Heim irgendeinen ganz zwecklosen Gegenstand, der ihm überall im Wege ist, und der sich daher vorzüglich zu einem wertvollen Gelegenheitsgeschenk eignet. Wenn man ihren Reden Glauben schenken wollte, mußten sie alle drei in glänzenden Verhältnissen leben. Sie stritten sich fortwährend, zu welcher von ihnen Vetter Holzinger ziehen sollte, wenn er einmal in Pension ging.

Frau Holzinger wurde mit liebevollen Zärtlichkeiten erstickt und Rosa, des Hauses liebliches Töchterlein, geradezu verhätschelt. Die unterhielt sich dabei prächtig und fand für die Eigenheiten der bisher auf der Szene erschienenen Verwandten manches treffende Wort.

Nun aber waren das noch nicht alle, denn plötzlich tauchten drei Tanten aus der Ferse auf, die einen Neffen, den sie August nannten, mitschleppten, der als ein Opfer dreier verschiedener Erziehungsmethoden, trotz seiner zwanzig Jahre, einen — sagen wir — kindlichen Eindruck machte. Der unglückselige junge Mann war, wie aus den unverhüllten Andeutungen der drei Tanten hervorging, von ihnen zu Rosas Bräutigam bestimmt worden. Außer diesem gemeinsamen Geschenk hatte noch jede ein besonderes Andenken mitgebracht, eine Garnitur Champagnergläser, womit einem dringenden Bedürf-

nisse im Holzingerschen Haushalte abgeholfen wurde, einen Maltasten und einen silbernen Fliegenfänger.

Rosa war empört, daß man es wagen wollte, über ihre Zukunft zu verfügen, indem man sie an diesen verschüchterten, unbeholfenen Jüngling verschachtete, und manch' spitzige Bemerkung straffe die drei Damen, die darüber mit gegenseitigem, bedeutsamem Augenzwinkern lächelnd quittierten. Das erregte sie noch tiefer, und sie beschloß, sich direkt an den unternehmenden jungen Mann zu wenden, um ihn, wenn möglich, von seinen Absichten abzuschrecken.

„Mein Herr,“ trat sie ihm gelegentlich eines Alleinseins, das von allen Seiten begünstigt, leicht herbeigeführt war, entgegen.

Der schüchterne Jüngling errödete bis zu den Fersen. „Was wünschen Sie, Fräulein Rosa?“

„Ich wünsche, daß Sie mich in Ruhe lassen!“

„Ich — Sie?“ — stotterte August.

„Jawohl, Sie wollen mich doch heiraten! — Mich heiraten! — So eine Verrücktheit!“

„Da haben Sie recht, Fräulein!“ — August trock aus seinem Rodkragen, der sein halbes Hinterhaupt barg, heraus. — „Ich denke aber gar nicht an diese Verrücktheit!“

Obwohl das, was August sagte, ihr hätte Erleichterung bringen sollen, gefiel es ihr eigentlich gar nicht. „Sie können mich also nicht leiden?“

„So mein' ich's nicht, Fräulein, nur heiraten! — Sehen Sie, Sie bekommen beim Heiraten doch einen Mann, ich aber müßte eine Frau nehmen, und von den Weibern habe ich genug! — O, Fräulein, wenn Sie die so kennen würden wie ich! — Wohl gefallen Sie mir besser als jede meiner drei Tanten, aber heiraten — nein!“

Nöschchen war pass. — Nie hätte sie August einer solchen Rede fähig gehalten. Sie bot ihm die Hand. „Daß ich einen Bundesgenossen finde, hätte ich nicht erwartet, mein Herr!“

„Wollen wir uns also feierlich geloben, alle Pläne gegen uns zu vereiteln und nie einander anzugehören.“

„Mit tausend Freuden, Fräulein!“ Und kräftig schlug August in die darbotene Rechte.

Es war großer Verwandtschaftsrat. — „Er tut gar nichts dergleichen von der Erbschaft,“ hatte einer der Vettern gesagt.

„Vielleicht ist's gar nicht wahr.“

„Unmöglich — der Dumme hat's Stüd.“

„Es ist purer Geiz,“ sagte Kolosseas Gatte. „Meine Frau Gemahlin hat dieser Holzinger einen gestifteten Bürstenbehälter und dann ein prachtvolles Bukett überreicht, und die betrachtete es prüfend, ob sie uns nicht einen Salat daraus machen könnte.“

„Aus dem Bürstenbehälter?“

„Nein, aus dem Bukett.“

„Und ich brachte ihnen Champagnergläser, diesen Wint haben sie aber nicht verstanden.“

„Und ich einen Maltasten.“

„Und ich einen silbernen Fliegenfänger.“

„Und ich den Schädel vom Schinderhannes, das wertvollste Stüd meiner Sammlung.“ Der kleine Mann hatte recht, wenn er auch nicht sagte, daß dieser Schädel das einzige Stüd seiner Sammlung war, des außerdem die vortreffliche Eigenschaft hatte, sich allen Verhältnissen anzupassen. Wäre Holzinger ein Dichter gewesen, dann hätte ihn der edle Spender als den Schädel Friedrich Schillers erklärt.

„Und wir wollen diesen Leuten ein glückliches Heim bieten, wenn der Vetter in Pension geht. Aber morgen beim Mittagessen muß er Farbe bekennen. Abermorgen reisen wir ab.“

Beim Mittagessen am nächsten Tage erhob sich einer der Vettern zu einem Trinkspruche. Er feierte die Familie Holzinger in überschwenglichen Worten, sprach von der Liebe aller Anwesenden, der sie in

wertvollen, sichtbaren Zeichen Ausdruck verliehen hatten, erwähnte das große Glück, das der edlen Familie so unerwartet in den Schoß gefallen war, und schloß mit der Mahnung, daß verwandtschaftliche Bande auch gewisse Pflichten auferlegten. Holzinger nickte zustimmend, da er das Wort „verwandtschaftliche Bande“ vernahm, dann dankte er für die erlittene Ehrung, während die drei Tanten von einer glücklichen Zukunft zu sprechen begannen, in der die Freundschaft, mit der sie sich zur Familie Holzinger gefunden hatten, durch einen zarten Ehebund für alle Zeiten gefestigt werden sollte. August und Rosa warfen sich entrüstete Blicke zu, und Vater Holzinger versprach, am nächsten Morgen, vor der Abreise seiner lieben Verwandten, seinen Pflichten nachkommen zu wollen, was mit allseitiger Befriedigung zur Kenntnis genommen wurde.

Und er hielt Wort. Base Koloska erhielt den Malkasten, die drei Vettern die Gläser, den Fliegenfänger und den Bürstenbehälter und die drei Tanten den Totenkopf.

Alle waren auf's tiefste empört und schwuren es sich zu, diese Holzingers künftighin so zu ignorieren, wie sie vor deren sagenhafter Erbschaft getan. Hieran knüpften sie noch allerhand Wünsche, deren

Erfüllung für die Betroffenen die gesundheitschädlichsten Folgen gehabt hätte. Und August wurde von den drei Tanten in die Mitte genommen und ihm unter dem Aufwande der allergefährlichsten Drohungen verboten, je wieder an das dumme Mädel, die Rosa, zu denken.

Und August beeilte sich, dieses Verbot dem dummen Mädel sofort triumphierend mitzuteilen, worauf sich ein lebhafter Briefwechsel zwischen beiden entspann, in dem die beiderseitigen Versicherungen, sich niemals angehören zu wollen, immer leidenschaftlicher wiederholt wurden. Und als bei Ausbruch des Krieges auch August einberufen wurde, konnte er es sich nicht versagen, auf der Fahrt nach seinem Bestimmungsort einen Absteher zu Rosa zu machen, um sich von ihr zu verabschieden. In seiner Einjährigenuniform sah er ganz prächtig aus, und der Abschied gestaltete sich etwas weilläufig.

Inzwischen baut Vater Holzinger von der ihm zugefallenen Erbschaft ein behäbiges Landhaus, in dem auch auf genügende Wohnräume für ein junges Ehepaar Rücksicht genommen wird.

Wenn ihm nur nichts geschieht, dem August!

Hoffen wir das Beste!

„Stagerrat“. Von Fritz Behrts.

Wir hatten im Gymnasium einen, den hießen sie Ezechiel. Aber er war kein Prophet, sondern er gackte, und es haperte auch sonst in fast allen Fächern bei ihm, sagten die Fachlehrer. Daß er gackte, verband ich damals mit seinem Vornamen. Ich bildete mir ein, wenn er nicht Ezechiel geheißen hätte, sondern etwa Heinrich oder Ludwig oder sonst was glattes, so hätte er auch nicht gestottert.

Und er wäre auch nicht in der Quinta hängen geblieben, sondern vielleicht erst in der Tertia oder der Sekunda.

Aber ein Vornamen ist nun mal Schicksal und das Hängenbleiben auch. In der Geographie kam's zum Klappen. Es war mündliche Prüfung angelegt, und der Rektor wohnte selbst bei. Natürlich ließ der „Geoz“ uns Quintaner die Paraderöffner reiten. Aber er war selbst ein wenig verdattert, weil der Rektor da war. Und so kam es, daß er den Ezechiel die nordischen Meeresteile auffagen ließ. Die nordischen Meeresteile mit ihrer verzwickten Aussprache waren eigentlich die Sache Braufewalds, unseres Klassenrsten. Aber der Geoz hatte sich vertan und den Ezechiel aufgerufen. Rückgängig machen ging nicht mehr, der Ezechiel gackte schon herum in den nordischen Meeresteilen. Beim Finnischen und Bottnischen Meerbusen ging es noch, auch der Kleine und der Große Belt rutschte noch heraus, aber da kam das Kattegat in Sicht. Ganze Silbenscheiben blieben daran hängen, als es der Ezechiel umsegeln wollte. Mit Kattugot und Kattagat fing's an, versuchte sich halbblau durch Kattogot hindurchzuquetschen, er latte-gatterte aber zuletzt doch noch mit einem leichten Gackern glücklich laut und deutlich: das Kattegat. Darauf wollte er sich mit einem Schnaufser setzen. Und ich glaube, der Geoz hätte es ihm auch gegönnt. Aber da griff der Rektor selber ein: „Halt,“ sagte er, „halt mein Lieber, da fehlt noch ein Meeresteil!“

Der Ezechiel wollte erst unschuldig tun. Aber der Rektor und der Geoz ruhten nicht eher, bis sie ihm das fehlende Stagerrat gemeinsam herausgeholt hatten. Sie versuchten es erst milde:

„Nun, mein Sohn, dieser Meeresteil mit dem eigenartigen Namen kann dir doch nicht entfallen sein?“

„Ka—ga—ta—“, drückte der Ezechiel heraus.

„Nein, mit S fäng't's an,“ half der Rektor drauf.

„S—s—s—s—s—s—“

„Nein, mein Junge, mit dem Schah von Persien hat es nichts zu tun,“ meinte der Rektor mit seiner letzten guten Laune.

„Sa—sag—gas—tas—ta...“ Es war jammervoll; die ganze Klasse drückte mit, um dem Ezechiel zu helfen, aus dem Ka und Gas und Sas doch noch zuguterletzt ein Stagerrat herauszupressen. Es ist nicht gelungen. Bei dem armen Ezechiel verwandelte sich das heimtückische Stagerrat in alle denkbaren Mißgestalten, um ihn zu foppen.

„Ja, was bin ich?“

„Skawisax!“ schleuderte Ezechiel mit einem roten Kopf heraus „Ja, was bin ich?“

„Stagerrat!“ schwigte der Ezechiel und wurde blau von der Anstrengung, die Rahe mit der Ratte zu einer friedlichen nordischen Meerbuseneinheit zu verbinden. Es wurde immer schlimmer. Sogar die asiatische Stadt Kaschgar murkte er hinein. Mit einem verzweifelt herausgestohlenen „Stagitrach, Herr Rektor!“ endete er. Und recht belam er, der Ezechiel, es wurde ein Krach. So sehr verhedderte er sich ins Stagerrat, daß er darin hängen blieb, im Stagerrat und in der Quinta. Die Klasse war blamiert, es ging nicht anders. Wir andern segelten mit frischen Winden und ein wenig Mitleid weiter in die Quarta, in die Tertia, die Sekunda und die Prima. Es ist wahr, noch manchen andern hat es unterwegs geschmissen, oder wie wir damals nach dem Ezechielserlebnis sagten: verstagerratt. — Zugrunde aber ist der Ezechiel deshalb noch nicht gegangen. Er ist ein braver und tüchtiger Briefträger geworden. Briefe aus aller Herren Länder hat er ausgetragen, auch solche aus den schwierigsten Stagerraten.

Er hat sie stumm und fehlerlos bestellt. Ich habe ihn manchmal auf seinen Sängen angetroffen.

Wir haben uns freundlich angelächelt und uns erinnerungssooll zugenickt. Aber angesprochen haben wir uns nie. Nur gedacht haben wir beide stets daselbe: „Stagerrat“.

Aber als ich ihm eine Woche nach der großen Seeschlacht wieder begegnete, habe ich das stumme Wort nicht länger ausgehalten. Ich bin auf ihn zugegangen. Auf die alt gewordene Briefträgerschulter habe ich ihm geklopft und ihn leuchtend angesehen:

„Weißt du noch... weißt du noch das Wort, das du bei unserm Geoz nicht behalten konntest?“

„Ja“, sagte er still, „ja, das Stagerrat“.

Er sprach es klar und rein aus. Ein eigentümlich tiefer Klang zitterte darin. Und dann wiederholte er es nochmals:

„Ja, das Stagerrat... ich weiß, ich habe es damals nicht behalten können; jetzt hat es meinen Sohn behalten.“

„Deinen Sohn, Ezechiel?“

„Ja, er war Matrose auf der „Pommern“.

Ich hatte ihm einen fröhlichen Stagerratwitz versehen wollen. Jetzt verging es mir. Ich war so verdattert, wie er beim Geoz damals.

„Was?“ stotterte ich, „deinen Sohn hat es geklopft, das — das Sta — das Stagsa —“

„Ja,“ half er mir fast lächelnd und volltönend nach, „ja, das Stagerrat.“

Ich weiß, ich werde das Wort nie wieder so aussprechen hören. Der Schmerz und Stolz des deutschen Vaters hatten es ihm zu einer wundervollen Reinheit aufgelöst.

Bulgaren-Wacht an der Aegaeis.



Blick auf das alte Kastell von Kawalla. Rechts die wohlerhaltenen Bogen der altrömischen Wasserleitung. BUFA



Der Marktplatz von Kawalla mit den Bogen der altrömischen Wasserleitung.

BUFA.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. O. f. Damm. — Verlag und Druck: W. Girardet, Essen.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 38.

Düsseldorf, 22. September

1917.

Der 70. Geburtstag Hindenburgs.

Deutschlands „Nationalheld“, wie ihn der Kaiser in einer begeisterten Ansprache genannt hat, feiert am 2. Oktober seinen 70. Geburtstag. Wo immer ein deutsches Herz schlägt, da gedenkt es mit Dankbarkeit des Befreiers aus schwerer Not, und solange Weltgeschichte geschrieben wird, muß auch der Name Hindenburg als einer der glänzendsten erwähnt werden. Als Mensch ist der Generalfeldmarschall die Verkörperung des Deutschtums. Ernst und zähsüher in seinem Wesen, frei von neurosen, den Willen bestimmenden Einflüssen, in seinem Äußeren eine Aesthetikgestalt mit kraftstrotzender Stirn und markigem Kinn, blauäugig, so zaubert er uns die Erinnerung an Siegfried und Arminius vor die Seele. Als Soldat geht er ganz in seiner Pflicht auf. All sein Tun und Denken ist nur der Erfüllung dieser Pflicht gewidmet; und daß ihn dabei ein demüthiger Gottesglaube erfüllt, bezeugt ihn deutschen Herzen noch näher. — Im Jahre 1866 wurde er Offizier. Bei Königgrätz bot sich ihm die erste Gelegenheit zu einer Heldenthat: er eroberte mit seinem Zuge eine feindliche Batterie im Feuerkampfe. Auf Frankreichs Feldern kämpfte er 1870/71 bei Gravelotte, Sedan und Le Bourget, besuchte danach mit ungewöhnlichem Erfolge die Kriegsakademie und wurde 1878 Hauptmann, 1905 kommandierender General des IV. Armeekorps, nachdem er vorher Chef des Generalstabes des VIII. Armeekorps gewesen war. Seit 1911 außer Dienst, bot ihm 1914 der Krieg Gelegenheit, seine Fähigkeiten dem Vaterlande wieder zur Verfügung zu stellen. Was er uns in diesem Kriege geworden, bezeugen all die glänzenden Schlachtennamen vom östlichen und westlichen Kriegsschauplatz, die „wie lebende Eispfeile zererschlagene Russenfestungen“, als letzter Edelstein Riga.

Eine fülle unerschöpfbaren Vertrauens strömt ihm aus dem Herzen des Volkes entgegen; es weiß sein heiligstes, das Vaterland, in keinen besseren Händen.

Fels in der Brandung
Eichbaum im Wettersturm!
Gott — der dich führte,
Der dir die Kräfte gab,
Schirme dich seuerlich,
Schirm uns in dir.

Hedrich.



Generalfeldmarschall von Hindenburg feiert am 2. Oktober seinen 70. Geburtstag.

Phot. E. Weber, Hofphot., Berlin.

Die Variante. Skizze von Alfred Waldau.

Nun, lieber Hans, jetzt bist du an der Reihe! Schnell, seß' dich an den Flügel und laß deiner Kunst die Zügel schießen. Du weißt, wie gern ich dich spielen höre. Ich alter Kritikus werde heute ein Auge zudrücken, wenn du Beethoven wieder zum Philosophen machst und aus der Eis-Moll-Sonate etwas anderes liest als Mondschein und Sturm.“

Der Feldgraue zuckte leicht zusammen, und langsam vertiefte sich die Blässe seines von Fieber und langem Krankenlager abgezeherten Gesichtes. Die frische Narbe auf der Stirn, gezackt und rissig, wurde dunkler, und der unter der dünnen Haut deutlich erkennbare Pulsschlag verriet eine tiefe Erregung.

Besorgt blickte Vetter Karl zu ihm hinüber.

„Hast du wieder Schmerzen? Nein, dann spiel nicht. Ich dachte nur, die Mondscheinsonate würde dich beruhigen können. Deine Augen glänzen so feurig.“ —

Hans machte eine abwehrende Bewegung, griff mit der Hand zwei-, dreimal in die Luft, wie um vor sich etwas wegzureißen. Das beruhigte ihn sichtlich.

Jetzt lächelte er beinahe heiter.

„Karl — zunächst bitte ich dich, das Beethovenbild zu verhängen.“

„Ja — aber —“

„Bitte! Ich kann jetzt keinen Blick nicht vertragen. Ich will meine Schuld gegen ihn beichten.“

Kopfschüttelnd nahm Karl eine Decke vom Sofa und verhängte mit ihr das Philosophenhaupt des Tonbilders.

„Ist ja eigentlich lächerlich, so'n „Setue“,“ lachte Hans, als er Karls eifrigem, etwas mit Hindernissen verbundenen Werke zusah. Eigenartig wirkte der rasche Wechsel, in dem sein Gesicht wieder den ernststen tiefinnigen Ausdruck erhielt.

„So — ich danke dir. Willst du dich zu mir setzen? —“

Denke dir einen herrlichen Maimorgen — mitten im dichtesten, herrlichsten Buchenwalde. So ähnlich war's, wie an jenen Frühlingstagen, als wir unsere Streifzüge durch den Forst unternahmen; wo jeder Atemzug Arznei war für unsere durch Examenssorgen abgehärmten Körper und Gemüter.

So ähnlich. Mir schien der Tag nur bedeutend schöner nach langer Verbannung in den Unterstand. Noch jetzt sehe ich die reizenden Waldmeisterrosen vor mir und habe die sichere Empfindung ihres feinen Duftes. Ich genoss in vollen Zügen. Das Licht rieselte gleichsam an dem jungfräulich reinen Buchenlaube nieder und fiel in goldenen Tropfen auf die Taupeteln an den Blatt- und Graspitzen. Lächle nicht so mephistomäßig — du alter Prosamensch!

Beinahe möchte ich diesen Morgen noch einmal erleben — wenn nicht — na, später davon. —

Unser Fernsprecherdienst verschaffte uns die schöne Erquickung. Wir waren auf Leitungspatrouille, Kamerad Heinz war noch bei mir. Die Leitung war wie gewöhnlich in der Nacht zerschossen worden.

Am Morgen ruhte der Feind jedenfalls von seinem Nachtdienst aus. Bis auf einige Fliegerstrahlens hoch in der Luft war alles weit und breit in tiefer Ruhe getaucht.

Gerade diese sonderbare Ruhe ist es wohl gewesen, die es zu einem vollkommenen Auskosten der Freude an der frischen Natur nicht kommen ließ. Besonders auf dem Wege, den wir jetzt gingen, war die Ruhe ganz ungewohnt. Es hatte sonst immer etwas geheult und gepresselt um uns herum.

Die Stille erweckte eine gewisse Aerosität in uns, und diese gab uns Gedanken ein, mit denen wir uns sonst kaum herumflügen: Ahnungen von Entsetzlichem, von Gefahren, die urplötzlich auftreten könnten; und daraus entstand der eckeliche Wunsch, möglichst bald die Leitungsführung zu finden, möglichst schnell in den Unterstand zurückzukommen.

So hielten wir beide angestrengt die Köpfe in die Höhe und verfolgten krampfhaft das Kabel, das über den Zweigen der jungen Buchenstämmchen hing.

Ich merkte an den zuckenden Mundwinkeln in Heinzens Gesicht, daß auch in seinem Gemüt die Gewitterschwüle lastete, die mich bedrückte.

Es wirkte deshalb wie Befreiung, als wir die ersten abgerissenen Blättchen, Zweige, Erdklümpchen auf dem Boden verstreut sahen: die sicheren Anzeichen eines in der Nähe liegenden Schusses. Wir kamen an die Stelle, wo die Granate namenlose Verwüstung unter dem jungen Walbleben angerichtet hatte. Unsere Leitung war heil.

„Bande“, knirschte mein Freund durch die Zähne und zitterte vor Aufregung. —

Wieder ein Anzeichen von neuen Schüssen: kreuz und quer zersplittert, zerrissen lagen belaubte Äste über unserm Weg, darunter eingeklemmt der Draht — heil! —

„An der Straße hat sie das Unglück“, sagte ich, er nickte, stumpf, zitternd. —

Wir arbeiteten uns durch das Unterholz hindurch, die Zweige peitschten in das Gesicht — es tat beinahe wohl.

Ich hörte das Blut in den Ohren pulsen, schwere, dumpfe Schläge in gleichem Tempo, tanzende rote Ringe erschienen vor den Augen — ganz verschwommen sah ich durch das Gewirr der Zweige den weißen Streifen, die Straße.

„Nuh ein Schuß gerade draußliegen“, hörte ich durch die Melodie meines Blutes meinen Freund sagen.

Er hatte recht, mitten auf der Waldbaussee war ein tiefer Trichter eingerissen — Steine, Dred und schwarzer Pulverstaub lagen wild umher, und unsere Leitung sah man nicht mehr. Einige Felsen hier und jenseits der Straße an den Bäumen hängend — sonst nichts.

Wir gingen an die Arbeit — hastig und doch lahm wie in schwerem Traum. Ich kletterte an einem der schwanken Stämme in die Höhe, ganz mechanisch knüpften die Finger das neue Stück Kabel an den Rest des alten, schlangen den Knoten um einen Zweig.

In den Ohren klang es wie Stöhnen — ein furchtbarer Mollakkord wimmerte in ihnen. Und mit einem Male wußte ich was sie sangen.

Die Eis-Moll-Sonate. — Glaubst du, daß sie mir wie Ruhe und Vollmondstimmung klang?

Ich klammerte mich an mein Buchenbäumchen und lauschte auf die ganz sonderbare Sonatenvariante, die mir mein Blut sang. Ganz richtig und klar klangen die schmerzlichen, sinnenden Töne — sieh — auch der befreiende A-Dur-Sonnenblick schimmerte einen Augenblick — und dann klang wieder Schatten, Leib, Ringen des Titanen mit Schicksalsgewalten. —

Wie — kam das Eis nicht, dieser seltsame Aeolussparfenton, der jaghaft wagt, Trost zu spenden? —

Horch — da klang's hoch oben in der Luft — so fein und gitrend. — Nein — nicht wie Trost — nicht wie Labung. —

In rasendem crescendo schwoh es und schwoh — durchschüttelte die Luft — drohend, nervenzerrühend.

Gräßliches Säusen dicht über den Baumkronen wurde jagend liefer, und barst mit unbeschreiblichem Getöse, mit einem Schrei — der alles Leben nahm aus meinem Sein. —

Mein letzter Blick fiel auf Heinz — er hatte den Schrei ausgestoßen; — ich sah ihn zusammensinken, die Hände starr in die Luft getallt — ich hatte noch die Empfindung eines brennenden Schlages an der Stirn — und dann war's Nacht. — Rote, johlende Nacht. Nein, eigentlich keine richtige Nacht. Wie Schleier aus purpurnem Gewebe floß es herab, ganz ruhig, durchwoben mit glühenden Pünktchen.

Aber plötzlich zerriff der Schleier — und ich sah eine Horde wilder, bodsfüßiger Gefellen um mich herumtanzen, häßliche Masken grinsen

mich an, und Sohlen und Kreischen drang aus den Öffnungen der entstellten Mäuler — das sich allmählich zu einer einzigen Melodie verdichtete.

„Mondscheinsonate!“ —

Im Presto agitato jagte das Adagio sostenuto daher — gepreißt — mißhandelt — an den Haaren gezerrt — das Eis pfauchte heran — mein armes tröstendes Eis — wie rasender, glühender Orkan mitten in die Rotten der Bodsfüße hinein — in Wurzelbäumen überstolperte sich mit einem Male alles rund um mich in furchtbarem Durcheinander.

Näher brauste der Unglückstorn in rasendem crescendo schwelend, nervenzerreißend — und da st mit vernichtendem Getöse und einem Schrei. — Wer konnte so jämmerlich — so schrill — so hoffnungslos schreien? —

Fort flog der Knäuel der Bachanten — doch nimmer endete die wahnwitzige Prestointonierung des Adagio sostenuto. —

Wer hatte den Schrei ausgestoßen?

Sieh, — da kam jemand taumelnden Schritts die Wiese dahergelaufen — wilde Loden umrahmten die hohe, leiddurchfurchte Stirn. Seine mächtigen Hände wühlten in dem zerzausten Haar — ein unsäglicher Schmerz lag in den tiefen Augen, in dem wehen Zug um den Mund. —

So sah ich Beethoven! —

Und hinter ihm her taumelte die entfesselte Bande wahn sinniger Halbtiere und schwang die Knuten heulenden Hohnes über Beethovens Kindern.

Im Presto agitato Matschten die Streiche, pfauchte das Eis — nicht wie Mondesfrieden.

Eine wimmernde Klage war's aus Beethovens wehmunzuden Kunde. Sie gellte in mir nach, daß Eiseschauer meine Glieder durchstamm und mich erbeben machte in den Grundfesten meines Lebens.

Sie flehte: „Hilf meinen Kindern — du liebst sie ja — hilf ihnen doch!“ —

Ganz nahe kam mir das Antlitz des vergötterten Künstlers — ich fühlte seinen zitternden Hauch an den Schläfen — und alles drängte in mir — ihm zu helfen — seine Geschöpfe zu befreien! —

Verzehrende Glut griff Platz in meinem Innern — ich sah mit einem Male einen Flügel vor mir — ich wollte hin und retten. Doch schon packten mich starke Arme und hielten mich zurück.

„Laßt mich doch die Mondscheinsonate —“

„Bleiben Sie nur ruhig liegen!“

„Nein, ich will — die Mondscheinsonate —“

Wieder wurde es Nacht — schwarz — ohne Stern.

Doch aus ihren Nebeln lösten sich langsam — lichtumflößen — Beethovens Kinder. Weich, sinnend, ohne Klage klang das Adagio sostenuto der Eis-Moll-Sonate.

Ich fühlte ein Meer von Ruhe über meine Seele fluten — unendlich schön schimmerte das gnadenteiche Eis über golddurchflößenen Buchenenwipfeln. Es brachte mir Trost — und ich erwachte.

Das Adagio sostenuto wob weiter seine Zauber durch das stille Lazarettzimmer.

An meinem Bette stand ein Klavier, und eine junge Schwester streichelte mit weicher Hand Beethovens Muse.

Sein Geist schwebte in dem Zimmer; ich sah die tiefe Ergriffenheit in den bleichen Gesichtern der Kameraden, grub den Kopf in die Kissen und weinte wie ein Kind.

Und währenddessen verschwammen die letzten Töne des Adagio der Eis-Moll-Sonate.

„Na, wieder unter den Lebenden?“ Der Arzt fuhr mit der Hand über mein Haar — ich konnte nur lächeln zur Antwort.

„Wissen Sie auch wo Sie wären, wenn ich nicht im höchsten Stadium der Krisis auf den Gedanken gekommen wäre, das Klavier in's Zimmer rücken zu lassen und Schwester Magda zu bitten, Beethoven zu spielen? — Ich weiß es nicht. — nur eins weiß ich, daß Sie zum Bett raus wollten, als die Drahtkommode angewackelt kam, und daß mich meine Arme noch schmerzen von der Anstrengung, die es mich kostete, Sie festzuhalten. — Zeigen Sie mal Ihren Puls — ah — wieder einigermaßen normal. — Da bedanken Sie sich bei der Magda und vor allem bei Beethoven, daß Sie wieder leben können!“ —

Du verstehst, daß ich mich an Beethovens Bild vergangen habe, lieber Karl. Denn ich selbst, meine eigene Phantasie, hat mir seine Musik verzerrt vorgegaukelt, wenn auch nur im Fiebertraum.

Behl fühle ich mich frei — willst du den Fürsten aus dem Gefängnis befreien? — So — ich danke dir. Sieh, es scheint, wie wenn er lächelte.

Ich will ihm seine Eis-Moll-Sonate spielen — jetzt wird sie mich beruhigen.“



Das Hindenburgtor des 3. Garde-Regiments zu Fuß in Berlin. w. Giese.

Am Haupteingang zur Kaserne in der Wrangelstraße ist ein Monumentaltor geschaffen, das dem großen Feldmarschall gewidmet ist. Nach der Weiherede durch den Regimentskommandeur Major von Gillshausen schloß Erzherzog von Kowensfeld das Tor auf, durch das unter den Klängen des Preußenmarsches das Ersatzbataillon und die Abordnungen anderer Regimenter ihren Einzug hielten.



Blick auf Kawalla vom alten Kastell aus. Im Vordergrund bulgarische Auslugposten.

Fliegerblut. Von Paul Scheidt.

Rattend schwirren die Maschinen über dem Flugplatz hin und her, Eindeder und Doppeldecker, schnelle und langsame, leichte und schwere. Hier steigt eine auf, dort kommt eine andere herunter. Am Start stehen drei Herren beieinander und verfolgen aufmerksam die laufenden Flugzeuge. Besonders ein Flugzeug scheint ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, ein alter, ziemlich schwerfälliger Eindeder, der jedoch mit großer Sicherheit und Kühnheit gelenkt wird.

Währenddessen sitzt der Gegenstand ihres Gesprächs, der Flugzeugführer Paul Rastberg, in seinem Apparat und steuert frisch durch den blauen Morgen. Sehnsüchtig schaut er zu den ihn umschwirrenden neuen und raschen Flugzeugen. Wenn er doch auch damit fliegen dürfte! Aber es gibt kundige Flugzeugführer genug. Er muß sich mit einem Jammergehalt bei seiner kleinen Firma mit ihrem veralteten Apparat begnügen.

Jetzt droffelt er den Motor und landet im Gleitflug glatt auf dem Flugplatz. Als er mühsam aus dem Gewirr von Steuerhebeln, Apparaten, Stangen und Spanndrähten herausgeklettert ist, kommen ihm die drei Herren entgegen, voran der Direktor der Hellburger Metallwerke. Er schüttelt Rastberg die Hand und beglückwünscht ihn zu seiner sicheren Führung. Dann bittet er ihn, ihm in das nahe Fliegerkasino zu folgen, da er ihm einen Vorschlag zu machen habe.

„Ich habe in meinen Werken ein Flugzeug herstellen lassen, einen ganz leichten Sport-Eindeder mit sehr starkem Motor und großer Schnelligkeit. Nun suche ich für das Flugzeug einen sicheren, kundigen Führer, der es einfliegen, vorführen und auch damit an Veranstaltungen teilnehmen kann. Wir haben Sie hier beobachtet,

und wenn Sie mit dem Gehalt zufrieden sind — der Direktor nannte eine hohe Summe, — dann schlagen Sie ein und kommen so bald wie möglich zu uns!“

Von ganzem Herzen sagt Rastberg zu.

Sein Kontrakt mit der alten Firma ist bald gelöst, und nach kurzer Zeit finden wir ihn schon auf dem Weg zu den Hellburger Werken.

Freudig begrüßt ihn der Direktor, und sofort geht man zum Flugzeugschuppen. Das Tor öffnet sich, und die Arbeiter rollen den flugbereiten Vogel heraus. Rein und glänzend steht er da, glühend in der Morgensonne, kein Holm, kein Spanndraht zuviel, keiner zu wenig; schnittig, schlank und doch kräftig gebaut, ladet das Flugzeug zum Fliegen ein. Der Ingenieur gibt noch einige Erklärungen, dann schlüpft Rastberg schnell in die warme Fliegerkleidung und besteigt das Flugzeug. Ein Arbeiter dreht den Propeller, schon springt der Motor an, Rastberg gibt Vollgas und Höhensteuer, und nach kurzem Anlauf über das Flugzeug hoch und rast dahin. Nun läßt er Höhen- und Seitensteuer spielen, und sein Eindeder gehorcht dem leisesten Druck wie ein edler Kenner; dabei entwickelt er eine Schnelligkeit, daß Rastberg alle fünf Sinne zusammenreihen muß, um nicht die Herrschaft über das Flugzeug zu verlieren. Unten sieht er die Arbeiter stehen, begeistert und jubelnd ihr herrliches Werk im Fluge bewundernd. Noch ein paar Kurven und Achten, dann stellt er den Motor ab und kommt glatt im Gleitfluge vor dem Direktor herunter. Der tomesn ihm mit Tränen der Freude in den Augen entgegen und drückt ihm m. Hand. Sein jahrelanger Wunsch ist so herrlich in Erfüllung gegangen! Doch auch Rastberg weiß sich vor Freude kaum zu fassen. So ofte e



Deutsche Kriegsrohstoff-Gesellschaft in Drama. — Kauf und Eintausch von Metallen gegen Salz und andere Lebensmittel. Im Hintergrunde deutsches Militärgepäck mit Baumwolle beladen. BUFA.

das Wetter irgendwie zuläßt, kann man seinen Eindeder über dem weiten Baugelände der Werke kreisen sehen. Eifrig arbeitet er mit den Ingenieuren zusammen, um ihnen aus seinen Erfahrungen manch guten Rat für Veränderungen und praktische Verbesserungen an dem Flugzeug zu geben.

So hat man das Flugzeug schließlich soweit, daß man auch mal an die Teilnahme an Flugwettkämpfen denken kann. Rastberg durchstöbert alle Sportzeitungen und sieht sie nach Ausschreibungen durch. Endlich findet er das Richtige: Große Flugwoche in Johannisstall! Er bespricht die Sache mit dem Direktor, der ist sofort damit einverstanden, und beide eilen kurze Zeit vor dem festgesetzten Termin hin, um alles vorzubereiten. Bald kommen sie mit ihrem kleinen Trupp von Ingenieuren, Monteuren und dem Flugzeug an.

Als Rastberg zum erstenmal aufsteigt, gibt es auf dem Flugplatz große Erregung über das Flugzeug. Denn außer unsicheren Gerüchten waren keine Nachrichten über den neuen Eindeder in die Öffentlichkeit gekommen.

Der Wettkampf beginnt; spielend gewinnt Rastberg die Preise der ersten Konkurrenz, für kürzesten Anlauf und Auslauf. Morgen kommt dann das große Schnellleistersrennen.

Raum ist das Zeichen gegeben, da rasen die Flugzeuge los. Anfangs hält ein kleiner Doppelder die Spitze; dessen Führer, ein sieggewohnter und berühmter Flieger, wehrt sich gegen Rastbergs Andringen wie verzweifelt, doch dann bleibt er zurück. Unter brausendem Jubel schießt der Eindeder durchs Ziel. Der Schnellleisterspreis ist gewonnen! Begeistert holt die Menge Rastberg aus dem Flugzeug und trägt ihn auf den Schultern zur Tribüne. Die Reporter umrennen ihn und das Flugzeug, knipsen, fragen und schreiben. Morgen ist er in allen Zeitungen!

Morgen! Ja, morgen ist noch die Höhentournee, dann ist Schluß!

Wieder rasen die Flugzeuge los und streben gen Himmel. Rastberg gibt steil Höhensteuer, und rasch steigt das Flugzeug. Weiter und weiter! Die Gefährten bleiben zurück. Steil zieht er seine Kreise. Jetzt streift sein Blick den Höhenmesser: 2000, 2100, 2200 Meter. — Bravo arbeitet der Motor.

3200, 3300 Meter. — Von den Kameraden ist durch die Dunstschicht nichts mehr zu sehen. Da, plötzlich springt in ihm der Gedanke auf: Der Höhenrekorde ist 5610 Meter! Ob er das erreicht? Fieberhaft überlegt er, rechnet er: Benzin hat er genug, die Geschwindigkeit ist unvermindert, der Höhenmesser zeigt eine sichere, aufsteigende Kurve. Jetzt steht er auf 4500 Meter! Die Arme, die das Höhensteuer trampfhaft halten, erlahmen. Durchhalten! 5000 Meter! Weiter, weiter! Ob es gelingt? Wie würde sich der Direktor freuen! Da, es ist erreicht! 5700 Meter! Hurra! Ob er 6000 erreicht? Er wird müder und müder. Die Feder des Höhenmessers kriecht wie eine Schnecke.

Sie will nicht voran. Jeder Meter wird schwer. Endlich 6000! Aber jetzt fühlt er immer stärkeren Druck auf der Brust und immer größere Atemnot! Ohne Sauerstoffapparat geht es nicht höher! Also hinunter!

Er stellt den Motor ab und geht im Gleitflug nieder. Fest und sicher hält er das Steuer. Er kann sich kaum noch aufrechterhalten, so müde ist er, aber nur noch eine kurze Zeit, dann ist alles gut, und er ist unten.

Jetzt kommt er aus den Wolken heraus, und immer größer wird der Flugplatz. Unten muß man ihn bemerkt haben. Erst verworren, dann immer deutlicher schallt ein Geräusch zu ihm herauf: Brausender Beifallsjubel! Man hat unten wohl erraten, was er getan. Die Flugzeuge surten noch hin und her. Neue steigen auf. Immer größer werden die Menschen. Noch 200 Meter, 100, 80, 50, 30 — da, urplötzlich taucht vor ihm ein anderes Flugzeug auf, zum Greifen nahe — blühschnell gibt er Vollgas und Höhensteuer, doch zu spät: Ein Krachen, ein Sturz, ein Aufprallen — er verspürt einen jähen Schmerz, dann ist's vorbei.

Ein schriller Aufschrei ertönt aus der Menge beim Zusammenstoß der beiden Flugzeuge. Alles rast zu den Stellen, wo sie hingestürzt sind. Die beiden Insassen des einen Flugzeugs sind mit ein paar Schrammen und Knochenbrüchen davongekommen. Doch nun zu Rastberg. Der liegt, schwach atmend, nicht weit von seinem braven Eindeder; durch den jähen Aufprall ist er hinausgeschleudert worden. Der Direktor kommt heran, auch Ärzte, reißen das Lederzeug auf und untersuchen den Flieger; sie zucken die Achseln. Da wird nicht mehr viel zu retten sein! Ratternd kommt das Sanitätsautomobil herangefahren, nimmt Rastberg auf und saust wieder davon. Hinterher das Auto des Direktors. Der hat schnell den nur wenig beschädigten Eindeder der Obhut seines Monteurs anvertraut, und fährt nun so schnell die Pferde des Motors den Wagen voranbringen können, mit Rastberg zur Klinik. Dort machen ihm die Ärzte größere Hoffnung.

Und wirklich, langsam siegt Rastbergs Jugendkraft; — bald ist keine Furcht mehr nötig. Tag für Tag kommt der Direktor und sorgt für ihn wie ein Vater. „Noch ein paar Wochen“, sagt der Doktor, „dann haben wir ihn wieder so weit!“ Rastberg kann sich kaum noch gebulden. Doch auch die Wochen gehen vorüber. Raum ist er aus der Klinik, da saust der Mercedes schon wieder zum Flugplatz. Der Direktor mahnt, bittet, fleht, Rastberg solle sich noch schonen, noch vier Wochen, noch vierzehn, noch acht Tage; nein, das Fliegerblut verlangt Betätigung.

Strahlend sieht Rastberg, wie der brave Eindeder, der inzwischen auch wieder kuriert ist, gerade aus dem Schuppen herausgetollt wird. Er humpelt darauf zu; jetzt sieht er schon am Steuer, der Motor donnert. Noch ein paar Sprünge, und schon schwebt er nach oben.

Wieder zieht der Vogel ruhig und sicher seine Kreise, die hellen, blanken Flächen glänzen im Abendrot. —

Neuen Taten entgegen!

Florian mit dem Stelzfuß. Von Max Prels.

Er hatte einen hohen Protoktor, der „Stelzfuß-Florian“. Das war der Pförtner in dem großen Bankgebäude, das an der Kreuzung der zwei tagaus und tagein belebten Straßenzüge lag. Der Pförtner hatte Florian das Plätzchen neben der Einfahrt zugewiesen. Ach, das war ein Platz an der Sonnenseite des Lebens. Wieviel tausend Paare Stiefel stapften da nicht im Tage an einem vorbei. Florian sah gleichsam unter dem Einfahrtstor, das in den lärmenden Hof der Großstadt führte. Wie ein Ausrufzeichen spreizte er seinen hölzernen Stelzfuß vor sich hin.

Der Florian war gewiß ein Kulturfaktor. Arbeitsleute und zerstreute Stutzer machten vor seinem Stelzfuß halt, große und kleine, derbe und zierliche Füße bestiegen das kleine Bänkchen, das vor dem Florian stand wie ein Operationsstisch.

Der Stelzfuß war seinem Gönner von der Bank sehr dankbar für das schöne, einträgliche Plätzchen. Es gab hier soviel wischende und hüpfende Kulturarbeit zu verrichten. Und wenn schönes Wetter war, oder wenn die geschworenen Feinde der öffentlichen Stiefel-

reinigung vorübermarschierten, kam Florian doch auch auf seine Rechnung. Denn er grüßte die Menschen ohne Rücksicht auf Stöckel und Fasson und ohne Unterschiede zu machen zwischen den reinlichkeitsbesessenen Lämmchen und den koltspeckigten Böckchen. Für jeden freundlichen Gruß belam er sein Kupferstück in den Schoß geworfen, und die Leute gewöhnten sich daran. Wer in die Stadt hinein wollte, mußte hier Grußmaut zahlen oder sich die Stiefel putzen lassen.

So ging's dem Florian recht gut. Er saß warm eingehüllt an den frostelnden Tagen auf seinem Stuhl, schaute aus seinem jungen Gesicht freundlich in die Welt. Er war erst dreißig Jahre alt — spreizte den Leuten den Stelzfuß hin und grüßte und putzte. Wenn sich eine Dame seinen Bürsten anvertraute, war er galant und zärtlich; er streichelte lieblosend das feine Leder, säuberte es mit einer verliebten Gründlichkeit und warf seinen geretteten Patientinnen ein paar verflüchtete Blicke nach. Die Damen schauten den Florian auch manchmal ein ganz klein wenig mehr als flüchtig an, sahen, daß er jung und gar nicht so übel war, und dachten gerührt: unglücklicher Mensch. Mit dem Mittel-

der Damen gewann er die im Vorübergehen erwiesene Teilnahme der Herren und so war der Florian eigentlich gar nicht so sehr zu bedauern. Denn der großmütige Pförtner in der Bank wahrte verschwiegen sein Geheimnis. Stelzfuß Florian, wie ihn alt und jung nannte, hatte nämlich ein Geheimnis. Und wenn die Leute dieses Geheimnis gewußt hätten, würden sie an dem armseligen Schuhputzer, der in seinem verbrauchten und abgeschabten Kittel dasaß und traurig lächelnd immer ein bißchen vornehm schwärmerisch grüßte, ohne Spende vorbei und vielleicht sogar mit ungesäuberten Schuhen weiter gegangen sein. Aber der gute Pförtner von der Bank wußte zu schweigen.

Florian sah also Tag für Tag auf seinem Stuhl, sah den Leuten nach und machte sich seine Gedanken über sie. Florian kannte alle Leute, und er liebte sie auf seine Weise. Aber ein kleines Mädchen, das täglich an ihm vorbeiging, das liebte er mit einer zärtlichen Dignität, anders, tiefer, behutsamer als seine besten Kunden.

und teilnehmend, machte seinen Kondolenzbesuch mit den Augen. Wieder nach Monaten sah Florian das erste und dann das zweite und dritte Rendezvous von Fräulein Jrmengild. Da grüßte er gereizt, eifersüchtig, später dann wohlwollend, wenn es ein schöner, eleganter Herr war, der auf das Fräulein gewartet hatte, oder vorwurfsvoll, wenn er den Beglückten für einen dummen Müßiggänger hielt, der gar nicht wert war, mit Jrmengild zusammen zu sein.

Florians Tagewerk war zu Ende; er gab dem Pförtner ein Geldstück, legte sein Putzzeug in eine Lade und zog den alten, abgeschabten Kittel aus. Dann schlüpfte er in einen wunderschönen Rock, nahm Kragen, Manschetten und einen feinen Hut, Handschuhe und Stock aus einem Schrank und war ein tadelloser Herr. Er grüßte den Pförtner und fragte: „Kommen Sie heute ins Kaffeehaus, Herr Pförtner? Die Freunde erwarten Sie!“

Bei Tag war Florian der arme Krüppel, der Schuhe putzt und



Besuch der bulgarischen Pressevertreter bei der Firma Krupp in Essen. — Weiterfahrt nach Besichtigung des Schmelzbaues.

Das war so gekommen: Das kleine Mädchen war eines Tages plötzlich in der Straße aufgetaucht. Es ging zur Schule und sicher zum ersten Male diesen Weg. Als es den Stelzfuß des Stiefel-Florian sah, war es recht erschrocken. Es gab dem armen Manne einen guten, warmen, traurigen Blick und trippelte vorlegen weiter. Seit dieser Zeit grüßte Florian das kleine Schulmädchen wie eine erwachsene Dame. Und das Mädchen grüßte freundlich zurück. Florian lebte das Leben des Kindes mit. Er sah die Kleine größer werden, sah die ersten Rosen der Mädchenhaftigkeit auf ihren Wangen und die ersten Schatten der Verliebtheit in ihren Augen. Und immer grüßte Florian und immer dankte das Fräulein herzlich und freundlich. Sie hat dem Florian nicht ein einziges Mal ein Geldstück in die Hand gedrückt. Ihr gegenüber war er nicht ein einziges Mal der arme Bettler. Das war sein Stolz, diese freie und unabhängige verschwiegene Beziehung zu ihr, zu der er kein Bettler war. Er gab ihr einen schönen Namen, den er einmal in einem prachtvollen Roman gelesen hatte; sie hieß für ihn Fräulein Jrmengild! Einmal kam Fräulein Jrmengild in einem schwarzen Kleid die Straße her. Da grüßte Florian, geräuschlos

bettelt, am Abend aber verwandelte er sich in den gutsituierten Herrn, der sich von seinen kleinen Renten vergnügt. Ja, ja, so lebt man! Herr Florian will sich eben, seine Zigarette rauchend, von dem Pförtner verabschieden, der so gut das Geheimnis wahren kann, da kommt Fräulein Jrmengild. Sie fragt den Pförtner: „Bitte, ist mein Bräutigam noch da?“ Florian erschrickt. Froh, daß er sie wieder sieht nach vielen Tagen, bewegt, daß seine kleine Freundin nun verlobt ist und noch dazu mit einem Herrn von der Bank. Da grüßt Florian in seiner Herzensfreude und denkt gar nicht daran, daß er nun sein Geheimnis preisgibt. Das Fräulein hat ihn erkannt, sie sieht, wie er die Maske des Tages ablegt und die fröhliche Wahrheit der Nacht auf sich nimmt. Da wurde das Fräulein sehr, sehr traurig. Sie kam sich so beschämt vor, sie schämte sich ihres Mitleids. Heiß und vorlegen ging sie in das Bureau ihres Bräutigams und wußte, daß eine lange, stille Freundschaft zu Ende war.

Am kommenden Tag kam das Fräulein an Florian vorüber. Er grüßte ängstlich, aber sie dankte nicht mehr.

Und nun war der Stelzfuß-Florian erst ein Bettler geworden.

Typen gefangener Engländer aus den letzten Kämpfen in Flandern.



BUEA.

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 39.

Düsseldorf, 29. September

1917.



Im Getreidehafen von Rustschuk. — Fertigmachen eines Tauchers.

B. F. A.



Licht. Novelle von Fritz Hecker.

Der berühmte Gast hatte den Shylock gespielt. Das Theater war aus. In dem heimeligen, rotlichtgedämpften Weinstübchen gegenüber dem Theater sollte eine kleine Nachfeier stattfinden. Die nicht geruht hatten, bis der gefeierte Gast auch in ihrer Stadt seinen bewunderten Shylock gab, waren da versammelt. Noch durchtränkt von der Gewalt des Spiels und schon wieder erwartungsvoll: Wird er das im Gehrock halten, was er auf der Bühne im Talar versprach? Die Zeit verrann. Der Gast ließ warten.

„Ja, ja,“ sagte der Justizrat lächelnd, „auch das Abschminken braucht seine Zeit.“

„Sie irren,“ sagte der Kritiker, „er schminkt sich nie, ich weiß es von dem Intendanten.“

„Unsinn, er ist noch jung, und der Shylock heute abend war ein alter, härziger Mann.“

„Ja, der Bart war alles, was er vom Theater ließ. Die Shylockzüge gab er, die braucht er nicht von Schminntops Gnaden.“

Der Ton des Kritikers klang etwas schroff. Eine Pause trat ein.

„Merkwürdig,“ sagte der Architekt langsam, „wie mich sein Gesicht erinnert hat.“

„Woran?“

„Woran?“ wiederholte der Architekt gedankenvoll. „Ich weiß nicht, meine Herren, ob Sie die eine stumme Szene auch so ergriffen hat.“

„Sie meinen, wie der Shylock neben der flackernden Laterne auf der Rialtobrücke sah und auf einer Schiefertafel rechnete?“ sagte der Kritiker schnell.

„Ja, das eben mein' ich,“ sagte der Architekt erfreut.

„Das Krieheln ging einem durch und durch, nicht wahr?“

„Ich weiß nicht — mir hat es der Blick angetan, mit dem er zwischen zwei gekriehelten Zahlen aufsaß.“

„Der Blick? Ja, jetzt weiß ich, der war ordentlich vergnügt. Ich habe mich gewundert, mir schien sich dieser Blick nicht in die unerbittliche Grausamkeit der Rolle zu fügen.“

„Was dem Zuschauer grausam dünkt,“ fiel der Justizrat ein, „kann für den Handelnden vergnügt sein. Ich weiß es vom Gerichtssaal. Aber wir schweifen ab: Sie wollten uns erzählen, Herr Baumeister, woran Sie das Shylocksche Rialtogesicht zwischen Laterne und Schiefertafel erinnerte.“

„Aber es ist nichts Lustiges, meine Herren.“

„Gleichviel, lieber Baumeister, Sie machen doch sonst keine Vortreden an Ihren Bauten — schießen Sie los.“

Ein Kellner war in das rote Licht getreten:

„Der Herr Intendant läßt sagen, daß der Regent geruht hat —“

„Schon gut — es wird also noch eine Weile dauern, bis der Gefeierte erscheinen wird. Ich schlage vor, daß wir, anstatt uns hier feierlich die Beine in den Leib zu stecken, uns gemütlich in die Korbstühle jener Nische setzen,“ sagte der Justizrat.

„Praktisch wie immer, aber Sie haben recht, kommen Sie, Herr Justizrat — so, da ist's auch ohne Wein noch recht behaglich, fast wie in einer alten Schummerstunde, wenn Großmutter anfang zu erzählen: „Es war einmal —“ Na also, Baumeister, was war einmal?“

„Es war einmal ein ganz junger Architekt,“ begann der Angeredete ruhig — „oder glauben die Herren, daß ich nicht auch einmal jung gewesen bin?“

„Ei, ei, Baumeister, nun versuchen Sie's abermals mit einem Schnörkelerkerchen an der Baufront Ihrer Geschichte?“

„Gut also, ich will es als eisernes Gerüst erzählen. Ziegelsteine, Mörtel und Verputz mögt ihr dann selbst nachfüllen. Ich wurde in jungen Jahren in die städtische Wohnungsinspektion gewählt. Es war mein erstes öffentliches Amt. Also war ich stolz und eifrig. Treppauf, treppab lief ich mit dem Bleistift, maß Wände ab nach Breite, Länge, Höhe, multiplizierte die Luftkubikmeter heraus und dividierte durch die Anzahl der Familiendöpfe, um festzustellen, ob der für den Kopf vorgeschriebene Mindestraum in den Schlafräumen vorhanden war. War er da, so machte ich einen Erledigungspalen in der Wohnungs-

liste; war er nicht da, machte ich ein Kreuz und hinterließ ein rotes Mahnformular, daß binnen einem Monat durch Verminderung der Kopffzahl oder durch Erweiterung der Wohnung die vorchriftsmäßige Kubikmeterzahl auf den Kopf anzustreben wäre — schrumm, die nächste Nummer. Meine Herren, ich war jung und hielt auf schnurgerade Erledigung übertragener Aufgaben. Bis ich eines Tages ins Gebüsch sah und sozial erwachte. Ich meine, bis das soziale Gewissen in mir lebendig —“

„Eisernes Gerüst, Herr Baumeister,“ unterbrach der Justizrat mahnend, „keinen Verputz!“

„Sie haben recht. Am Vormittag besuchte ich im vierten Stock ein großes Zimmer. Darin waren zwei Familien, wohnten, aßen, schliefen. Ein Kreidestrich ging durch, links Familie A, rechts Familie B. Die Väter der Familien A und B waren auf der Arbeit, die Mütter kochten, die Kleinen rutschten auf dem Boden herum. Es gab eine allgemeine Keilerei. Das Jüngste der Familie A hatte ein Stück des trennenden Kreidestrichs ausgewischt. Ein Mitglied der Familie B hatte ihn wieder nachgezogen. Wieder machte das Jüngste den Finger naß und trährte vor Vergnügen. Das Vergnügen blieb auch trotz der Keilerei. Die Mütter kochten und kümmernten sich nicht. Ich maß und rechnete, dividierte, schüttelte den Kopf, schrieb den roten Zettel, daß binnen einem Monat entweder die vorhandene Kopffzahl zu vermindern sei oder — und so weiter. Als ich über die Treppe hinabkletterte, hielt ich mich ans Geländer. Sie verstehen, meine Herren, das Gleichgewicht ist eine Sache, die —“

„Baumeister,“ drohte der Justizrat, „Sie versprochen, keine Sentimentalitäten in das eiserne Erzählungsgerüst einzubauen.“

„Das Gleichgewicht ist eine Sache, die beim Heraufsteigen über eine steile Hühnersteige schwerer zu bewahren ist als beim Hinaufsteigen. Am Nachmittag desselben Tages stand noch eine Familie in der Vorstadt unerledigt auf meiner Kontrollliste. Ich konnte sie nicht finden. Endlich stellte es sich heraus, daß ich schon dreimal an der verwinkelten Kellerwohnung vorbeigelaufen war. Ich tappte mich hinein. Der Spätherbstabend war fast hereingefunken. Ich konnte nichts sehen. „Warum habt ihr kein Licht?“ — „Licht ist teuer, Herr,“ sagte eine Frauenstimme, „es geht auch so.“ Sie hatte recht, es ging auch so. Ich maß im Lasten Länge und Breite. Die Höhe brauchte ich nicht zu messen, weil meine hochgestreckte Hand eben anließ. Und die Höhe meiner aufgeredeten Hand kam ich auswendig. „Wieviel Kinder, Frau?“ — „Acht.“ — „Ich muß mich überzeugen, bitte.“ — „Kommt, Kinder, der Herr sieht schlecht, weil er das Duster nicht gewöhnt ist — nach der Reihe.“ Es waren sieben. „Und der achte, Frau?“ — „Weiß nicht.“ Dann war ich wieder auf der Straße draußen. Es war ein milder Spätherbstabend. Gleich dort vorn stand eine Laterne. Ein Bübchen sah darunter mit einer Schiefertafel in der Hand und rechnete. Es war der achte. Er kriegelte Zahlen.“

„Das Krieheln aber ging Ihnen durch und durch?“ sagte der Kritiker langsam.

„Ich weiß nicht — mir hat es der Blick angetan, mit dem er zwischen zwei gekriehelten Zahlen aufsaß.“

„Der Blick? Sie wollen doch nicht sagen, daß —“

„— daß es Shylocks Blick von heute abend war, als er neben der flackernden Theaterlaterne auf der Rialtobrücke sah und auf seiner Schiefertafel stumm gerechnet hat; ja, das will ich sagen.“

„Aber — aber dann müßte dieser Bub ja — ja vergnügt gewesen sein?“

„War er auch; vergnügt und alt, alt wie Shylocks schminkloser Blick von heute abend. Er war gerade mit einer Aufgabe fertig geworden, der Bub, und sagte: „Ja, Herr, ich bin der Jüngste, der achte, und diese Division geht auf, also ist sie richtig, und der Lehrer muß mir morgen eine Eins darauf geben; so, jetzt kommt die letzte, bitte, Herr, gehen Sie mir aus dem Licht.“ —“

„Bitte, meine Herren, kommen Sie aus Ihrer Nische an das Licht heraus; ich bringe endlich unsern lieben Gast, den der Regent in ein



Bei einer Maschinengewehr-Kompagnie in den letzten Kämpfen vor Verdun. — Das Maschinengewehr wird von Sturmtruppen in Stellung gezogen. Phot. Alb. Spelling

ungewöhnlich langes, ernstes Fachgespräch verwickelt hatte. Nun, dafür wollen wir jetzt um so unsachlicher und vergnügter sein, nicht wahr? Aber, was ist das, meine Herren, auch Ihre Mienen sind von einem — einem ungewohnten Ernst?"

„Ach," sagte der Justizrat und schüttelte sich leicht, „unser Baumeister hat uns da eine gruselige Geschichte erzählt."

„Gruselige Geschichten? Hahaha. Zum Empfang unseres hochverehrten Gastes? Ach so, ich vergaß vor Ihren Geschichten ganz, die Herren einzeln vorzustellen."

Der Schauspieler wurde lebendig.

„Herr Intendant, ich merke mir doch keine Namen — man ist auch ungezwungener — aber wenn ich um die gruselige Geschichte bitten dürfte, ich bin ein Freund davon."

„Eigentlich ist sie garnicht gruselig," fiel der Justizrat ein, „sondern nur — wie soll ich sagen? — nur soziales Parallelstück zu der Schiefertafelrechnung unseres verehrten Schylocks auf der Rialtobrücke." Der Schauspieler wurde aufmerksam. „Unser Baumeister," erläuterte der Justizrat in einem Ton, der lustig klingen sollte, weiter, „unser Baumeister fand nämlich komischerweise, daß unser berühmter Gast heute Abend einem kleinen Jungen gleichgesehen habe, der seine Rechenaufgaben unter der Laterne abzumachen pflegte, mangels — na, mangels anderweitiger ökonomischer Beleuchtung, nicht wahr, Herr Baumeister?"

„Allerdings," erklärte der Architekt befangen, „es war das achte Kind einer armen Familie in einer Kellerwohnung; aber ich sehe natürlich ein, daß das heute unsern Gast in keiner Weise interessieren —" Er hielt ein, seine Augen erweiterten sich. Er sah den jungen Schauspieler plötzlich seine Miene wechseln. Sie wurde alt, ohne von ihrer Fröhlichkeit etwas einzubüßen. Die Arme hoben sich halbhoch, als hielten sie eine Schiefertafel auf den Knien. Drei Finger machten die Streckbewegung beim Griffelhalten. Ein Zeigefinger malte Zahlen. Das rote gedämpfte Licht in dem heimlichen Weinstübchen schien erlöschen. Ein Herbstabend ging durch das Zimmer. Eine trübe Gaslaterne am Straßenrand flackerte rötlich über die Schiefertafel. Zwischen zwei getrickelten Ziffern sah ein Kindergezicht auf, alt und dennoch fröhlich, dennoch zuversichtlich. Ganz laut und deutlich schien es jetzt vom Gaste herzukommen:

„Ja, Herr, ich bin der Jüngste, der achte, und diese Division geht

auf, also ist sie richtig, und der Lehrer muß mir morgen eine Eins darauf geben; so, jetzt kommt die letzte; bitte, Herr, gehen Sie mir aus dem Licht." — Ein Hebel knackte, nun stellte der Schauspieler die Stimme, das Gesicht:

„Ja, das war damals ich — machen Sie sich nichts draus, daß ich's bekenne — ein sonderbarer Zufall — ein entschlüpftes Strahlchen Licht aus der Blendlaterne Vergangenheit, nichts weiter."

Der Intendant war etwas betreten. Er hatte das Gefühl, als wenn er etwas sagen müßte. Etwas Eintretendes vielleicht.

„Welchen — welchen Weg," sagte er, „welchen steilen Weg haben Sie da aus der Tiefe nehmen müssen!"

„Nicht so steil, Herr Intendant — Vorherbestimmung, wenn Sie wollen, denn: wer in die Tiefe will, muß aus der Tiefe kommen."

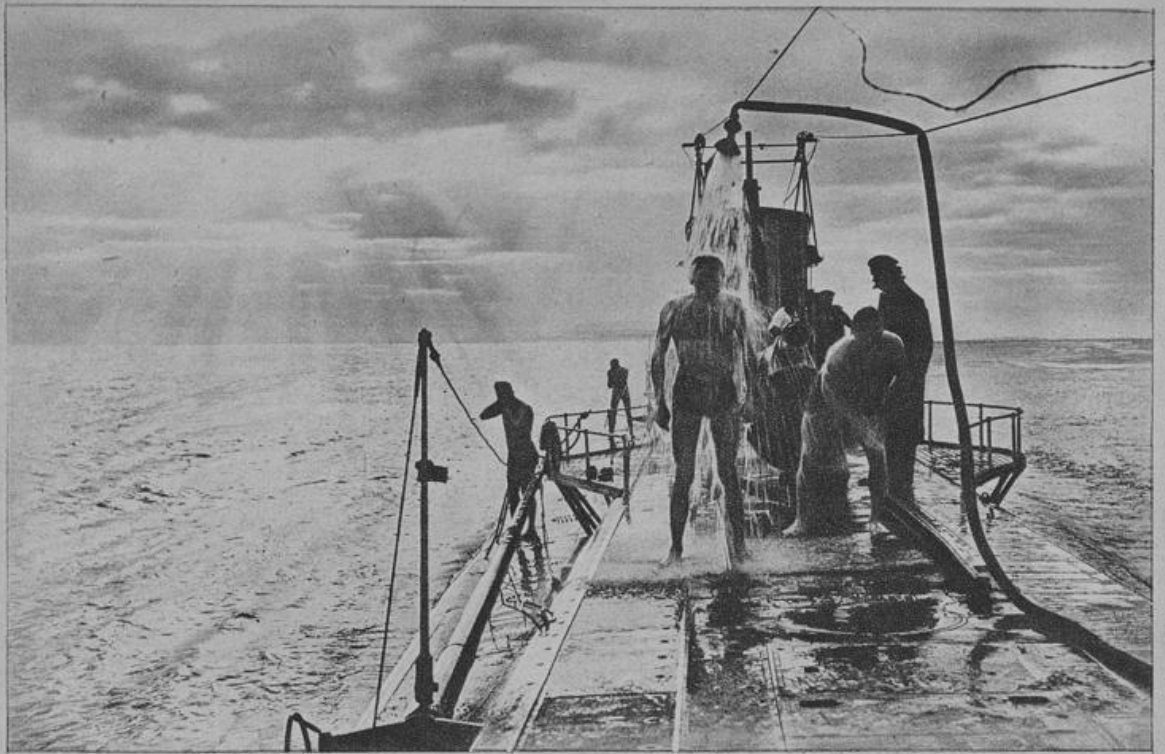
„Und wer vergnügt und zuversichtlich sein will?" wagte der Architekt gespannt zu fragen.

„Muß es sein trotz alledem — Laternenlicht und Rampenlicht und — und —" — er sah sich um — „und rotgedämpftes festliches Licht gelten da ganz gleich. — Wenn's Ihnen also recht ist, meine Herren, fangen wir jetzt mit dem Essen an — vergnügt und zuversichtlich."

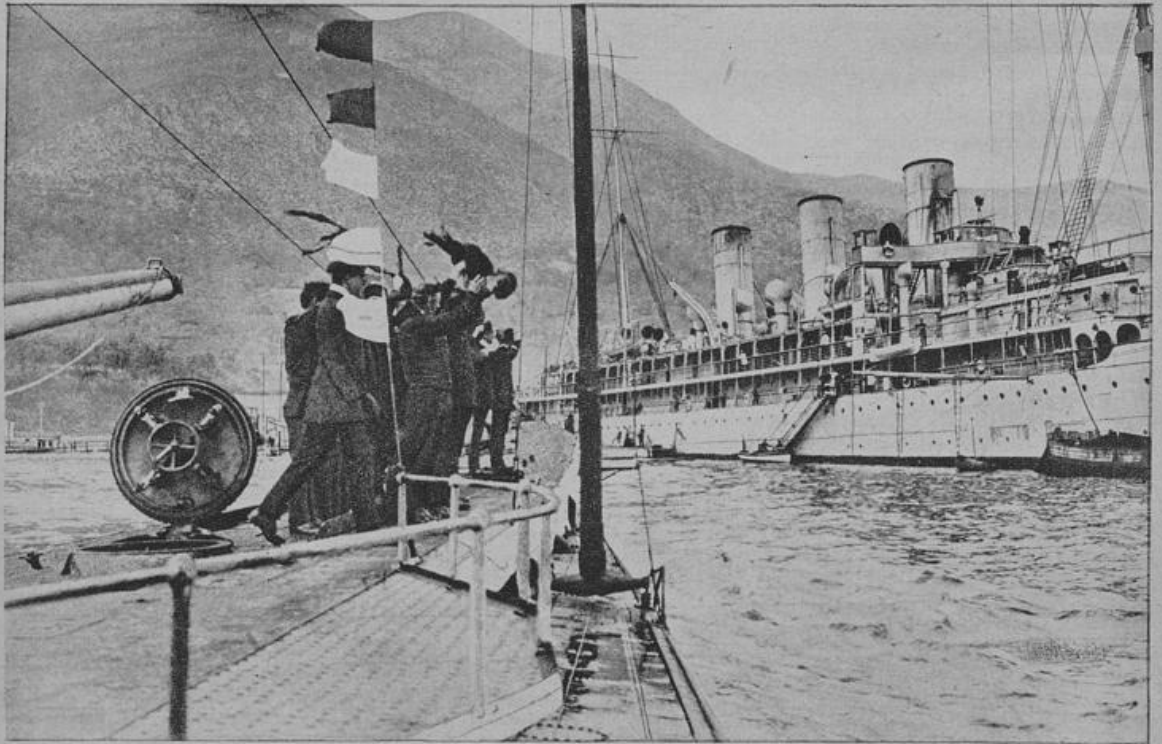
Es wurde ein froher Abend trotz alledem. Und es war sehr spät, als sich der Justizrat auf dem Nachhauseweg an der dritten Seitenstraße von dem Architekten und dem Intendanten trennte, sich noch einmal umwendete und ziemlich erheitert sagte: „Und ich wiederhole Ihnen nochmals, meine Herren, dieser Schylock ist der sprechendste Beweis für meine Theorie, daß die Kathedersozialisten von heute das sogenannte Elend unter den Gaslaternen mit ganz verkehrten Augen betrachten — Schnidschnad, meine Herren — sentimentales Gedudel, nichts weiter — nicht auf die Gaslaterne kommt es an, sondern — sondern — Na ja, meine Herren, ich — ich habe es vergessen — aber der Schylock heute Abend — der — der Schylock hat es auch — gefagt, wenn — wenn ich ihn recht — recht verstanden habe." Nur wenig schwankend, entschwand er hinter einer trüb flackernden Gaslaterne.

„Wenn er ihn recht verstanden hat," wiederholte der Architekt.

„Was wollen Sie," sagte der andere lächelnd, „der Mann ist Hauptaktionär bei der hiesigen Gasbeleuchtungs-gesellschaft — fünf- undzwanzig Prozent Dividende im letzten Jahr — und muß in Sachen Laternenlicht doch Bescheid wissen."



Ein Bad an Deck von U 35. Mit diesem U-Boot versenkte Kapitänleutnant Arnaud de la Perrière in 28 Tagen 80 000 t im Mittelmeer.
BUFA.



U 35 macht bei der Rückkehr längs des Wohnschiffs fest. Die Besatzung erwidert die Grüße der österr.-ungarischen Schiffe.
BUFA.

Hundert Mark. Von Fritz Müller.

Vor mir liegt ein Stück der Kriegsanleihe: hundert Mark. Sie gehören mir. Ich habe mir das Geld zusammengespart aus Arbeiten, die ich schrieb.

Als ich das Stück zeichnete, schrieb der Buchhalter in das Journal: Der und der Soll an Kriegsanleihe-Konto für gezeichnete Kriegsanleihe Lit. D 586 789 Mt. 100,—.

Und als ich bezahlte, schrieb er wieder etwas in das Journal: Kassa-Konto: Haben an den und den für bezahlte Kriegsanleihe Lit. D 586 789 Mt. 100,—.

Als ich dreimal um das Stück herumgegangen war, trat ein Kamerad von der Feder ein und sagte: „Was, du tannst Kriegsanleihe zeichnen? Und ich habe dich eben um hundert Mark anpumpen wollen!“

„Ja, nun hat sie das Deutsche Reich.“

„Na, auf deine hundert Mark wär's dem Reich auch nicht angekommen, mir aber mehr.“

„Und mir am meisten, nimm's nicht übel, Kamerad.“

„D wo,“ sagte er, und Geizhals, etendiger! dachte er. Dann ging er, und ich sah wieder vor meiner Kriegsanleihe. Tat ich recht, tat ich unrecht? Untersuchen wir's einmal, die Wage her und die Gewichte.

Mit einem Stück Kriegsanleihe kauft der Staat ein Gewehr, so und so viele Patronen und einen Mann. Nein, den Mann, den braucht er nicht zu kaufen, der kommt ja so. Der nimmt Patronen und Gewehr vom Staate, mein Gewehr, meine Patronen, schießt zwanzig Löcher ins russische Reich und sieben in russische Soldaten. Zwei von ihnen sind tot, drei sind verwundet, zwei ergeben sich. Mein Soldat kommt mit einem Wadenschuh

heim, hinkt zum Kriegsminister: „Herr Kriegsminister, womit hat man mein Gewehr bezahlt und die Patronen?“

„Einen Augenblick. Mit — mit Kriegsanleihe Lit. D 586 789.“

Hinkt zum Havenstein:

„Herr Reichsbankpräsident, wer hat Kriegsanleihe Lit. D 586 789 gezeichnet?“

„Einen Augenblick bitte, Herr — Herr — Herr Soundso, da und da, Bahnhofstraße, drei Treppen, links.“

Hinkt zu mir:

„Melde mich zur Stelle. Ergebnis Ihrer Lit. D 586 789: zwei Feinde stumm, drei kampfunfähig, zwei gefangen — empfehle mich

für die nächste Kriegsanleihe; bis dahin gebe ich wieder gerade.“

„Donnerwetter, das genügt für hundert Mark, ich danke Ihnen.“

„Bitte, bitte — was ich sagen wollte, Schriftsteller sind Sie, höre ich? — Geben Sie mir doch ein paar Geschichten von Ihnen mit — es ließt sich gut jetzt auf der Alleebank drüben in der späten Sommer- sonne — und Zeit hab' ich auch, solange die Wade hier noch steif ist.“

Da gebe ich ihm ein paar rasch zusammengeraffte Geschichten. Wie er fort ist, merke ich, es sind gerade die, von denen ich die hundert

Mark ersparte: Geschichten, Honorar, Lit. D 586 789, Patronen, sieben Feinde weniger, Wadenschuh, Soldat, durchgefragt zu mir, berichtet, sitzt jetzt unten auf der Alleebank, ließt eben die Geschichten — wie sonderbar die Ringe dieser Zeit sich schließen!

Na, nur nicht zu pathetisch, zur Sache bitte. Du wolltest wägen; gewogen hast du das Gewicht von Lit. D 586 789, wiege jetzt den Hundertmarkschein, den du deinem Kameraden von der Feder hättest geben können, wenn du dich nicht auf Lit. D verweist hättest.

Schön! Gewehr und Patronen hätte sich der nicht dafür gekauft, uns beide haben sie ja nicht genommen. Aber halt, vielleicht doch ein Gewehr, mit dem er den Hunger erschossen hätte? Vielleicht doch Patronen, mit denen er Jagd gemacht hätte in den Wäldern seiner Phantasie? Und vielleicht hätte er Geschichten erlegt, tüchtige vaterländische Geschichten, die besser waren als die meinigen? Geschichten, mit denen er am Ende zweimal soviel Kriegsanleihe hätte kaufen können als ich, zwei Soldaten hätte ausrüsten können, die zusammen vierzehn Feinde —

Na, wissen Sie was, Herr Redakteur, wenn Sie die Geschichte hier wirklich drucken wollen, und die Redaktionssekretärin kommt nachher zu Ihnen, der Buchung wegen: „Wem soll ich das Honorar gutschreiben, Herr Redakteur?“ Dann geben Sie ihr den beiliegenden Adressenzettel. Aber anstatt der Gutschrift ist es besser, Sie weisen ihm das Honorar gleich an; Sie wissen ja, in diesen Zeiten —

Und wenn Sie einen Soldaten auf der Alleebank treffen sollten, einen Soldaten mit einem Wadenschuh, der sich nach dem Stande meines Kontos erkundigen sollte, so sagen Sie ihm, er könne ruhig und vergnügt sein. Bei der nächsten Kriegsanleihe zeichne ich deswegen doch wieder meine sieben Russen. —



Königin Eleonore von Bulgarien †.

Königin Eleonore, deren Heimgang weite Kreise mit aufrichtiger Trauer erfüllt, war die zweite Gemahlin Zar Ferdinands und diesem im Jahre 1908 angetraut. Sie entstammte dem Hause Reuß-Köstritz und war 1860 geboren. Im russisch-japanischen Kriege wirkte sie in einem deutschen Lazarett in der Mandschurei, und auch im jetzigen Kriege widmete sie ihre ganze Kraft der Verwundeten- und Krankenpflege.

Hgl. Hofphot. Emil Sandau.

Ein Strahn Wolle, ein Handspiegel und 5 Päckchen Zahnstocher.

Von Hermann Wagner.

Dieser 28. September begann mit einem warmen, wolkenlosen und schulfreien Morgen, an dem es Adelheid riskieren zu können vermeinte, ihren Bruder Othmar zwecks einiger Einkäufe in die Stadt zu schicken.

„Othmar,“ sagte sie, indem sie ihrem Bruder einen Hundertmarkschein überreichte. „Gehe zur Stadt und laufe folgendes für mich ein: beim Woll- und Weißwarenhändler Lademann einen Strahn grauer Stridwolle Nr. 2, in der Spiegelhandlung Saupe einen Handspiegel für 75 Pfennige und im Warenhaus Schleuderer fünf Päckchen Zahnstocher. Verliere den Schein nicht und sieh' zu, daß man die richtig auf ihn herausgibt!“

Othmar lächelte ein wenig hilflos, und sagte ergeben:

„Ja, liebe Adelheid!“

Dann zog er folgsam den leichten Aberrock an, nahm Hut und Stod und machte sich auf den Weg.

Der Woll- und Weißwarenhändler Bruno Lademann machte, als Othmar mit höflich-bescheidenem Gruß in seinem Laden erschien, eine verbindliche Geste, lächelte bestreidend und fragte:

„Was steht zu Diensten, Herr Professor?“

„Ich bitte um einen Strahn grauer Stridwolle Nr. 2.“

„Sehr wohl.“

Lademann bemühte sich, Othmar zu unterhalten. Er schloß seine Ausführungen, als Othmar eben bezahlen wollte, mit der plötzlichen und überraschenden Frage: „Parдон — darf ich dem Herrn Professor als Gelegenheitskauf ein Duzend erstklassiger Nachthemden empfehlen?“

„Nachthemden —?“ fragte Othmar mehr erschreckt als erstaunt.

„Jawohl! Bitte, überzeugen Sie sich selbst! Ist das keine erstklassige

Ware? Garantiert echt! Unzerreißbar! Spottbillig! Fräulein Adelheid wird staunen! Ich darf sie doch einpacken? Natürlich — nicht wahr? Keinen Widerspruch, Herr Professor! Die Nachthemden müssen Sie kaufen! Eine solche Gelegenheit kommt niemals wieder! So, das Paket ist schon verschmückt. Mit der Rechnung eilt es nicht, Herr Professor! Durchaus nicht! Absolut nicht! Und nun vielen Dank, Herr Professor! Und beste Empfehlungen an Fräulein Adelheid!“

Ein umfangreiches Paket unter dem Arm — so fand sich Othmar plötzlich wieder

draußen auf der Gasse. Es war ihm ganz wirt in seinem Kopf. Wie? Hatte er nicht einen Strahn grauer Stridwolle Nr. 2 kaufen sollen? Und war das, was er im Paket trug, nicht ein Duzend erstklassiger Nachthemden — garantiert echt und unzerreißbar?

Othmar seufzte beklommen auf. Er dachte an den Handspiegel, den er noch des weiteren zu kaufen hatte. Und furchtsam und zögernd setzte er seinen Weg fort.

In der Spiegel- und Bilderhandlung Jakob Saupe wurde Othmar von der Gattin des Geschäftsinhabers, Frau Rosa Saupe, sehr süß empfangen und genötigt, auf einem Sessel Platz zu nehmen. Den Handspiegel zu 75 Pfennigen packte sie fürsorglich ein, verschmückte ihn und überreichte ihn Othmar mit ihrem gewinnendsten Lächeln. Den Hundertmarkschein, den Othmar ihr zur Zahlung präsentierte, wies sie dagegen mit einer abwehrenden Geste ihrer beiden Hände zurück.

„Aber, Herr Professor — diese Kleinigkeit eilt nicht! Gott bewahre! Ein Mann wie Sie, von Ihrem Ruf, Ihrem Ansehen — das wäre noch schöner! Nein, meinen ganzen Laden lasse ich Ihnen ab! Jawohl! Da machte ich mir keinen Augenblick Sorgen! Aberhaupt war es schon längst mein Wunsch, gerade Ihnen etwas anzubieten! Etwas, das nur für Sie paßt! Etwas auserlesenes, etwas Gebiegenes, etwas Künstlerisches! Sehen Sie her, Herr Professor! Sind diese zwei Öldrucke nicht herrlich? „Morgentrot“ und „Abendfrieden“! Zwei Pendants, die Sie über Ihrem Schreibtisch aufhängen müssen! Da liegt Poesie darin, nicht wahr? Und welche Farben! Alle echt! Und die Rahmen schwer vergolbet! Unverwüstlich! Ihre Urtenel werden sie noch haben! Der Preis? 40 Mark! Jawohl, für alle beide! Aber das eilt nicht! Nein, nein, durchaus nicht; die Rechnung geht Ihnen zu! Hier, Herr Professor! Sehen Sie, wie herrlich die Bilder verpackt sind?



Rinderherde beim Durchschreiten einer Furt auf dem Kongut Segarcea im besetzten Rumänien. BUFA.



Im eroberten Riga: Straßenleben nach der Einnahme der Stadt.

Phot. Boedeker.



Leben und Treiben auf dem Theaterplatz in Riga nach dem Einzug der deutschen Truppen.

BUFA.

Einen schönen Gruß an Fräulein Adelheid, Herr Professor! Beehren Sie mich bald wieder!"

Als Othmar wieder glücklich auf der Gasse draußen stand, fiel ihm zunächst das eine Paket aus der Hand. Als er sich bückte, um es aufzuheben, verlor er das zweite. Dieses Pech nahmen zwei Schulbuben, die vorübergingen, zum Anlaß, in ein freches Gelächter auszubrechen.

Othmar wurde vor Beschämung rot, hob beide Pakete auf und stopfte das eine unter den rechten, das andere unter den linken Arm. Vermägen ausgerüstet, setzte er schwühend seinen Weg fort. Denn er hatte ja noch fünf Päckchen Zahnstocher zu kaufen!

Im Warenhaus Schleuderer stürzten auf Othmar bei seinem Eintritt der Inhaber Jaak Schleuderer, der Lehrling Emil und die erste Verkäuferin, Fräulein Paula, zu. Die ersteren besreiten Othmar von seinen Paketen, die letztere setzte eine tolette Miene auf und fragte:

"Was darf es sein, Herr Professor?"

Othmar erröte unter den verführerischen Blicken und stotterte:

"Fünf Päckchen Zahnstocher, liebes Fräulein —"

"Bitte sehr," lächelte Fräulein Paula und trat an eines der vielen Regale, um das Gewünschte zu holen.

In diesem Augenblick aber attackierten der Inhaber Jaak Schleuderer und der Lehrling Emil den Herrn Professor.

"Sonst noch etwas gefällig?" fragte mit lauernder Freundlichkeit der Chef.

"ff. Emaillegeschirr gefällig?" schnurrte der Lehrling, "prima Wachtuch, echt japanische Reisetaschen, Liegestühle, Hängematten, billige Panamahüte, gestülpte Pantoffeln, Bettvorleger, seidene Lampenschirme, porzellanene Standuhren, Kohlenkästen, Fallsfederhalter, Staubbesen, Summimäntel, Briefpapier, Salatschüsseln, Summischläuche —"

"Still," sagte Fräulein Paula und schob mit einer energischen

Armbewegung den Lehrling beiseite, "biete dem Herrn Professor nicht Waren an, für die er kein Interesse hat! Der Herr Professor wünscht etwas ganz anderes! Der Herr Professor wünscht eine Badewanne!"

Othmar wurde blaß. "Eine Ba — — ?!"

"Eine prima verzinkte Sitzbadewanne, Marke „Juno“, befristigte Fräulein Paula mit einem Feuerblick. „Oder haben Sie schon eine solche?"

"Nein," sagte fassungslos Othmar.

"Sehen Sie," triumphtierte Fräulein Paula, "also müssen Sie eine kaufen! Emil — schnell, packen Sie eine ein! Denn ohne eine prima verzinkte Sitzbadewanne „Juno“ können Sie nicht sein! Sie ist der beste Arzt! Die Sitzbadewanne „Juno“ schützt Sie vor allen Krankheiten! Nichts ist so gesund wie ein Sitzbad — man kann es kalt, lau oder heiß nehmen, je nach Bedarf! Es hilft immer! Menschen, die im Besitze einer Sitzbadewanne „Juno“ sind, werden bekannlich nie krank! Zuverlässige Atteste erster Autoritäten bezeugen das! Es gibt kein Haus, es gibt kein Heim, in dem nicht eine Sitzbadewanne, Marke „Juno“, zu finden wäre! Alle Welt verlangt nach ihr! Überall, in Deutschland, Frankreich, England, Italien, in Afrika, in Asien, in Nord- und Süd-America ertönt der Ruf: die Sitzba — —!"

Othmar kam halbtot heim.

Er trug ein kleines, ein größeres und ein Riesenpaket.

Adelheid, die in sein verstörtes Gesicht sah, schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

"Was bringst du da?" rief sie entsetzt aus.

"Einen Strahn Wolle, einen Handspiegel und fünf Päckchen Zahnstocher," sagte Othmar gepreßt.

"Othmar — bist du verrückt?" entsetzte sich Adelheid.

"Vielleicht," gab Othmar resigniert zurück. "Auf alle Fälle: ich will ein Sitzbad nehmen!"



Von der Arrasfront: Kriegerdenkmal auf dem Soldatenfriedhof von Comines zu Ehren der in den heißen Kämpfen der Arrasschlacht gefallenen Deutschen.

Phot. Kely, Presse-Büro.

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 40.

Düsseldorf, 6. Oktober

1917.



Der Kaiser in Flandern: Auf dem Wege zu den tapferen Verteidigern.

× Kronprinz Rupprecht von Bayern, ×× General Sigt von Arnim.

BUFA.

Der Aesthet. Skizze von H. Schobert.

Der letzte der Geladenen schloß die Tür hinter sich. Gustav Lang blieb allein in seinen kunstfönnig geschmückten Räumen, in denen eine große Gesellschaft versammelt gewesen war, um viel Tee zu trinken und gute, geschmackvolle Musik zu hören.

Diese Musikabende des jungen, künstlerisch veranlagten Mannes genossen, ihrer Eigenart wegen, einen gewissen Ruf. Jedes Musikstud wurde in einer seiner Stimmung entsprechenden Beleuchtung vorge- tragen und tief dadurch besonderen Reiz und verfeinerten Kunstgenuß hervor.

Wenn bei Chopins glutvollen Melodien die rotglühenden Lampen aufflammten, Beethovens getragene Töne bei weißer Kerzen- beleuchtung ertönten, Strauß' schwüle Musik in Violett getaucht wurde, gab das wirklich einen aufreizenden Effekt, der aber noch übertroffen wurde, wenn die jüngste Moderne ein seltsames grün- liches Licht überstrahlte, das etwas Mythisches, Verwesungsartiges hatte. — Daran berauschte sich der junge Gastgeber am meisten, und als er nun allein war, drehte er das grünlische Licht wieder an, warf sich auf das breite Ruhebett und rauchte eine Wasserpfeife.

Jetzt war er ganz glücklich. —

Draußen, in dem großen Berlin, gab es Menschen, die von ihm sprachen, ihn wohl rühmten, und er selbst kostete jede noch so kleine Möglichkeit eines raffinierten Lebensgenusses bis auf das letzte für sich aus. —

Nicht eine Stelle seines körperlichen und geistigen Menschen,

die nicht beispiellos gepflegt war, die er verehete und an- betete wie ein köstliches Kleinod. Er hätte für sich nicht die Möglichkeit gesehen, weiterzuleben mit irgendeinem Gebrechen, das nach außen unschön wirkte, und er freute sich täglich seiner tadellosen Erscheinung. Alles an ihm war Egoismus und Raffine- ment, wie auch der eigentümliche Duft, der ihn umgab, und dem er viel Nachdenken gewidmet hatte.

Kurz, er hatte sich zu einem ästhetischen Kulturprodukt ohne- gleichen heraufgeschraubt und fand darin Zweck und Inhalt seines Lebens. — — —

Am nächsten Morgen hielt er den Befestigungsbefehl in der Hand. Der Krieg! — Den hatte er ganz vergessen!

Er rang die Hände, raufte sich das Haar — und weinte — weinte. — Das ihm! Dem Liebling der Grazien, dem feinsinnigen, kunstbegeisterten Manne! Es war unmöglich! — Und wurde doch Wahrheit! — — Das Befehl kennt keine Ausnahmen für Aestheten! —

Der militärisch unausgebildete Mann mußte in die Kaserne, mitten unter die andern Mannschaften. Von seinen getränkten Empfindungen durfte er nichts äußern, nicht darüber klagen! Den brutalen Taffachen gegenüber war er einfach hilflos. Zum ersten Male hörte er den rauhen Kommandoton der Vorgesetzten, roch die Kasernenluft, sah sich fernab von jeder Verfeinerung. Mit weit aufgerissenen, entsetzten Augen, schauernd bis ins Mark, starrte er nur immer wieder in diesen ihm völlig unbekannten Arzstand. Seine gepflegten Nägel wurden rissig



Königin Marie Therese von Bayern (X) besucht ein Lazarett in Bamberg.

Phot. Berl. Illustr.-Bef.

und brachen ab; seine weißen, zarten Hände wurden braun, betamen Schwielen — und er — Küffel über Küffel. — War es möglich, daß man unter solchen Umständen noch leben konnte? Daß man noch Mensch war wie vorher? Ihm kam es oft vor, als könne das alles nur ein Traum sein, ein schredlicher, qualender Traum, aus dem er ein baldiges, wohlfiges Erwachen ersehnte.

Aber das Erwachen blieb aus. —

Nur wenn er todmüde abends auf sein hartes Lager fiel, kam es manchmal über ihn wie ein schmeichelnder Duft von früher, wie ein lindes Streicheln seidener Kissen. — Einmal hatte einer der Stubentameraden, als Lang im Spiegel sein hageres, verbranntes Gesicht mit den kurz geschorenen Haaren darüber, das all seine Vornehmheit und Gepflegtheit eingebüßt, besah — bemerkte, daß er weinte — weinte wie ein Kind um seine verlorene Ästhetik. Und seitdem hieß er in der ganzen Kompagnie „die Susse!“

belächelt haben würde. „Lieber tot!“ würde er gesagt haben. — Und doch lebte er, und hatte nicht einmal den Mut zu sterben. Nur ein Ende! Ein Ende des Krieges! — War denn das ein Leben? — Nein, ein Vegetieren nur! — Ein Dasein aber, das aus dem Menschen alles herausholte, was er an Kraft und Energie hergeben konnte. Das merkte er bei diesen endlosen Märschen über verwüstete Ader, durch brennende Dörfer, vorüber an gefallenen Kameraden, toten Feinden, vorüber an den zu beiden Seiten der Straße liegenden zahllosen Pferdekadavern mit den steil gegen den Himmel gereckten Beinen, mit den verglasten Augen und den gefletschten Zähnen. Die Luft ringsum war verpestet. Und doch ertrug er alles — zitterte nur unter Schauern vor dem Entsetzlichen, das da geschehen war und noch geschehen würde! — Die Sonne brannte und stach, Staub und Schweiß hatten sich zu einer fingerdicken Kruste geballt. In seinem Hirn hämmerte es plötzlich wie mit wuchtigen Keulenschlägen, stach



Das neue Seuchenlaboratorium in Anatolien.

Sie lachten und spotteten über ihn; keiner ahnte, daß er litt — wirklich schwer litt!

In aufblühendem Zorn, in wildem Hah, in heißer Verzweiflung versuchte er sich gegen das eiserne Muß, das ihn knebelte, aufzulehnen. Es half nichts! — Er mußte! Mu ß t e!

Genau wie die andern alle, — aber das waren auch keine ausgewählten Menschen wie er, der etwas Höheres kannte und liebte. Es war die Allgemeinheit, die breite Masse, die nicht litt. Zur Masse gehörte er aber nicht, würde er niemals gehören. — Und er begann diese breite Masse, die sich mit Frische und Humor in alles fand, ihn auslachte, zu hassen in stillem verbissenen Grimme!“ —

Dann ging es auf den Kriegsschauplatz. Stumm und verbissen hockte er Tage und Nächte im Bahnwagen, dürstete auch manchmal bei der glühenden Hitze, führte aber dabei ein halbes Traumleben in der Erinnerung an vergangene Zeiten die wiedertommen mußten. Doch auch das nahm ein Ende, anstrengende Märsche folgten. Er war sich bewußt, daß, wenn ihm einmal jemand sein jetziges Dasein vorausgesagt hätte, er das einfach als bare Unmöglichkeit

es wie von tausend Nadeln: er wollte den Mund öffnen — schreien — fiel aber lautlos um. Im Fallen noch hörte er eine Stimme — eine wundervolle, geschulte Tenorstimme, die die Melodie des Liedes der Marschkolonne führte und trug. Diese wundervolle Stimme blieb ihm auch im Ohr, als er unter den Händen des Arztes wieder zu sich kam. — Am Abend suchte er den Träger dieser Stimme — und fand ihn.

Ein blutjunges Bärtschchen war es. Freiwillig herbeigeeilt aus dem Konseratorium unter die Fahnen. Ein Mensch mit einer großen Zukunft.

„Singen Sie doch einmal das ‚Ave Maria,‘“ bat Lang. Seine Stimme klang trocken. „Ich habe so lange keinen Gesang gehört.“ Der kleine Freiwillige sah ihn an und begriff, daß er hier eine gequälte Seele vor sich hatte. Er sang. —

Wieder weinte Gustav Lang und fühlte, wie die Tränen auf seinem Gesicht Furchen zogen. Dann brach es gewaltsam aus ihm heraus. All die innere Qual, die Zerrissenheit seines Empfindens und die schweren Anklagen gegen sein Schicksal.

„Jeder hat doch nur ein Leben,“ rief er, „das nie wiederkommt, — einen Körper, an dem ihm jedes Glied notwendig ist.“ Er stöhnte und ballte die Fäuste.

„Freilich sind die Schrecken des Krieges hart für den einzelnen,“ sagte der junge Sänger nach einer kleinen Pause, „aber bedenken Sie, in was für einer großen, erhabenen Zeit wir leben! Das kleine Einzelschicksal kann dabei gar nicht in Betracht kommen. Fürsten kämpfen als Brüder neben dem einfachsten Manne. Einer steht für alle — alle für einen. — O nein, ich gebe mein jetziges Erleben nicht her, nicht um alle Schätze der Welt.“

Seine Augen leuchteten. Tiefinnere Begeisterung ging wie ein warmer Strom von ihm aus.

„Und sind doch ein Künstler!“ warf Lang vorwurfsvoll ein. „Alles können Sie verlieren — Ihre Stimme, Ihre gesunden Glieder,

Lang schwieg einen Augenblick. „So denken Sie an Ihre Mutter! und suchen Sie die Gefahr wenigstens nicht! Außerdem sind Sie der Menschheit etwas schuldig. — Menschen gibt es viele — Künstler nur wenige.“

Der andere trat ihm einen Schritt näher. „Glauben Sie, ich würde mich von irgend jemand hier an der Front beschämen lassen? Mühte die Augen niederschlagen, wenn mein Nebenmann mich fragte: Wo warst du denn in der Stunde der Gefahr? Nein! — Lieber tot als feig!“

Auch Lang hatte sich jetzt erhoben. Schlank und fehnig, wenn auch erschöpft und schmutzig, standen die Waffenbrüder nebeneinander.

„Verachten Sie mich nur — ich bin kein Held,“ sagte der Ältere endlich langsam. „Man glaubt, daß es morgen eine große Schlacht gibt, und ich habe Furcht — Furcht!“ — Er schüttelte sich. Und dann begann er plötzlich hastig, überstürzt von seinem früheren Leben zu



In der Bildabteilung einer Fliegerstaffel werden die durch Flieger gemachten Erfindungen weiter verarbeitet.

Phot. W. Veermer.

Ihr Leben. — Sie haben kein Recht dazu — Sie gehören der Kunst.“

„Die Kunst wird auch ohne mich nicht untergehen.“

„Aber der Ausgang des Krieges wird ebensowenig beeinflusst werden durch uns beide. Wir leisteten in unserer Art mehr als die meisten hier, das müssen Sie zugeben.“

Sie saßen dabei auf einer niedrigen Kuppe feuchten Lehms. Ein feiner Regen fiel vom Himmel und hüllte die Erde in einen fahlen Dunstschleier. Gustav Langs Finger berührten unversehens den Schmutz neben sich, er hob sie hoch und streckte sie dem andern schweigend hin. Trotz der langen Dienstzeit hatte er noch nicht das neroöse Unbehagen gegen Nässe und Schmutz überwinden können.

Freih Ehlens lachte. „Ja, Kamerad, das hilft nichts. Krieg ist Krieg. Aber auch mit solchen Händen kann man sich das Eisernen Kreuz holen.“

„Ist das das Endziel Ihrer Wünsche?“

Der junge Sänger sprang auf. „Das ist es — gewiß! Die letzten Worte meines Vaters waren es: „Komme mit dem Kreuz wieder, Junge!“ — Die Mutter freilich — ich bin ihr Einziger!“

erzählen, von seinen seelischen Qualen, seiner jetzigen Verweissung. Es würgte ihn im Halse, und seine Augen brannten, aber es war ihm schon solche Wohltat, einmal mit jemand reden zu können, bei dem er Verständnis voraussehen konnte. Und er hätte den andern festhalten mögen mit Händen und Zähnen, um nicht wieder in die grauenvolle Einsamkeit seiner bisherigen Existenz zurückfinken zu müssen.

Das junge, helle Knabengesicht wandte sich dem Sprechenden voll Wärme und Anteilnahme entgegen. „Ich bin ja viel jünger als Sie, Kamerad,“ sagte er, „und es gehört sich eigentlich nicht, aber denken Sie, wir wären Brüder. In diesem Augenblick sind wir es ja auch. — Jeder hat wohl Schutt in sich, der ihm das Beste und Heiligste im täglichen Leben zugebedt hat. Aber dann kommt die Stunde der Erhebung und Begeisterung wie jetzt; aller Schutt verschwindet; hoch auf schiebt unser verborgenes, kaum geahntes Empfinden, reißt uns hinauf, macht Menschen aus uns, bessere Menschen, Kamerad! Glauben Sie mir. — Soviel Richtigkeit fällt ab, soviel Düffel und Selbstsucht.

Wenn es gilt, werden wir beide unsern Mann stehen. Sie auch, — das weiß ich!"

Krampfhaft faßte Gustav Lang nach der Schulter des andern. Er war beschämt und doch getröstet — ganz leise regte sich in ihm ein Etwas, dem er noch keinen Namen geben konnte. Er achtete nicht mehr auf den Schmutz an seinen Fingern.

„Lassen Sie uns zusammenhalten,“ sagte er nach einer langen Pause, „das heißt, wenn ich Ihnen genüge.“

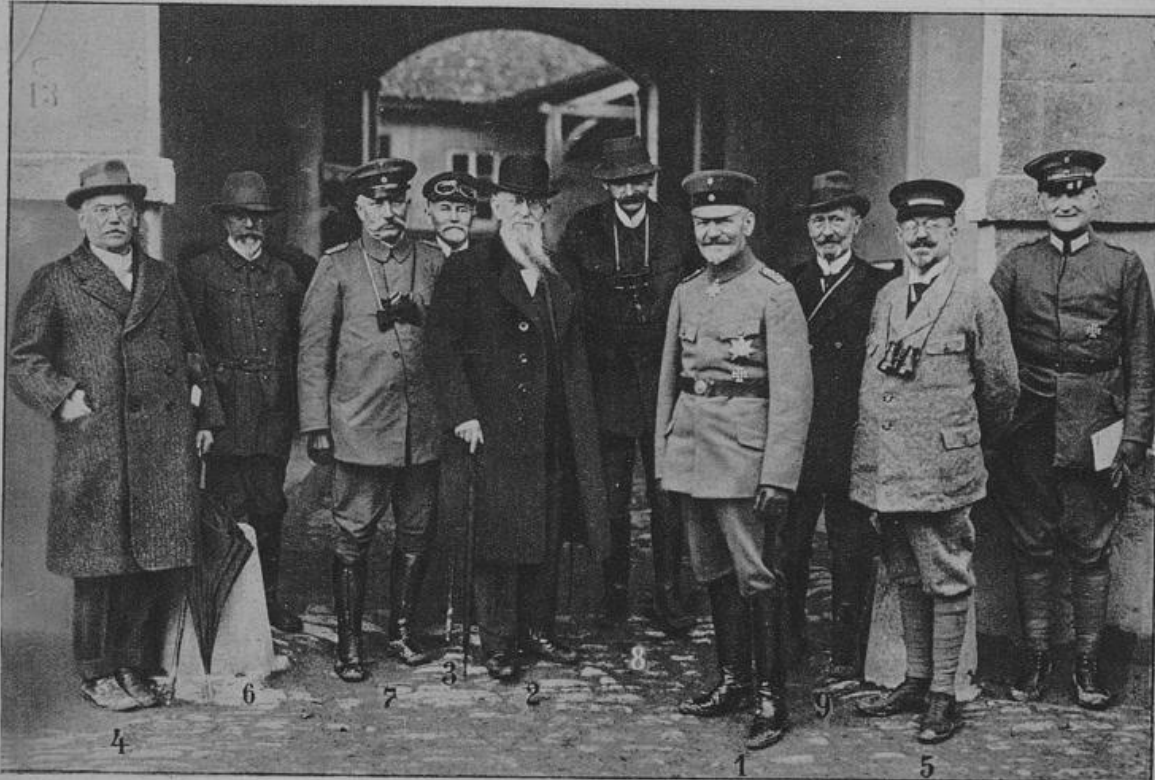
Mit kräftigem Druck faßte der Jüngere nach der Hand des Älteren. Er sagte kein Wort. Als sie aber gemeinsam ihr Quartier bezogen hatten, sang er dort unaufgefordert seine schönsten Lieder. Die ganze Kompagnie lauschte ergriffen. Gustav Lang aber kauerte im Dunkeln und hatte die Augen mit der Hand bedeckt. In dieser Nacht konnte er trotz aller Müdigkeit nicht schlafen. Es war etwas in ihm wach geworden, das

Unruhig warf er sich umher. Matt stand er in dämmernder Morgenröthe in Reih und Glied bei seiner Kompagnie. Das Herz erzitterte ihm, als die erste Granate heranheulte.

Die Schlacht fing zu atmen an. Mit einzelnen Gewehrschüssen hatte sie begonnen, die heifere, rasselnde Stimme der Maschinengewehre gab nun schon den Unterton. Dann überlötete alles die gewaltige Stimme der Kanonen und Haubitzen. Immer näher kam der Gefechtslärm, und im Rücken feuerten die eigenen Batterien ohne Unterlaß über die Truppen hinweg. Ein dumpfes, schweres Gefühl der Erwartung quillt allen in der Kehle.

„Deuwelchen! Deuwelchen!“ sagt Langs Nebenmann da und spuckt heftig aus.

Gustav Lang aber hat nun das Gefühl, als läutete sein Blut, als klängen und sängen Nerven und Adern.



Reichstagsabgeordnete besuchen die Westfront.

Phot. Rich. Spelling.

1. General von Gallwitz; 2. Dr. Kämpf, Reichstagspräsident; 3. Schriftsteller Dr. David, Sozialdemokrat; 4. Geh. Justizrat Trimborn-Köln, Zentrum; 5. Rechtsanwalt Eist, nationalliberal; 6. Dr. von Heydebrand u. d. Laasa, Konservativ; 7. Landgerichtsrat Schulz-Bromberg, Reichspartei; 8. Stadtrat Otto Fischbeck-Berlin, Fortschritt. Volkspartei; 9. Geh. Rechn.-Rat Jungheim, Direktor beim Reichstag.

er bisher noch nie gefühlt. Sein Träumen von der Vergangenheit, sein Hadern mit der Gegenwart war nur noch wie ein leises Tönen in ihm, ein anderer Akkord klang jetzt mit. Leises Schäumen, staunendes Fragen, ob wirklich dieser mordende Krieg jedes Einzelwesen zwang, in der Allgemeinheit klaglos unterzugehen.

Der Sängler war gewiß kein Mensch, der weniger bedeutete als er, war jung und hatte eine goldene Zukunft vor sich; wenn der mit heiterer Miene auf sich nahm, was da kommen konnte, hatte er kein Recht, sich als etwas Besseres abzufondern und sich zu bellagen.

Freilich erleichterte dem vielleicht gerade seine Jugend dieses Draufgängertum, weil er noch nicht imstande war, alle Konsequenzen zu übersehen. — Lang konnte noch nicht schlafen, um ihn aber schnarchten schon die Kameraden. Manch einer stöhnte im Schlafe.

Wie viele davon würden morgen um diese Zeit nicht mehr leben — im Besitz ihrer Gesundheit sein? —

Er vielleicht auch?

Das Regiment setzt sich in Marsch. Es ist schwül und drückend, obgleich die Sonne noch nicht durchdringt, Wolken und der Pulverdampf verhindern es. Langs Beine zittern schon nach einer kleinen Strecke, er hat das Gefühl, als könne er nicht mehr weiter. Dann sieht er sich nach seinem jungen Freunde um. Trotz Staub und Pulverdampf findet er ihn, elastisch läuft der neben seinen Kameraden vorwärts. Die Schlacht tobte den ganzen schwülen Tag über. Das Regiment hatte nicht Zeit, an Verpflegung zu denken, es war ständig mitten im Kampfe.

Gustav Lang hat keine rechte Vorstellung mehr von dem, was um ihn vorgeht. Instinktiv hält er sich an der Seite des großen, breiten Pommern neben sich, der ihm so oft auf sein Aßbetentum gefallen war, als sie noch in der Kaserne zusammenlagen. Jetzt hat er die Empfindung, dessen Größe würde ihn schützen.

Es ist schrecklich heiß und schwül. In der Luft ein sader Blutgeruch, Pulverdampf und das furchtbare Heulen und Dröhnen der Geschütze

und Geschosse, das fast sinnlos macht in seiner fortbauenden, sich immer noch steigenden Gewalt.

Auf einmal neben ihm ein Schrei. Gustav Lang fühlt, wie es ihn feucht überrieselt. Der riesenstarke Pommer steht nicht mehr aufrecht, liegt lang am Boden und rührt sich nicht mehr. Auch Lang schreit. Das ganze Entsetzen der Todesangst umklammert ihn. Wie der Blis wirft er sich zu Boden und kriecht hinter den Toten, der ihn vollständig deckt.

In seiner Nähe kriecht ein Schrapnell, überschüttet ihn mit harter Erde, ein Stückchen prellt ihm den Arm, aber er rührt sich nicht. Die Furcht nagelt ihn an den Boden, seine Zähne schlagen wie im Fieber zusammen.

Es wird Abend. Der Lärm der Geschütze läßt nach. Ein kühler Lufthauch kommt, — dann kurz vor dem Untergehen ein breiter goldener Sonnenstrahl.

Lang richtet sich auf. Wo sind die Seinen? Vorn — weit vorn! Hineingestürzt in den Tod, während er hier in feiger Angst lag.

Einzelne Gestalten kommen, Krankenträger mit ihren Hunden. Sie suchen Verwundete und finden ihn — ihn. Gott, wie er sich schämt! Er wagt keinem ins Gesicht zu sehen. — Sie nehmen ihn mit in das zerschossene Dorf, in dem das Regiment liegt. In tiefer Nacht kommen sie an. —

Auf einem Hügel steht Friß Ehlers und starrt in das Dunkel. Er hatte Lang vermisst. Als er ihn erkennt, läuft er ihm mit einem Jubellaut entgegen.

„Gott sei Dank, daß du lebst!“ Er weiß gar nicht, daß er ihn duzt. — Aber mit erstückter Stimme sagt der Zurückgekehrte, indem er ihn von sich schiebt:

„Kühre mich nicht an — ich bin ein Feigling!“

Er erzählt, was er getan, daß er sich vertrocken, gedeckt, während so viele von seinen braven Kameraden das Leben gelassen. Da dreht der junge Säger sich um und verschwindet wortlos im Dunkel!

Gustav Lang aber fiel, wo er stand, um und in einen toten-ähnlichen Schlaf. —

Am nächsten Tage trafen sie sich wieder, aber Friß Ehlers ging stumm wie gestern seines Weges, ohne Gustav Lang zu beachten. Der zog die Unterlippe zwischen die Zähne. Sein Gesicht rötete sich. Mit ein paar hastigen Schritten holte er den andern ein und faßte ihn an der Schulter. „Bin ich dir zu schlecht, weil ich ein Mensch, mit menschlichen Schwächen?“ fragte er verbissen. „Wer bist denn du, Knabe, daß du richten willst?!“

Friß Ehlers streifte die Hand ab. „Ich richte nicht,“ sagte er einträglich.

„Doch, du richtest — und du verdammst! — Gott, warum muß ich leben!“ Er schlug sich mit der Faust vor die Stirn.

„Du liebst doch dein Leben so sehr — warum klagst du es an?“ entgegnete der andere spöttisch und ging — ja, er ging!

Gustav Lang hätte sich auf die Erde werfen und schreien mögen. — Wie gepeitscht kam er sich vor!

Am Abend trat der Hauptmann vor die versammelte Kompagnie. Es galt durch Patrouillen festzustellen, ob und wie stark der Feind noch in der zerschossenen Mühle auf der Höhe vor der Front festsaß, von wo eigenartige Geräusche gemeldet waren, — und ihn, wenn möglich, daraus zu vertreiben.

„Freiwillige vor!“

Fast die ganze Kompagnie trat vor, allen voran Friß Ehlers. Seine blauen, jungen Augen blühten vor Lust und Freude.

„Es kann eine gefährliche Sache werden,“ sagte der Hauptmann langsam, „wir müssen mit Überraschungen rechnen!“

„Ich bitte Herrn Hauptmann, mich doch berücksichtigen zu wollen,“ sagte seine junge, frische Stimme.

Der Hauptmann nickte ihm wohlwollend zu.

„Nun noch drei Mann mit Ihnen.“

Er will sich das Eisene Kreuz holen. Das Kreuz für seinen Vater, fuhr es Gustav Lang durch den Kopf. Und auf einmal stand er neben dem Jüngling.

„Ich bitte auch um Berücksichtigung, Herr Hauptmann!“

Jrgendwo quoll ein Lachen auf, die ganze Kompagnie kannte je die schlappe Zuse, den Lang.

„Sie: — Auch die Stimme des Hauptmanns klang ganz erstaunt.“

Wie ein Stich traf ihn das alles. Aber darüber hinaus sah er ein Paar leuchtende Augen sich auf ihn richten, und das Herz wurde ihm frei. Mit fester Stimme wiederholte Lang seine Bitte. —

Lautlos, wie Schatten, schlichen die vier Männer dahin. Es war so dunkel, daß man kaum die Hand vor Augen sah. Mit keinem Wort verständigten sie sich, aber es war, als ahnte jeder, was der Führer wollte. Einmal knadte plötzlich ein trockener Zweig unter ihren Tritten, ein anderes Mal war es wie ein tiefer Seufzer, den jemand ausstieß. Bei jedem Geräusch blieben sie lauschend stehen, den Finger am Abzuge. So zogen sie in angestrengtem Horchen und gespanntem Aufpassen langsam vorwärts. Erst als sie dicht vor der Mühle standen, nahmen sie wieder dichtere Fühlung miteinander.

Es war schwer, in der völligen Finsternis das Gebäude, in dem sich anscheinend nichts rührte, zu umgehen, und vorsichtig tasteten sie sich weiter. Da plötzlich hielt Friß Ehlers den Atem an; er streckte die Hand aus und berührte Langs Schulter.

„Hörst du?“ raunte er.

Ein ganz, ganz schwaches Geräusch war von irgendwoher an sein Ohr geschlagen, wie das scharfe Ticken einer Wehuhr. — Und jetzt wiederholte es sich.

Die Patrouille stand wie angenagelt und rührte sich nicht.

Auf einmal blihte vorwärts, dicht über dem Erdboden, ein schwacher Lichtstrahl zwischen zwei Steinen auf. Er huschte am Boden hin, kam und verschwand wieder, so, als würde das Licht zuweilen in unregelmäßigen Zwischenräumen beschattet.

Behutsam ließ Lang sich auf die Knie nieder und kroch auf das Lichtpünktchen zu. Daß es vom Feinde herrührte, war sicher, und daß er in äußerster Lebensgefahr geriet, wenn er weiterkroch und überrascht wurde, auch. Aber er tat es ohne Zögern. Ganz einfach — ohne das Gefühl, dadurch etwa ein Heldentat zu vollbringen. Auf dem Bauche schob er sich Fuß für Fuß vorwärts. Folgte ihm noch jemand? — Er wußte es nicht! Es war ihm auch gleichgültig. Seine ganze Lebensenergie gipfelte augenblicklich im geräuschlosen Vorwärtstommen.

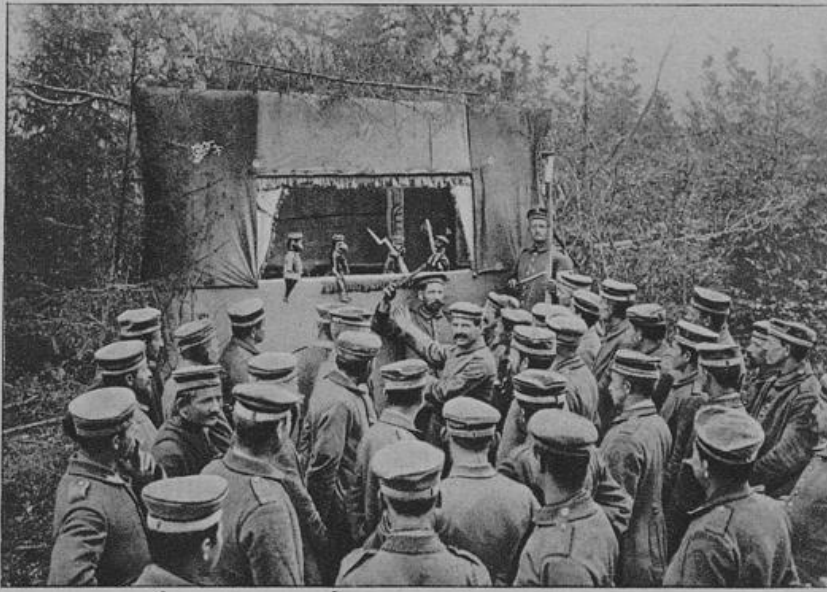
Sein Herz klopfte nicht besonders heftig, sein Atem ging auch ziemlich ruhig, ihm war nicht viel anders als sonst zumute, — nur eine fast krankhafte Neugier, die Ursache des Firtlichtes zu entdecken, hatte sich seiner bemächtigt.

Ein leichtes Staunen über sich selbst war wohl in ihm, aber kaum bemerkt, — alles andere ausgelöscht durch die große Ruhe, die fast wie ein innerer Zwang war.

Der Lichtschein vor ihm wurde zeitweise heller, je weiter er vorkam, — da plötzlich hörte er sprechen, französische Worte. Eine feindliche Patrouille von zwei Mann wohl kam um die Mühle herum — gerade auf ihn zu. Jetzt klopfte doch sein Herz zum Zerspringen. Was tun? — Schoß er, wurde der Feind alarmiert, und der Zweck der Patrouille, die Stärke der Besatzung festzustellen, war vereitelt. Er drückte sich daher dicht an den Boden und rührte sich nicht; in der Dunkelheit würde der Feind ihn nicht bemerken, auch schienen die beiden recht sorglos, denn sie unterhielten sich ziemlich laut und lachend. — Und richtig, gingen sie nur wenige Schritte an ihm vorbei, ohne ihn zu bemerken. Nach einer Weile nun kroch Lang vorsichtig weiter vorwärts, und da — neben einem großen Mühlstein, an den seine tastende Hand stieß, und der augenscheinlich zur Deckung absichtlich dorthin gewälzt war, brach der Lichtschein aus einem nicht völlig verdeckten schmalen Schlitze eines Kellerfensters dicht über dem Erdboden hervor. — Noch ein paar Linien kroch er vorwärts — und nun sah er. — Sah im Keller vier feindliche Offiziere um einen Tisch versammelt, der mit Karten bedeckt war, — ein Mann stand am Fernsprecher, bereit, jede Ansage weiterzugeben. Bewegte sich einer der Offiziere, wurde der Schein des Lichtstumpfchens, das in einem Flaschenhalse steckte, heller oder bedeckter, oder verschwand ganz. Die Herren sprachen ziemlich laut und erregt; sie fühlten sich wohl vor jedem Lauscher sicher.

Zeitvertreib unserer Feldgrauen.

Der furchtbare Ernst des Krieges, der von unsern Feldgrauen die Einlegung aller seelischen und körperlichen Kräfte verlangt, hat glücklicherweise nicht vermocht, den gesunden deutschen Humor und die Lust nach anderer Abwechslung in ihnen zu ertöten. So haben sich unmittelbar hinter den Kampfzonen Stätten der Unterhaltung gebildet, in denen sich die Krieger nach der Ablösung ungezwungener Erheiterung hingeben können. Einzelne besonders Begabte sorgen dann für alles Nötige. So hat ein Jünger der heiteren Muse den Kameraden ein Puppen-theater geschaffen und läßt in den freien Stunden seine Vielverbandsredner und Krieger ihre Hochsprünge auch auf der schmalen Leiste, die hier die Welt bedeutet, vollführen. Auch zur Ausübung der Jagd bietet sich hier und da Gelegenheit und — wie unser Bild zeigt — oft mit bestem Erfolge.



Puppen-Theater hinter der Front, von einem Feldgrauen angefertigt.



Gute Jagdbeute: Rückkehr von einer Wildschweinjagd in Nordfrankreich.

Phot. Berl. Wapp. Ges.



Regierungsrat Dr. Ludwig Bud,
Vorsitzender des Einkommensteuer-Veranlagungs-
ausschusses für den Stadtkreis Düsseldorf,



Dr. Josef Wilden,

seit 1902 Geschäftsführer der Handwerkskammer
Düsseldorf,
wurden zu Beigeordneten der Stadt Düsseldorf gewählt.



**Generalleutnant Kluge,
der neue Gouverneur von Köln,**

bisher Kommandant einer ruhmreichen Division
im Osten. Phot. Verl. Müllr.-Gel.

In diesem Augenblick klang in der großen Stille ringsum, anscheinend von der andern Seite der Mühle her, der kurze, scharfe Knall eines Gewehrschusses, dem mehrere folgten. Wahrscheinlich waren andere Patrouillen von den die Mühle umkreisenden feindlichen Posten entbedt worden.

Einer der Offiziere sprang sofort an das Fenster und stieß es auf. Der Revolver blinkte in seiner Faust. Da er vom Hellen in das Dunkle sah, konnte er niemand bemerken. Lang aber draußen zog sein Gewehr heran, zielte kurz, und der Aberaschte stürzte rücklings in den Keller.

Dann ergriff er wieder sein Gewehr und feuerte auf den Mann am Fernsprecher. Er sah ihn wanken und fallen. Eine grimmiige Freude erfaßte ihn.

„Verrat! Verrat!“ brüllten die überraschten, erschrockenen Feinde, — dann ein wildes Hin und Her, das Licht erlosch — tiefes Dunkel, in das Lang unaufhörlich aufs Geratewohl hineinfeuerte.

Mit Hurrageschrei stürmten die andern Leute der Patrouille um die Mühle herum und suchten den Eingang zum Keller. Es galt die Fernsprechverbindung abzuschneiden, ehe die Franzosen Hilfe herbeirufen konnten.

Das Licht einer elektrischen Taschenlampe glomm auf.

„Ergeben Sie sich!“ rief Friß Ehlers helle Stimme in den Keller hinein, „wehren nützt nichts. Wir sind in der Überzahl!“

Zähneknirschend ließen sich die Offiziere entwaffnen, während ihre Augen draußen im Dunkel nach der Übermacht suchten, die nicht da war. Sie zitterten vor Wut.

„Kamerad! Lang!“ jubelte Friß Ehlers dann und drückte Langs Arm. „Und du glaubst, du bist feig? — Ein Prachtkerl bist du — ein ganzer!“

Der Hauptmann war sehr befriedigt über den glücklichen Ausgang. Er beglückwünschte seine Leute und verhieß ihnen vor der Front der Kompagnie, sie zum Eisernen Kreuz einzugeben, denn sie hatten an den feindlichen Generalstabsoffizieren einen großen und wichtigen Fang gemacht. —

Als Gustav Lang endlich auf seinem Lager lag, nahm er sich ein paar kleine ensfekte Käferchen von der Uniform und setzte sie behutsam zu Boden, damit ihnen nichts geschah. Dann starrte er mit offenen Augen in das Dunkel. Er hatte heute zwei Menschen mit Überlegung und Bewußtsein getötet. — Ja! — Aber sein Gewissen, auch seine Nerven blieben ganz ruhig. Das hätte er nicht gedacht! Er mußte ein anderer, ein ganz anderer geworden sein!

Sein kleines, eigensüchtiges „Ich“ war gestorben, — dafür leuchtete ihm das Wort „Vaterland“ in überirdischem, goldenem Glanze. Vaterland! Er hatte keine Lieben daheim, keine Scholle Erde gehörte ihm, und doch durchdrang dies Wort, dessen Bedeutsamkeit er bisher geleugnet, auf einmal seine Seele bis in ihre tiefsten Tiefen. Vaterland! — Seine grünen, roten, violetten Lichter daheim waren vergessen, sein ganzes Ästhetentum lag in Scherben. Zuerst der Mensch! Und die Pflicht des Menschen gegen die Allgemeinheit, — dann erst das kleine Ich! —

Er mußte über die Wichtigkeit, die er diesem kleinen Ich bisher zugebilligt hatte, lächeln. —

Gewiß! — Er würde nachher sein altes Leben aufnehmen — aber nun wissen, daß es doch noch etwas Höheres, Gewaltigeres gab als schöne Musik und stimmungsvolle Beleuchtungseffekte.

Das Kreuz, das er sich verdient, würde ihn für die Zukunft auf eine höhere Warte heben, ihm von erfüllter Pflicht und vollbrachter Tat reden.

Nun auf einmal begriff er Friß Ehlers! —

Im Osten ging die Sonne auf. Leuchtend und strahlend, als wäre die Erde ein Friedensherd. Die Kompagnie trat an. Vor versammelter Mannschaft wurde dem Vieren das Eiserne Kreuz vom Regimentskommandeur angeheftet. Mit leisen zärtlichen Fingern strich Gustav Lang darüber hin, sein Gesicht strahlte. Zum ersten Male in diesem Kriege.

Ihm war leicht, froh und stolz zumute.

Die ganze Kompagnie drückte ihm glückwünschend und achtungsvoll die Hand. Mancher mußte sich erst die Augen auswischen — ob das die verhöhnnte, gehänselte Susse sei? — Aber sie freuten sich alle.

„Olle Jung!“ sagte manch einer gerührt.

Dann stürzte Friß Ehlers auf ihn zu und drückte und küßte ihn.

„Wie bin ich froh, Gustav! Wie froh! — Und du?“

Lang lächelte. „Ich habe eins gelernt: dem Manne gebührt die Tat.“

„Und dein Ästhetentum?“

„Es wird mich erfreuen aber nicht mehr beherrschen. Es gibt Höheres!“

Und die Arme weit ausbreitend, begann Friß Ehlers zu singen: „Deutschland, Deutschland über alles.“

Alle stimmten ein, und hochgemut und feierlich zogen sie dem Kommenden entgegen. Sei es, was es sei! — Tod oder Schmerzen. — Das Vaterland hatte seine Söhne gerufen! —



Regierungsrat Dr. Ludwig Bud, Vorsitzender des Einkommensteuer-Voranlagungs-Ausschusses für den Stadtkreis Düsseldorf, wurden zu Beigeordneten der

In diesem Augenblick klang in der großen Scheinend von der andern Seite der Mühle he Knall eines Gewehrschusses, dem mehrere folg waren andere Patrouillen von den die Mühle lichen Posten entbedt worden.

Einer der Offiziere sprang sofort an das Fen Der Revolver blinkte in seiner Faust. Da er vom sah, konnte er niemand bemerken. Lang aber dr wehr heran, zielte kurz, und der Abertschte stü Keller.

Dann ergriff er wieder sein Gewehr und fe am Fernsprecher. Er sah ihn wanken und fallen. E erfahste ihn.

„Verrat! Verrat!“ brüllten die übertra Feinde, — dann ein wildes Hin und Her, da tiefes Dunkel, in das Lang unaufhörlich aufse feuerte.

Mit Hurrageschrei stürmten die andern Leute die Mühle herum und suchten den Eingang zum S Fernsprecher Verbindung abzuschneiden, ehe die Fre rufen konnten.

Das Licht einer elektrischen Taschenlampe e „Ergeben Sie sich!“ rief Frih Ehlers helle S hinein, „wehren nützt nichts. Wir sind in der W Zähntrirschend ließen sich die Offiziere e ihre Augen draußen im Dunkel nach der Aberma da war. Sie zitterten vor Wut.

„Kamerad! Lang!“ jubelte Frih Ehlers Langs Arm. „Und du glaubst, du bist feig? — Ein ein ganzer!“

Der Hauptmann war sehr befriedigt über gang. Er beglückwünschte seine Leute und verhieß der Kompagnie, sie zum Eisernen Kreuz einzuge an den feindlichen Generalstabsoffizieren einen g Fang gemacht. —

Als Gustav Lang endlich auf seinem Lager l paar kleine entsekte Käferchen von der Uniform u zu Boden, damit ihnen nichts geschah. Da offenen Augen in das Dunkel. Er hatte heute zwei Menschen mit Überlegung und Bewußsein getötet. — Ja! — Aber sein Gewissen, auch seine Nerven blieben ganz ruhig. Das hätte er nicht gedacht! Er mußte ein anderer, ein ganz anderer geworden sein!



Generalleutnant Kluge, der neue Gouverneur von Köln, bisher Kommandant einer ruhmreichen Division im Oden. Phot. Vert. Illust.-Ges.

htiges „Ich“ war gestorben, — dafür leuchtete terland“ in überirdischem, goldenem Glanze. te keine Lieben daheim, keine Scholle Erde sch durchdrang dies Wort, dessen Bedeutsamkeit auf einmal seine Seele bis in ihre tiefsten — Seine grünen, roten, violetten Lichter da- en, sein ganzes Aistbetentum lag in Scherben. Und die Pflicht des Menschen gegen die nn erst das kleine Ich! — die Wichtigkeit, die er diesem kleinen Ich bisher deln. —

würde nachher sein altes Leben aufnehmen — aber doch noch etwas Höheres, Gewaltigeres gab als immungsvolle Beleuchtungseffekte.

er sich verdient, würde ihn für die Zukunft e heben, ihm von erfüllter Pflicht und vollbrachter

l begriff er Frih Ehlers! — ie Sonne auf. Leuchtend und strahlend, als wäre herd. Die Kompagnie trat an. Vor verflammerter en Vieren das Eiserne Kreuz vom Regiments- tet. Mit leisen zärtlichen Fingern streich Gustav in Gesicht strahlte. Zum ersten Male in diesem

froh und stolz zumute. apagnie drückte ihm glückwünschend und ach- Mancher mußte sich erst die Augen auswischen nte, gehänfelte Susse sei? — Aber sie freuten

igte manch einer gerührt. is Ehlers auf ihn zu und drückte und küßte ihn. oh, Gustav! Wie froh! — Und du?“

„Ich habe eins gelernt: dem Manne gebührt tentum?“

erfreuen aber nicht mehr beherrschen. Es gibt beit ausbreitend, begann Frih Ehlers zu singen: „Deutschland, Deutschland über alles.“

Alle stimmten ein, und hochgemut und feierlich zogen sie dem Kommenden entgegen. Sei es, was es sei! — Tod oder Schmerzen. — Das Vaterland hatte seine Söhne gerufen! —

© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN Gray Scale

- A 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19
- R
- G
- B
- W
- G
- K
- C
- Y
- M